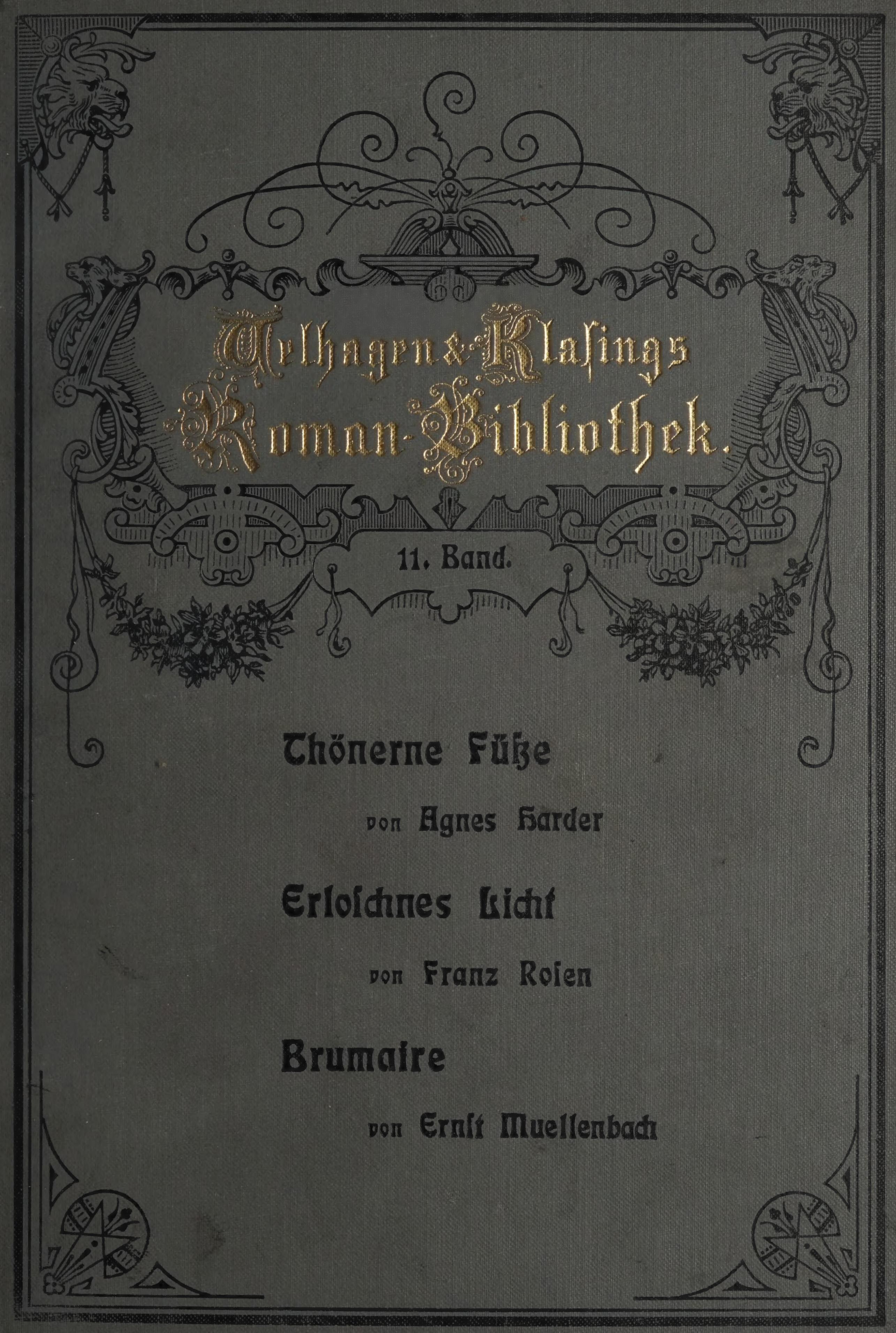
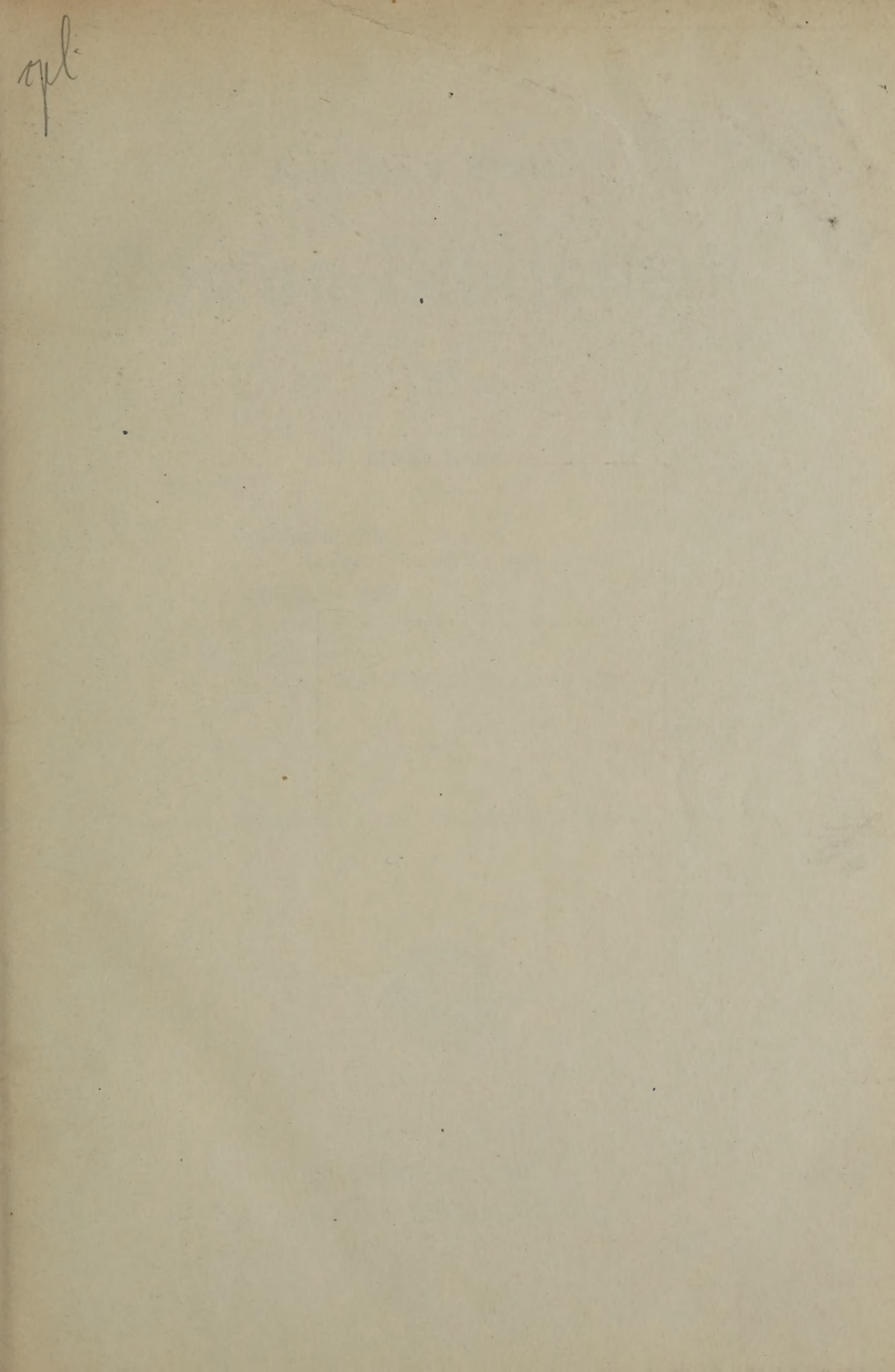


Velhagen & Klasings
Roman-Bibliothek.
11. Band.
Thönerne Füße
von Agnes Harder
Erloschnes Licht
von Franz Rosen
Brumaire
von Ernst Muellenbach



Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Elfter Band.

Thönerne Füße
von Agnes Harder Seite 1—104

Erloschnes Licht
von Franz Rosen " 105—306

Brumaire
von Ernst Muellenbach " 307—395

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XV. Jahrgang 1900/1901.



Bielefeld und Leipzig.

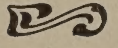
Verlag von Velhagen & Klasing.

Thönerne Füße.

Die Geschichte einer Enttäuschung.

Von

Agnes Harder.



I.

Esther Donates war keine blendende Schönheit. Sie war frisch und gesund, so biegsam wie eine Weidengerte; aber ihre Züge waren unregelmäßig, der Mund hatte fast zu schmale Lippen, die Haut zu wenig Farbe. Das wellige Aschblond ihrer Haare bauschte sich an den Schläfen auf und ließ in schönem Ansatz die schmale Stirn frei, deren ausgeprägtestes Merkmal Reinheit war. Wirklich schön waren in diesem schmalen, aber gesunden Gesicht nur die Augen. Sie erklärten den Zauber, den Esther auf die Menschen ausübte, die mit ihr zusammenkamen. Diese Augen waren ein Spiegel für Leid und Freud dessen, der ihnen gerade sein Herz erschloß, so daß dem Klagenden sein Leid noch nie so erhaben, dem Glücklichen seine Wonne noch nie so sehr Seligkeit erschienen war. Aus sich selbst gaben diese braunen Sterne dann ein funkelndes Sonnenleuchten, ein Spielen zitternder Lichter, wie sie es eingesogen hatten von der großen Sonne, wenn sie durch die märkischen Kiefern fiel und auf dem Waldboden helle Kreise tanzen ließ. Das Herz, dessen Sendboten diese Augen waren, mußte offen und ehrlich sein, jedem Eindruck hingegeben. Nichts war geheimnisvoll in ihnen, wenn anders nicht die Natur selbst, die ihre Schätze über Berg und Thal streut, geheimnisvoll ist, sobald man tiefer in sie dringen will. Vor allem hätten die nicht ihre Rechnung gefunden, die in diesen braunen Sternen mit den tanzenden Lichtern nach dem Unglück ihrer Geburt gesucht hätten.

Denn Esther war ein nachgeborenes Kind, das seiner Mutter das Leben gekostet hatte. In der kleinen norddeutschen Unviversitätsstadt hatte man den jungen Privatdozenten noch nicht vergessen, der durch einen Winter hindurch sein blondes Weib mit solchem Stolz in die Kreise der Professoren geführt hatte, die ihm zu dem Glück, das er schon besaß, auch noch den Ruhm weissagten. Statt dessen war der Tod gekommen, ganz schnell, ohne warnendes Klopfen. Er hatte ihm die Feder aus der Hand genommen, und er hatte einige Monate später auch nach dem jungen Weibe gegriffen, man hätte meinen können, aus Barmherzigkeit, wenn er nicht das kleine Mädchen vergessen hätte, unter lauter halbaufgebrochenen Knospen, die der Frühling ausgestreut hatte — aber doch mit dem Duft von Totenkerzen in dem alten Gutshaus, um das in der Nacht die Käuzchen schrieen.

Das alte Haus gehörte der Frau Donates, deren Stolz mit dem Tode des einzigen Sohnes gebrochen war. Sonst war er ihre hervorragende Eigenschaft gewesen, und er hatte gut zu ihrer energischen Persönlichkeit gepaßt, die dem Hausstand mit einer Würde vorstand, der man nicht anmerkte, daß die Jahresabschlüsse mit dem Inspektor schon lange keinen Überschuß mehr ergaben. Solange der junge Herr lebte und zu den Universitätsferien nach Hause kam, war alles so wie in vergangenen Zeiten, das Familiensilber auf der Tafel, der Rest wenigstens, denn der Hauptschatz war 1806 verkauft worden — die langjährige Dienerschaft auf ihrem Platz, und der Hauch des Behagens und der vornehmen Abgeschlossenheit über dem ehemaligen Herrenbesitz, von dem der junge Gelehrte wohl immer noch annahm, daß er seinen Mann ernähre. Er hatte auch gar keinen Grund zu zweifeln, denn bei seinem kostspieligen Studium und den sich daranschließenden Reisen waren ihm nie Beschränkungen auferlegt worden. Er hatte auch, ruhig seiner Neigung folgend, ein armes, wunderschönes Mädchen geheiratet. Seine Mutter hatte nicht widersprochen. Ihr leises Zögern hatte er allein auf die Eifersucht ihrer Liebe zu ihm geschoben. Aber die stolze Frau, die es noch für ihre Pflicht gehalten hatte, sich aufrecht zu halten, bis das Kind ihres Sohnes das Licht der Welt erblickte, war zusammengebrochen, als dieses Kind dann in seiner Vereinsamung als ihr alleiniges Eigentum in ihre Arme gelegt wurde. Vielleicht, daß sie für einen Sohn den Kampf noch einmal aufgenommen hätte — für ein Mädchen nicht.

Seit jenem Tage war sie eine andere geworden, und ein Jahr später hatte sie das Gut verpachtet, auf zwanzig Jahre. Der Inspektor meinte, mehr als eine Last würde es nicht für sie sein, wenn sie darauf bestünde, weiter zu wirtschaften. Nur das Haus und den großen Garten hatte sie für sich behalten. Es war früher immer ein Fehler gewesen, daß der Wirtschaftshof so weit ablag. Jetzt war es ein Vorteil. Frau Donates blieb nun ganz für sich allein.

Von all dem las man nichts in den Augen Esthers. Keine Schatten, keine Vorahnung eines Schicksals, oder was man sonst in ein Kindergesicht hineingeheimnist, wenn man die Vorgeschichte kennt und das Orakel spielen möchte. Esther verlebte eine unendlich glückliche Kindheit. Sie ahnte nicht einmal, daß sie einsam war mit Tieren und Blumen, die sie so gut verstand, und mit den Dorfkindern, die sie zuweilen sah und die sie so liebte, besonders die ganz kleinen, die im Sommer nur ein Hemdchen trugen, und deren Flachsköpfe die Sonne ausbleichte, bis sie schneeweiß wurden. Die Großmutter liebte Esther, wie schließlich jeder den Lebensquell liebt, von dem er sich den letzten Labetrunk verspricht, und so ungefähr wurde Esther auch von ihrer Erzieherin geliebt, einem alten Mädchen, das viel von der Welt gesehen hatte, das heißt viele Schulzimmer in Deutschland und in England, und das hier in Peterswalde in einen bescheidenen Lebenshafen eingelaufen war.

Esther wurde ganz von den beiden Frauen erzogen. Nicht einmal die üblichen Pensionsjahre schlossen sich an die Einsegnung in der kleinen Dorfkirche. Fräulein Fränkel hielt nichts von Pensionen, und Esther verlangte nie hinaus. Es war keine andre Unruhe in ihr als in den alten Ulmen im Garten, wenn der Saft in ihnen zu steigen beginnt. Fräulein Fränkel lebte, wie so viele alte Mädchen, fest verwachsen mit ihren Erinnerungen, in einem ausgebreiteten, ausführlichen Briefwechsel. Esther

war achtzehn Jahre, als die Großmutter sie fragte, ob sie für einige Zeit nach England wolle. In einer der Familien, in denen Fräulein Fränkel unterrichtet hatte, wünsche man eine junge Deutsche zur Gesellschafterin und Freundin der Tochter. Esther fühlte, daß die Großmutter mit einer solchen Trennung, die mindestens auf zwei Jahre berechnet war, ein großes Opfer bringe, aber Frau Donates gab einen Vorschlag schon immer mit einer Entschiedenheit, gegen die sich nichts einwenden ließ. Hatte sie ihn doch mit Fräulein Fränkel lange und sorgfältig überlegt.

Es gab noch einen Menschen, der in solchem Fall der Form wegen gefragt werden mußte. Das war Esthers Vormund, Heinrich Keller, ein jüngerer Vetter ihres Vaters, der bei ihrer Geburt gerade das nötige Alter gehabt hatte, um Frau Donates als Gegenvormund beigegeben zu werden. Er kam zuweilen nach Peterswalde, ziemlich der einzige Besuch, der die Einsamkeit der Frauen unterbrach. Als Esther zehn Jahre alt war, verheiratete er sich. Er war damals vom Teilnehmer der Besitzer einer Verlagshandlung in Berlin geworden, und seine Geschäfte gaben ihn einige Jahre hindurch für längere Zeit nicht frei. Er zeigte in dieser Zeit die Geburt und den Tod von zwei Knaben an. Später hörte Esther, daß seine Frau unheilbar krank und fast beständig an das Bett gefesselt sei. Sie dachte zuweilen an die Arme, wenn sie den Harzduft der märkischen Wälder atmete oder ihr Boot mit kräftigem Ruderschlag über den See trieb, den dieser Wald mit seinen Bäumen wie mit festen grünen Armen umschloß. Gesehen hatte sie des Vormundes Frau nie.

Als sie eingesegnet wurde, kam Keller zum erstenmale wieder nach Peterswalde. Die heilige Handlung fand am Himmelfahrtstage statt. Am Vormittag vorher ging Esther mit dem Vormund ein paar Stunden durch den Wald. Sie hatte ein Körbchen mitgenommen, um die Morcheln hinein zu thun, die sie im Vorübergehen finden würden, denn Esther kannte hier jeden Wildwechsel, jedes Jagen und Gestell, jeden Wachholderstrauch und jede Buche, die sich zwischen die Kiefern verirrt hatte und nun einen Kreis von Erde jährlich mit ihrem trocknen Laub düngte, daß Waldanemonen und Leberblumen hier im Frühling wie in einem Elfenring gepflanzt schienen.

Neben Esther konnte man ruhig schweigen. Sie war vieles Reden nicht gewohnt, und die Stille legte keine Last auf. Sie war kein Zeichen der Entfremdung, sondern der innigsten Nähe, denn das junge Mädchen, das noch halb ein Kind war, hatte eine so zutrauliche, liebe Art im Verkehr mit Menschen, daß sie später selbst solche rührte, die ihr nicht mit reinen Absichten entgegengetreten waren. Dieser Maiabend blieb Heinrich Keller unvergeßlich. Wie alle guten, starken Naturen hatte er ein Gefühl innerlicher Zusammengehörigkeit mit der Natur, die er in Berlin in seinen Büreaus und unter dem Klappern der Druckmaschinen fast schmerzlich entbehrte. Davon sprach er zu Esther. Von dem Druck des Krankenzimmers schwieg er. Sie gingen über das frische Waldgras, das seine feinen, braunen Blütenrispen trug, zwischen denen nur selten eine Frühlingsblume wie ein Stern stand. Die Kiefern ließen die Strahlen der tiefstehenden Sonne wie Gold an ihren rötlichen Stämmen hinabgleiten. Sie trugen alle ihre jungen Triebe, an denen noch der weiße Harzschaum der erst kürzlich gesprengten Knospe klebte. Die Drossel sang, und Esthers Augen schienen mitzusingen, denn die Drossel liebte sie mehr als die Nachtigall. Keller sah in diesen Augen die Sonnenlichter tanzen, geradeso wie sie durch die bläulichen Nadeln der

Bäume in beständigem Zucken und Flimmern auf den Waldboden fielen, er sah an einem freudigen Aufleuchten jedesmal im voraus, wenn sie wieder einen der braunen, faltigen Schwämme mit der warm leuchtenden Samthaut entdeckt hatte und in ihr Körbchen that. Er fühlte ihre Gegenwart wie die des knospenden Waldes um sich herum, und dennoch so persönlich, daß ihm einen Augenblick der Gedanke kam, diesem jungen Wesen einen Einblick in sein zerstörtes Leben zu gewähren. Freilich nur einen Augenblick lang. Heinrich Keller war kein Mann, der sich hinreißen ließ.

Sie ruderte ihn dann über den See zurück. Das Wasser war noch sehr kalt, aber in einigen Tagen hoffte sie schon wieder das kleine Badehaus benützen zu können, das Großmutter hier für sie hatte bauen lassen, und aus dem sie im Sommer täglich hinausschwamm, sicher in ihrer jungen, früh geübten Kraft. Sie erzählte ihm von einem Nest der Wildente, das sie behütet habe, bis die Jungen ausgekommen seien, und daß es ihr sogar gelänge, den scheuen Taucher zu belauschen. Dann zog sie die Ruder ein, sah ihn ernst an und faltete die Hände.

„Nun erzähle mir von meinem Vater!"

Die Großmutter sprach sehr oft von ihrem Sohn. Esther wollte aber einmal etwas Menschlicheres hören. Sie fühlte aus den Reden der alten Frau die Erhabenheit der Mutterliebe heraus, und die entfremdete ihr das teure Bild. Keller dagegen konnte sie befriedigen. Er hatte als Schüler für den flotten Studenten geschwärmt, der sein Ideal gewesen war. Er wußte eine Menge kleiner Züge, von der berühmten Freundschaft zwischen dem Corpshund und dem jungen Fuchs, von seiner ersten Mensur, seiner furchtbaren Beleidigung eines Nachtwächters, die darin bestanden hatte, daß er ihn eine politische Null genannt hatte. Esthers Gesichtchen hatte sich verklärt. Das war ihr junger Vater! In der bewundernden Liebe der Mutter, die dem mit achtundzwanzig Jahren verstorbenen Sohn schon all die Ehren gab, die er sich vielleicht in einem langen Arbeitsleben verdient hätte, hatte sie ihn nicht erkannt. Sie reichte Keller ihre schmale, bräunliche Hand hin, die einen so festen, freien Druck hatte.

„Ich danke dir!" —

‚Was wird wohl ihr Schicksal sein,‘ dachte Keller am folgenden Tage in der kleinen Dorfkirche, während der Prediger seine Hand in Esthers bauschiges, blondes Haar legte. Das Schicksal eines Weibes ist der Mann. Und Keller kannte sein Geschlecht und wußte, daß für ein feinfühliges Wesen mit großer Empfindungskraft und großem Opfermut die Liebe oft Rabenschwingen hat und den Ruf des Totenengels. Wird er sie hüten und hegen? Wird er sie zerbrechen? Es schien ihm, als würde die Liebe dieses Mädchens einmal ein großes Gut sein, ein Segen für ein starkes Herz, aber eine Last für ein schwaches, selbstsüchtiges.

Er sprach Esther an diesem Tage noch einen Augenblick allein. Die Großmutter hatte ihr ein köstliches Geschenk gemacht, den Schreibtisch ihres Vaters, und in einem Fach wohlgeordnet und mit Bändern umbunden die Briefe, die ihre Eltern in den drei Monaten ihres Brautstandes miteinander gewechselt hatten. Die alte Frau hatte sie nie gelesen, so oft sie auch heute noch in den an sie gerichteten blätterte, die in Jahrgängen geordnet waren. Ob aus Eifersucht, ob aus Zartgefühl? Sie gab sie jetzt ihrer Enkelin, und Esther sagte zu Keller, während sie mit ihm in dem verwilderten Garten auf einer moosigen Steinbank unter einem Strauch von Goldregen saß:

„Soll ich sie schon lesen, was meinst du, Heinz? Ich hab' gleich den einen angefangen. Aber —“ Ein glühendes Rot bedeckte ihr Gesicht. Seit ihrem Gespräch am andern Tage hatte sie sich dem Vater so nahe gefühlt, in überschäumender Jugendlust, mit dem Cerevis in der Stirn hatte er ihr vor Augen gestanden. Nun hatten die ersten leidenschaftbebenden Worte sie erschreckt und sie ihm wieder entfremdet.

„Wie alt bist du, Esther?“

„Sechzehn.“

„Willst du auf deinen Vormund hören?“

Sie nickte ernsthaft. Wenn sie „Ja“ sagte, war es wie ein Schwur.

„Warte noch zwei Jahre. Die Briefe gehören dir ja nun. Niemand kann sie dir rauben.“

Er wußte, daß sie die Neugier nicht kannte, weil ihr nie etwas verboten gewesen war, und er freute sich, daß er sie noch eine Weile vor der Bekanntschaft mit der Leidenschaft bewahrt hatte.

II.

Heinrich Keller war schon schriftlich zu den Beratungen über den Aufenthalt in England herzugezogen worden. Als schon alles entschieden, kam er zu einer mündlichen Besprechung nach Peterswalde, wo er seit der Einsegnung seines Mündels nicht gewesen war. Es war noch Februar. Der Frost hatte erst nach Weihnachten eingesetzt, und der kleine Strohschlitten holte ihn von der Bahnstation. Aber die Decke aus Fuchsfell hielt köstlich warm, und wie immer überkam ihn ein Gefühl von Heimatsfreudigkeit, als er sich dem Herrenhaus näherte, dessen hohes Ziegeldach eine Last von Schnee trug. Esther kam eben vom Waldsee, wo sie Schlittschuh gelaufen war. Die Pelzmütze saß ihr schief auf dem Köpfchen, sie hatte frische Farben, und als sie Keller die Hand gab — eine zärtlichere Begrüßung ließ sie sich schon lange nicht mehr gefallen — und ihn freundlich ansah, begriff er plötzlich nicht, wie er in seinem harten Leben den Sonnenschein, der von ihr ausging, zwei Jahre hatte entbehren können.

„Nun, Esther, gehst du gern hinüber?“

„Ach,“ sagte sie lachend, „bei dir ist die Frage genau so Formsache wie bei Großmama. Ihr wollt meinen langen Kleidern schmeicheln. Ihr habt entschieden, und da ich an eure Liebe glaube, so wird es wohl gut sein.“

Es war auch wirklich nichs dagegen zu sagen. Mrs. Birch lebte in Windsor, wo ihr Mann Anwalt war. Fräulein Fränkel kannte die Verhältnisse genau, wenn auch die jüngste Tochter, die als Gefährtin für Esther in Frage kam, nicht mehr von ihr erzogen worden war. Sie wollte Esther selbst hinbringen. Das alte Mädchen wurde ganz aufgeregt bei dem Gedanken an die Reise, die sie vor zwanzig Jahren zum erstenmal gemacht hatte, damals schon nicht mehr jung.

Esther war gar nicht ängstlich. Keller versprach, sie im nächsten Frühling zu besuchen. Und er hielt auch Wort. Er hatte in London zu thun und machte sich einen Tag für Windsor frei. Natürlich hätte er sich anmelden können. Aber da er ja keine weitere Gastfreundschaft beanspruchte und im Hotel übernachtete, so wollte er

sich die Freude nicht versagen, Esther zu überraschen. Er freute sich auf das Sonnenspiel in ihren Augen, wenn er ihr plötzlich gegenüberstehen würde. Es war sonderbar, wie jung er sich immer fühlte, wenn er zu seinem Mündel fuhr. Er vergaß dann sein hartes Leben, das ihm nichts gebracht hatte als Enttäuschungen, seine arme, gelähmte Frau und die Gräber seiner Kinder, und er vergaß auch, was noch das beste daran war, die Geschäftslast, die ihm von Tag zu Tag weiterhalf.

Als das herrliche Schloß von Windsor aus dem förmlich aufjubelnden Frühlingsgrün hervortauchte, hoch und herrschend, mit Zinnen und Türmen, so recht ein Schloß im Sinne der mittelalterlichen Dichtung, freute er sich, daß dieses graue Gemäuer über Esther wachte, denn es sah nach Schutz und Trutz aus und doch auch nach behütender Liebe und Poesie.

In dem hübschen Hause des Mr. Birch, an dem die mattlila Blütentrauben der Glycinien hingen und lauter Töpfe mit blühenden Maßlieb vor den Fenstern des Erdgeschosses standen, erwartete ihn nun freilich eine Enttäuschung. Die jungen Damen waren nicht da. Sie waren in den Playing Fields bei einer Partie Golf. Aber Mrs. Birch, die seinen Namen gut kannte, ließ es sich nicht nehmen, ihn dorthin zu begleiten, um Esthers Überraschung zu sehen. Sie war solch ein sweet girl, den ganzen Weg entlang unterhielt sie ihn von ihren Tugenden und von der festen Freundschaft zwischen ihr und dear Lucy. Keller, der ein wenig verstimmt war, hatte die Vermutung, daß die Mutter neben ihm, wie eine deutsche Mutter auch, zu Gunsten eines gewissen jungen Mannes sprach, den er mit einer Zeitung in einem easy-chair unter den Platanen des kleinen Hausgartens hatte liegen sehen, um so mehr da er wußte, daß der sollicitor einen erwachsenen Sohn hatte, der ihm im Geschäfte half. Aber da waren die Spielfelder, ganz in dieses unbeschreibliche englische Frühlingsgrün getaucht, und da warf eine weißgekleidete Gestalt den Golfstock im Bogen in das Gras und flog auf ihn zu — und da sah er wirklich in die sonnigen Augen, in die trotz all des goldnen Flimmerns gleich die Thränen stiegen bei der plötzlichen Erinnerung an die Heimat.

Natürlich blieb er zum lunch. Trotz seines geheimen Widerwillens gegen Bob stellte er sich sehr gut mit allen, worüber er sich im stillen wunderte, denn Heinrich Keller war nichts weniger, als ein society-man. Er hatte nie gewußt, daß er irgendwelche gesellschaftlichen Talente habe, besonders in einem fremden Lande, noch dazu in einer ihm nicht ganz geläufigen Sprache. Aber er meinte, Esther sei daran schuld. In ihrer Gegenwart hätte auch eine Wachsfigur die Steifheit vergessen. Er fand, daß sie sich wundervoll entwickelt habe, die sichere Offenheit der Engländerin vereinte sich mit dieser Zutraulichkeit des reinen Herzens, die auf ihrer Stirn wohnte und aus ihren Augen leuchtete. Er erzählte von seinen Londoner Streifzügen, von den Schauern des Detektiv-Museums und den unmenschlichen Grausamkeiten des australischen Gefangenenschiffs. Man lachte ihn aus. Das waren ja Dinge, die den Engländern selbst fremd waren. Man war in heiterster Laune, als man aufstand.

„Das wußte ich nicht, Heinrich, daß du auch diesen ‚little touch of humour‘ hast. Du bist mir immer so schrecklich ernst vorgekommen.“ — „Das bin ich auch. Aber was willst du, Esther, ich habe eben einmal einen Tag Ferien.“

„Dann wollen wir ihn genießen,“ sagte sie heiter. „Bis zum dinner habe ich

uns Urlaub erwirkt. Wenn wir nur um acht Uhr zurück sind. Und Peggy und den dog-cart bekommen wir auch."

Peggy war ein ruhiger Pony, den man Esther ohne Gefahr anvertrauen konnte, und so fuhren die beiden allein nach einem flüchtigen Besuch der Schloßterrasse in den Frühling hinaus.

„Fragst du gar nicht, wohin es geht, Vormund Heinrich?"

„Nein. Wahrscheinlich nach den Virginia Waters. Da hat man ja wohl einige antike Marmorsteine aufgestellt, und das genügt hier, im Lande Lord Elgins, um eine Sehenswürdigkeit daraus zu machen."

„Du bist sehr ungerecht, Vormund Heinrich. Einmal sind die Virginia Waters wirklich bezaubernd, wegen ihrer Bäume und des Rasens, und der herrlichen Alleen, dann hast du aber auch ganz falsch geraten. Ich bringe dich zu meinem Lieblingsort, und ich müßte nicht in Peterswalde erzogen sein, wenn meine Schönheit die Schönheit für alle wäre. Hast du jemals etwas von Burnham Beeches gehört?"

„Nichts. Ich weiß nur, daß Beeches Buchen sind."

„Mehr brauchst du vorläufig auch nicht zu wissen. Sieh lieber nach rechts, da liegt Eton College. Mit einigen von den ältesten Schülern waren wir am Vormittag in den Golfgründen."

„Ihr seid hier wohl viel mit jungen Leuten zusammen?"

Sie nickte nur, denn sie war mit Peggy beschäftigt. Es fiel ihm ein, daß sie außer ihm und dem alten Pastor kaum einen Herren gesehen hatte, ehe sie nach England kam.

„Kommst du gut mit ihnen aus?" fragte er.

Sie sah ihn ganz erstaunt an.

„Sehr gut. Warum meinst du?"

Er antwortete nicht. Diesen Augen gegenüber war er plötzlich ganz ruhig geworden in Bezug auf Bob und dessen etwaige Ansprüche.

„Magst du England eigentlich leiden, Esther?" fragte er nach einer Weile.

Sie sah sich mit strahlenden Augen um.

„Sieh nur, wie grün es ist. Ich meine immer, ich sah nie so viel Grün beisammen in der lieben, alten Mark. Ich weiß natürlich, daß das daher kommt, weil um Peterswalde Ackerland ist und Nadelwald, und du wirst nicht glauben, daß ich die ganze Herrlichkeit hier je mit der Heimat vertauschen möchte. Aber meine Augen können sich gar nicht satt trinken. Lauter Weiden, und überall standen primroses, und jetzt — sieh nur die Blumen! Und alle Wege mit Weißdorn eingefaßt — ist maytree nicht ein hübscher Name dafür? — und fast durch den ganzen Winter war es grün, die Wiesen natürlich. Atme nur die Luft. Die thut gut, nicht wahr?"

„Also hauptsächlich liebst du an England das Grüne. Eine Engländerin aber, etwa Mrs. Bob Birch, möchtest du nicht werden?"

Sie lachte leise vor sich hin.

„Nein, lieber Vormund. Ich möchte doch keinen Mann haben, der nichts vom alten Fritz weiß und von der Schlacht bei Fehrbellin, und dem Bismarck nur ein pommerscher Junker ist. Sei ganz ruhig."

Dann sah sie mit einem verträumten Ausdruck in die Ferne. Keller beobachtete

sie, und schweigend, aber in dem lieben Schweigen fester Zusammengehörigkeit fuhren sie auf den Landwegen dahin, die Esther vorhin so gepriesen. Jetzt, in den ersten Tagen des Mai, waren sie wirklich nur die umbuschten Gänge eines Blumengartens. Dann that sich eine weite Ebene auf, eine Heide, die wohl im Sommer ihren Purpur tragen mochte, wie der heimische Kiefernwald. Jetzt aber flammte sie in dem satten Goldgelb des Ginsters.

„Das ist auch charakteristisch hier, der viele, viele Ginster. Manchmal thut er meinen Augen weh. Er macht alles tot neben sich und hat so etwas Herrschendes, gerade wie Gold. Doch da sind meine Buchen. Erst wollen wir aber Thee trinken.“

Rechts dehnte sich ein Wald aus, der erst den zarten Schleier der eben geöffneten Blättchen trug. Esther aber blieb auf der Heide und fuhr über das trockene Kraut auf einige Landhäuser zu. Aus dem einen trat ein halbwüchsiger Junge, der sie zu kennen schien. Sie vertraute Peggy und den zweiräderigen Wagen seiner Obhut an und ging mit Keller in die Wirtsstube. Es war ein einfaches Landhaus, aber sie bekamen zu ihrem Thee prachtvolle Orangenmarmelade und frische Toaste, und Esther bediente ihren Vormund, und er saß so bequem in seinem geflochtenen Rohrstuhl und sah so andächtig nach den an die Wand genagelten Graphicbildern, er nahm dieses Stückchen Heimat, das ihm da in einem fremden Lande in einem Gasthause geboten wurde, so dankbar hin, daß es ihm fast leid that, als Esther aufstand.

Aber dann war es draußen doch noch schöner. Die Buchen waren uralt, nicht hoch und schlank, sondern mehr wie unzähligemal geköpfte, mächtige Weiden. Die Stämme waren von riesiger Stärke, zerklüftet und zerrissen, so ausgehöhlt, daß sie beide bequem Schutz in ihnen gefunden hätten, wenn ein Regen gekommen wäre, und zu diesem fast zerfallenden Alter stand der zarte Schauer junger Blätter in fast rührendem Gegensatz. Durch das verwitterte Laub auf dem Boden sproßten die feinen Lanzen des frischen Grases, und in ihnen stand das Wunder aller englischen Frühlingsblumen, die zierlichen, süß duftenden blue-bells. Darüber aber klang die frohe, zuversichtliche Strophe der Drossel.

Esther sah zu ihrem Begleiter in die Höhe. Sie wollte ein wenig gelobt sein. Aber selbst in den häßlichen, grobknochigen Zügen, die sonst so schwer den Regungen seiner großen Seele nachgaben, für welche die Natur sie als Maske gewählt hatte, las sie den Ausdruck fast wunschloser Zufriedenheit.

„Die Buchen sollen nämlich noch aus der Zeit Alfreds des Großen stammen,“ sagte sie stolz.

„Das bezweifle ich doch. Aber schön ist es hier. Wenn du genug von den blauen Hyazinthen gesammelt hast, möchte ich mich einmal lang in das Gras legen. Das thut einem armen Menschen wohl, der eine Druckerei in der Königgrätzerstraße in Berlin hat.“

„Warte, hier ist es noch zu feucht. Ich werde dir eine Stelle aussuchen.“

Durch Burnham Beeches geht eine Schlucht, in deren Nähe sie geraten waren. Sie retteten sich aus der Nässe wieder auf festen Boden, und hier, wo der Rasen schon kräftiger war, setzte sich Esther in einen der hohlen Stämme, der förmlich wie ein ziemlich geräumiges Borkenhaus aussah. Ein wilder Apfelbaum stand daneben und tauchte seine rosigen, blütenschweren Zweige in das Grün der alten Buche. Esther

hatte den Hut abgenommen und hielt die Hände mit dem großen Strauß von bluebells in dem Schoß. Keller, der im Gras lag und den Kopf in die Hand stützte, dachte, daß man zu König Alfreds Zeiten geglaubt haben würde, sie sei eine Zauberin, und daß auch ihn eigentlich nichts hindere, sie für eine Verkörperung der jungen Natur zu halten.

„Hast du jetzt eigentlich die Briefe deiner Eltern gelesen, Esther?“

Sie wurde ganz rot. Die Augen, die zu ihm hingeschaut hatten, senkten sich auf die Blumen in ihrem Schoß.

„Ich wollte es dich schon damals fragen, ehe du nach England gingst. Ich vergaß es dann aber.“

„Damals hatte ich sie auch noch nicht gelesen,“ sagte sie eifrig. „Du warst ja im Februar bei uns, und die zwei Jahre waren erst am Datum meiner Einsegnung herum, gerade als Fräulein Fränkel wieder abgefahren war und ich mich doch noch fremd fühlte und Heimweh hatte. In vierzehn Tagen wird es ein Jahr sein.“ Er lächelte, daß sie sich in ihrer Ehrlichkeit so streng an den Tag gebunden hatte. Aber das Lächeln verging ihm, als er den Schmerz hörte, der durch ihre Stimme zitterte: „O Heinrich — ich weiß nicht, ob ich das überhaupt hätte lesen dürfen — ob irgend ein Mensch das Recht hat, andern so mitten ins Herz zu schauen. Ich bin nur froh, daß Großmama sie nicht angerührt hat. Ich denke, sie hätte es nicht ertragen, zu wissen, daß Papa jemand anders so viel, viel mehr geliebt hat, als sie. Ich —“

Sie brach ab. Ein Schluchzen kam von ihren Lippen. Aber Keller richtete sich auf. Ihr Antlitz war so verklärt, so von innen heraus durchleuchtet, daß ihm, verbunden mit dem verträumten Ausdruck von vorhin eine Gewißheit kam.

„Du liebst selber, Esther. Sage es mir. Ich bin ja wie dein Vater.“

Wie vorhin während der Fahrt kamen ihre Augen zu ihm, so zutraulich, daß sie sein Herz rührten.

„Nein, Vormund Heinz. Wie kommst du nur darauf? Aber ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, etwas, was Großmama nie wissen darf. Ich hab' mich in die Briefe verliebt. Ja, glaub es nur, ganz im Ernst. Ich kann manche ganz auswendig, und ich sage sie vor mich her, des Nachts, wenn ich einmal nicht schlafen kann. Die Briefe haben mich ein Geheimnis gelehrt. Denn die Liebe ist doch ein Geheimnis, nicht wahr? Und wenn meine Eltern so lieben konnten, so werde ich es auch. Ich fühle es ordentlich.“ Sie legte eine ihrer schlanken Hände auf ihre Brust. „Es ist schon da, Heinz, ich weiß nur noch nicht, was ich damit machen soll. Aber ich werde warten.“

Sie sah gerade aus in die weichen, jungen Blätter und die Apfelblüten. Eine irre Angst ergriff ihn.

„O Kind! Weißt du auch, was du thust? Weißt du, daß nichts so gefährlich ist, als goldene Ideale aufstellen? Hast du nie etwas davon gehört, daß sie thönerne Füße haben?“

„Aber die Liebe ist kein Ideal, Heinz. Ich weiß es ja aus den Briefen. Sie ist eine Wirklichkeit. Sie kommt. Man darf sie nur nicht selbst zerstören. Du hast mich vorhin nach Bob Birch gefragt und nach den jungen Etonschülern. Du mußt nicht denken, daß ich ein Spiel meine, wie es Lucy mit einem von ihnen treibt —

gewiß nicht. Ich meine nicht, daß man es ebensogut lassen könnte und heute so sein und morgen so, oder auch einen andern küssen, wenn der eine nicht da ist. Nicht wahr, das glaubst du nicht von mir?“

Sie sah flehend zu ihm hin.

„Nein, Liebling. Aber wenn du dich einer fremden Gewalt so hingeben willst, dich so ausliefern an ein Unbekanntes, wo willst du denn die Sicherheit hernehmen, daß der andre es auch verdient? Nicht alle Männer sind wie dein Vater.“

„Mein Herz wird sich nicht irren, Heinrich. Wie könnte man sich irren, wenn es sich um das ganze Leben handelt? Und wie soll man denn Erfahrungen machen in der Liebe, wo es doch kein Handeln gibt — wenn nicht auf solchen Schmugglerwegen, wie Lucy sie geht?“

„Du bist noch sehr jung, Esther,“ sagte er ernst.

„Ich will ja auch noch warten. Nicht einen Schritt will ich dem Wunderbaren entgegengehen. Ich weiß, es wird mich finden. Habe ich jemals von Peterswalde in die Welt gedrängt? Ich fühl' es, daß mich die Liebe finden würde, und wenn ich immer bei Großmutter bliebe. Es ist das Erbteil meiner Eltern.“

Sie schwiegen beide. Heinrich hielt es für gefährlich, daß sie sich noch mehr aussprach. Sie hatte ein Feuer im eignen Herzen angesteckt. Der Brand durfte sie nicht verzehren.

„Versprich mir nur, Esther, daß du mir sagst, wenn du den Mann findest, dem du diesen Schatz geben willst. Versprich es dem Freund, nicht dem Vormund.“

Sie gab ihm die Hand, denn sie waren beide aufgestanden. Es war Zeit zur Heimkehr.

„Ich verspreche es dir. Aber such dann nicht, mir abzuraten. Denke dann an diese Stunde.“

Als Heinrich Keller zurückfuhr und während einer stillen, nebligen Überfahrt nach Vlissingen Zeit hatte, die verflossenen Eindrücke zu sichten, blieb trotz aller geschäftlicher Abschlüsse der Nachmittag in Burnham Beeches der wichtigste für ihn. Er war während des dinners noch in der Familie gewesen — für diese Gelegenheit hatte er den Frack nach Windsor mitgebracht, ein Opfer, das Esther nicht einmal bemerkte, da sie seine Abneigung gegen gesellschaftlichen Zwang nicht kannte — aber jener little touch of humour, der allen beim lunch so gefallen hatte, war in seinem Gesicht nicht wieder erschienen. Noch jetzt, in dem Nebel, der ihm die flachen Ufer von Harrich verdeckte, glaubte er Esthers Gestalt zu sehen in dem einfachen Kleid, in dem sie zu Tisch erschienen war, aber mit freien Schultern und Armen. Er hatte sie doch eigentlich noch immer für ein Kind gehalten. Nun hatte sie ihm gezeigt, daß Körper und Geist gereift waren.

Während er sich fröstelnd in seinen Plaid hüllte, fragte er sich, ob sie Wort halten und zu ihm kommen würde, wenn sie den Mann ihrer Wahl gefunden hätte, und ob ihre Augen dann noch dieselben sein würden wie damals, da sie in der hohlen, alten Buche gesessen hatte, scheu und zutraulich zugleich? Und ihm kam plötzlich der Wunsch, die Faust zu ballen und sie jenem Unbekannten entgegenzustrecken, in den zähen, feuchten Nebel hinein, der wie ein klebriger Schleier um das Schiff hing.

III.

Als Esther in die heimischen Verhältnisse zurückkehrte, fand sie die Großmutter doch sehr gealtert. Aber der eiserne Wille dieser Frau war derselbe geblieben. Esther war nun zwanzig Jahre alt, und die abgeschlossene Einsamkeit von Peterswalde schien Frau Donates für die Enkelin nicht mehr zu genügen. Zudem war sie, eine männlich angelegte Natur, stärker in einem einmaligen großen Opfer, als im Ertragen täglich wiederkehrender kleiner Anforderungen. Den Verkehr mit den Nachbarn wieder anzuknüpfen war ihr nach ihrer langen Vereinsamung unmöglich, so fügte sie sich lieber in eine zeitweilige Trennung. Esther hatte Mühe, wenigstens den Sommer zu gewinnen und die Einsamkeit der märkischen Heide und des Waldsees für sich zu retten. In England war sie ihrer Meinung nach genug mit Menschen zusammen gewesen, um nicht sofort wieder neue zu brauchen. Ihr Skizzenbuch war ihr Zeitvertreib genug. Sie hörte so gerne zu, wenn die alten Ulmen im Garten rauschten. Ihr Vater hatte unter ihnen gespielt, und die mächtigen Bäume waren mehr als einmal erwähnt in jenen Briefen, denen sie einen solchen Einfluß in ihrem Leben eingeräumt hatte.

In den letzten Universitätsferien vor seiner Vermählung war ihr Vater ganz in Peterswalde gewesen, um noch einmal seiner Mutter zu gehören. Seine Braut hatte ihn für kurze Zeit besucht. Sie schien nie ganz heimisch in der strengen Abgeschlossenheit des alten Herrenhauses geworden zu sein. Wer weiß, ob das Zusammenleben der beiden Frauen ein friedliches geworden wäre, wenn die junge Frau Donates die Geburt ihres Töchterchens überlebt hätte, wer weiß, ob sie sich selbst unter dem Schutz ihres Mannes in den Kreisen der Universitätsprofessoren eingelebt hätte. Sie war die Tochter eines Fabrikanten gewesen, im Wohlstand aufgewachsen, der durch einen schnellen Wechselfall des Geschicks gerade um die Zeit, als sie Donates kennen lernte, sich zu vollständiger Mittellosigkeit verflüchtigte. Beide Gatten hatten noch nicht Zeit gefunden, etwas anders zu denken als ihre Liebe und das berauschende Glück gegenseitigen Besitzes. In Frau Elsens Herzen schliefen noch alle Keime ihres eigentlichen Wesens, und nur die der Leidenschaft waren entwickelt. Was aus diesem Verhältnis im Lauf der Jahre geworden wäre? Die alte Frau Donates mochte andre Gedanken darüber haben als die junge Esther.

Esther fühlte sich unter den Verwandten ihrer Mutter nicht recht heimisch. Seit sie erwachsen war, brachte sie regelmäßig einen Teil des Jahres bei ihnen zu, und die Großmutter leistete den beständigen Einladungen noch Vorschub, denn sie fühlte wohl, daß Esther ihr nach jeder Abwesenheit ein volleres Empfinden entgegenbrachte. Immer mehr wurde sie in ihren Augen die Tochter ihres Sohnes. Esthers Mutter war die jüngste von vier Geschwistern gewesen. Ihr Bruder hatte eine große Weinhandlung am Rhein, die eine Schwester war an einen Kaufmann in Frankfurt a. M., die andere an einen Beamten in Berlin verheiratet. Überall waren Söhne und Töchter. Esther, die so still in ihrer Kiefernheide und unter der Obhut der beiden alten Frauen dahinlebte, hatte also draußen in der Welt viele Hände, die sich nach ihr ausstreckten. Ihre Verwandten konnten sich dem Zauber, der von ihr ausging, nicht entziehen, ja, am Rhein würde die mangelnde Mitgift kein Hindernis gewesen

sein, wenn es einem der Söhne gelungen wäre, sie dauernd an das Haus zu fesseln. In Berlin, wo das im Gegenteil sehr mitgesprochen hätte, gab es keine Söhne, nur drei Töchter.

Es machte sich ganz von selbst, daß Esther in den Jahren, die ihrem Aufenthalt in England folgten, den Herbst am Rhein und Main, einen Teil des Winters in Berlin verlebte. Zu Weihnachten kehrte sie immer wieder nach Peterswalde zurück. Am Rhein hatte sie auch Lucy Birch wiedergesehen und war mit ihr und Bob bis nach Heidelberg zusammen gereist. Von dort bekam Heinrich Keller einen langen Brief von ihr. Sie schrieben sich sonst nie ohne äußern Anlaß, da sie sich ja in Berlin häufig sahen. Diesmal aber, während sie getreulich an die Großmutter berichtete, wie sie äußerlich den Spuren des Vaters gefolgt sei, schrieb sie noch einen ausführlichen Brief an den Vormund, in dem sie ausschüttete, was ihr Herz bewegte.

Keller, der die schmale Briefdecke mit den großen, energischen Schriftzügen beim Sortieren seiner Briefe sofort beiseite legte und zuerst öffnete, sah nach dem Lesen eine Weile still vor sich hin. Was für ein Übermaß von Empfindung in ihr lebte, wie warm das Blut in ihr pulsierte! Und dazu als so seltsame, fast überraschende Beigabe der klare, schlichte Verstand dieses Mädchens, der sie vor aller Überschwenglichkeit bewahrte — bis auf den einen Punkt in ihrem Leben, in dem sich alle Phantasie, alle Sehnsucht geeint hatte.

„Es ist mir eigentümlich," schrieb sie unter anderm, „an einem Ort zu weilen, der eine so große Rolle in dem Leben meines Vaters spielte, obgleich er damals meine Mutter noch nicht kannte. Du hast mir soviel aus seiner Studentenzeit erzählt, Heinz, und unwillkürlich sehe ich jedem Studenten nach, der die Farben seines Corps trägt. Bob neckt mich damit und findet, ich hätte mehr Neigung für Saxoborussen, als für Etonschüler. Aber das ist es nicht, wie du weißt. Es ist so wunderbar, daß unser Leben, für den Blick der Menschen ein unteilbares Ganzes bis zum Tage unsers Todes, in sich so verschiedene Abschnitte enthält, die voneinander getrennt sind wie zwei Leben auf zwei verschiedenen Himmelskörpern. Gewiß kann ich mir Vater vorstellen mit dem weißen Stürmer auf dieser herrlichen Schloßterrasse, überschäumend vor Jugendlust. Aber der Mann, der jene Briefe schrieb, hat nichts mehr mit ihm gemein als den Namen. So ändert die Leidenschaft. Du nüchterner Vormund würdest dich wundern, wenn du wüßtest, welche Träume ich träume, wenn wir so am Abend den Rhein herunterfahren, oder wenn ich ein wenig wie ein gefangener Vogel unter den andern bei einem der Massenkonzerte im Palmengarten sitze."

Der nüchterne Vormund steckte den Brief in seine Brusttasche und rückte das Bild seines Mündels auf seinem Schreibtisch ins rechte Licht, ehe er in sein Büreau ging. —

Esther verlebte ein frohes Winzerfest am deutschesten der Ströme. Ihre Vettern waren zu den Ferien da, und die Freunde und Freundinnen des Hauses versammelten sich immer wieder zu dieser quellfrischen, erquickenden Geselligkeit, die den Norddeutschen so leicht blendet. Esther genoß diese Tage, die soviel Poesie bargen, in vollen Zügen. Sie paßte gut hinein mit ihren Sonnenaugen, und niemand war zu Kahnfahrten, zu Ausflügen und zum Tanz eine gesuchtere Partnerin, als sie. Sie legte aber allem Entgegenkommen nicht viel Wert bei. Von England her war sie ja an einen freien

Umgang der Geschlechter gewöhnt. Ihre treuherzige Art machte sie bald zur Vertrauten ihrer Umgebung, und die Überschätzung, die sie selbst im Geheimen für die Liebe hegte, ließ es ihr ganz natürlich erscheinen, daß es sich bei allen, die zu ihr kamen, auch nur um die Liebe handelte. Niemand konnte das Gefühl haben, nicht genügenden Anteil an seinem Geschick zu erhalten, wenn ihre Augen so tiefernst wurden. Nur mußte er nicht versuchen, sie selbst zum Mittelpunkte der Unterhaltung zu machen. Dann wechselte der Ernst mit einer unwiderstehlichen Heiterkeit.

Einmal, als sie alle nach Rolandseck gestiegen waren und oben neben dem alten Gemäuer lagerten, sprachen sie wie echte Jugend von ihren Idealen.

„Ich habe kein Ideal," sagte Esther.

Niemand wollte ihr glauben. Warum hatte sie denn zuweilen so ein blasses, verträumtes Gesichtchen, wenn sie in den Mond sah? Und man fing an zu raten: einen schneidigen Gardeoffizier, einen gelehrten Professor, einen berühmten Künstler.

„Aber das sind ja gar nicht Ideale, was Ihr da aufzählt, das sind ja Partieen."

Die jungen Männer lachten. Die jungen Mädchen sahen sie verdutzt an. Im Grunde war man am Rhein nicht so harmlos, wie es den Anschein hatte.

Übrigens machte ihre zweite Cousine in Frankfurt jetzt wirklich eine Partie, und diese Hochzeit bildete den Schluß für die diesjährigen Hochsommertage. Obgleich die Festtafel selbst im Palmengarten stattfand, war in dem reichen Hause doch kein Plätzchen unbesetzt, als sich die Verwandten am Tage vorher zusammenfanden. Esther teilte ihre Stube mit Hedda, ihrer ältesten Cousine aus Berlin. Da sie so an Einsamkeit gewöhnt war, war ihr das nicht besonders behaglich.

Am Vorabend der Hochzeit kam Ella, die junge Braut, des Abends noch zu ihnen.

„Ich mache Abschiedsvisiten," sagte sie, sich in ihrem langen, gestickten Frisiermantel auf den Rand eines der Betten setzend, die neben einanderstanden. „Bei euch bleibe ich am längsten, da ich annehme, daß ihr die nächsten seid, die mir auf dem Kriegspfad folgen werden."

„Wie ist dir eigentlich zu Mut," fragte Hedda, neugierig zu Ella hinsehend.

„Wie dem Krieger vor der Schlacht, natürlich. Wenn ich nur selbst sehen könnte, wie die Schleppe meines Brautkleides fallen wird! Der ganze Eindruck hängt davon ab. Mache nicht so entsetzte Augen, Esther! Ich sehe sie im Mondschein und fürchte mich. Natürlich nehme ich meinen Friedrich sehr gerne, beruhige dich nur. Ich wüßte wirklich nicht, weshalb ich sonst Ja gesagt hätte. Ich habe es doch nicht nötig."

Hedda seufzte. Sie gehörte zur armen Linie und hatte es nötig.

„Er ist der ältere Bruder von Malwinens Mann und Haupt der Firma. Na, und was das besagen will, kann dir jeder kleine Junge in Bockenheim sagen. Zudem, einmal muß man doch heiraten, nicht wahr, Esther?"

„Ich weiß nicht."

Ella bog sich nieder und legte ihre Hände auf Esthers Schultern.

„Man sagt so," lachte sie. „O Esther, was hast du für weiche, runde Schultern! Das hätte ich dir ja gar nicht zugetraut. Du —"

Aber Esther war vor den zudringlichen kleinen Händen unter die Bettdecke zurückgewichen. Das Schamgefühl durchzuckte sie wie ein scharfer körperlicher Schmerz.

„Und ihr reist wirklich nach Paris," fragte Hedda wieder, die der kleinen Scene, die sich neben ihr abgespielt hatte, keinen besondern Wert beilegte.

„Gewiß, logieren im Grand Hotel, ist alles schon bestellt. Vielleicht geht es noch nach Trouville. Ich nehme auch nur das Allernotwendigste mit. Friedrich hat mir versprochen, dort alle meine Toilettebesorgungen mit mir zu machen. Da bin ich gut aufgehoben. Er versteht etwas davon."

„Du Glückliche," sagte Hedda.

Esther aber fragte naiv:

„Warum versteht er davon mehr als du, Ella?"

„Kind," antwortete die junge Braut, in diesem Augenblick die künftige Weisheit schon im voraus nehmend, die manche junge Frauen wie einen lockenden, durchsichtigen Schleier um sich auszubreiten lieben, „Kind, weil ich wahrscheinlich nicht die erste bin, der er da in Paris Rat erteilt. Er ist ja schon vierzig Jahre. Aber es ist spät. Schwarze Ringe um die Augen möchte ich morgen doch nicht haben."

„Einen Augenblick noch," bat Hedda, die langen, magern Arme nach der Cousine ausstreckend, „wen gibst du mir morgen zu Tisch, den Prokuristen, der im vergangenen Jahr auf Eurem Hausball mit mir tanzte und dann gesagt hat, ich hätte Geist?"

„Denselben. Mama hat darüber schon an deine Mutter geschrieben. Er steht sich jetzt auf zwölftausend Mark Gehalt und Tantieme. Auf dich, Esther, hat Vetter Paul schon gleich bei meiner Verlobung Beschlag gelegt. Hüte dich, ich glaube, er plant einen letzten Angriff. Und nun ernstlich gute Nacht."

Sie bog sich hernieder und legte ihre warmen, weichen Lippen auf Esthers Mund.

„Wie kalt du bist, Esther. Ich sah neulich mit Friedrich zusammen Romeo und Julia, ziemlich unpassend, wenn es nicht zum Glück Klassikervorstellung gewesen wäre. So kalt wie du war Julia vor der Ehe mit dem Grafen, ehe sie den Schlaftrunk nimmt. Geschmacksache. Für Paris hat mir Friedrich übrigens andre Unterhaltung versprochen. Seht morgen so schön aus wie ihr könnt. Niemals sind die Männer so empfänglich gestimmt wie bei Hochzeitsdiners."

Noch ein helles, halb lustiges, halb leichtsinniges Lachen, und die Braut war verschwunden. Die jungen Mädchen lagen ganz still in ihren weißen Betten. Durch die hellen Vorhänge der Fenster fiel gedämpftes Mondlicht.

„Ella ist doch sehr glücklich," flüsterte Hedda nach einiger Zeit. Und als aus dem Bett neben ihr keine Antwort kam, fügte sie hinzu: „Wenn ihr zufällig ein armer Mann gefallen hätte, so hätte sie ihn auch nehmen können, obgleich Tante nicht sehr entzückt gewesen wäre. Nun gefällt ihr aber der Reiche, und sie nimmt nicht einmal ein Bedauern in ihre Ehe mit."

„Du willst doch nicht sagen — Hedda, du meinst doch nicht — dieser Mann, von dem ihr vorhin beide spracht —"

„Der Prokurist Teichert? Ja, Esther, wenn er um mich anhielte, würde Mama sehr glücklich sein."

„Aber er gefällt dir nicht? Du — du liebst ihn nicht?"

„Besinnst du dich auf den jungen Arzt, der im vorigen Jahr ziemlich oft bei uns war?"

„Doktor Helmers? Natürlich. Ich — Hedda, ich dachte, ihr liebtet euch."

„Wir lieben uns auch. Im Frühling, auf einer Fahrt nach Halensee, hat er es mir gesagt. O, Esther, war das eine schöne Stunde, am See, als die andern vorausgegangen waren. Die werde ich nicht vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werde."

„Und nun?"

Zum erstenmale an diesem Abend nahm Esther wirklichen Anteil.

„Nun — wir können uns natürlich nicht heiraten. Er ist ein armer Arzt. In Berlin will er bleiben. Also braucht er eine reiche Frau. Die Rechnung ist einfach genug. Es wäre sehr schön, wenn Herr Teichert morgen Ernst machen würde. Es kommt so selten vor. Bedenke nur, daß ich nicht viel mehr als eine Wäscheausstattung habe."

„Hedda," es klang wie mühsam zurückgehaltene Empörung — „Hedda, mache doch nur nicht so, als ob es eine Herablassung wäre, wenn ein Mann ein armes Mädchen nimmt. Liebe ist doch kein Handel."

„Du bist auch nicht reich, Esther. Aber zur Not hast du doch zu leben. Du weißt nicht, wie knapp es gewöhnlich bei uns zugeht, denn für die Pension, die du zahlst, kann ja alles etwas reichlicher eingerichtet werden. Aber siehst du, Nelly ist jetzt auch zwanzig, und Lolo ist eingesegnet. Besonders hübsch sind wir nicht. Wir haben nur unsre Jugend. Wenn die ungenützt vergeht — nein, ich will gewiß morgen zu Herrn Teichert so freundlich sein wie ich kann. Wenn er nur nicht die häßliche Warze neben der Nase hätte. Ich kann Warzen nicht leiden."

„Und — Doktor Helmers?"

„Im Grunde würde er froh sein, wenn er meine Verlobungsanzeige bekäme. So sind die Männer nun einmal," sagte die nüchterne Berlinerin mit einem Seufzer.

Dann schwiegen sie. Hedda schlief auch wirklich ein, der Wunsch, morgen möglichst frisch auszusehen, war zu dringend. Aber Esther lag noch lange wach.

War das das große Wunder? —

Am nächsten Tage gab es in dem schönen, geschmückten Hause sehr viel laute Freude, aber keine Weihe, keine Mutter, die ihre Tochter noch einmal in die Arme nahm, keine zitternde, zärtliche Braut, nichts, was Esther erwartet hatte, für die diese erste Hochzeit ein innerliches Ereignis war. Da war Frau Malwine, die älteste Tochter, die die Heirat zu stande gebracht hatte und sehr viel Raum für sich beanspruchte. Ihre beiden kleinen Knaben sollten die Schleppe der Braut tragen, was die größten Vorbereitungen verlangte und sich schließlich als die eigentliche Hauptsache bei der Trauung herausstellte. Dann kamen die Sträuße der Brautführer, die von den jungen Damen eingehend geprüft wurden, die Hochzeitsgeschenke und Blumensendungen. — Esther war froh, als sie sich in ihr Zimmer retten konnte, unter dem Vorwande, Toilette zu machen, obgleich sie nicht die Hälfte der Zeit brauchte, die noch vor ihr lag. Aber da stand Hedda, ängstlich bemüht, einige Grieskörner aus dem Kinn zu entfernen, und Esther half ihr nun, sich so schön zu machen, wie es ihre dürftige Figur nur irgend erlaubte. Die Toilette war chic, darauf hielten die Berliner Cousinen, lieber tranken sie dünnen Kaffee und aßen unbelegte Brote. Hedda war in Aufregung. Schließlich fiel sie Esther um den Hals, aber nur so weit, daß sie die Spitzen an ihrem Ausschnitt nicht zerdrückte, und sagte, sie würde am liebsten weinen,

wenn sie nicht fürchtete, rote Augen zu bekommen, und ihre Augen seien so schon matt genug.

In der Kirche, als die schöne Braut beim Wechseln der Ringe versuchte, ihren Zügen weihevollen Ernst an Stelle der triumphierenden Zufriedenheit zu geben, drückte Vetter Paul Esthers Arm fest an sich. Er zog eine leise Hoffnung aus der Thatsache, daß sie ihn gewähren ließ. Sie merkte es nicht einmal. Sie sah nicht die geputzte Menge mit dem etwas gequälten Gesichtsausdruck, nicht die beiden Kinder in den unwahrscheinlichen Pagenanzügen — sie sah ganz gerade aus, über den mächtigen Strauß von Herbstveilchen, den ihr Begleiter ihr geschenkt hatte, nach dem bunten Kirchenfenster, durch das das flimmernde Sonnenlicht fiel.

Bei Tisch war sie stiller als sonst. Das Diner im Palmengarten war natürlich glänzend. Paul trank sich in den Weinen Mut zu dem letzten Anlauf. Er hatte seine Cousine wirklich lieb, und er war noch zu jung, um sich etwas darauf einzubilden und sich selbst in dieser unglaublichen Herablassung zu spiegeln, wie Herr Teichert, der sein Gegenüber war. Wenn Esther nur gewollt hätte. Sie sah ihn so freundlich an.

„Du würdest noch viel hübscher aussehn im Kranz und Schleier als Ella. Willst du denn wie eine verwunschene Prinzessin in deiner Kiefernheide am See sitzen bleiben?“

„Wenn es sein muß!“

„Esther, du bist wirklich Fatalist.“

„Ja, was willst du, Paul? Kann ich es denn zwingen?“

Er hatte schon zu viel Wein getrunken, um es heute sehr ernst zu nehmen. Aber am nächsten Morgen war er beinahe unglücklich darüber.

Als die Tafel beendet war, verschwand das Brautpaar. Die Herren machten einige Witze, nicht zu leise. Die Damen kicherten, und die verheirateten Frauen flüsterten untereinander. Hedda hielt sich in Esthers Nähe. Aber Esther sah wohl, daß die Cousine jedesmal an die Warze dachte, wenn sie das Schnupftuch aufhob, das Teichert-Pascha ihr zuwarf.

Sie fühlte sich unglücklich und empört zugleich. Ein schöner Traum war ihr zerstört worden. Sie sehnte sich nach der Großmutter und Fräulein Fränkel und Peterswalde. Sie war so froh, als sie das Festkleid abstreifen durfte und unter die Bettdecke schlüpfen konnte. Wie gern hätte sie das Zimmer für sich allein gehabt! Nun mußte sie erst noch hören, daß „er“ — aber nicht Doktor Helmers! — ziemlich deutlich gewesen sei, und daß Tante Hedda mit besonderer Wichtigkeit gebeten hatte, noch einige Zeit in Frankfurt zu bleiben, so daß Esther wohl allein nach Berlin müsse — und dann, endlich, wurde es neben ihr still.

Esther weinte, weinte wie ein Kind. Und während dieser stürmischen Thränen litt sie wie ein Weib, verletzt in ihrem Schamgefühl und ihrer Keuschheit.

War das das große Wunder? —

IV.

Es war für Heinrich Keller immer eine schöne Stunde, wenn er sein Mündel von der Bahn abholen konnte. Der Friedrichsbahnhof mit seinem Gedränge, den Menschenfluten, den schrillen Pfiffen der beständig wechselnden Züge bei dem Stadt- und Fernverkehr ist gewiß nichts weniger als ein angenehmer Aufenthaltsort, vor allem nicht, wenn ein trüber Oktoberhimmel den Qualm der Lokomotiven niederdrückt und wie graue Schleier vor den Bogen der Halle hängen läßt. Aber Keller, der sonst ein feines Empfinden für jede Stimmung in der Natur hatte, sah dem einfahrenden Zug so fröhlich entgegen, als brächte er den Frühling in Person. Für ihn war es wirklich Lenz, als er Esther aus dem Abteil half, und der erste Schatten fiel auf seine Freude, als er sie ein wenig blaß und überwacht fand. Eisenbahnfahrten pflegten ihr sonst vorzüglich zu bekommen.

Als er sie glücklich in einer Droschke untergebracht hatte und nun neben ihr nach der Wohnung der Tante in Moabit fuhr — zum Glück einen ziemlich langen Weg — kam wieder das Gefühl fröhlichen Alleinbesitzes über ihn, das diese Fahrten nun schon seit Jahren auszeichnete. Keller holte sie immer ab und brachte sie immer zurück. Tante Hedwig Ritter ließ sich das gerne gefallen, denn es war schließlich für sie eine ziemlich sparsame Einrichtung.

Zunächst genoß Keller ein wenig das Alleinsein. Er hatte sie so lange nicht für sich gehabt. Als sie nach dem Rhein fuhr, war er in Geschäften abwesend von Berlin. Eins war ihm klar, es war nicht die strahlende Esther Donates, bei der alles Licht von innen kam und die matte äußere Hülle belebte. Er hätte gerne gefragt, ob sie ein innerliches Erlebnis gehabt habe. Seit jenem Tage in Burnham Beeches ließ ihn die Furcht nie ganz los. Statt dessen sagte er schließlich das denkbar Gleichgültigste.

„Bist du mit deinem Reisegeld ausgekommen, Esther?“

„Ich komme doch immer aus, Heinz.“

„Ja, aber ich dachte, die Hochzeit in Frankfurt würde dir besondere Ausgaben gemacht haben. Ich will nur hoffen, Esther Donates hat nicht an sich gespart, als die andern sich schmückten zum Tanze um das goldene Kalb.“

Als er die Hochzeit erwähnte, war sie sehr rot geworden. „Also doch,“ dachte er, ihren Farbenwechsel falsch deutend.

„Sei ganz ruhig, Herr Vormund. Ich bin zwar nicht eigentlich eine Dekorationspflanze, aber zum Mauerblümchen habe ich auch nicht das mindeste Talent.“

„Wer war dein Tischherr?“

Sie fuhren über die Moltkebrücke, und er beobachtete, während er fragte, sorgfältig das Treiben auf dem Kanal.

„Vetter Paul. Es war nicht hübsch auf der Hochzeit. Ich freue mich, daß sie vorbei ist.“

Die lenzfrohe Stimmung kam wieder über ihn.

„Nun bleibst du recht lange in Berlin, nicht wahr?“ fragte er.

„Wenn Großmama mir soviel Geld geben kann, sehr gern. Meinst du, es wäre möglich, die Pension bei Tante Ritter noch zu erhöhn, ohne sie zu kränken?“

„Warum? Hat Hedda geklagt? Du zahlst ja ebensoviel, als wenn du bei Fremden wohntest, und die Mädchen haben ja in Peterswalde einen kostenlosen Sommeraufenthalt."

„Den sie aber nie ausnutzen, die kleine Lola abgerechnet."

„Weil er ihnen zu einsam ist. Nein, Esther, in der Beziehung brauchst du dir wirklich keine Vorwürfe zu machen. Ich wünschte ja so innig, es sähe bei mir zu Hause anders aus, und ich könnte dich zu mir nehmen. Wie es aber einmal ist, bist du für Frau Ritter eine große pekuniäre Erleichterung und keine Last."

Der Empfang, der Esther gleich darauf in der Paulstraße zu teil wurde, schien diese Worte zu bestätigen. Es war gleichfalls feststehende Regel, daß der Vormund diesen ersten Abend im Familienkreis verbrachte. Heute schien Tante Hedwig das nicht ganz recht zu sein. Allerlei kleine Andeutungen wurden gemacht, von künftigen Veränderungen gesprochen, und Esthers Müdigkeit so betont, daß Keller früher als sonst Abschied nahm.

Kaum war er aber gegangen, so schien Esthers Müdigkeit ganz vergessen zu sein. Sie sollte erzählen, Teichert und seine Verhältnisse schildern, ob er sich sehr sichtbar um Hedda bemüht habe, und wie lange sich die Sache noch hinausziehn könne? Tante Hedwig, eine sehr stattliche Frau, die die Witwentracht nicht abgelegt hatte, weil sie sparsam und bequem war, Nelly und selbst die kleine Lolo brannten vor Neugierde. Die Geschwister liebten einander sehr, und es war bei der jüngeren und frischern Nelly kein Neidgefühl, als sie die gesicherten Verhältnisse mit Befriedigung betonte, was eigentlich eher der Mutter zugekommen wäre — aber die eine einfache Frage: „Liebt Hedda ihn denn?" stellte nicht einmal die siebzehnjährige Lolo. Die interessierte sich hauptsächlich für das Aufrücken ihres eignen Persönchens, denn wenn die Älteste verlobt war, konnte sie, die bisher zurückgehaltene Jüngste, auf einen Teil der Winterfreuden für sich selbst zählen.

Endlich hatte Esther auch in den ihr abgenötigten Wiederholungen keine neue Wendung mehr, und Nelly steckte das Licht an, um sie in ihr Stübchen zu bringen. Es war ein winzig kleiner Raum, dessen schmales Fenster auf einen dieser lichtlosen Berliner Höfe ging, aber er war mit dem Geschick zurecht gemacht, das die Familie Ritter überhaupt auszeichnete. Er sah mit seinen Cretonnemöbeln, dem schmalen eisernen Bett, das reine Vorhänge verhüllten, behaglich und einladend aus, und Esther hob seine Vorzüge freundlich hervor.

Nelly setzte sich noch ein Weilchen auf das winzige Sofa, das aus einer Kiste hergestellt, mehr ein Dekorationsstück war, während Esther, die das Kleid mit einem Frisiermantel vertauscht hatte, die hellblonden Haare bürstete, die sich um den kleinen, länglichen Kopf bauschten. Der Farbenmangel ihres Gesichtchens trat jetzt, wo die Augen ganz matt waren, besonders störend hervor. Nelly, die wußte, daß Esther sie in den nächsten Wochen begleitete und sie prüfend daraufhin ansah, hätte ihre Folie nicht gefürchtet, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sich dieses matte Gesicht bei jeder Anregung verwandeln konnte zu hinreißender Lieblichkeit.

„Hat Hedda dir von Doktor Helmers gesprochen?"

„Ja."

„Ich sprach ihn gestern, als ich aus der Musikstunde kam. Ich deutete ihm

an, was hoffentlich bald Thatsache wird. Der arme Mensch. Er that mir eigentlich leid."

„Hedda meint, diese Lösung wird ihm nicht unangenehm sein."

„In Bezug auf die Zukunft natürlich nicht. Aber im Augenblick verliert er doch viel. Hedda und er trafen sich wöchentlich nach ihrer Malstunde — du mußt dir nichts Schlechtes darunter vorstellen, Esther — sie hätten sich ja gerne geheiratet, wenn es irgend gegangen wäre. Ich sage dir das auch nur, damit du orientiert bist, denn natürlich wird Helmers in der ersten Zeit noch zu uns kommen, schon um ein auffälliges Zurückziehn zu vermeiden."

„Aber — glaubst du denn bei all dem an ein Glück für Hedda?"

„Glück? Auch das kann schließlich noch ebenso gut dabei herauskommen, wie bei einer Liebesheirat, eher sogar wie bei einer solchen mit Helmers. Vorläufig aber, das gestehe ich dir ganz offen, denken wir alle dabei eher an eine Versorgung." —

Die Hochzeit Ellas mit der sich daranschließenden Vorgeschichte der Verlobung ihrer Cousine war die erste wirkliche Lebenserfahrung, die Esther machte. Zum erstenmal hob sich vor ihren Augen der Vorhang, der sonst Beweggründe zu verschleiern pflegt und nur Thatsachen zeigt. Ihr Verstand sagte ihr, daß ihre Verwandten, die sie sonst als tüchtige, gute Menschen kannte, in diesen Dingen nicht anders urteilen würden als die meisten andern Menschen, die das Wohl ihrer Kinder wünschen. Aber es war ihr unmöglich zu denken, daß ihre Mutter ähnliche Erwägungen mit ihrem eignen Schicksal hätte verknüpfen können, wenn sie leben geblieben wäre. Die Briefe ihrer Eltern hatten ihr eine ganz andre Welt erschlossen. Die erste Berührung mit der Wirklichkeit war zu rauh, um sie nicht zu verschüchtern. Sie sprach sich gegen niemand aus, auch nicht gegen Keller. Es war so, als müsse sie ihre Seele verschließen und die heilige Knospe in sich bewahren. Sie, die damals unter den alten Buchen so offen gewesen war, war nun in diesem Punkt wie verwandelt.

Allmählich beruhigte sie sich. Das Bewußtsein ging ihr auf, wie fest jeder Mensch in sich beruhen müsse, um unabhängig von seiner Umgebung zu sein. Gerade ihre Tante Hedwig und deren Töchter waren ihr sonst so sympathisch gewesen. Hedwig hatte ihrer eignen Mutter im Alter am nächsten gestanden und einige Jahre vor dieser noch als vermögendes Mädchen, wie man annahm, einen jungen Richter geheiratet. Als dann der Zuschuß später ausblieb, waren schwere Zeiten für den Haushalt gekommen. Beide Eheleute hatten getreulich zusammen getragen. Ritter hatte neben seiner amtlichen Thätigkeit noch ein Repetitorium für junge Juristen gehabt. Aber er hatte seine Kraft früh verbraucht und war gestorben, ein abgearbeiteter, vom Lebenskampf verbrauchter Mann. Er hatte seine Frau mit einer ziemlich bedeutenden Summe in eine Lebensversicherung eingekauft. Die Zinsen davon und die schmale Pension bildeten die ganzen Existenzmittel der Frau Rat, seit die Erziehungsgelder für die Kinder aufhörten. Einen Sohn, den erstgebornen ihrer Ehe, das begabte Kind einer leidenschaftlichen Zuneigung, hatten sie verloren. Das Verhältnis zwischen Mutter und Töchtern war ein sehr herzliches. Wenn man den Schein der Behaglichkeit erhalten wollte, mußte jeder tüchtig arbeiten. Davor scheute sich keiner. Man sah es den gepflegten Händen nicht an, daß sie stundenlang das Plätteisen handhabten, um die hübschen, hellen Sommertoiletten zu ermöglichen, und es

war nicht Mode bei Ritters, auf einem der netten, kleinen Theeabende zu erklären, daß die Salate und Mayonnaisen von den Töchtern selbst zubereitet seien, wenn es auch die Wahrheit war. Daß der Verstand in der Wahl der Gäste mitsprach, war natürlich. Doktor Helmers war eine Episode geblieben. Aber Frau Ritter war zu klug, um nicht auch einer solchen in Zukunft vorzubeugen.

Dann langte eines Tages der schon so sehnsüchtig erwartete Brief Teicherts aus Frankfurt an, die Karten wurden versandt, und Frau Ritter empfing die Glückwünschenden. Doktor Helmers war der erste. Er bedauerte nur, daß die junge Braut noch einige Wochen in Frankfurt bliebe, und er ihr nicht persönlich seine Wünsche aussprechen konnte. Er war so tadellos, daß die glückliche Mutter nicht umhin konnte, ihm dankbar die Hand zu drücken. Andre folgten. Verlobungen sind nun einmal gewohnheitsmäßig „glückliche Ereignisse", bei denen sich der Freundeskreis zu verdreifachen scheint.

„Wer war denn der stille Herr mit den müden Augen?" fragte Esther Nelly, als wieder einige Gratulanten gingen.

„Der in dem tadellos sitzenden Anzug mit der besonders schönen Wäsche und der grauen Perle in der Kravatte?"

Esther lachte.

„Wahrscheinlich derselbe. Er sah aus wie ein Gentleman."

„Das ist er auch. Im übrigen ein Schwärmer. Utopien ist seine Heimat. Die Welt glücklich zu machen seine Sehnsucht."

„Also ein Charakter?"

„Da fragst du mich zu viel. Ich glaube nicht, daß es ein besonderes Zeichen von Charakter ist, kein Examen zu machen. Er hat auf den Assessor verzichtet und sich endgültig mit dem Dr. jur. begnügt, obgleich selbst seine Feinde zugeben, daß es nicht Mangel an Befähigung ist."

„Vielleicht Mangel an Ausdauer."

Nelly zuckte ein wenig verächtlich die Achseln.

„Die Ausdauer würde wohl kommen, wenn er nicht zufällig achttausend Mark Rente hätte. Übrigens ein schöner Mann, wie man zu sagen pflegt."

„Darauf habe ich nicht geachtet. Er schien mir anders als die andern."

„Das ist er auch. Aber mir sind die andern doch lieber. Du siehst, ich bin nicht ganz so materiell wie du vielleicht meinst. Vor van der Breden warnt mich etwas. Er kommt auch nur sehr selten zu uns. Ich glaube, wir sind ihm zu einfach, geistig genommen." —

Als sie einmal mit Keller bei Schulte war, sah sie ihn vor einem sehr schönen Leistikow stehen, ganz versunken. Er erkannte sie nicht und grüßte nicht. Er ging offenbar nicht hin, um dort „tout Berlin" zu sehen. Sein Kopf fiel ihr wieder auf, die tiefliegenden Augen, die fast etwas zu Weiches hatten, der spitze, dunkelblonde Bart, der das Gesicht noch länger und noch schmäler machte, die weiße, ungesunde Farbe. Seine Hände zerdrückten nervös einen weichen Filzhut. Sie hätte ihn für einen Künstler gehalten, nicht für einen Sohn der Jurisprudenz. Der Widerspruch, in dem er offenbar zu seiner Umgebung, zu seinem Leben stand, interessierte sie.

Dann kam Hedda zurück, ordentlich aufgeblüht durch den Erfolg, ein wenig

verwöhnt von der Familie, die den Ausgang wohl als Gottesurteil ansah. Teichert wollte die ganze Wohnung ausstatten, da er sich gern nach englischen Sitten und Gebräuchen richtete, es blieb nur eine kleine Aussteuer an Wäsche und Kleidern zu besorgen, das Allernotwendigste, denn die junge Frau konnte ja sehr bald ergänzen. Die Stimmung in der Familie war eine sehr glückliche. Esther, die sich nun in sich selbst wieder zurechtgefunden hatte, empfand das besonders angenehm.

„Ich werde ihm eine gute Frau sein,“ sagte Hedda eines Tages zu ihr. „Siehst du, wenn man sich erst verlobt hat, und die gemeinsame Zukunft stellt ihre Anforderungen, dann macht sich das ganz von selbst.“

Frau Ritter gab bald nach Heddas Ankunft einen ihrer ersten Empfänge. Sie fanden im Winter regelmäßig am ersten Sonntag im Monat statt, und das Gewohnheitsmäßige erlaubte eine große Einfachheit in Speisen und Getränken. Diese Familienabende waren trotzdem sehr beliebt, junge Herren und junge Mädchen, der ganze Umgangskreis der Töchter des Hauses, fanden sich bei ihnen ein, und obgleich in den beschränkten Räumen nie getanzt wurde, unterhielt man sich vortrefflich.

Wenn Esther da war, pflegte auch Keller an diesen Unterhaltungen teilzunehmen. Er fand immer den richtigen Ton mit der Jugend, und Frau Ritter, die anfangs seinetwegen irgend einen Bekannten ihres Mannes eingeladen hatte, that das nicht mehr, sondern ließ ihn ruhig seine Rolle des treuen Eckard durchführen. Esther selbst hatte ihm den Namen beigelegt, und er verdiente ihn wirklich, wenn er so in der Fensternische lehnte und teilnahmsvoll dem Treiben der Jugend zusah.

Heute, als er eingetreten war, hatte ihm Esther besonders gefallen. Der trübe Ausdruck der letzten Wochen war verschwunden. Ihre Augen strahlten ihn neckisch an, als er ihr beide Hände reichte.

„Nun, treuer Eckard, kommst du aufpassen, daß nur gute Geister in den Bierkrügen sitzen?“

Er sah an ihrem weißen Kleid herunter, das ihm sehr hübsch und kostbar vorkam, weil er nur den Geschmack beurteilen konnte, nicht den Wert.

„Ist das das Hochzeitskleid aus Frankfurt, Esther?“

Sie lachte. Wie oft hatte sie ihn nicht schon ausgelacht, wenn er eine seiner schwerfälligen Bemerkungen gemacht hatte.

„Nein, Vormund Heinz. Das ist keine große Toilette. Das ist ein einfaches Theekleidchen, daß du es weißt.“

„Es gefällt mir sehr.“

„So? Nur das Kleid?“

„Nein, auch die übermütige Fragerin.“

„Ich bin auch übermütig. Seit den Tagen am Rhein war ich nicht so froh. Wie findest du Hedda?“

„Etwas frischer. Die gute Küche in Frankfurt ist ihr bekommen. Sie lassen dich doch hier nicht hungern, Kind? Ich werde dir wieder einmal ein kleines Essen im Rüdesheimer geben.“

„Wie du geistreich bist, treuer Eckard. Nein, ich glaube wirklich, Hedda ist glücklich. Glück macht schön.“

„Willst du denn noch schöner werden?“

Ihre Augen strahlten ihn an. Er besann sich später darauf, daß es das letzte Mal gewesen war, daß diese Fülle von Sonnenlichtern ihm gegolten hatte, ihm allein, weil der Vormund Heinz ihr eben doch am nächsten stand auf der Welt. —

Dann, im Lauf desselben Abends noch sah er in ihren Augen das neue, fremde Licht aufgehen, das er noch nicht kannte, auf das er gewartet hatte, seit jenem Tage in England. Aber jetzt traf ihn kein Strahl. —

In einer Fensternische lehnte van der Breden. Räumlich trennte ihn eine kleine Entfernung von den andern, und auch innerlich schien er gerade in einen Gegensatz zu ihnen getreten zu sein. Keller hatte nicht zugehört, wovon die andern gesprochen hatten. Bei Frau Ritter versammelten sich nicht die „Jüngsten“, die immer mit kraftgenialischen Schlagwörtern um sich warfen. Der Theetisch der Frau Rat war kein Mittelpunkt für die Jünger der Moderne. So unmodern sind ihre Anhänger nicht, um sich für das titanische Ringen mit dem Leben ein armes Mädchen zur Gehilfin zur erwählen. Das mußte man aber im Grunde einem jeden zutrauen können, der hier sein Glas Bier trank, seinen Kalbsbraten aß und Nellys hübschen, ansprechenden Musikvorträgen lauschte. Nelly war recht musikalisch und verstand auch ein Kunstwerk mit Verständnis vorzutragen. Wenn sie aber bei den Theeabenden ihrer Mutter nie höher stieg als bis zum Prolog der Bajazzi und nichts Schwereres sang, als Lassen und Mayer-Hellmund, so wußte dieses kluge Mädchen wohl, was es that.

Van der Breden war durch seine Freundschaft mit einem jungen Rechtsanwalt zufällig in diesen Kreis geraten, in dem er sich vereinsamt fühlte oder fühlen wollte, denn er wies jede Annäherung mit einer Art von geistigem Hochmut ab und schien die „Allzuvielen“ nur zur Folie zu gebrauchen. Keller hatte ihn noch nie hier getroffen. Der dunkle Kopf mit den weichen Augen fiel ihm auf, die abgebrochene, scheinbar ungewandte, aber fesselnde Sprechweise, mit der er jetzt in die Unterhaltung eingriff.

„Die Überhebung von uns, die wir die sogenannten gebildeten Stände vorstellen, über das Volk ist mir ganz unbegreiflich.“ Er legte seine Zigarre vorsichtig auf den Topf der hohen Fächerpalme, neben der er stand. „Es ist doch unsre Wurzel, wie stolz der Baum sich auch immer entwickelt haben mag, und die Wurzel führt uns noch immer die Kräfte zu. Was Sie eben aussprachen, haben Sie zweiter Hand doch nur aus Nietzsche, oder vielleicht nicht einmal aus zweiter, sondern aus hundertster Hand. Das ist die Reaktion gegen den Sozialismus. Aber sie ist falsch und krank. Wer wirklich seinen Bruder im Nächsten sieht und ernsten Willen in sich hat, der wird nie in diese Schlinge der Selbstherrlichkeit fallen.“

„Wie sie lauscht,“ dachte Keller. „Sie weiß wahrscheinlich nicht, daß Herr von Egidy das gestern in einer Versammlung gesagt hat, der der junge Mann zufällig beiwohnte.“

In der That hingen Esthers Augen in stiller Verklärung an dem Gesicht van der Bredens. Er hatte ihr bei der Vorstellung weiter keine Beachtung gezeigt. Jetzt fing er den Blick begeisterter Zustimmung auf, und seine Worte erhitzten sich an ihm.

„Gerade der Jurist behandelt das Volk so gern wie ein unmündiges Kind. Es ist aber nicht unmündig, vor allem nicht in seinem Rechtsbewußtsein. Es muß

ein herrlicher Beruf sein, im Dienst des Volkes zu stehen, nicht angehalftert an der Staatskrippe, sondern aus freien Stücken ihm dienend und für dasselbe lebend."

„Etwa als Winkelkonsulent," fragte eine ironische Stimme.

Breden strich das dunkle Haar aus der Stirn. Seine Erscheinung war so viel vornehmer als die der andern, die modern, vielleicht mit einem Strich ins Gigerlhafte auftraten, daß sie den Gegensatz der Ansichten noch verschärfte. Bei dem Einwurf hatte Esther, die in einem tiefen Stuhl Breden gegenüber fast zu seinen Füßen saß, eine ungeduldige kleine Bewegung mit der Hand gemacht. Er lächelte, als er es bemerkte. Seine Augen ließen die ihren nun nicht mehr los, und von jetzt an sprach er nur noch für sie.

„Als was bleibt sich ja ganz gleich. Braucht es denn immer einen Titel und nach fünfundzwanzig Jahren einen Orden? Man kann im Dienst der Menschheit stehen ohne beides. Wir können uns doch unmöglich abfinden durch ein Almosen an einen Bettler, dessen hungrige Augen uns beim Genuß einer vorzüglichen Speisefolge stören, bildlich genommen. Wir sollen ihn einfach teilnehmen lassen an unsrer Mahlzeit. Da redet man immer von der Kunst, die nach dem Beispiele der Antike helfen soll, das Volk zu erziehen. Und was ist der Erfolg? Als Hans Thoma seine billigen Steindruckblätter einem Verleger zu Spottpreisen anbot, wurde die Annahme verweigert, und dieselben Blätter wurden dann zu höherem Preise ein neuer Sport der Reichen, der Sport der Einfachheit. Das Volk aber behielt seine Jahrmarktbilder. Ernstes Wollen, das ist es. Unermüdlich mit diesem sybaritischen Hang zur Verfeinerung kämpfen, der in jeder Decadence liegt. Ein freier Mann werden, von Innen heraus — ob auch ein paar Vorurteile dabei über den Haufen geworfen werden."

Eine Pause trat ein. Die jungen Herren, die teilweise verwundert, teilweise spöttisch ausgesehen hatten, tauschten einige leise Redensarten. Niemand hatte Lust zu antworten. Helmers hatte schon vorher sich einen Stuhl neben Lolo gerückt und ein eifriges, neckisches Gespräch mit ihr angefangen. Er entschuldigte sich bei Hedda, die mit einem vorwurfsvollen Blick zu ihm trat, damit, daß er eine Abneigung gegen jeden Jungfernspeech habe. Nelly schlug ein paar Akkorde an, die wie eine Schlußfanfare klangen, und nur Esther erhob sich und reichte van der Breden die Hand. Sie blieb bei ihm neben der Palme stehen, und beide waren bald in ein eifriges Gespräch versponnen. Keller, der seinen Platz ebenfalls behalten hatte, erschrocken, wie es auch der Tapfere ist, der einen wohl erwarteten aber noch ferne geglaubten Feind mit Übermacht auf sich zurücken sieht, hörte über dem Pochen seines Herzens nur undeutliche Bruchstücke ihrer Unterhaltung. Sie schienen von Reisen zu sprechen, von fremden Ländern. Als er zu ihnen trat, sagte Breden gerade:

„Damals, im Genuß dieser paradiesischen Natur, hätte ich es vorgezogen, Kaffetier auf Korfu zu sein, als Amtsrichter in Alt-Preußen. Nicht wahr, Sie begreifen das?"

Nach dem Ausdruck in Esthers Augen begriff sie. ‚Sonderbar', dachte Keller wieder, ‚es ist doch ein Widerspruch zu seiner Aufopferung, von der er vorhin predigte. Allzu große sociale Forderungen werden an einen Kaffetier auf Korfu schwerlich gestellt.'

Esther sagte ihrem Vormund sehr zerstreut gute Nacht. Keller, der beim Nach-

hausegehen neben Breden blieb, konnte auch mit ihm in kein Gespräch kommen. Es war sternklar, und die weichen Augen des jungen Mannes suchten träumerisch nach dem Orion.

V.

Es war wirklich nichts besonders Geistvolles gewesen, was van der Breden gesagt hatte. Er hatte äußerlich und innerlich zu einer Umgebung im Gegensatz gestanden, gegen die Esther jetzt Mißtrauen hatte, das war alles. Offenbar dachte er anders, als dieser Doktor Helmers, der sich mit einem Mädchen heimlich traf, das er doch nicht heiraten wollte, anders auch als die lustigen Studenten am Rhein und die gründlichen Golf- und Tennisspieler in Eton. Und wenn bekanntlich das Senfkorn eines der kleinsten Samenkörner ist, so wächst es doch sehr rasch zu einem sehr hohen Baum. Esther hatte sich im Geist viel, fast ausschließlich mit Breden beschäftigt, als sie wieder mit ihm zusammentraf. Sie stand am Schaufenster von Amsler und Ruthardt, als er neben sie trat. Sie erkannte ihn sofort und wollte weiter gehen. Aber als sie eine Bewegung machte, erkannte er sie ebenfalls und sprach sie an. Die Auslage von sehr schönen Photographien gab ihnen Gesprächsstoff, und schließlich gingen beide hinein, stiegen die Treppe nach den oberen Räumen empor und ließen sich verschiedene Kunstmappen vorlegen. Die freie, offene Art, mit der Esther ihm ohne jede Ziererei folgte, gefiel van der Breden. Noch mehr vielleicht wieder die strahlende Versunkenheit, mit der sie seinen Erklärungen lauschte. Er war sehr viel gereist, und offenbar nicht nur zum Genuß der Gasthäuser, sondern mit ästhetischen Ansprüchen, und er zog eine Mappe mit Veduten und eine andre mit Photographien von Kunstwerken als Belege für einige Fragen heran, die sie schon bei ihrem ersten Zusammensein gestreift hatten. Esthers Erziehung hatte sie wohl zur Natur, nicht aber zur Kunst geführt, wenngleich Liebe zur ersten die wahre Mutter für die Liebe zur zweiten ist. Breden war also bei diesem Gespräch vollständig der Gebende, und Esther genoß den Zauber, von dem Manne, dessen Wesen ebenso zu ihrem Herzen sprach, wie sein Äußeres unbewußt zu ihren Sinnen, sich losgelöst von aller Konvenienz zu den Stufen der Pyramiden und über die Ebene der Kampagna führen zu lassen. Als sie nach der Uhr sah, erschrak sie. Breden selbst besann sich, lange nicht eine so anregende Stunde verlebt zu haben, wie hier unter den ausgewählten Bildern von einigen Jahrhunderten höchster künstlerischer Kultur. Sie waren allein geblieben, während man im Nebenzimmer eine neue Ausstellung ordnete und durch Hin- und Hergehen diesem Alleinsein den lästigen Zwang nahm.

Er fragte sie, als er sie an die Pferdebahn brachte, ob sie ihm nicht öfters die Freude solcher Zusammenkünfte machen möchte. Seine Zeit stände ihr vollständig zur Verfügung.

„Ich muß meinen Vormund fragen, ob er nichts dagegen hat.“

„Den auffallend häßlichen Herrn, der neulich an unsrer Unterhaltung teil nahm?“

Sie stutzte einen Augenblick. Es war ihr noch nie aufgefallen, daß Keller so häßlich war. Vormund Heinz war eben immer derselbe für sie gewesen, von Kindheit

an, weder schön noch häßlich. Aber als sie jetzt an die groben Züge dachte und die schlechte Haltung der knochigen Gestalt, gab sie Breden recht. Heinz war häßlich.

„Das schadet doch nichts. Er ist nicht nur ein guter, er ist ein edler Mensch."

Er sah sie lächelnd an.

„Gewiß, es schadet nicht. Aber deshalb ist es doch verzeihlich, wenn wir doppelt glücklich da sind, wo goldene Äpfel in sibernen Schalen geboten werden."

Sie fühlte an seinem Blick, der langsam prüfend über sie hinging, daß er ihr mit diesen Worten etwas Angenehmes sagen wollte, und ablenkend meinte sie:

„Vormund Heinz wird wohl kaum etwas dagegen haben. Man hat mich so selbständig gemacht."

„Ich werde ihn persönlich bitten," sagte Breden, indem er mit seiner lässigen Art zu spät kam, um ihr auf das Trittbrett ihrer Tram zu helfen.

Keller wunderte sich, als Esther am nächsten Tage bei dem ihr versprochenen kleinen Mittagessen im Rüdesheimer davon sprach. Er sah es ihrem Gesicht an, daß schon sein Zögern ihr Unbehagen, fast Kummer verursachte. So schnell durfte das nicht vorwärts gehen. Und doch fühlte er, daß er unendlich vorsichtig sein mußte, um sie nicht zu verschüchtern.

„Ich habe dir ja eigentlich nichts mehr zu sagen, Esther, du bist ja mündig."

Sie sah ihn traurig an.

„So bitter hast du mich noch nie zurückgewiesen."

„Kind" — seine Stimme, sonst hart und wenig biegsam, war jetzt weich und zärtlich, — „das will ich ja gar nicht. Daß ich in der Thatsache selbst nichts Unpassendes sehe, weißt du ja ohnehin. Warten wir, bis Breden persönlich zu mir kommt. Es ist mir lieb, daß er selbst davon gesprochen hat. Bis jetzt weiß ich nur, daß er ein schöner Mann ist."

‚Wunderbar', dachte Esther, ‚jeder betont beim andern das Äußere.' Aber wie gestern dem einen gab sie nun dem andern recht. Es überraschte sie nur, daß Keller solche Außendinge beobachtete.

Van der Breden fand Keller nicht zu Hause, desto angenehmer war es diesem, als er bei seinem Gegenbesuch angenommen wurde. Junge Herren sind sonst selten zu sprechen. Das Heim Bredens aber machte eine Ausnahme von dem üblichen Chambre garnie und seinen geschmacklosen Ungeheuerlichkeiten. Keller wurde in ein schön eingerichtetes, ziemlich großes Zimmer geführt, dessen ausgeprägter Geschmack den Gedanken an geliehene Sachen gar nicht aufkommen ließ. Wirklich hatte Breden den großen Teppich selbst aus Konstantinopel mitgebracht, wo er ihn als Unterlage in einer Kalkbarke gefunden hatte, und auch die schönen Waffen an den Wänden waren an Ort und Stelle gesammelt. Über der Thür, die zu einem kleinen Nebenzimmer führte, hing eine Nachbildung der Jagd der Diana von Mackart. Dieser kleinere Raum, in den van Breden Keller vielleicht nicht ohne Absicht führte, hätte den Namen eines Boudoirs verdient, wenn man in der Wohnung einer Dame gewesen wäre. Er war mit Diwans, eingelegten Tischchen und kostbaren Nippes gefüllt, und nur das Rauchgerät, unter anderm auch eine Wasserpfeife, zeigten den männlichen Bewohner. An den Wänden hingen Rubensche Frauengestalten in ihrer herausfordernden Sinnlichkeit, und in einer Ecke stand die medicäische Venus, mehr gefällig als erhaben.

‚Der Kerl ist so weichlich, daß er ihr beim dritten Mal ungenießbar wird‘, kritisierte Keller, der trotz der ausgezeichneten Höflichkeit Bredens in sehr schlechter Laune war, ‚und wenn die molligen, entgegenkommenden Damen um ihn herum sein Genre sind — und was hätten sie sonst hier zu suchen? — dann kann ich ruhig sein. Esther ist zum Glück nur ein Kleiderständer, mit Helene Fourment verglichen.‘

Als er Keller dann noch einmal um den Vorzug bat, seinem Mündel einige seiner freien Stunden widmen zu dürfen, mußte dieser einwilligen. Er konnte eine Gefälligkeit nicht versagen, die meistens für den Berliner durchaus kein Vergnügen ist.

Der arme treue Eckardt! Als er die elegante Wohnung verließ und seinem verödeten Hause wieder zuschritt, kamen ihm zu allem andern auch noch Zweifel, ob seine Abneigung berechtigt sei? Er mußte sich doch ganz ehrlich sagen, daß er am heiligen Georg selbst Mängel gefunden haben würde, wenn Esther diesen Heiligen zufällig so strahlend angesehen hätte. Kurz entschlossen wandte er sich an ein Vermittelungsbureau. Die Antwort sagte, Herr Dr. jur. Harry van der Breden sei nach einem sonderbar verwickelten Testament nicht im Besitz seines Vermögens, sondern nur einer Leibrente von achttausend Mark. Zeitweilig befände er sich in großen pekuniären Schwierigkeiten. Im vergangenen Jahr sei eine Dame der Pariser Halbwelt einige Wochen bei ihm gewesen, auch ginge das Gerücht eines Verhältnisses zu einer verheirateten Frau, das aber jetzt abgebrochen sei. Alles in allem ein durchaus anständiger Charakter.

Keller starrte den Schlußsatz an und brach dann in ein bitteres Lachen aus. Er sprach die Tagesmoral so deutlich aus. Vom pekuniären Standpunkt war nichts einzuwenden. Achttausend Mark Rente waren ein anständiger Zuschuß, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Und in Bezug auf die Moral? Vielleicht konnte Esthers Enkelin einmal mit Bewußtsein nach dem reinen Mann suchen. Für Esther selbst war noch immer am besten, was schon seit tausend Jahren galt, sie glaubte an ihn, ohne Beweise zu verlangen. Wenn Keller sie nicht zum Cölibat verurteilen wollte, würde die Antwort wohl in den meisten Fällen nicht viel besser lauten.

Was sollte er nun thun? Sollte er sich eine Probe von Bredens Handschrift verschaffen und sie an einen berühmten Graphologen senden, um seinen Charakter zu erfahren — und zu verzögern, was er in seiner Angst für unvermeidlich hielt? Sein Herz wünschte es. Aber dieses Herz hatte wirklich kein Recht, mit andern zu rechten, wie er sich grimmig sagte, und so schrieb er an Esther, daß er ihr vollständig freie Hand lasse und nur immer weiter um ihr Vertrauen bitte. Er hätte augenblicklich sehr viel zu thun und könne nicht nach Moabit herauskommen, sie fände ihn ja aber jederzeit in seinem Bureau.

Dahin kam sie denn auch kurze Zeit später. Er saß zwischen Korrekturen und Manuskripten vergraben. Im Nebenzimmer flogen die Federn der Beamten über das Papier, und eine Treppe tiefer arbeiteten die Setzer und stampften die Maschinen. Aus den Walzen kamen auf den weißen Bogen die Gedanken und Willensäußerungen der ringenden Menschheit tausendfach vervielfältigt hervor, all jene Stimmen, die hinausgehen und Samen streuen und beeinflussen, die aufbauen und zerstören. Und in diese Atmosphäre trat sie mit der ganzen Lebensfülle im Herzen, die sich immer wieder aus sich selbst erneuert. Neben seinem Pult stehend, in einen Streifen

Sonnenlicht getaucht, der durch die grünen Vorhänge brach, aber so viel Sonne in den Augen, daß jene tanzenden Stäubchen wie ein Schatten gegen das Innenlicht erschienen, sagte sie weich und fest:

„Ich komme dir mein Wort halten, Heinz. Ich liebe Breden.“

Sie hatten sich noch einige Male gesehen, nicht zu oft, in den Kunstsalons der Stadt, in den neueingerichteten Sälen der Nationalgalerie. Er hatte ihr einige Bücher gegeben, über deren Inhalt sie zusammen sprachen, und während er sie nach Hause begleitete, hatte er ihr von seinen Plänen vorgeschwärmt, von dem, was er für sein Volk zu leisten hoffte, von dem Volksrecht, dessen Züge er im Großen entwarf, und von seinen sozialen Bestrebungen. Er sprach mehr von sich als von ihr. Sie schien ihm nur das Gefäß, in das er seine Seele schüttete. Bei seinem Schönheitsgefühl war es selbstverständlich, daß dieses Gefäß von edler, reiner Form war.

Als Esther Donates zu ihrem Vormund kam, hatte sie noch kein Geständnis seiner Neigung empfangen, sondern sie war sich nur der eignen bewußt geworden und hielt das Versprechen, das sie Keller unter den Buchen von Burnham gegeben hatte. Am nächsten Tage war ein kleinerer Kreis bei Ritters vereinigt, zu dem man Breden hinzugezogen hatte, da man nun nicht mehr umhin konnte, ihn einzuladen. Man besprach Aufführungen zu Heddas Polterabend. Die Hochzeit sollte zwischen Weihnachten und Neujahr gefeiert werden, und da Esther um diese Zeit ihre Großmutter nie verließ, so hatte sie schon abgesagt und war nicht besonders eifrig bei den Beratungen. Van der Breden, dem aller Dilettantismus ein Greuel war, wie er ruhig sagte, begnügte sich ebenfalls mit einigen etwas hochfahrenden Ratschlägen und gesellte sich Esther für ein Sondergespräch zu. Es war nicht eigentlich er, der Esther suchte, sondern seine weiche Natur ließ sich von der ihm offen entgegengebrachten Neigung beinahe willenlos anziehen. Esther war nicht unweiblich, und nichts lag ihr gerade jetzt ferner als Koketterie. Aber die Liebe hatte so vollständig von ihrem ganzen Wesen Besitz ergriffen, daß sie förmlich von ihr ausstrahlte. Sie hätte sie nicht verbergen können, auch wenn sie wirklich gewollt hätte. Aber sie dachte gar nicht an das sonst so beliebte Versteckspiel. Sie dachte an nichts. Sie empfand nur, daß eine warme Flut des Lebens ihr ganzes Sein durchströmte, und ihr Herz, nicht ihr Verstand glaubte, den Würdigsten erwählt zu haben. Sie war schön geworden in diesen Tagen. Wenn die Liebe schon das bescheidene kleine Mädchen erblühen läßt und verklärt in der Ahnung seiner weiblichen Bestimmung, so wirkte sie in Esther wie die Sonne selber. Die schmalen Lippen in ihrem tiefen Rot lächelten, und unter dem blonden, bauschigen Haar lachten die leuchtenden Augen. Ihm allein. Breden hätte blind sein müssen, wenn er es nicht gesehen hätte. Der Duft keuscher, hingebender Leidenschaft, der ihm entgegenwehte, hätte auch einen Stärkern berauscht.

Er hatte ihr das einfache Plakat mitgebracht, das man in Paris nach den Fresken des Puvis de Chavannes im Pantheon gemacht hatte, um es als Gegengewicht gegen die gewagten Scenen der Maueranschläge wirken zu lassen, die noch kindliche heilige Genofeva, die in der ländlichen Einsamkeit betet. Es war das erste Geschenk, das er ihr machte, feinsinnig gewählt, nicht kostbar und für sie doch eine wertvolle Gabe, denn es knüpfte unmittelbar an jenes erste Gespräch über die Kunst im Volk an, bei dem sie sich kennen gelernt hatten. Verstand er sie nicht wie kein

andrer? Es war also doch wahr, daß es eine Liebe gab, anders als jene, von der die Ansichtskarten sprachen, die Ella aus Paris und Trouville geschickt hatte. Der Talisman, den sie in den Briefen ihrer Eltern besaß, hatte sie nicht getäuscht. Niemand beteiligte sich an den Besprechungen für Heddas Polterabend eifriger, als Doktor Helmers. In der Nacht vor Ellas Hochzeit, als in Hedda schon der Wunsch, Teicherts Frau zu werden, bestimmte Form angenommen hatte, hatte sie ihrem Jugendtraum doch noch soviel Thränen und Seufzer gewidmet, als sich mit ihrem gefährdeten Äußern irgend vertrugen. — Helmers hatte vielleicht nicht einmal eine trübe Stunde gehabt. Er war rasch und ohne das geringste Zögern zu dem Backfisch Lolo abgeschwenkt und suchte auch in dem geplanten Theaterstück für sich und sie den Löwenanteil der Rollen heraus. Esther sah das alles. Und mit ausschließlicher Leidenschaft wendete sie sich dem Manne zu, der sie vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an von dem rauhen Boden einer groben Wirklichkeit in das Land der Schönheit und der Träume geführt hatte.

Und doch hatte sie mit diesem Manne noch nie von den realen Forderungen des Lebens gesprochen. Ebensogut hätte sie den Sommernebel greifen können, der vor dem ersten Schnitt über den blumigen Wiesen schwebt, als seinen Lebenszielen Gestalt geben, deren Gemeinsamkeit allein, mehr als gleiche Vermögensverhältnisse und gleiche Geschmacksrichtung, die Ehe friedlich und segensreich macht. Sie trat in das dunkle, geheimnisvolle Land, aus dem die Seele des Weibes verklärt oder gefoltert hervorgeht — und ihre einzige Leuchte war die Flamme der Leidenschaft.

Noch hatten sie nie über Liebe gesprochen. Aber an diesem Tage lag sie ihnen so nahe! Frau Ritter und Hedda saßen im Wohnzimmer, in Stoffproben vergraben. Die Jugend im Salon lachte und flirtete, und alle Vorschläge zu lebenden Bildern und Aufführungen zeigten einen heißen Hauch, eine Hinneigung zum Erotischen. Die Wangen brannten und die Augen leuchteten. Zwischen den beiden Zimmern lag das eigentliche Entree, ein kleiner Raum, der von den geschickten Schwestern zu einer Art von Schmollwinkel umgeschaffen war. Ein sehr großer japanesischer Schirm an der Decke verlieh ihm etwas Zeltartiges. Eine Papierlaterne, die an dem Stock hing, ergab die ganze Beleuchtung.

Breden und Esther waren hereingekommen, weil er das Plakat bei seinem Eintritt dort stehen gelassen hatte. Verführt durch den phantastischen Reiz des Winkels blieben sie. In ihr träumerisches Geplauder, das schon die verhängnisvollen Pausen zeigte, die angesammelten Zündstoff verraten, fielen die Vorschläge der Beratenden, die, verführt durch den Reiz des Stoffes, zuweilen schon von dem gegebenen Thema abwichen. Es war Helmers, der jetzt den Vorschlag machte, eine Reihe von geflügelten Worten in lebenden Bildern zu verherrlichen, und vielleicht mit leiser Ironie im Gedanken an das Brautpaar deklamierte er mit seiner schnarrenden Stimme:

„Das ist der Liebe heiliger Götterstrahl,
Der in die Seelen fällt und blitzt und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da hilft kein —“

Er wurde unterbrochen. Man lachte ihn aus und nannte ihn altmodisch. Citate waren selbst für die dort Versammelten etwas Überwundenes. Aber die Augen

von Breden und Esther hatten sich getroffen. Es schien, als hätte es nicht der junge Arzt nebenan gesagt, sondern nur die laute Stimme ihres Herzens war plötzlich vernehmbar geworden. Sie beugten sich zueinander. Wer flüsterte:

„Glaubst du das?“

Wer breitete zuerst die Arme, bot dem andern die Lippen?

Die Arme und die Lippen fanden sich, und die Herzen, die gegeneinander schlugen, hatten das Ich oder Du vergessen.

VI.

Als Harry van der Breden seiner Wohnung zuschritt, war er verlobt. Er hatte sich gleich nach jenem Augenblick des Überschwangs und einer hastig geflüsterten Verabredung über die nächsten Schritte empfohlen, und Esther, die sich nicht stark genug fühlte zu den Übrigen zu gehen, hatte Migräne vorgeschützt und sich in ihr Stübchen zurückgezogen. Nellys Augen waren ihr mit dem Ausdruck spöttischer Verwunderung gefolgt, dann fuhr sie fort, ihren Nachbar geschickt nach einem ältern Vetter auszufragen, der Weihnachten nach Berlin kam und die Hochzeit mitmachen sollte, denn durch die Festzeit entstanden natürlich einige unangenehme Lücken in dem Kreise der befreundeten Herren.

Es war noch nicht spät, und Breden ging langsam von der Paulstraße nach seiner Wohnung, die in der Kurfürstenstraße lag. Das altgewohnte Treiben der Großstadt umwogte ihn. Aber er achtete nicht darauf. Es schien ihm, als sei etwas Großes mit ihm geschehen, als hätte man ihm einen Königsmantel umgebunden und ihm einen hohen Platz angewiesen, abseits der Menge. In seiner Wohnung machte er kein Licht. Die Straßenbeleuchtung verbreitete ein mattes Dämmern. Er warf sich auf den Diwan und zündete sich eine Zigarette an.

Ja, er liebte Esther Donates. Nie hatte ein Weib ein reineres Gefühl in ihm erregt. Und doch hatten die Frauen eine große Rolle in seinem Leben gespielt. Das hatte schon auf der Universität in München angefangen, wo er im Verkehr mit jungen Künstlern seine ästhetischen Neigungen ausgebildet hatte und im Umgang mit den Modellen — nun, das war schließlich alles lange vorbei. Dann waren die Jahre gekommen, die er zur Ausbildung, wie er es nannte, auf Reisen verlebt hatte. Er wollte ja alles gründlich kennen lernen, vor allem das Volk. War es seine Schuld, daß die Frauen im Süden so gefällig waren? Als er dann zurück kam, war er übersättigt. Das Laster im Norden, das sich in so roher Form zeigt, widerte ihn an. Er zog sich von den Vergnügungen der Altersgenossen zurück unter dem Vorwand: „sein Material zu sichten.“ Auf seinem Schreibtisch häuften sich Broschüren und soziale Werke. Sein eignes Manuskript blieb recht schwindsüchtig, vor allem, seit er sein Verhältnis zu der Frau löste, die seine Muse gewesen war. Die gemeinsame Arbeit, das Interesse an ihr, war das Mäntelchen, das beide der nackten sittlichen Forderung umgeworfen hatten. Es war eine hübsche Abwechslung, als eine kleine Bekannte aus Paris auf dem großen Zug nach Rußland ihn aufsuchte und einige Zeit

bei ihm blieb. Vor allem lag ihm immer an der Form. Aber dann fühlte er später eine Leere in seinem Leben. Eine große Müdigkeit ergriff ihn, immer mehr sonderte er sich ab, ohne doch stark genug zu sein, in der Einsamkeit die erlösende Kraft zu finden.

Er war nicht schlecht. Nur schwach und vom Leben verwöhnt. Wäre sein Wechsel nicht so groß gewesen und hätte er arbeiten müssen, wie seine andern Altersgenossen, er hätte schlecht und recht seinen Weg gemacht, wie jene. Nun hatte ihn die Notwendigkeit nie getrieben, und eine plötzliche Enttäuschung, die Reaktion übermäßiger Erwartung in seinem Beruf, hatte ihm sein künftiges Amt verleidet. Da es kein Brotstudium für ihn war, so betrieb er das, was gewissermaßen nach dem Waffenhandwerk die Verkörperung des Praktischen und nüchtern Nützlichen ist, die Jurisprudenz, als freie Kunst. Natürlich war diese Kunst vorläufig brotlos, wenn ein bekannter Redakteur ihm auch hin und wieder einen kleinen Artikel abgenommen hatte. Er war dreißig Jahre alt geworden und hatte noch nie eine Mark verdient. Dabei hatte er, es war reine Ironie, eine Arbeit über den Mißbrauch, den der Staat mit jugendlichen Arbeitern treiben läßt, unter der Feder.

Als er jetzt an Esther dachte, sah er nur ihre Augen deutlich vor sich. Sie tauchten aus der Dunkelheit vor ihm auf, wie damals, als er sie bei Ritters plötzlich vor sich gesehen hatte, ein Spiegel, aus dem ihm sein eignes Selbst so verklärt entgegen geleuchtet hatte, daß er immer wieder hinschauen mußte, um sich selbst von neuem zu finden. An diesem Bilde hatte er sich berauscht. Esther war dadurch, daß sie ihn ganz in sich aufnahm, der Mittelpunkt in seinem Leben geworden, und da beide zu jung waren, um Liebe ohne Leidenschaft zu empfinden, so war der heutige Schluß ihrer kurzen Bekanntschaft nur natürlich. Berechnung lag Breden ganz fern, eher war er leichtsinnig in Geldsachen. Diese unhaltbaren Zustände mit seiner Jahresrente würden doch einmal ein Ende nehmen. Im Notfall würde er prozessieren, um in den Besitz seines Kapitals zu gelangen. Seine schriftstellerischen Arbeiten würde er von nun an natürlich bezahlt nehmen, und einige kostbare Angewohnheiten würde er lassen. Er würde sie Esther zum Opfer bringen. Das Abonnement auf den „Pan“ würde er gleich morgen aufheben, und bei Wein und Zigarren konnte er auch zu einer geringern Marke herabsteigen. Selbst den Schneider konnte er wechseln, was allerdings schwer sein würde, so lange die letzten hohen Rechnungen unbeglichen waren. Ein wahrer Rausch der Aufopferung ergriff ihn, während er da auf seinem Diwan lag. Alles für Esther! Und dabei das beseligende Grundgefühl, daß sie wahrscheinlich ihr Leben für ihn hingegeben haben würde in ihrer unschuldigen Reinheit. —

Diesmal war der Weg nach Peterswalde noch nicht verschneit, und statt des kleinen Strohschlittens stand die alte Kalesche am Bahnhof, ein unmoderner Halbwagen, den man gegen Sturm und Regen vorn durch verschiebbare Glasfenster schützen konnte. Esther wartete wieder, wie damals, als sie Keller zu der Besprechung abholte, die ihrer Reise nach England voranging. Obgleich der Novembersturm um das kleine Stationsgebäude brauste, saß sie nicht in dem Warteraum, sondern ging auf dem Bahnsteig auf und ab. Der Wind drückte ihr die Kleider an den schlanken, biegsamen Körper. Sie war voller geworden, und die frischen Farben rührten nicht nur von der scharfen Luft her. Aber aus ihrem Gesicht sprach Sorge und Entschlossenheit.

Breden hatte bei der alten Frau Donates schriftlich um die Hand ihrer Enkelin angehalten, aber die Großmutter wollte ohne Rücksprache mit Keller ihre Einwilligung nicht geben.

Da war endlich der Zug. Hinter dem Fenster des Abteils kam ihr Kellers Gesicht alt und verfallen vor. Aber als er dann heraussprang und ihre Hände ergriff, dachte sie nicht mehr an ihn, nur noch an das, was er ihr geben sollte.

„Denn ich kann die Großmutter nicht kränken, Heinz. Ich kann nicht ohne ihren Segen aus Peterswalde fortgehen. Nicht daß es an unsrer Liebe etwas ändern könnte, gewiß nicht. Aber sieh nur, wie verfallen sie ist. Wenn Fräulein Fränkel nicht wäre, könnte ich gar nicht daran denken, sie zu verlassen. Wenn sie nicht einwilligt, müssen wir warten und —"

Sie brach ab. Der Wagen fuhr zwischen den entlaubten Linden der Chaussee dahin. Der Sturm rüttelte an den Ästen, und die Fenster, die sie hinabgelassen hatten, damit er sich nicht in dem aufgeschlagenen Verdeck verfangen könne, klapperten. Keller sah zu ihr hin, auf die bebenden Lippen, die unruhig auf der Reisedecke sich hin und her bewegenden Hände. Der Tag fiel ihm ein, da er sie vor wenig Wochen an dem Friedrichsbahnhof erwartet und der Herbst ihm um ihretwillen die Brust mit Frühlingsahnung erfüllt hatte. Jetzt hatte der Sturm sie erfaßt. Wohin würde er sie treiben? Und mußte er denn zusehen mit gebundenen Händen?

Die alte Frau Donates war durch immer zunehmende Gicht fast beständig an den Rollstuhl gefesselt. Die gekrümmten Finger mußten meistens ruhig im Schoß liegen. Aber die lebhaften, klugen Augen schienen sich immer noch zu bemühen, die Fragen des Daseins zu erforschen. Sie sahen noch sehr scharf, und als sie nach dem Nachtessen mit Keller allein in dem Wohnzimmer blieb und er ihren Stuhl in den Lichtkreis der Lampe gerückt hatte, sagte sie ruhig:

„Du siehst sehr schlecht aus, Heinz."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ich habe viel gearbeitet und auch Unannehmlichkeiten im Geschäft gehabt."

„Und Charlotte?"

„Wie immer. Ich glaube nicht, daß sie sehr leidet. Sie ist allmählich ganz blöde geworden. Die Pflegerin ist ausgezeichnet, und es geschieht alles, was Hilfe und Erleichterung giebt."

Frau Donates schwieg eine Weile. Diese Erkundigungen, die ihr sonst von Herzen kamen, waren heute mehr Höflichkeit gewesen. Sogar der Ton ihrer Stimme änderte sich, als sie jetzt fragte:

„Was weißt du von diesem Harry van der Breden?"

In der Art, wie sie den fremden Namen aussprach, zeigte sich ihre Abneigung, und Keller lächelte. Sein Gesicht sah erschreckend müde aus.

„Du fragst mich, weil Esther mich zuweilen den treuen Eckardt nennt, nicht wahr?"

„Ich frage dich, weil du der nächste Verwandte meines Sohnes bist, und ich weiß, daß du ihn geliebt hast."

„Zuerst will ich dir auf das antworten, was du nicht fragst. Ich war bei der ersten Begegnung Esthers mit ihm anwesend, und ich habe sofort diese Leidenschaft gefürchtet" — er unterbrach sich bei ihrer fragenden Kopfbewegung und wiederholte mit Nachdruck: „Ja, gefürchtet. Breden ist mir nicht sympathisch, das war mir

Grund genug, doppelt vorsichtig in meinem Urteil zu sein. Ich hatte nun darauf zu achten, daß ich nicht zu nachsichtig war, um mein eignes Gewissen zu überlisten. Du verstehst mich, nicht wahr?"

„Ja. Ich weiß, daß du Esther liebst."

Die Worte klangen selbstverständlich. Ob die kluge alte Frau ihnen noch einen andern Sinn unterlegte, blieb zweifelhaft.

„Ich erkundigte mich, so gut ich konnte. Daß er bei Ritters nicht sonderlich gut angeschrieben war, sprach nur insofern mit, als man dort einer anscheinend guten Partie immer Sympathie entgegenzubringen pflegte. Aber ich merkte, daß er die Mädchen fast mit Geringschätzung behandelte. Daß er unter den Herren dort keine Freunde hatte, war auch nicht maßgebend, denn sie vertraten das gebildete Philistertum mit seinem in Standesgrenzen gezüchteten Vorurteil. Er konnte seinen eignen Weg gehen und doch ein ganzer Mann sein. Aber —"

Die alte Frau, die seinen Auseinandersetzungen aufmerksam folgte und nur bei Erwähnung der Ritterschen Familie durch ein Achselzucken ihre Verachtung für alles bekundet hatte, was mit ihrer Schwiegertochter zusammenhing, sah ihn erwartungsvoll an.

„Aber ich habe nicht finden können, daß Breden bisher schon für jemand anders als für sich gelebt hat. Er hat noch nicht gearbeitet. Und ein Selbstling ist in meinen Augen kein ganzer Mann."

Keller sprach die Worte schwer wie eine Anklage.

„Er ist noch jung. Er kann die Arbeit noch lernen."

„Er kann! Esther würde ihm eine Hilfe sein. Aber er ist ein weicher Schöngeist, darin sehe ich die größte Gefahr. Du kennst diese Männer nicht. Sie sind erst ein Produkt unsrer Überkultur."

„Ist er gesund?"

„Er sieht nicht so aus. Er hat sicherlich mit seinen Nerven schlecht gewirtschaftet. Das wird die Ehe bessern."

„Und — die Frauen?"

„Urteilst du darin sehr strenge? Dann kann er nicht bestehen. Er hat gelebt wie die meisten andern, nur daß er nicht so tief zu steigen brauchte, da er nicht sehr zu sparen hatte. Augenblicklich hat er keine Verpflichtungen."

„Du sagst das sehr verächtlich."

„Ich habe darin die Härte der Selbstgerechtigkeit. Aber der schwere Weg, der mich zur Entsagung führte, entschuldigt vielleicht die andern. Ich glaube auch wirklich, daß die Frauen es Breden immer sehr leicht gemacht haben."

„In der Beziehung können wir Esther nicht schützen. Ihr Mann soll nur nicht öffentliches Ärgernis gegeben haben."

Keller kannte die vornehme, alte Frau, die in ihrem Leben so viel Ungerechtigkeit gesehen hatte, daß sie zu diesem kühlen Schluß kam, obgleich sie ihre Enkelin zärtlich liebte. Er empfand diese Gleichgültigkeit als eine größere Beleidigung seines Geschlechtes, als die übertriebenen Forderungen der Frauenrechtlerinnen. Wenn Frau Donates überhaupt jemals von ihnen gehört hatte, so hatte sie wohl nur über sie gelächelt wie über eine Modethorheit. Nur auf das gemeinsame Leben hatte die Frau ein Recht,

und auch da mußte sie sich mit ihrem eignen Körper und ihrer eignen Ehre schützend vor eine Blöße stellen, die vielleicht der Außenwelt sichtbar werden konnte.

„Du giebst dir viel Mühe, Heinz,“ sagte sie, die Betrachtungen Kellers unterbrechend, „aber ein warmes Wort für Breden hast du doch noch nicht gefunden. Glaubst du denn, daß Esther ihn wirklich liebt, oder daß es eine vorübergehende Neigung ist?“

„Sie liebt ihn wirklich. So schnell das Gefühl auch in ihr entstanden, so fest und ehrlich ist es. Um ihretwillen möchte ich so gerne wärmer für van der Breden eintreten können. Du wirst mir ja glauben, daß mir die Sache nahe geht. Aber wenn du ihn ihr verweigerst, so machst du es noch schlimmer. Esther ist eine so große, reine Natur, daß sie vielleicht durch ihren Einfluß vollständig besiegt, was mir allein maßgebend ist: seine weichliche Unentschlossenheit im Ergreifen einer Lebensarbeit. Entsagen wird sie nicht. Sie hat zu sehnsüchtig auf die Liebe gewartet.“

Frau Donates sah erstaunt auf.

„Esther? Wie meinst du das, Heinz?“

„Hat sie dir nie von den Briefen ihrer Eltern gesprochen?“

„Ich gab sie ihr am Einsegnungstage.“

„Auf meine Bitte las sie sie aber erst zwei Jahre später — vielleicht noch zu früh. Aus diesen Briefen nun hat sie sich ihr Leitbild einer Neigungsheirat aufgebaut, und da ihr Breden gerade entgegentrat, als die Sehnsucht nach einem eignen, reinen Leben durch den Gegensatz ihrer Umgebung besonders stark in ihr geworden war, so verkörpert sie nun in der Liebe zu ihm auch die immer nur innerlich bethätigte Liebe zu den Eltern.“

Frau Donates blickte nach dem altmodischen Cylinderbureau, das ihr als Schreibtisch und als Verschluß für ihre Papiere diente. Darüber hing ein großes Bild ihres Sohnes. Ein kühnes, kluges Auge, um den Mund ein Zug bewußten Wollens. Das Bild der Schwiegertochter hing in der sogenannten guten Stube, die in Peterswalde recht wenig benutzt wurde.

„Wenn sie sich nur nicht täuscht, wie er sich getäuscht hätte.“

„Wie meinst du, Tante?“

„Ich meine, daß diese Idealehe — nur fünf Monate dauerte. Ich habe dann mit Else noch die gleiche Zeit hier in Peterswalde zusammengelebt, mit einer unglücklichen, gebrochenen Frau. Man soll nicht richten über die Toten, vor allem nicht, wenn man selbst ihnen schon wieder so nahe ist. Aber wenn ihm diese Frau auf die Dauer genügt hätte, dann habe ich eben meinen eignen Sohn nicht gekannt.“

„Muttereitelkeit,“ dachte Keller. Und es that ihm weh, daß die letzte Wendung ihres Gesprächs sie mehr erregt hatte, als die Entscheidung über das Schicksal der Enkelin. Sie hatte doch auf der Welt nichts so geliebt als ihren Sohn, aus Eitelkeit vielleicht, denn auch ihre Ehe war solch eine Schattenexistenz gewesen, in der sie sich selbst zum Schilde ihrer Ehre machen mußte.

Sie sprachen dann noch von geschäftlichen Dingen, und Keller sah die Pachtverträge durch. Sie liefen im folgenden Jahre ab, und er sollte seinen Rat erteilen wegen einer Erneuerung. Man hatte guten Lehmboden gefunden, und der Plan lag nahe, die kleine Ziegelei mit einem Ringofen zu versehen und zu erweitern. Der

Pächter, der sich von dem Unternehmen etwas versprach, wollte gerne Eigentümer werden und Peterswalde käuflich an sich bringen, Frau Donates aber Wohnhaus und Garten bis an ihr Lebensende mietweise überlassen.

„Wenn Esther in pekuniär ganz sichere Verhältnisse gekommen wäre, so wäre mir das auch recht gewesen. Viel mehr als ihre Aussteuer und ein ganz kleines Nadelgeld wäre freilich von der Kaufsumme nicht geblieben, denn die Möglichkeit einer Fabrikanlage spricht noch nicht bedeutend mit. Nun mißtraue ich aber allen wunderbaren Testamenten und Jahresrenten, vor allem bei einem Juristen, der kein zweites Examen gemacht hat und von seiner Feder leben will. Ich möchte daher Peterswalde wieder selbst bewirtschaften und einen Inspektor nehmen. Dann möchte ich für eigne Kosten den Ringofen bauen. So giebt es doch die Möglichkeit eines künftigen Gewinstes. Ich müßte eine neue Hypothek aufnehmen. Das wird Schwierigkeiten machen. Aber es wird nicht unmöglich sein."

Keller staunte über diese Frau, die von der Gicht gekrümmt war und die letzten Jahre ihres Lebens mit neuen Sorgen beladen wollte, da sie sich doch vor zwanzig Jahren, nach dem Tode ihres Sohnes, zu schwach gefühlt hatte, die alten zu tragen. Hatte er ihr eben unrecht gethan? Liebte sie Esther doch inniger, als er gemeint hatte, oder war auch das nur wieder Pflichtgefühl, die fast krankhafte Sucht, allen Forderungen des Lebens gerecht zu werden bis zum letzten Atemzuge?

„Die Einleitungen werden mir Schwierigkeiten machen. Aber ich habe immer tüchtige Beamte gehabt in meinem Leben. Ich werde sie auch jetzt finden. Seit der Brief dieses Herrn van der Breden angekommen ist, geht mir der Gedanke mit der Ziegelei nicht aus dem Kopf. Kannst du mir versprechen, Heinz, über dem allen zu wachen, wenn ich sterbe? Ich meine natürlich nicht, daß du dich hier in Peterswalde festsetzen sollst. Aber du bist Geschäftsmann. Du würdest Esthers Erbteil nicht verschleudern lassen?"

„Nein, Tante."

Die klaren, scharfen Augen sahen ihn an. Er hielt den Blick aus. Mochte sie in seiner Seele lesen und ihren vorhin gesprochenen Worten „Du liebst Esther" noch einen tiefern Sinn beilegen — um so ruhiger würde sie sein. Sie trennten sich wie zwei Freunde. Keller war einer der wenigen Menschen, die Frau Donates hochachtete.

„Und nun rufe die Fränkel, Heinz. Sie sitzt im Eßzimmer und legt Patience, und ihrer Meinung nach wenigstens hängt Esthers Glück allein von ihren Karten ab."

Keller nahm im Flur sein Licht vom Tisch und ging nach oben. Dort lagen an einem langen Gang die wenigen eingerichteten Fremdenzimmer. Die andern Stuben standen leer oder wurden als Vorratsräume benutzt. Er hatte immer dasselbe Zimmer, und es war eigentlich nicht nötig, daß man seinetwegen eine kleine Wandlampe angezündet hatte, die die Treppe und den Gang nur mäßig erhellte. Aber als er nach oben kam, sah er, daß Esther dort auf- und abging. Sie wartete auf ihn, den Oberkörper in einen dunkeln Shawl gewickelt. Sie mochte wohl schon eine Stunde hier oben sein, während der Sturm die Äste der alten Ulmen unten im Garten an das eine Giebelfenster schlug, auf das der Gang mündete. Als sie seinen Tritt auf der Treppe hörte, war sie horchend stehen geblieben. Nun flog sie ihm entgegen, blaß vor

Aufregung. Nur ihre Augen fragten und die schlanken, weißen Hände, die sie aus dem Shawl hervorwickelte und ihm mit einer Bewegung kindlicher Bitte entgegenhielt.

Er stellte das Licht auf die wurmstichige Brüstung der Treppe und nahm diese Hände in die seinen. Sie waren ganz kalt.

„Es ist alles gut,“ sagte er weich, und als er sah, wie das Licht in ihren Augen groß und strahlend wurde, fügte er mit einem schwachen Versuch zu scherzen hinzu:

„Die Grete wird ihren Hans kriegen.“

Sie sah ihn noch immer an, aber sie dachte schon nicht mehr an ihn, sondern nur noch an den andern. Nach einer Weile besann sie sich. Sie neigte ihm ihr Gesicht zu, daß die weichen Haare ihn fast berührten. Es war, als suchten ihre zitternden Lippen, die kein Wort des Dankes fanden, nach den seinen. Aber dann stieg eine Erinnerung oder ein sehnsüchtiges Verlangen nach einem andern Kuß in ihr auf. Eine brennende Röte übergoß ihr Gesicht. Sie bog es plötzlich weit zurück, entzog ihm ihre Hände und eilte, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinab.

Am nächsten Morgen verließ Keller Peterswalde. —

In den Wochen, die nun folgten, blieben die vergilbten Brautbriefe der Eltern unberührt in ihrem Fach liegen. Esther bekam eigne Briefe, die ihr Herz klopfen machten und ihre Augen überströmen ließen. Breden war ein vorzüglicher Briefschreiber, einer von denen, die sich an ihrem eignen Stil berauschen. Er machte auch sehr hübsche Verse. Esther, die in ihre Schreiben nichts legen konnte, als das Gefühl ihres Herzens, die Erinnerung einer einsamen Kindheit und Jugend, durch die nur märkisches Fichtenrauschen klang, kam sich oft arm vor, wenn sie zur Feder griff, aber immer reich wie eine Königin, wenn sie der Posttasche einen Brief an ihre Adresse entnahm. Und das geschah fast täglich. Breden hatte viel Zeit zum Briefschreiben, und wenn er doch die Nächte zu Hilfe nahm, so geschah das nur, um die poetische Stimmung zu erhöhen. Zum Weihnachtsfest kam er nach Peterswalde. Was er auch über die große Einfachheit dort denken mochte, für die wenigen Tage seines Aufenthaltes fand er sich vollständig in die Verhältnisse, und wenn Frau Donates ihn auch nur mit kalter Höflichkeit behandelte, so verletzte sie doch nie die Pflichten des Gastgebers. Weihnachten auf dem Lande ist zudem eine rührend einfache und heilige Zeit. Es mochte ja unbequem sein, am ersten Feiertag schon so früh aufzustehen und mit all den vermummten Gestalten, die Laternen trugen, zum Frühgottesdienst in die Kirche zu gehen. Eigenartig stimmungsvoll war es jedenfalls in dem kleinen Gotteshaus. Breden konnte dort Studien machen über den blinden Glauben der märkischen Landbevölkerung, während sich neben ihm das reine Antlitz seiner Braut über das Gesangbuch beugte. Er hatte den Glauben für sich lange abgeschworen. Aber er liebte ihn an andern, besonders wenn er, wie in diesem Augenblick, so gut zum Ganzen paßte.

Und dann, hatte sich jemals ein Kind so über ein Christgeschenk gefreut, wie Esther über die Böcklinmappe, die er ihr mitbrachte? Was sich Frau Donates dachte, als sie am ersten Feiertag die Mappe öffnete, zufällig die beiden herrlichen Faune in ihrer naiven Sinnlichkeit vor der schlafenden Nymphe sah und wortlos das Buch wieder schloß, das ging ihn ja nichts an, obgleich er die kleine Scene mit dem Appetit des Feinschmeckers aus dem Nebenzimmer in sich aufnahm. Frau Donates störte die

Liebenden überhaupt wenig. In allem, was Breden betraf, entwickelte Esther einen ihr sonst ganz fremden Egoismus. Fräulein Fränkel aber brachte beide in eine gelinde Verzweiflung. Sie hielt es für selbstverständlich, daß sie das Brautpaar auf Schritt und Tritt begleitete und ihr Erzieherinnenamt mit der Elefantenrolle würdig krönte. Sie waren froh, wenn der kleine Strohschlitten vorfuhr, und sie, in Pelze gepackt, hinausflogen in die Kiefernwälder, die breite Schneelasten auf ihren Zweigen trugen. Esther lenkte das kleine Gefährt selbst. Sie liebte keine Glocken, die das Wild verscheuchten, und sie fuhr ihren Verlobten zu den Futterstellen im Wald, um die sich Hirsche und Rehe drängten, zu dem See, den die weiße Decke verhüllte, über die unzählige Spuren gingen, und hin nach den benachbarten Dörfern, deren Häuser sich wie ein Volk von Rebhühnern in den Schnee zu ducken schienen, und deren Kirchtürme sich dunkel gegen die Abenddämmerung eines Winterhimmels abzeichneten, der mit rosiger Glut das Schneeland und die schwarzen Wälder, den weiten, flachen Horizont eines märkischen Landschaftsbildes bekränzte.

So einfache, schlichte Freuden, daß Breden, als er nach kaum einer Woche abfuhr, mindestens meinte, eine Milchkur hinter sich zu haben. Aber sie war ihm bekommen. Jeden Abend, wenn das Hausmädchen seine unzähligen Toilettenutensilien wieder in Unordnung gebracht hatte, jeden Morgen, wenn er im stillen den Thee zu dünn fand und seine englische Marmelade vermißte, und das Ei eine Idee zu weich war, hatte er das Gefühl, Esther ein Opfer zu bringen. Das hob ihn in seinen eignen Augen und machte ihn glücklich.

„Wie wunderbar,“ sagte er eines Tages, als Esther am Fenster lehnte und ihre schlanke Gestalt sich in der Silhouette scharf abhob, „du bist eigentlich gar nicht mein Genre. Ich habe immer für volle Frauen geschwärmt.“

Sie sah sich erstaunt um und wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Gefalle ich dir denn nicht,“ fragte sie ängstlich.

Er bat sie mit den Augen, sich ihm zu nähern. Gehorsam kam sie heran.

„Du weißt doch, daß du mir gefällst, nicht wahr?“

Sie lächelte schon wieder. Sie wußte, daß er immer sagte, was er gerade dachte, und dabei zuweilen den Zwang der Höflichkeit vergaß.

„Ich weiß es, denn du liebst mich. Aber,“ fügte sie nach einer Pause neckisch und triumphierend hinzu, „ich habe dich doch zuerst geliebt.“

Es ist die alte Streitfrage zweier Liebenden, die so oft zum Spiel hin und her geworfen wird. Wer hat angefangen, wer liebt mehr?

Breden dachte ein wenig nach.

„Ja,“ sagte er dann ruhig, „es ist wahr, du hast mich zuerst geliebt.“

Das Wort ging spurlos an Esther vorbei: Die Zeit war noch nicht da, wo es einen Stachel bekommen sollte. —

Das heilige Dämmern der Brautzeit verging. Der nordische Vorfrühling kam, dieser herbe Geselle, der soviel zu kämpfen hat, daß um seinen endlichen Sieg die Schwermut flattert. Die Furchen der Flugschar sahen aus wie aufgerissene Wunden, und wenn auch in der Mark Anfang März nichts grün war, als die Kiefern und die Wintersaat, so sang doch die Lerche, und am Abend und in den noch kalten, klaren Nächten tönte aus der Luft der Schrei der Wandergänse.

Es war eine ganz kleine, sehr stille Hochzeit. Breden hatte keine nahen Verwandten. Er gehörte einem aussterbenden Geschlecht an, und sein letzter Angehörige, ein Bruder seines Vaters, der zur katholischen Kirche übergetreten war, lebte in Brüssel in einem rein geistlichen Umgang. Der Neffe hatte sich an ihn gewendet, um eine Änderung des Testaments zu bewirken, sich mit der Hälfte der Summe einverstanden erklärt, wenn ihm das Kapital ausgeliefert würde. Vergebens. Da Breden eine Protestantin heiratete, war der alte Sonderling noch weniger zu einer Vergünstigung zu bewegen. Entziehen konnte er dem Neffen das Erbteil nicht, da das Geld aus Pflanzungen in Sumatra stammte, die der Familie gemeinsam gehört hatten, auch dem deutschen Zweige. Er schrieb ihm, daß er zu seinem eignen Besten handle, wenn das Ganze als freie Summe erst seinen Kindern zufiele, andernfalls aber bestimmten Stiftungen, die er in seinem Testament erwähnt hatte. Und er hielt es wohl schon für ein ungeheures Opfer, das er den Manen der Familie brachte, wenn er dem Sohn seines Bruders, mit dem er nicht in Einigkeit gelebt hatte, zehntausend Mark zur Regelung seiner Verpflichtungen übersandte. Aus diesem Akt der Wohlthätigkeit — als solchen rechnete ihn sich der fromme Greis an — war deutlich zu erkennen, daß die segensreiche Einrichtung der Auskunftsbüreaus auch in Brüssel bekannt war.

Von Esthers Verwandten kam Vetter Paul — mit gebrochenem Herzen, wie er an Esther schrieb — und Nelly. Nelly hielt die Reise zwar für eine ganz unnötige Ausgabe, machte sie aber, um von Anfang an auf gutem Fuß mit der jungen Familie zu stehen, was später von Nutzen sein konnte. Bei Heddas Hochzeit hatte sie in dem zugezogenen fremden Gast, einem Kapitän zur See, der heißhungrig wie ein Oger nach drei Jahren Seeeinsamkeit in die civilisierten Damenkreise zurückkehrte, einen sehr angenehmen Menschen kennen gelernt. Ein verlorenes Vielliebchen hatte Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben, der in ein vielversprechendes Stadium getreten war, und es war Nelly eigentlich kaum zu verdenken, wenn sie ein wenig maulte, als sie den Koffer packte. Vetter Paul zählte gar nicht mit und konnte höchstens in einem der folgenden Briefe als Statist figurieren, der in Wilhelmshaven Eifersucht erregte.

Da Keller, Nelly und Paul, die einzigen fremden Gäste, in dem großen Peterswalde gut unterzubringen waren, so herrschte nicht diese Unruhe, dies Thürenschlagen und die Enge, die Esther in Frankfurt so entsetzt hatte. Der Morgen ihres Hochzeitstages ging so klar auf über den Ulmen im Garten, deren kleine Blattknospen kaum zu schwellen begannen, daß er noch einmal all die stille Reinheit und Ruhe ihres Mädchenlebens auszudrücken schien.

Es war nicht ihr Verlobter, der ihr an diesem Tage zuerst entgegentrat, sondern Keller. Er hatte in dem untern Flur auf sie gewartet, wie sie damals vor einem Vierteljahr auf ihn. Als sie die Thür ihres Schlafzimmers öffnete, ging er ihr entgegen und gab ihr einen Veilchenstrauß.

Die Märzsonne fiel auf die roten Ziegelsteine, die den Flur pflasterten. Dicke Tannenkränze hingen um die Thüren. Alles war klar und frisch und paßte so gut zu dem lieben Geschöpf, das da vor ihm stand im einfachen Hauskleid, und doch eine so bräutliche Erscheinung mit dem hoffnungsvollen Strahlen in den großen Augen. So wollte er von ihr Abschied nehmen. Wenn sie den Kranz und den Schleier trug, und Breden ihre Hand hielt, dann war sie für ihn schon fern.

„Du wirst nie vergessen, daß ich der Stellvertreter deines verstorbenen Vaters bin?“

„Nie, Heinz. Ich danke dir für alles, was du mir gegeben hast. Ich denke, du kannst mich ruhigen Herzens in Harrys Hände geben, du treuer Eckardt.“

Sollte er ihr sagen, daß gerade gegen ihren Mann er ihr Schutz sein wollte, wenn sie ihn brauchte? Sich ihr Vertrauen zu erhalten, war sein innigster Wunsch. Und als er die wirkliche Bewegung sah, mit der Breden sie aus den Händen ihrer Großmutter empfing, mißtraute er wieder seiner eifersüchtigen Liebe, die ihm die Gefahr vielleicht vergrößerte, und hoffte.

Als sie abfuhren, bellte der Hofhund, riß an seiner Kette und wollte sich nicht beruhigen. Er ging zu dem Tier hin, das hier das Gnadenbrot erhielt und streichelte seinen Kopf.

Im Grunde — was konnte er denn selber anders thun als wachen?

VII.

„Du lieblich Bild! Es rauscht der Quell
Durch Veilchenblau und Mente;
Die Berge winken wunderhell,
Wohin den Blick ich wende.
Der Lerche Jubellied erwacht,
Denn Frühling ward es über Nacht.

Ein immergrüner Eichenhain,
Um den die Schafe grasen,
Zerstreut umher viel Marmorstein,
Zu Füßen kurzer Rasen;
Und ernst und schwer in alter Macht
Des Aquäduktes Trümmerpracht.

Ein Tempel, dessen Götter lang
Gestürzt sind und vertrieben,
Rings Hirtenlied und Lerchenklang,
Das alte Lied vom Lieben.
Auf totem Stein im Sonnenglanz
Des neuen Lebens Jubeltanz.

Und eine Epheulaube winkt,
Geheimnisvoll und dunkel,
Vom warmen Marmorsteine blinkt
Der Eidechse Gefunkel.
Wie märchenhaft die Dämmerung,
Und unser Herz, mein Gott, wie jung!“

Die Frühlingsherrlichkeit der römischen Campagna war unbeschreiblich. Es schien ein Meer von Blüten, das sich überschäumend an den alten Mauern der ewigen Roma brach. Der kleine Hain der Egeria sah in dieser überschwänglichen Herrlichkeit mit seinen schwarzen Steineichen wie ein Schatten aus, aber der plätschernde Anio war fast verwachsen mit Münze, Mente und Veilchen — und darüber eine Wolke schmet=

ternder Lerchen. Die Hirten waren noch ebenso mager, hohläugig und vom Fieber geschüttelt wie sonst. Aber mehr als je schienen sie in der weiten Landschaft in ihr Schaffell gewickelt jene Halbgötter wieder zu beleben, die nichts sind als eine Verkörperung der Natur selbst. Und was konnte, für das oberflächliche Auge des Beschauers, Menschen fehlen, die in den von Sonne strahlenden Travertinbogen der alten Aquädukte saßen und ihr Haupt, wenn sie wollten, auf Veilchenkissen legen konnten?

Es war bezeichnend für Breden, daß das Allergrößte, was die Natur mit grausenerregender Unerbittlichkeit von der Kultur zurückgefordert hat, ein Feld, das abwechselnd Paradies und Hölle gewesen war, ihm gerade nur genügte als unermeßlicher Hintergrund für seine kleine Verliebtheit. In der Zeit, wo das innere Empfinden im stande ist, eine Hütte in ein Feenschloß zu wandeln und unter einem blühenden Holunderbaum am Rand eines weltverlorenen Dorfes die Burg des heiligen Gral zu ahnen, war es ihm ein exquisiter Feingeschmack, den er mit Bewußtsein genoß, seine Braut zu umarmen auf den Stufen des alten Theaters des Cicero in Tuskulum oder auf den Grundquadern des alten Jupitertempels auf dem Monte Cavo. Ja, er hatte nichts weniger beabsichtigt, als in der Villa d'Este selbst abzusteigen, da es ihm durch einige geschickt ausgenützte Verbindungen wohl gelungen wäre, sich für einige Zeit zwei der unzähligen unbenutzten Zimmer geben zu lassen. Aber Esther hatte ein Grauen vor der verfallenen Pracht dieses Ortes und wollte weder die Schatten der Lucrezia Borgia noch die von Liszt und seiner polnischen Freundin zu Zeugen ihres Liebesglückes haben. Schritt doch ihr Fuß in diesen Wochen überhaupt nur über Ruinen. Und selbst die Fülle der Blüten, die diesen Verfall deckte, legte sich oft schwül und ängstlich auf ihre Sinne.

Aber sie grübelte nicht und zog keine Vergleiche. Sie genoß naiv die Schönheit rings umher, deren düstere Bedeutung sie mehr ahnte als verstand. Fräulein Fränkel war gewiß eine sehr tüchtige Lehrerin gewesen. Aber es war kein Wunder, daß ihre Schülerin hier mehr die Stätte großer Schlachten, politischer Staatsumwälzungen zu sehen meinte, als den Teppich der raffiniertesten Lust. Sie dachte nicht an die Gebräuche des Adonisfestes, wenn er ihr heute einen Kranz von Veilchen, morgen einen von Narzissen in die lichten Haare drückte, und wenn sie in dem lichtgrünen Laubwald der Albaner Berge saßen, den stillen See von Nemi zu ihren Füßen, so blickte sie andächtig hinab in den keuschen Spiegel der Diana, und der Gedanke an jenes wilde Opfer Tibers, jenes sagenhafte Schiff voll Jugend und Schönheit, das der kranke, wollüstige Kaiser hier versenkt haben soll, trübte nicht die strahlende Sonne ihrer Augen. Aus einem dunkeln Drange heraus hing sie wohl solch einen Kranz, den sie einige Stunden hindurch getragen hatte, vor einem der vielen Marienbilder auf, oder sie faltete unwillkürlich die Hände, wenn sie unter dem Kreuz von Tuskulum stand und ihr Blick vom Meer bis zu den Mauern Roms eine Welt der Herrlichkeit umspannte, die ihr Furcht machte. Im Grunde wäre sie mit ihm lieber in Peterswalde gewesen, in der herben Luft der Mark, unter den Fichten, die so metallen rauschten, wenn der Frühlingswind durch sie strich. Aber das sagte sie ihm nicht.

Er dachte anders. Sein reines Weib über diese Stätten zu führen, die wiederaufzubauen und zu beleben ihm ein willkommenes Spiel der Phantasie war, berauschte

ihn immer von neuem. Er nannte sie nur Psyche in dieser Zeit und versicherte ihr, er wolle den Namen für sie behalten. Er liebte es unbeschreiblich, sie auf den alten Säulenstümpfen sitzen zu sehen, wie sie ihre feinen Finger in die Kaneluren legte, den schlanken Oberkörper vorgebeugt und den Veilchenkranz in dem bauschigen, locker gesteckten Blondhaar. Er konnte sie dann quälen mit seinen despotischen Wünschen.

„Nicht bewegen. Bleib so, bitte, bleib.“

Und er lag zu ihren Füßen und genoß das süße Bild, kritisierte vielleicht auch und rückte zurecht, bis ihr die Thränen in die Augen stiegen und sie klagend sagte:

„Ich kann nicht mehr, Harry, die Arme sterben mir ab.“

Sie wohnten in Tivoli in der Nähe des kleinen Sybillentempels über den Wasserfällen. Man hörte ihr Rauschen bei Tag und bei Nacht. Es bildete vereint mit dem Lerchengesang die Melodie, die in der Erinnerung von dieser Zeit ihres Lebens untrennbar blieb. Und die Blume dieser Wochen war die Narzisse. Aber nicht in langen Beeten, hinter Buchsbaumeinfassungen, in steifer Regelmäßigkeit, nein, sie kam gleich den andringenden Wassern einer Überschwemmung. Sie bedeckte die Wiesen mit ihren weißen Sternen, sie sickerte hindurch in die Wälder und stand einzeln zwischen der gelben Iris, sie erstieg die Berge; Kinder pflasterten den Boden der Kirchen mit ihren weißen Köpfen, Frauen trugen Lasten davon zu den Heiligenbildern — und man sah kaum eine Lücke. Man trat über die gebrochenen Stiele hinweg, und wie Wasser schlugen die Wellen wieder zusammen.

„Der Duft tötet mich,“ rief Esther. Sie gingen nach dem alten Rocca di Papa, um in einer schmutzigen Trattoria neben dem Marktplatz und seinem monumentalen Springbrunnen — ein fast lächerlicher Gegensatz zu dem verkommenen Nest — berühmte Maccaroni zu essen. Esthers Gesicht war ganz weiß. Sie hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten und zog halb mechanisch den Strauß aus dem Gürtel, den sie in der ersten Freude hineingesteckt hatte.

Er nahm ihren Arm in den seinen. Er empfand im Gegenteil eine gesteigerte Empfänglichkeit der Nerven.

„Ja, es liegt etwas Faules in diesem Duft. Sünde, würde der Fromme sagen. Und in der That erinnern mich diese weißen Blumengesichter mit dem anklagenden Augenstern, dem geneigten Haupte und den leicht aufgerollten Blättern auch immer an die gefallene Unschuld, die sich am liebsten hinter Klostermauern verbergen möchte. Dich auch?“

„Ich weiß nicht. Ich hab' die Narzissen immer sehr geliebt. Warum sollen sie nicht lieber reinen Mädchen gleichen?“

„Dieser Duft! Schwüle Sehnsucht und extatische Reue.“

Sie schwieg. Die kleine Stadt war erreicht, und in das Gemach der Signora Nanina kam der Narzissenduft nicht mit. Er hätte dort einen Kampf mit Öl, Tomaten, Zwiebeln und hundert andern Dingen aufnehmen müssen, dem er nicht gewachsen gewesen wäre.

Vier Wochen waren vergangen wie ein heißer Traum. Sie rüsteten zur Abreise. Zum letztenmal hatten sie den Nachmittag unter den Cypressen der Villa d'Este verbracht, zum letztenmal nahmen sie das Pranzo draußen, neben dem Rundtempel der Sybille, der so dicht am Abhang steht neben der dahinstürmenden, schäumenden,

zerstäubenden Wucht des Teverone. Die Forellen waren so zart und rosig wie sonst. Der Falerner ebenso feurig. Aber der Ausdruck im Gesicht der jungen Gatten war noch nie so verschieden gewesen. In Esthers Zügen eine kaum unterdrückte Fröhlichkeit, ein sonniges Leuchten. Van der Breden ganz Schwermut.

„Ich glaube wirklich, Esther, du freust dich,“ sagte er vorwurfsvoll.

Sie sah ein wenig schuldbewußt aus.

„Wir gehen ja zusammen, Harry. Und Deutschland ist auch schön.“

„Auch!“

Ihm schien der süßeste Duft dieser Liebe nun dahin zu sein.

Als sie ihren Koffer schloß, fiel ihr etwas ein.

„Nun war ich gar nicht in Rom!“

Es lag auch nicht der Schatten eines Vorwurfs in den Worten, nur Verwunderung. Sie waren am Abend in Rom angekommen, im Hotel Quirinal abgestiegen und am Morgen nach Tivoli gefahren. Jetzt sollte sie ein Wagen sofort zum Zug bringen.

„Du hast nie den Wunsch geäußert.“

Sie sah ihn an und lachte. Es war so wunderbar, daß sie einen Wunsch äußern sollte, etwas thun, was er nicht zuerst angeregt hatte. Sie antwortete nicht einmal darauf. Wenn er es nicht gewollt hatte, so sah sie Rom eben nicht. Es war durchaus kein Opfer für sie.

„Barbarin,“ sagte er und zog sie an sich. „Zu denken, daß ich eine Frau habe, die so vandalisch empfindet!“

Das Lächeln in ihren Augen blieb.

Als sie am nächsten Tage in der Bahn saßen und am Tempel der Minerva Medica vorbei rollten, dachte er noch einmal, daß sie doch eine Vandalin sei. Er hielt Rom für einen der größten Eindrücke, den der Mensch in sich aufnehmen kann; aber er machte sich keinen Vorwurf, seinem jungen Weibe diesen Eindruck entzogen zu haben. Für den Genuß der Flitterwochen wäre Rom zu anstrengend gewesen. Er kannte es ja so gut. Von jetzt an stand es übrigens in ihm fest, Esther habe Rom nicht sehen wollen, weil ihr das Interesse gefehlt habe.

VIII.

In seinen Briefen aus der Brautzeit hatte er ihr immer die Versicherung gegeben, daß sie so recht eigentlich die Muse seines Schaffens sein würde. Ihre klare Ruhe, ihr immer gleiches, sonniges Wesen würden ihn begeistern. Er versprach sich Großes von der ersten Zeit seiner Ehe. Wenn er nur erst sein Material gesichtet haben würde!

Berlin mochte doch wohl nicht der rechte Ort für ihn sein. Seine Nerven vibrierten zu stark in dem rastlosen Getriebe der Großstadt. Jede neue Erscheinung riß ihn mit, jede Richtung zog ihn nach. Er kam dort nicht zur innern Ruhe. Es giebt eben so differenzierte Naturen, daß sie sich in sich selbst zerfasern können. Van

der Breden bildete sich ein, der Großstadt für immer satt zu sein. Er hatte zuweilen einen vagen Traum geträumt von roten, spitzen Dächern hinter grünen Linden, von Brunnenrauschen und hellblinkenden Fensterscheiben, so etwa nach dem Schubertschen Liede „Wie freundlich hast du mich empfangen, du Stadt der Unbeständigkeit.“ Eine Kleinstadt. Das würde das Richtigste für sie beide sein. Er fühlte ordentlich, wie von dem satten Behagen der Spießbürger etwas auf ihn übergehen würde. Nicht viel natürlich, nur diese kleine Dosis selbstgerechter Zufriedenheit mit seinem Schicksal und seiner Arbeit, von der er glaubte, daß sie ihm fehle.

Er hatte lange gesucht, ehe er fand, was er wünschte. Der Norden oder Osten durfte es nicht sein. Den vertrug seine Gesundheit gar nicht. Die kleine Stadt sollte außer ihren roten Dächern und grünen Bäumen auch noch etwas anders haben, eine Art von geistigem Mittelpunkt, mindestens ein Gymnasium, und in der Nähe Wälder und Berge und wenn möglich eine Universitätsstadt.

Das deutsche Vaterland ist so reich, daß er fand, was er suchte, mehr sogar. In Hessen lag ein kleines, winzig kleines Landstädtchen, das früher einmal einem der reichsunmittelbaren Grafen gehört hatte. Noch stand das herrliche Schloß, drei mächtige Flügel, von zwei stolzen Türmen flankiert. Auf dem Hof rauschte Tag und Nacht ein Röhrenbrunnen. Das Wasser floß aus alten, gotischen Fratzen in ein Steinbecken. Ringsum schatteten breite Platanen, und auf ihren Zweigen und auf dem Brunnenrand saßen eitle, schläfrige Pfauen. Die Herrschaften waren selten daheim. Die Söhne hatten hohe Stellen in der Armee, die beiden Töchter waren verheiratet, eine an einen russischen Fürsten, der in Cannes wohnte, die andere an einen andern Mediatisierten. Vorher aber hatte der Graf in dem kleinen Städtchen eines dieser Gymnasien gegründet, die in Allumnaten eine Anzahl von Schülern zu einem Examen vorbereiten, das sie sonst wohl nur mit Schwierigkeiten überwunden hätten. Die Leute nannten es die Grafenschule, auch nachdem die jungen Grafen seine Bänke lange nicht mehr drückten.

Es bestand nur aus den obern Klassen. Die Lehrer hatten gleichzeitig eine Anzahl Schüler in Pension. Viele, besonders Primaner, die nur für die letzten zwei Jahre zugereist waren und schon einige Erfahrungen auf andern Schulanstalten gesammelt hatten, lebten selbständig bei den Ackerbürgern zur Miete, besuchten natürlich auch fleißig das eine freigegebene Lokal, was dem Ton in dem Städtchen einen kleinen Stich ins Studentische gab. Die Lage war herrlich, am Fuße der Vogelsberge. Eine kleine Universität mit einiger Schwierigkeit zu erreichen, kurz, das ersehnte Paradies schien gefunden.

Während der Suche hatten sich Bredens in Wiesbaden aufgehalten. Der Kurort sollte ihnen den Übergang zum nordischen Lenz erleichtern. Sie kamen in Wiesbaden in die Hochsaison zu Ende April. Die wunderbare Ruhe der Campagna, diese Totenstarre unter Blumen, war plötzlich vertauscht mit überfüllten Hotels, Festspielen, einem Kaiserbesuch, schreienden Toiletten und lärmenden Kundgebungen zur Unterhaltung der erholungsbedürftigen Menge. Bredens wohnten im Hotel Metropole in der Wilhelmstraße, und Esther fühlte sich am dritten Tage in dem Lärm und in der anspruchsvollen Buntheit des Getriebes schon ganz unbehaglich. Sie entflohen nach Biebrich. Doch die Flut stieg bis unter die blühenden Kastanien des stillen Parks.

Zudem kamen die Verwandten. Der Onkel aus Neuwied lud Breden zu einer Besichtigung seiner Weinkeller ein, und Vetter Paul, der es vorgezogen hatte, leben zu bleiben, fand es jetzt noch amüsanter, Frau Esther den Hof zu machen. Am meisten störte Esther aber, daß ihre Cousine Ella auch in Wiesbaden war, im Hotel zur Rose wohnte und starke Ansprüche an sie beide machte. Ella war eine schöne, strahlende Frau, die die Toilette zu ihrem Lebensberuf erwählt hatte und sich ihr mit Geschick und dem Eifer eines großen Talentes hingab. Ihr Gatte kam für jeden Sonntag von Bockenheim herüber, und ihre vielen Courmacher sorgten für die Unterhaltung der Wochentage.

„Ich denke, wir siedeln lieber nach Homburg über. Da ist es noch still. Hier kommen wir gar nicht zur Besinnung.“

Esther sagte es. Sie waren eben aus dem Theater nach Hause gekommen, wo sie mit Ella und einem ihrer Bekannten in einer Loge der Festvorstellung beigewohnt hatten. Esther war sehr müde. Aber sie hatte reizend ausgesehen an diesem Abend und sich mit ihren matten Farben neben dem Tizianblond der Cousine mit Ehren behauptet. Breden war stolz auf sie, vor allem auf ihre Toilette, die er ihr in Frankfurt selbst besorgt hatte. Abweichend von der Mode des Augenblicks, die ja jede Extravaganz gestattete, vor allem im Bade, hatte er ihr ein Kleid à la Lavallière arbeiten lassen, aus einer unbestimmt getönten Seide, mit vielen Spitzen und einigen großen, mattlila Samtschleifen. In solchen Dingen hatte er einen raffinierteren Geschmack als sie. Er öffnete jetzt auch den verzwickten Taillenschluß mit der Sicherheit und der leichten Hand einer erfahrenen Jungfer. Der weiche Stoff, die rieselnden Spitzen gaben ihm ein prickelndes Wohlbehagen.

„Warum, Esther? Nach der großen Einsamkeit thut diese Menschenwoge doch wohl. Natürlich führt sie viel Schlamm mit sich. Aber das thut uns doch nichts.“

„Wir müssen doch endlich in Ruhe kommen, Harry. Es ist hier auch sehr teuer. Viel, viel teurer als in Tivoli.“

„Das stimmt.“

„Und — und du verstehst es so wundervoll, noch viel mehr Geld auszugeben als nötig ist.“

Sie hüllte mit spitzen Fingern die kostbare Toilette in Seidenpapier und verwahrte sie. Er lachte, als hätte sie ihm eine Schmeichelei gesagt.

„Liebes Kind, Geld ausgeben ist eine Gabe, die kleinen Geistern meistens vollständig abgeht. Nur nie einem Goldstück nachtrauern! Es ist das die Eigenart der Philister. Und übrigens thut es mir leid, daß ich nicht auch den Jüpon zu der Toilette und alles andre mitgebracht habe. Du bist viel zu schlicht in deinen Ansprüchen. Wenn man so schlank ist wie du, muß man sich in Spitzen förmlich vergraben, sonst wirkt man dürftig. Du siehst jetzt aus, wie Aschenbrödel, als es sich auf dem Ball verspätet hatte und die Feenkleider plötzlich von ihm abfielen. Niemand konnte es erkennen.“

Esther sah erschrocken in den hohen Spiegel. Es war alles sehr hübsch und eigen, aber allerdings weit entfernt von dem Luxus, den jetzt die Schaufenster der Modemagazine zeigen. Es wallte etwas in ihr auf, fast wie Trotz. Warum nahmen diese Dinge einen so breiten Platz in seinem Leben ein?

„Warum siehst du das überhaupt, Harry? Und woher weißt du das alles?"

„Närrchen! Das ist doch auch Schönheitsdienst."

Sie schwieg. Sie verstand das nicht. Aber sie war sich zum Glück noch nicht klar darüber, daß sein und ihr Empfinden sich nicht gleichen konnten, weil das eine nur nach außen, das andere nur nach innen gerichtet war. Sie band schweigend den weiten Frisiermantel über und zog die Schildpattnadeln aus dem lichten Haarknoten.

„Psyche," flüsterte er zärtlich.

Sie sah sein schönes, weiches Gesicht über sich im Spiegel. Ein Wort aus seinen Briefen fiel ihr ein: „Und wenn ich um Dich zum Bettler würde, was thäte es? Das Silber Deiner Haare ist der Schatz, der für mich, für mich allein vom Himmel fiel, und wenn ich untergehen müßte, und ich würde im letzten Augenblick wähnen, in den Tiefen Deiner Augen zu versinken, so wäre Sterben Wollust."

Aber seit diesem Tage kümmerte sie sich energischer um die Einrichtung der kleinen Villa, die sie in dem Landstädchen gemietet hatten. Sie fuhr selbst hin, trieb die Arbeiter an, bestimmte, ordnete, und acht Tage später konnte sie strahlend sagen, daß alles fertig sei.

„Ich kann gut begreifen, wie du dich nach deinem Schreibtisch sehnst, Harry."

Sie hatte, als sie zurück kam, beschriebene Blätter auf dem Tisch im Hotel gefunden, und ihr Gewissen, das ein wenig geschlagen hatte, als sie ihn allein ließ, war beruhigt.

„Schade, daß ihr fortgeht," sagte Ella am Abend desselben Tages. Man hatte gemeinsam eine Fahrt nach der Platte gemacht und saß nun im Kurgarten. „An deinen Mann hatte ich mich in deiner Abwesenheit ganz gewöhnt. Weißt du schon, daß er ein Gedicht auf meine kleinen Füße gemacht hat?"

Sie streckte ihren kleinen Fuß vor, der in einem sehr eleganten violetten Schuh steckte, der zu ihrer Toilette paßte. Breden, der mit einem Bekannten vor den Tischen auf- und abging, lächelte ihr zu.

„Er war eines Nachmittags bei mir. Es war so langweilig, daß ich ein wenig heiliger Petrus spielte. Ich muß sagen, nach seinem Kuß zu urteilen, ist er ein frommer Gläubiger."

Esther schwieg. Das also waren die Papiere gewesen!

„Du bist doch nicht eifersüchtig?"

Esther sah der Cousine ehrlich in die Augen.

„Ich? Gewiß nicht, Ella."

„Ich beneide dich eigentlich um die Zeit, in der Breden um dich geworben hat. Himmel, muß der einen Schwung gehabt haben!"

Die junge Frau lächelte still vor sich hin. Die Zeit, in der er um sie geworben hatte! Nun ja, man konnte es auch so auffassen. Jede andre Frau hätte es so aufgefaßt. Sie sagte sich noch immer mit dem Stolz beglückter Liebe: aber ich zuerst!

„Hedda hat mir natürlich davon erzählt. Auf sie scheint Breden allerdings wenig Eindruck gemacht zu haben. Aber Hedda ist jetzt wirklich nicht ganz zurechnungsfähig. Lächerlich, diese Verhimmelung ihres Mannes. Das gute Rhinozeros von Teichert kommt sich dabei offenbar selbst komisch vor. Er ist der Spott der ganzen Familie.

Hedda war doch noch nicht alt genug, um durch die Seligkeit, unter der Haube zu sein, so aus der Contenance gebracht zu werden."

Mit der magern Hedda, die so leicht eine rote Nase bekam und solche Sorge für ihren Teint trug, war nämlich als Frau eine große Veränderung vorgegangen. Von dem Augenblick, da Teichert ihr Mann war, war er auch ihr Abgott. Sie sah nicht mehr seine etwas robuste Gestalt, nicht die Warze, die sie früher so entsetzt hatte, und seine Art, sich zu geben, die leicht vulgär werden konnte, wenn er sich gehen ließ. Sie hatte alle Kritik verloren. Er war ihr Mann, und in ihren Augen trug er einen Strahlenschein der Vollkommenheit. Es war nicht allein Dankbarkeit, daß er sie geheiratet hatte und ihr ein sorgenloses Dasein versprach. Sie war von seinen Vorzügen wirklich durchdrungen, so vollständig, daß sie andern in ihrer beständigen Begeisterung leicht ein Gegenstand des Spottes werden konnte. „Mein Mann sagt," „mein Mann meint," war die immer wiederholte Einleitung ihrer Reden. Für sich selbst meinte und sagte sie gar nichts mehr.

Esther hatte ihr mit Breden in Frankfurt einen Besuch gemacht. Da Teichert in dieser Zeit viel zu thun hatte, kam sie nicht nach Wiesbaden, nicht einmal für einen Nachmittag.

„Ohne meinen Mann? Aber das würde mir kein Vergnügen machen. Kommt ihr doch einmal. Ihr müßt ihn doch kennen lernen. Kommt Sonntag zu Tisch."

Bredens kamen. Aber Harry erklärte, als sie kaum das Haus verlassen hatten: nie wieder. Seine Nerven seien diesen Zärtlichkeiten denn doch nicht gewachsen, so gut auch die Weine gewesen seien.

„Und dann verlange ich von einer Frau doch Haltung, selbst im engsten Familienkreise. Der ganze Kampf um Bildung und Freiheit ist ja ein Kampf um des Kaisers Bart, wenn ihr immer wieder beweist, daß jeder Esel eine Titania in seiner Umarmung glücklich machen kann, selbst ohne Zaubertrank."

Esther verteidigte Hedda. Aber nur mit halbem Herzen. Sie dachte an Doktor Helmers, an die Nacht vor Ellas Hochzeit und an das Schluchzen, das so herzzerreißend aus dem schmalen Bett neben ihr hervorgedrungen war. Und die verschönte, erblühte Frau stand vor ihr, die sich oben eben über ihren Mann geneigt hatte, um ihn auf die kahle Platte zu küssen. Höchst unappetitlich, gewiß, darin hatte Harry recht. Aber wie verschieden waren doch die Wege des Herzens!

Auch jetzt, gegen Ella, ergriff sie die Partei der Angeklagten. Hedda erwartete ein Kind. Übermäßig gesteigerte Liebe zum Mann war da so oft der natürliche Rückschlag.

Ella rümpfte das hübsche Näschen.

„Das finde ich auch höchst vulgär. Diese Eile! Und jetzt schon davon zu sprechen, nach vier Monaten!"

„Sie thut es doch aber nur in der Familie. Und Teichert ist so glücklich."

„Natürlich, die Männer sind immer glücklich. Vor allem, wenn sie schon älter sind. Es ist lächerliche Eitelkeit bei ihnen, aber es ist so. Ich glaube, Fred würde mir die Saphire schenken, die ich so gerne haben möchte, und die ich nicht bekomme, wenn ich ihm eine ähnliche Freude machen würde. Wie denkst du denn darüber?"

„Gar nicht. Das ist Gottes Gabe."

Ella schwieg. Sie schämte sich plötzlich vor Esther. Als Mädchen hatten sie sich recht lieb gehabt. Sie wollte sich rechtfertigen, und so sagte sie in verändertem Ton:

„Nicht wahr, Esther, du hältst mich für recht oberflächlich?"

„Ja," sagte Esther ehrlich. „Ich meine, Ella, dir ist die Ehe doch noch schlechter bekommen, als der verspotteten Hedda."

„Und doch war es bei uns beiden dasselbe Experiment. Nur daß es bei mir nicht so gut geglückt ist."

Esther sah sie verständnislos an.

„Sieh, wir heirateten doch beide ohne das, was du Liebe nennst. Besinnst du dich noch auf den letzten Abend, als ich von euch Abschied nehmen kam? Fred gefiel mir ja, gewiß. Im Grund aber wollte ich es in der Ehe noch besser haben, als zu Hause, gerade wie die arme Hedda auch. Nun, und —" sie zögerte ein wenig — „und — es geht nicht besonders gut mit Fred und mir."

„Arme Ella," sagte Esther weich. Und nach einer Weile fügte sie schüchtern hinzu: „Bist du nicht ein wenig schuld, Ella?"

„Du meinst, weil ich mir soviel den Hof machen lasse? Das stört ihn gar nicht, im Gegenteil; seiner Meinung nach gehört das eben dazu, wenn man eine elegante Frau ist. Aber weißt du noch, wie sicher ich damals darüber sprach, daß ein Mann von vierzig Jahren kein Engel sein könne? Ich habe schon in Paris und später in Trouville eingesehen, daß es für mich doch besser gewesen wäre, wenn —"

Sie brach ab. Offenbar wunderte sie sich selbst über ihr Vertrauen.

„Du bist so gut, Esther. Ich habe das noch niemals gesagt. Ich sehe ja, wie glücklich du bist, und doch weiß ich, du hast noch Teilnahme für andre übrig."

Der Ausdruck in Ellas Gesicht hatte sich verändert, während sie sprach. Eine ihr fremde, fast wehmütige Schönheit war in ihre Züge gekommen. Breden näherte sich ihnen wieder, und sie sprachen von gleichgültigen Dingen.

Esther war sehr nachdenklich, als sie nach Hause gingen. Ihr Mann, der sie verstohlen beobachtete, fühlte leise Gewissensbisse. Sollte sie Anlage zur Eifersucht haben? Das wäre fatal!

„Ella hat dir die Geschichte von dem Kuß auf ihren Schuh erzählt, ich erriet es aus ihren Bewegungen. Daß doch auch eine wirklich gefeierte Frau keinen kleinen Triumph ihrer Eitelkeit für sich behalten kann!"

„Ach Harry, das ist doch verzeihlich. Zu Hause giebst du mir das Gedicht."

Er las es ihr vor. Sie saß ihm gegenüber und freute sich an jeder feinen Wendung. In solchen Kleinigkeiten war er groß.

„Reizend," sagte sie überzeugt und flog ihm an den Hals.

Er nahm den Kuß, den ihm seine Gattin für die Verse gab, die er auf eine andre geschrieben hatte, und gestand sich mit Verwunderung, daß es Frauen gebe, die auch in persönlichen Fragen groß denken konnten.

IX.

Sie lebten nun schon einige Zeit in ihrem Weltwinkel, wie sie das kleine Landstädtchen nannten. Es hatte sich ihnen, als sie einzogen, so wunderhübsch gezeigt, daß Breden überzeugt war, hier das Gesuchte endlich, endlich gefunden zu haben. Ihr Häuschen lag auf halber Bergeshöhe, und von der Veranda, um die jetzt die lila Blütentrauben der Glycinien hingen, sah man gerade hinein in den kleinen Ort. Wirklich lauter spitze, rote Dächer, ein kleiner Kirchturm, und alles eingehüllt in die weißen Schleier der Obstblüte. Im Hintergrund die Kuppen der Vogelsberge, von denen schwarze Tannenwälder bis dicht an das Städtchen herantraten. Die Landstraßen, die nach allen Seiten ausstrahlten und ebenfalls mit Kirschbäumen bepflanzt waren, verliefen wie helle Silberfäden in diesem großen, dunkeln Gewebe.

Das Hübscheste in diesem Bilde waren die mächtigen Rundtürme des Schlosses. Es sah so aus, als nähmen sie den kleinen Ort in ihre Hut, und so gaben sie dem Auge noch einmal die Illusion einer Vergangenheit, in der die starken Mauern allerdings kein zu verachtender Schutz gewesen sein mußten.

Das Bredensche Häuschen war gerade ausreichend für zwei Menschen, die behaglich für sich leben wollten. Es hatte oben im Giebel zwei große, luftige Zimmer, von denen eines als Schlafzimmer benutzt wurde, das andre Vorratsstube war, und unten auf jeder Seite des Flurs ebenfalls zwei Räume. Davon gehörten Breden ein schönes, kühles Arbeitszimmer und das Rauchzimmer, dessen Einrichtung aus Berlin hergeschickt war, während auf der andern Seite das Eßzimmer und das gemeinsame Wohnzimmer lagen. Die große, mit englischen Korbmöbeln hübsch und praktisch eingerichtete Veranda ergänzte das reizende Heim, in dem nichts von Neuheit glänzte, und doch alles den Stempel eines verfeinerten Geschmacks und künstlerischen Behagens trug.

Wenn Esther zuweilen auf der Veranda stand und ihre Blicke umherschweifen ließ, dann klopfte ihr das Herz in stürmischem Glück. Erst jetzt, erst hier hatte sie empfunden, was sie erträumt hatte. Die Campagna hatte sie mit ihrer Größe erdrückt. Die Ansprüche ihrer jungen Leidenschaft, wo um sie herum alles von Verfall sprach, machten sie erzittern gleich einer Blume, die auf einem Grab erblüht ist, über das der Scirocco streicht. War jenes Empfinden halb unbewußt gewesen, so war ihre Abneigung gegen das Treiben in Wiesbaden bewußt. Aber hier im Weltwinkel atmete sie frei auf. Wohin sie sah, arbeiteten die Leute, und immer in Berührung mit der Mutter Erde, und immer auf eignem Grund und Boden. Die Abhänge der Berge, die Wiesen, die sich bis an den Rand der Wälder zogen, gehörten den Ackerbürgern, die sie meistens selbst bebauten. Fast bis an ihr kleines Haus kamen die schmalen Streifen grüner, wogender Saat, das Rankengewirr von Erbsen oder die derben Stauden der Kartoffeln. Obstbäume standen dazwischen, und um die Vesperzeit lagen der Herr und der Knecht in ihrem Schatten nebeneinander und verzehrten das gesunde Brot ehrlicher Arbeit. Zuweilen nahm Esther „Hermann und Dorothea“ aus ihrem kleinen Bücherschränkchen, ging einen der schmalen Fußpfade am Korn entlang, setzte sich auf eine Holzbank vor einer Weißdornhecke und las die behagliche Kleinmalerei, die ihr ein Abbild der eignen Umgebung zu sein schien, und hinter der doch, wie hier, die reichen, ewigen Quellen des Lebens flossen.

Das wonnigste Bewußtsein war für Esther die Arbeitslust ihres Gatten. Harry Breden hatte mit wahrem Feuereifer seine Papiere geordnet. Geradeso hatte er es sich einmal gedacht, das hatte sie getroffen, bis auf die grünen Vorhänge, die gegen Mittag eine kurze Zeit die Sonne ausschlossen. Das war Poesie. Nicht die entnervende der modernen Überkultur, nein, diese Umgebung wirkte wie ein Volkslied, erfrischend und beruhigend. Hier schaffen würde eine Lust sein. Breden wurde sogar zum Frühaufsteher. Er, der sonst am liebsten in den Tag hineinträumte, stand um sieben Uhr auf und saß bald nach acht an seinem Schreibtisch. Sie nahmen ihr Mittagessen hier früher als in der Stadt, ungefähr um drei Uhr, und am Nachmittag gingen sie einen dieser leuchtenden, lockenden Wege hinab nach den geheimnisvollen, schwarzen Wäldern, oder sie stiegen in die Berge, und meistens, wenn sie ein Stückchen gegangen waren, fanden sie, daß sie sich an der Hand hielten gleich Kindern.

Jetzt stand Esther auf der Höhe ihres Liebesglücks. Keine Unruhe mehr, kein Bangen. Auf dem Boden, der ihr von Kindheit auf vertraut war, denn sie war nicht engherzig genug, sich nur an ihre Heimatprovinz zu binden, entwickelte sich ihre Liebe zu der strahlenden Sicherheit des Besitzes, der innigen Hingabe, die ihre ganze Seele zu füllen schien und für die ihr zarter Körper nur die Hülle war. Als ob ein Licht in ihr brannte und seine Helle durch ihre Augen wie die Sonne selbst auf ihre Umgebung fiel.

Zuerst hatte sie Breden wenigstens an einem Abend in der Woche ins Städtchen schicken wollen. Es mußte doch so etwas wie ein Herrenstübchen dort unten in der Goldnen Traube geben. Da waren die Oberlehrer, der Arzt, der Apotheker. Durch diesen Weltwinkel floß ja doch ein kleiner Nebenstrom der Gelehrsamkeit. Er war auch gegangen, aber die Berichte, die er brachte, waren wenig ermutigend. Natürlich hatten die kleinen Honoratioren es ihnen bitter verdacht, daß sie keinen Besuch gemacht hatten. Nun hatte man Breden diese vermeintliche Taktlosigkeit entgelten lassen. Man war sehr zugeknöpft gewesen und hatte ihn sogar Herr Referendar genannt.

„Wie findest du das, Esther? Als Mensch verstanden sie offenbar nichts mit mir anzufangen; was der Dr. jur. im Weltwinkel wolle, war ihnen auch nicht klar, und so versuchten sie es mit dem Juristen, der nicht sein zweites Examen gemacht hat, denn mehr als die Futterkrippe, an die man sich binden läßt, ist ihnen ja nicht verständlich."

Sie begriff nicht, daß er offenbar ein wenig gekränkt war. Als ob die Beurteilung andrer irgend etwas mit der Selbstschätzung zu thun haben könnte.

„Wovon sprachen sie denn?"

„Sie kannegießerten natürlich. Mir zuliebe gab es auch einige spitze Bemerkungen gegen Norddeutschland, obgleich man meinen Namen nicht recht unterbringen konnte. Und dann scheint es hier im Weltwinkel ein unerschöpfliches Thema zu geben: die Erlauchten."

Breden sprach den Titel so feierlich, daß Esther anfing zu lachen.

Sie hatte auf der Veranda gewartet, bis er den Steig zu ihrem Häuschen emporstieg. Jetzt saßen sie da und sahen in die warme Juninacht. Die Häuser des Weltwinkels zeichneten sich nur undeutlich gegen die Bäume, wenn nicht hie und da ein Licht sie von innen erhellte. Aber die Kirche und das Schloß stiegen ganz klar

in der Silhouette gegen den Horizont auf. Ein Duft wie von blühendem Korn wurde vom Nachtwind mitgetragen, und Glühwürmchen hingen sich in die rankenden Rosen, die die Glycinien abgelöst hatten. Es war eigentlich zu schön, um von dumpfen Weinstuben und den Ansichten beschränkter Spießbürger zu sprechen. Aber Esther wußte, daß all diese Dinge zum Leben gehören, daß man nicht nur träumen dürfe, sondern Stellung zu ihnen nehmen müsse.

„Die Erlauchten sind ja nicht da. Im Schloß haust der alte Verwalter und die ausgediente Kammerjungfer der Gräfin. Ich wollte dir schon immer sagen, daß wir es uns einmal ansehen sollten."

„Nach den Gesprächen, die ich heute anhören mußte, habe ich dazu nicht besondere Lust. Im Sommer kommen nämlich die Herrschaften immer für mehrere Monate her, und dann werden die Herren Lehrer ‚befohlen'. Du hättest nur hören sollen, wie sie sich damit thaten. Ich fragte sie, ob sie in Escarpins erschienen, und sie nahmen meine Frage für ernst und sagten nein, der Frack und die etwaigen Ordenszeichen genügten."

Er spottete dann noch eine Weile über die Kriecherei und den Byzantinismus, und wie immer legte sie ein gutes Wort ein für die Angegriffenen.

„Bedenke, daß es eine Privatanstalt ist und ihr Verhältnis zu dem Patron derselben ein persönliches. Sie mögen ihm auch wirklich dankbar sein. Der alte Graf mag ein guter Herr sein."

„Ja, das kennt man. Mit einem Lächeln wirken diese Herren Wunder."

Sie strich mit ihrer weichen Hand über seine Stirn.

„Bitte, verschlinge nicht noch einige Potentaten vor dem Schlafengehen. Sie könnten dir Alpdrücken verursachen."

„Kind, du redest, wie du es verstehst. Ich bin neulich bei dem alten Volkslehrer eingekehrt, bei dem abgedankten. Er sitzt im letzten Hause auf seiner Bank vor der Thür und sonnt sich. Wir sprachen so allerlei; auch von vergangenen Zeiten. Von solchen, die für das Volk schon fast Sage geworden sind, wo man den Wilddieb, der auch Passion hatte, auf den Hirsch schmiedete und den in die Wälder jagte. Aber auch von Zeiten, auf die sich der alte Mann noch sehr gut besann, von Zehnten und Frone. Wenn man die Sichel ins Gras werfen mußte und die Sense ins Korn und aufs Schloß laufen mußte — und wenn man heimkehrte, war ein Gewitter niedergegangen, und die Ernte, die ihnen schon so nur zum Teil gehörte, war dahin."

„Volksschullehrer sind immer unzufrieden, Harry, das weiß ich von Peterswalde."

„Ja, ich fürchte auch oft, im Grunde bist du so eine Junkerin, wie deine Großmutter."

Sie lehnte sich weit in den Stuhl zurück und lachte.

„Ich? Das ist eigentlich eine Beleidigung. Aber jetzt sind die Leute im Weltwinkel sehr zufrieden. Ich beobachte sie so oft auf meinen Gängen, komme ja bei den primitiven Einkäufen hier auch in ihre Häuser. Die Gegenwart ist doch die Hauptsache, nicht wahr?"

Er war zerstreut geworden, während sie sprach. Ansichten von ihr nahm er nie ganz ernst. Als sie ihn aber fragte, ob sie ins Haus gehen wollten, verneinte er. Es war eine so wunderbare blasse Nacht, schon eine Johannisnacht, obgleich man erst

in den ersten Tagen des Juni stand. Er sammelte aus dem Laub der Veranda einige Glühwürmchen und setzte sie ihr ins Haar. Nun kamen die beflügelten Männchen herein und kreisten wie Funken um die flügellosen Gattinnen. Das helle Haar Esthers schien große, flammende Edelsteine zu tragen, und auf ihr Gesichtchen, das hier viel frischer und rosiger geworden war, fiel ein heller Schein.

„Meine Psyche,“ flüsterte er zärtlich. „Was wohl die Banausen da unten von solchem Märchenglück wissen? Und wozu über die socialen Verhältnisse rechten, wenn wir bei einander sind?“

So endete der mißglückte Versuch einer Geselligkeit im Weltwinkel. Er kniete neben ihr und sah nach ihren Augen, denen das bläuliche Phosphoreszieren der Glühwürmchen ein weiches Licht gab, wie es die großen Sterne hatten, die mit mattem Leuchten über den blassen Abendhimmel gingen.

Am nächsten Morgen fand Esther neben ihrer Kaffeetasse folgende Verse:

Still gehn die großen Sterne
Durch blasse Juninacht,
Das Mondhorn hält von ferne
Die treue Erdenwacht.
In Blüten stehn die Ähren,
Ein Duften steigt vom Klee —
Kannst meinem Kuß du wehren,
Wenn ich ins Aug' dir seh'?
Da flammt's von Blick zu Blicken,
Da pocht's von Brust zu Brust —
Du mußt dich in mich schicken
In Leid und auch in Lust,
Du bist mein Trautgeselle
Geliebte, du allein,
Du mußt allzeit die Quelle
Vom Lebensstrom mir sein.

Ja, das war dieses große Verstummen im Glück, dieses Versunkensein, davon Esther geträumt hatte über den Briefen ihrer Eltern, lange, ehe sie Breden kennen gelernt hatte. Damals hatte sie sich vorgenommen, das heilige Feuer zu hüten. Aber je mehr sie zur Ruhe kam in ihrem Liebesglück, desto stärker wurde auch ihr Pflichtgefühl. Sie sagte sich, daß was für sie genügt hätte bis an ihr Lebensende, das ungestörte Zusammensein mit ihm, Breden nicht gut sein konnte, und mit der Geschicklichkeit, die die Liebe auch in der einfachsten Frau entwickelt, brachte sie es dahin, daß er nach der Universität fuhr, um Fühlung mit einigen Professoren zu bekommen.

„Gewiß brauchst du Anregung für deine Arbeit, vielleicht auch die Bibliothek. Ich werde ganz gut einmal drei Tage allein fertig.“

Er neckte sie damit, daß sie wohl hinter seinem Rücken einen Flirt anfangen wolle. Aber als sie ihn recht innig gebeten hatte, gab er nach, ihr zuliebe.

Als er wiederkam, war er in vorzüglicher Stimmung. Sie hatte wieder recht gehabt, er war gerade im Begriff gewesen, ein wenig Tannhäuser zu spielen. Er meldete ihr auch gleich Besuch an. Einer der Privatdozenten, der sich für seine Arbeit interessierte, wollte Sonntag über kommen und sich seine Notizen ansehen.

Esther freute sich und machte aus der Vorratsstube ein Fremdenzimmer. Alles in der Wirtschaft ging ihr leicht und glücklich von der Hand. Ärger mit den Leuten, eines der Gespenste, die für Breden früher hinter der Ehe gestanden hatten, gab es bei ihr nicht.

Der Privatdozent enttäuschte Esther ein wenig. Sie verband mit diesem Titel immer die Erinnerung an ihren Vater. Dr. Wilke war klein, mit einem zu markierten Gesicht, dessen spitzer Schnurrbart und stechende Augen ihr ordentlich weh thaten, mit schnarrender Stimme, und würde von jedermann für einen Leutnant in Civil genommen sein. Es gab kaum einen größern Gegensatz, als den zwischen ihm und Breden, und auch die geistigen Meinungsverschiedenheiten schienen so beträchtlich zu sein, daß sich Esther schon beim Frühstück wunderte, warum Harry sich gerade diesen Herrn ausgesucht hatte. Flüchtig schoß ihr dabei der Gedanke durch den Kopf, daß er doch überhaupt wenig Freunde hatte, trotz unzähliger sogenannter Reisebekanntschaften. Auch die Freundschaft, wie Eltern- und Schwesternliebe, mußte sie ihm zu ersetzen suchen.

Esther selbst schlug vor, Herrn Wilke ihren Weltwinkel zu zeigen, über den er nach einem Blick von der Veranda recht absprechend urteilte.

„Scheint ja ein schauderöses Nest zu sein," sagte er. Als er aber das wirklich schlechte Pflaster der Hauptstraße unter seinen dünnsohligen Stiefeln fühlte, erklärte er, daß das über seine Kraft ginge.

„Und in solch einem Nest leben sie freiwillig, lieber Doktor? Ich gebe zu, daß sie durch die Flitterwochen entschuldigt sind, sonst —"

Ein sehr galanter Blick an Esthers Adresse beendete die Rede, und jetzt hatte die Straße sie bis an die Thore des Schloßhofes geführt, und Dr. Wilke schwieg bewundernd.

Durch die zartgrünen Blättermassen der Platanen, die leicht übereinander geschichtet waren, fielen die Sonnenstrahlen in einem beständig wechselnden Hell und Dunkel auf die glatten, grauen Stämme, von denen sich hie und da die feine Rinde schälte. Der Brunnen rauschte wie in einem Volkslied, und die Pfauen, die Wappenvögel des Grafen und stolzen Wächter ihres Schlosses, marschierten gemessen umher. Einer saß auf dem Rand des Steinbeckens, hatte ein Rad geschlagen und brüstete sich vor der gotischen Teufelsfratze, die den Wasserstrahl ruhig an ihm vorbeigleiten ließ. Der Hof war ganz leer. Vor den unzähligen Fenstern der beiden Hauptflügel lagen die Holzläden. Nur im Erdgeschoß des dritten leuchteten unten hinter weißen Gardinen einige Geranienstöcke und Fuchsien.

Dorthin lenkten die Besucher ihre Schritte. Der Verwalter und die ausgediente Kammerjungfer, die dort wohnten, hatten sich in frühern Zeiten, als jeder noch seinen Einfluß geltend machen wollte, wie Katz und Hund gestanden. Dann, als sie ihr Asyl hier antraten, hatten gegenseitige Erinnerungen, Klatschereien, die angestammte Treue zu den Herrschaften und das festgewurzelte Gefühl der Repräsentation, denn dem Weltwinkel gegenüber vertraten sie doch nun einmal „das Schloß", die beiden Leutchen zusammengeführt. Es bestand sogar eine immer wachsende zarte Neigung, ein altjungferliches Wehren und etwas groteskes Begehren zwischen dem spinösen Fräulein Amanda und Herrn Schulze, und nur die Abneigung der Dame gegen einen

so vulgären Namen, nachdem sie doch Paris gesehen hatte und an den Corso von Nizza gewöhnt war, hielt noch die Schranke zwischen den beiden Altsitzern aufrecht.

Herr Schulze führte die Besucher nach dem verschlossenen Hauptportal. Sein Schlüsselbund rasselte vorwurfsvoll. So spät sollten ordentliche Bewohner des Weltwinkels nicht kommen. Er nahm es übel im Namen des Grafen, und er war herablassend und ließ sie es fühlen. Aber dann siegte doch seine eigne Teilnahme an den Dingen. Lieber Gott, gar zu oft hatte er in dieser Abgeschiedenheit nicht den Cicerone zu machen, und zu dem leierhaften, papageiartigen Heruntersagen andrer Kastellane hatte sich sein Vortrag nicht abgeschliffen. Und es gab doch noch etwas zu sehen, wenigstens in den Hallen und auf den Treppenfluren. Die Zimmerreihen waren zum Teil natürlich unbenutzt, wenigstens der Mittelflügel. In jedem Raum stieß er einen Fensterflügel auf. Dann krochen die flinken Sonnenstrahlen herein, ließen die Stäubchen in ihrem Lichte tanzen und zeigten in dem sonnigen Dämmern die alten Rüstungen der Halle, die zur Zeit der Kreuzzüge getragen waren, die mächtigen Geweihe, wie sie Hirsche nur in Wäldern ansetzen, die noch nicht durchforstet sind — damals vielleicht, als man den Wilddieb zu Tode hetzte — und die durchschossenen, zerfetzten Banner von verblichenem Damast, die eignen Fahnen der reichsunmittelbaren Grafen, die in manchem Strauß geweht hatten, unter Bernhard von Weimar und später, im spanischen Erbfolgekrieg, unter Leopold von Dessau. Auch die Kugel war da, die bei einer Belagerung des Schlosses in den dicken Mauern stecken geblieben, und damit das Grausen nicht fehle, das einen so wichtigen Bestandteil des Interesses an alten, feudalen Burgen ausmacht, fanden sich auch einige Folterwerkzeuge vor, die aus den unterirdischen Kellern hier aufgestellt waren. Von den Wänden sahen die bekannten Bilder herab, Herren in Purpur, im Panzer und in der Allongeperrücke, zuweilen auch einer im geistlichen Ornat, Damen in den Modetrachten der verschiedenen Zeiten mit den starren Augen und den verzierten Händen. Von einigen gab es galante Geschichten zu erzählen, und natürlich fehlte auch die weiße Frau nicht, oder es war vielmehr nur ein weißer Schleier, der aus dem Turmfenster wehte, wenn sich der Tod anmeldete, der es nicht wagte, einen aus dem erlauchten Geschlecht ohne Vorbereitung zu entführen.

Die Privatzimmer waren weniger interessant. In einigen standen noch alte Prachtstücke, aber verblichen und zerschlissen. Was bewohnt wurde, war mit moderner Eleganz eingerichtet, und die einzelnen alten Schränke, Kredenzen und Kamine stachen ab gegen den Durchschnitt. Die Grafen waren allerdings reich, aber um einen solchen Besitz im Stand zu halten, hätten sie Börsenbarone sein müssen. Der Weltwinkel war für sie der Sommeraufenthalt, in dem sie jährlich einige Wochen der Familie lebten und die fehlende Pracht gerade hier, in dem wirlich vornehmen Milieu am wenigsten vermißten.

Entzückend war der Blick aus den Turmfenstern in das blühende Land, das für die Reife des Sommers wie ein Garten ausgebreitet lag. Vor der Mittelfront ging der Schloßgarten, der nur in einem Altan und einigen Baumgruppen bestand, in eine Wiese über, die zu dem kleinen Flüßchen führte. Zwei alte Donnerbüchsen lagen dort, fast unsichtbar unter Zittergras und Maßlieben.

„Morgen fängt das Lüften und Reinmachen an. Die Herrschaften kommen in acht Tagen,“ sagte der Kastellan.

„Die alten Herrschaften?"

„Seine Erlaucht der Herr Graf und Ihre Erlaucht die Frau Gräfin," verbesserte Schulze mißbilligend, „und auch die Frau Prinzessin kommt aus Cannes mit der durchlauchtigsten kleinen Familie."

„Die andre Tochter wohnt in der Nähe, nicht wahr?"

„Die Gräfin Mechtilde wohnt nur sechs Meilen von hier. Aber es ist keine gute Verbindung, die Herrschaften müssen mit dem Wagen fahren."

Er wurde ganz gesprächig. Er erzählte aus der Zeit, als die jungen Herren Grafen noch unten in der Halle ihre Fechtübungen machten, und er schilderte die Glanzpunkte seines Lebens, als er seinen Grafen zum neunzigsten Geburtstag des Kaisers Wilhelm nach Berlin begleitet habe, und die Hochzeit der ältesten Komtesse Hildegard, die er so oft er konnte Frau Prinzessin, zuweilen auch Madame la Princesse nannte. In aller schuldigen Ehrfurcht erlaubte er sich aber einen Tadel über einige der russischen Gäste, während er die russische Dienerschaft, soweit sie nicht aus Franzosen bestanden hatte, mit vollster Verachtung behandelte.

Bei dem hübschen kleinen Mittagessen in ihrem kühlen Speisezimmer kam Esther noch einmal auf all diese Dinge zurück.

„Begreiflich ist der Stolz dieser Leute auf ihre Zusammengehörigkeit zu einem so alten Herrenhause doch. Und ich kann auch sehr gut verstehen, wie weltenfern die Abkömmlinge dieser Geschlechter selbst noch den meisten Zeitfragen gegenüberstehen, trotz aller Gleichmachung. Denke nur, Harry, wie du fühlen würdest, wenn du von Kind auf in der großen Halle gespielt hättest, und alles Land, was du vom Turm aus gesehen hättest, hätte früher dir gehört."

„Das war nie der Fall, Esther. So groß waren diese Herrschaften gar nicht. Du hörst ja, sechs Meilen weiter fing schon wieder eine neue Unmittelbarkeit an."

„Ihre Ansichten überraschen mich, gnädige Frau," warf jetzt Wilke ein. „Ich dachte, Sie seien eine Mitarbeiterin Ihres Herrn Gemahls. Dessen Anschauungen sind aber durchaus nicht so konservativ wie die Ihren."

„Meine Frau ist vom Lande. Da hat sie zuweilen trotz aller Liebe zum Volk selbstherrliche Rückfälle zu überwinden."

„Peterswalde ist erst seit drei Generationen in unsrer Familie, aber ich gestehe, daß es mir sehr schwer würde, es in andern Händen zu wissen, obgleich es uns fast nichts mehr einbringt. Aber gerade weil ich vom Lande bin, liebe ich das Volk. Der Städter kennt ja nur den Fabrikarbeiter. Von dem weiß ich nichts. Ich denke mir immer, er muß sehr unglücklich sein. Aber der Landmann ist sehr glücklich."

„Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, meine gnädigste Frau. Ihre Ehe ist eine überirdische Harmonie, Sie leben nur für einander in einem Ort, den Sie selber den Weltwinkel nennen, und in dem der weiße Schleier einer poetischen Schloßsage über geradezu ungenießbaren Zuständen der Gegenwart schwebt — und Ihre Ansichten, das innigste Band zwischen Ihnen, wie ich vermutete, müssen Ihre geistige Ehe in zwei feindliche Lager teilen."

Breden beschäftigte sich ruhig mit seinen Spargeln. Esther aber sah Wilke fragend an. „Mein Mann will ja gerade sein ganzes Leben an das Glück seiner Nebenmenschen setzen. Wie können unsre Ansichten da auseinander gehen? Oder ver=

stehen Sie ihn falsch und schieben Sie ihm etwa socialdemokratische Absichten zu? Vielleicht sind seine Träume zu schön, um schon jetzt in Erfüllung zu gehen. Jedenfalls sind sie edel und groß."

„So helfen Sie ihm also bei seiner Broschüre über die Forderungen der ländlichen Arbeiter?"

Esther wurde glühend rot. Im Grunde hatte Breden ja nie mit ihr über die Einzelheiten seiner Arbeit gesprochen, immer abgelenkt, wenn sie eingehend seine Lebenspläne mit ihm ordnen wollte. Bisher hatte die Verliebtheit immer das letzte Wort behalten. Wie ein Schatten zog es durch ihre Seele. Wie, wenn er gar keine festen Ansichten hatte, kein bewußtes Wollen, wenn er nur mit großen Worten spielte und sich an Utopien berauschte? Was Wilke da sagte, daß er über die Forderungen der ländlichen Arbeiter schrieb, war ja unmöglich. Sie wußte ja, daß er von den Zuständen auf dem Lande keine Ahnung hatte. In Peterswalde hatte ihm alles die kindliche Bewunderung des Neulings abgenötigt. Er war ja Großstädter durch und durch, Weltbummler, der die Lage der Schwefelarbeiter in Sizilien vielleicht richtiger beurteilen konnte, als die der Sachsengänger, denn mit jenen armen Teufeln hatte er aus menschlichem Interesse vielleicht öfters gesprochen und ihnen ein paar Lirescheine geschenkt. Esther war aber so ehrlich, daß sie eine Arbeit ohne ihre notwendigste Vorbedingung, einfache Sachkenntnis, nur für eine Spielerei hielt.

Wie dem auch war, sie war zu zartfühlend, um vor dem Fremden diesen Gegenstand weiter zu verfolgen und lenkte ab. Der Besuch verlief durchaus nicht erquicklich, zwischen den Herren schien es dann in Bredens Zimmer sogar zu einem Disput zu kommen. Als Wilke sich Abschied nehmend über Esthers Hand beugte, sagte er nichts von Wiederkommen, und niemand forderte ihn dazu auf.

„Das war kein netter Mensch, Harry. Warum hast du dir denn gerade den ausgesucht?"

„Ausgesucht! Als ob ich die Wahl hatte! Da komme ich in eine fremde Stadt, ohne Namen, ohne Verbindungen, nur mit einem vollen Herzen in einen Kreis, wo jeder meint, den Stein der Weisen in der Tasche zu tragen. Ironisches Schweigen, wenn man eine Ansicht äußert, die von der der Hochmögenden verschieden ist. In diesen Kreisen wird ja der geistige Hochmut mit absoluter Reinheit gezüchtet, obgleich die Herren wissen müßten, daß Inzucht schließlich im Blödsinn endet. Man möchte sich aussprechen, denn natürlich hat sich allmählich alles mögliche im Herzen angehäuft. Da nimmt man nun mit dem ersten besten vorlieb. Ja, mit dem ersten besten! Das war eben dieser Wilke."

Er war sehr gereizt. Sie besann sich eine Weile. Dann sagte sie fast schüchtern:

„Hättest du nicht mit mir über manches sprechen können? Wenn auch nur, um dir selbst klar zu werden. Dafür ist es ein gutes Mittel. Ich wußte gar nicht, daß du über landwirtschaftliche Fragen nachdenkst. Da könnte ich dir vielleicht wirklich manches sagen. Ich bin ja auf dem Lande groß geworden, und Großmama ist aus einer alten Landfamilie und verwaltet das Gut nun schon dreißig Jahre allein."

„Doktor Wilke hat dir wohl Lust gemacht, mir ins Handwerk zu pfuschen?"

Sie war verletzt durch seinen Ton. Aber sie überwand sich.

„Darf ich morgen zu dir kommen, wenn du arbeitest?"

Er gab sich Mühe, nicht unfreundlich zu sein.

„Du weißt ja, daß ich erst sichten muß und meine Notizen sammle. Sollte ich später auf etwas stoßen, worüber du ein Urteil hast, so werde ich dich rufen. Aber ihr Junker tragt eure eigne Brille, wenn es sich um die Not des Volkes handelt.“

Sie haßte Schlagworte, hinter denen Unsicherheit und Unwissenheit sich so gern verstecken. Ihr Herz wurde schwer. Nein, es that ihrer jungen Ehe nicht gut, wenn sich Fremde hineinmischten.

Einige Tage später, die kleine Verstimmung war schon vergessen, gingen sie in den Wäldern umher, und Esther sammelte die ersten Erdbeeren in einem kleinen Körbchen, das sie mit Blättern ausgelegt hatte. Die reifsten standen im Chausseegraben, wo die Sonne am wärmsten gewesen war. Wie sie nun beide so eifrig suchten, fuhren plötzlich einige Wagen an ihnen vorbei. In dem ersten, den edle Pferde zogen, saß ein vornehm ausschauendes altes Paar. In dem zweiten einfachern ein Mann mit dem rasierten, unbeweglichen Gesicht des gräflichen Kammerdieners, während die Dame neben ihm, wahrscheinlich die Jungfer, viel geputzter war als ihre Herrin. Ein Gepäckwagen folgte. Die Pferde griffen tüchtig aus, eine Staubwolke verhüllte die Wagen.

„Das waren die Herrschaften. Da haben sie uns in einem schönen Aufzug erblickt!“

Esther wendete sich schon wieder den Beeren zu.

„Was schadet es! Aber sieh nur, Harry, wieviel Staub sie in unsern Weltwinkel schleppen!“

X.

Es wurde noch viel mehr Staub aufgewirbelt auf der Chaussee, auf der sonst so friedlich die breitstirnigen Ochsen die langen Leiterwagen zogen nach den Wiesen, auf denen das Heu lag, oder auch die Planwagen, in denen eine Art von Güterbeförderung mit den Nachbardörfern stattfand. Die Prinzessin mit der kleinen Familie kam aus Cannes, mit Bonne und Amme und einer Jungfer, gegen deren Pariser Chick die Jungfer der alten Gräfin nicht aufkam, wie Fräulein Amanda hinter ihren Fuchsien hervor mit Genugthuung bemerkte. Es kam auch die Gräfin Mechtild aus dem benachbarten Städtchen, wo sie sich aufhielt, während ihr Gatte Generalstabsreisen machte, und hin und wieder rasselte sogar ein Kavalleriesäbel über das Pflaster des Weltwinkels, wenn auch die jungen Grafen und ihre Freunde meistens in Civil kamen. Sie blieben immer nur einige Tage, und es war nichts Ungewöhnliches mehr, Wagengerassel zu hören und eine Staubwolke auf der Chaussee zu sehen. Das Zittergras und die Maßlieben um die alten Kanonen war gemäht, und die Kinder der Prinzessin Hildegard spielten dort und sprachen französisch und ermahnten sich, ja nicht zu vergessen, daß die Großmutter immer einen deutschen Morgengruß von ihnen verlange. Das Schloß war aufgewacht aus seinem Schlaf. Sonnenlicht flutete durch die Halle, und der Schrei der Pfauen, der sonst so häßlich und aufreizend durch die Stille getönt hatte, klang jetzt wie eitel Triumph.

Die warmen Sommernächte aber deckten ihre weichen Schatten gleichmäßig über die spitzen Dächer des Weltwinkels und über den Herrensitz. Das Heu duftete, und die Grillen zirpten, und die großen Sterne waren noch immer ganz blaß, so hell war der Himmel, über den sie langsam ihre Bahn zogen.

„Jetzt wird sich der Schwarm der Banausen wohl ein wenig verlaufen haben," sagte Breden eines Tages zu seiner Frau. „Jetzt wäre es Zeit für uns, unsern Besuch im Schloß zu machen."

Sie war erstaunt. Er hatte nie von der Absicht gesprochen, und nach allem, was er über seine Ansichten gesagt hatte, mußte ihm dieser Besuch fernliegen.

„Es ist doch nun einmal ein persönliches Verhältnis zwischen den Reichsgrafen und den Bewohnern des Weltwinkels, wenn wir unser Häuschen auch nicht zum Lehen von ihnen haben. Mit den Wölfen soll man ja heulen. Versuchen wir es!"

Es war das sonst nicht Bredens Grundsatz gewesen, sich durch seine Umgebung beeinflussen zu lassen. Er hatte sich immer den einsamen Schwimmer gegen den Strom genannt. Aber der Besuch hinterließ ihnen beiden einen angenehmen Eindruck. Die alten Herrschaften waren sehr freundlich zu ihnen. Natürlich hatten sie schon erfahren, daß ein junges Paar am Berg wohne, das eigentlich gar nicht hergehöre, denn die verschiedenen Jungfern und Kammerdiener waren ebensoviel Neuigkeitskanäle, und die Quelle, aus der sie schöpften, waren Schulze und Fräulein Amanda.

„Ich bilde mir etwas darauf ein, Herr Doktor, daß Sie sich mein altes Städtchen ausgesucht haben, besonders da Sie ja die Welt kennen, wie Sie sagen. Und wenn es vielleicht auch nur für die Flitterwochen ist —"

Der alte Graf unterbrach sich und sah zu Esther hin. Aber sie schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, wirklich für lange Zeit, Erlaucht. Mein Mann will hier in Ruhe arbeiten. Wir haben unsre Flitterwochen in der Campagna verlebt. Es war dort aber nicht so schön, wie im Weltwinkel."

„Und meine Frau hat vier Wochen vor den Thoren Roms gelegen und keine Sehnsucht gehabt, hineinzukommen. Fast auf den Campi Annibali, die Kuppel von Sankt Peter immer vor Augen!"

Esther war es nun schon gewohnt, daß er mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die ewige Stadt sich einige Pointen im Gespräch verschaffte, und störte ihn nicht. Sie nahm von diesem ersten Besuch im Schloß den Eindruck mit, zwei geklärten, im innersten Wesen vornehmen alten Menschen begegnet zu sein, und als sie sich abschiednehmend über die Hand der alten Gräfin beugte, that sie es mit wirklicher Verehrung.

Die Beziehungen zum Schloß gestalteten sich bald sehr lebhaft. Die alten Herrschaften machten schon in den nächsten Tagen ihren Gegenbesuch, und noch vor dem allgemeinen Empfang wurden Bredens einmal zum Thee gebeten. Da beide gute Tennisspieler waren, es der Prinzessin aber an Partnern fehlte, so gingen sie schließlich fast täglich hin. Dem anstrengenden Spiel, das mit der ganzen Gründlichkeit getrieben wurde, die Menschen auszeichnet, deren einzige Beschäftigung der Sport ist, folgte eine gemütliche Plauderstunde in der Halle, unter dem Kronleuchter aus uralten Geweihen. Die Sonne machte den großen Raum nie hell. Den Rüstungen, den verblichenen

Fahnen, den Ahnenbildern blieb immer ein Hauch ferner, geheimnisvoller Vergangenheit. Auch das Theesilber mit seinen schweren, altertümlichen Formen, ja sogar die Damastdecke des kleinen Tischchens gehörte jener Zeit an. Der Diener servierte vollkommen geräuschlos. Schwiegen die plaudernden Stimmen, so hörte man nur das Rauschen des Röhrenbrunnens. Die Thüren nach dem Hof standen bei Windstille ebenso offen, wie die Thüren nach dem Garten. Die Platanen warfen weite, zitternde Schattenkreise auf das Pflaster, zwischen dem lustig das Gras wuchs, die Pfauen zeigten stolz ihre Räder oder schleppten die langen Schweife mit vornehmer Nachlässigkeit hinter sich her.

Es war das denkbar vornehmste Milieu. Das Schloß mit dem weiten Hofraum, der es von dem Städtchen trennte, lag wie eine Oase in dieser ruhelosen, nivellierenden Zeit. Es war nicht tot, gleich jenen Palästen, die Esther in Fraskati und Tivoli wie stolze, einbalsamierte Leichen unter Blumen gesehen hatte, es erwachte im Sommer immer wieder für einige Wochen zu seinem alten Leben, und in der Zwischenzeit, wenn seine langen Fensterreihen schliefen, hielt angestammte Treue Wacht gleich einem zwar lendenmüden, aber noch schlaflosen Hofhund. Die alten Herrschaften waren ganz Güte. Die Jahre gaben ihnen eine Überlegenheit, die sich vielleicht mit Herablassung deckte, diese aber nie fühlbar werden ließ. Die beiden Töchter, sehr große, schöne Erscheinungen, zeigten in jeder Einzelheit ihres Äußern die verfeinerte Rasse, die sogar schon zur Degeneration neigte. Beide waren schwachsichtig und wären über jedes Hindernis gefallen, wenn es je in ihrem Leben ein solches gegeben hätte. Sonst hatte die Verschiedenheit ihrer Lose auch ihre Entwicklung beeinflußt. Gräfin Mechtild, die jüngere, eine sehr schöne Frau, brauchte den Sommeraufenthalt auf ihrem altersgrauen Schloß in Hessen, um die Kosten eines Winteraufenthaltes in Berlin decken zu können. Sie verwand es nie, daß sie dort kein eignes Palais hatten, sondern sich damit begnügen mußten, ein Haus in der Wilhelmstraße, nahe den Linden zu mieten. Sie war namenlos hochmütig, und man sagte von ihr, daß sie für Verkehr mit Bürgerlichen, der manchmal nicht zu umgehen war, nur den Ausdruck hatte „dritter Klasse fahren". Sie kam ziemlich selten nach dem Weltwinkel, denn sie beneidete ihre Schwester um ihren Reichtum und ihren Titel, obgleich sie einen russischen Fürsten weit unter einen Reichsgrafen stellte. Sie war sehr kirchlich und sehr wohlthätig. Sie hatte eine sonderbare Passion für Charpiezupfen, eine Passion, die mit der modernen Heilkunst keinen Zusammenhang hatte. Keine Truhe mit altem Leinen war vor ihr sicher, und die kostbaren alten Gedecke mit eingewebtem Jagd- oder Krönungsmuster, die stopfen zu lassen in den letzten Generationen ein Vermögen gekostet hatte, wurden von ihren feinen, nervösen Fingern unbarmherzig zerzupft. Sie war offenbar keine Anhängerin der Friedensliga, denn mit der Leinenwatte, die sie im Lauf der Jahre fertigstellte, und die regelmäßig in Zehnpfundpaketen an den Vorstand des Roten Kreuzes abging, hätte man ein Heer versorgen können.

Madame la Princesse war vielleicht ebenso hochmütig wie ihre Schwester, aber sie hätte schlechter Laune sein müssen, um von der tödlich kalten Gesichtsmaske, den blinzelnden Augen, die dann nichts sahen, und den herabgezogenen Mundwinkeln Gebrauch zu machen. Da ihr das Leben alles bot, womit es seine Lieblinge überschütten

kann, war sie fast immer guter Laune und liebenswürdig aus Egoismus. Sie lebte in einer Internationale und fand die Ausschließlichkeit ihrer Schwester lächerlich und beschränkt. Man konnte doch mit einem jeden verkehren, solange es amüsant war. Später ließ man den Betreffenden eben laufen. Und Prinzessin Hildegard brauchte viel, sehr viel Unterhaltung. Da sich bei ihr die Frömmigkeit mehr in ein Gefühl der Pietät gegen die Eltern und das Schloß ihrer Kindheit umgesetzt hatte, so hing sie an ihrem Aufenthalt im Weltwinkel. Aber mit einem leisen Schauder dachte sie jedesmal an die dortige Langeweile. Es half zwar ein wenig, daß ein Empfangstag Stoff gab, um ganze Meter von Papierstreifen voll Karrikaturen zu zeichnen, ein Talent, das die Prinzessin trotz ihrer schlechten Augen ausgebildet hatte, und bei dessen Ausübung sie sogar eine Brille trug, was ihr sonst ihre Eitelkeit untersagte. Wem sollte sie aber diese herrlichen Bildchen zeigen? Die Eltern waren zu gütig für die beißende Satire, die darin saß, die Schwester begriff nicht, wie man an schlechtsitzenden Leibröcken, schiefgetretenen Hacken, monströsen Kravatten und einer übertrieben demütigen oder verschämt stolzen Haltung von so untergeordneten Lebewesen genug Interesse nehmen konnte, um sie zu fixieren, und so kam es, daß die Prinzessin sich im Weltwinkel langweilte, und, da sie nicht einmal Tennis spielen konnte, nach sechs Wochen immer vulgär gesund aussah, wie sie fand.

Diesmal war das ganz anders. Mit diesem Dr. van der Breden konnte man ja reden! Ja, nach Verlauf einiger Tage gestand sich Prinzessin Hildegard, während sie blinzelnd vor ihrem Toilettenspiegel die Wirkung eines tea-gowns aus weicher, matter Seide prüfte, daß man mit ihm sogar flirten könne. Van der Breden — natürlich kein Adel, wie fast immer bei diesem van, das aus Holland stammte. Aber man konnte doch wenigstens so thun, als sei alles in Ordnung, auch in dieser Beziehung. Er sprach mit gutem Accent französisch, er war viel gereist, und er lebte von seinen Renten — drei Eigenschaften, die ihn über das gewöhnliche Niveau des Weltwinkels hoch erhoben. Zudem aber hatte er weiche, müde Augen, in denen sich doch blitzgleich ein heißes Feuer entzünden konnte, Augen, von denen die Prinzessin gerne mehr fühlte als sah, daß sie jeder ihrer nachlässigen, vornehmen Bewegungen folgten, und sie verzieh ihm sogar, daß er die Antwort auf eine ihrer Fragen vergaß, während seine Hand, eine Frauenhand, weiß und schlaff, langsam und wie in Nachdenken verloren, durch den dunkeln Bart strich.

Esther fing in dieser Zeit an zu ahnen, daß man einen Mann deshalb noch nicht kennt, weil man sein Weib ist und vier Monate sich eingebildet hat, jeden Gedanken mit ihm zu teilen, da man jedes Stammeln der Leidenschaft geteilt hat. Er schien ihr überhaupt ein ganz andrer geworden. Freilich hatte sie ihn nur in jenem Berliner Kreis gesehen, der sich um ihre Tante Ritter zu versammeln pflegte. Zu den jungen Herren dort hatte er sich in einen absichtlichen Gegensatz gestellt. Er war nicht liebenswürdig gewesen, sondern hart und ironisierend. Er aß den zurechtgemachten Brei der Tagesmeinung aus dem gemeinsamen Napf nicht mit und wollte seine Sonderstellung geachtet haben, mochte sie auch heimlich verspottet werden. Strebten jene nach mittelmäßig besoldeten Staatsämtern, gut, so wollte er lieber stolzer Republikaner sein.

Hier, in dem Schloß, dessen Besitzer einmal ihren eignen bunten Flecken auf dem Allerleirauhmantel des mittelalterlichen Deutschlands gehabt hatten, war er plötzlich zu

einem geschulten Weltmann geworden. Er überschritt nie die Grenzen der Zurückhaltung, wozu Herablassung einfache Naturen so leicht verführt, aber er zeigte auch nie, daß er sich die erwiesenen Freundlichkeiten als Ehre anrechnete. Scheinbar bewegte er sich unter Gleichberechtigten, und nicht nur Madame la Princesse, auch die alten Herrschaften vermißten ihn bald, wenn er einmal nicht erschien. Der Graf fand in ihm einen aufmerksamen Zuhörer, wenn er mit der Geschwätzigkeit des Alters ihm seine Ansichten über die agrarische Bewegung auseinandersetzte, die ja in die Kreise seiner Standesgenossen am tiefsten eingegriffen hatte. Esther hätte ihren Augen nicht getraut, wenn sie sein beistimmendes Kopfnicken gesehen hätte.

Es war gut für die arme Esther, daß sie dann meistens neben der alten Gräfin saß, die sehr schwer hörte, und zu der man sehr laut sprechen mußte. Sie sah noch genug, um an dem Charakter ihres Mannes wankend zu werden. Er drängte sie förmlich ins Schloß.

„Geh allein,“ bat sie eines Tages. „Wir sind nie mehr zu Hause. Was haben wir denn noch von unserm Weltwinkel?“

„Eigentlich ein dummes Wort, nur gut, um Rätsel daraus zu machen. Wir wollen froh sein, daß der Weltwinkel einmal für einige Wochen das erste ist, und nicht das zweite. Er könnte sonst doch leicht langweilig werden.“

Sie sah ihn erschrocken an. Er war jetzt immer in ausgezeichneter Stimmung. Er liebte nicht diesen Schatten in ihren Augen.

„Ist Psyche eifersüchtig?“

„Weil du der Prinzessin den Hof machst? Ist sie denn so gefährlich?“

„Nein, dazu ist sie viel zu kurzsichtig. Aber du glaubst gar nicht, wie mich der Verkehr mit dieser Frau anregt.“

„Ist sie gut?“

„Esther! In dieser Frage liegt mehr Bosheit, als ich dir zugetraut hätte! Du willst dich offenbar durch diese scheinbare Unkenntnis rächen, da sie sich wenig um dich bekümmert.“

„Warum sollte sie?“ Esther sprach ganz ruhig. „Und eifersüchtig werde ich nie sein, Harry. Dazu habe ich dich doch viel zu lieb. Wenn ich jemals eifersüchtig sein müßte — aber nein.“

Ein seltsamer, harter Ausdruck trat in ihr Gesicht.

„Was dann?“ fragte er ein wenig geniert.

„Dann wäre es eben zu Ende mit unsrer Ehe. In der Liebe nichts Halbes.“

„Du bist ein Kind. Sei wenigstens ein folgsames, mach' dich hübsch und komm ins Schloß.“

Sie blieb noch vor ihm stehen, und es fiel ihm auf, daß sie blasser war, als vor einigen Wochen.

„Stört dich denn die viele Zerstreuung nicht in deiner Arbeitsstimmung, Harry? Du bist jetzt am Morgen meistens müde und —“

Aber nun war er wirklich ärgerlich und unterbrach sie.

„Sag's doch lieber gerade heraus! Immer diese kleinlichen Schleichwege. Echt weibisch! Meinst du, ich merke es nicht, daß du mich für gesinnungslos hältst, weil ich die Belehrung nehme, wo ich sie finde? Aber das verstehst du natürlich nicht,

daß ich meine Studien mache, wo sie sich mir bieten, ob bei dem alten Schulmeister oder im Schloß! Da sollte ich als Prinzipienreiter natürlich einen steifen Nacken zur Schau tragen und mich lächerlich machen. Ich entwickle mich eben. Wer etwas werden will, kann mit dreißig Jahren nicht still stehen. Ich denke, ich bin überdies gebunden genug."

Der letzte Satz mochte ihm leid thun. Sie war so blaß geworden, und ihre Hände hatten so achtlos in die Ranken der Kletterrosen gegriffen, daß sie sich weh thun mußte. Aber warum reizte sie ihn. Er war doch gewiß ein aufmerksamer Ehemann, der nur für seine Frau lebte. Wenn er dafür Verständnis verlangte, so war das wenig genug.

Er ging in sein Zimmer und setzte sich vor den Schreibtisch. Marx, Lassalle und Engels lagen in dem Bücherfach, das bequem zur Hand gerückt neben dem Arbeitsstuhl stand. Er hatte sie schon immer fortschließen wollen. Es war immerhin möglich, daß jemand aus dem Schloß in sein Arbeitszimmer kam. Er konnte ja seine Überzeugungen immer vertreten, aber im Augenblick kam es ihm wirklich so vor, als ob er nur Studien mache, als könne er sich noch ebensogut für die Rechte wie für die Linke entscheiden. Und höflich wäre es jedenfalls nicht gewesen, dem Reichsgrafen diese Bücher so gewissermaßen vor die Nase zu legen. Er stellte sie hinter die grüne Gardine des Bücherbretts und schnitt sich eine Gänsefeder zurecht. Er hatte der Prinzessin Hildegard ein paar Verse versprochen, und es war eine Gewohnheit von ihm, nur mit der altmodischen, selbstgeschnittenen Feder zu dichten. Er hatte kleine Eigenheiten, auf die er hielt. Vielleicht meinte er sich so allem Äußerlichen, Konventionellen fern zu halten.

Esther kam ins Zimmer.

„Der Diener vom Schloß ist da. Ob wir nicht zum Tennis kommen möchten?"

Sie sagte es nicht unfreundlich. Offenbar gab sie sich Mühe, ganz unbefangen zu sein. Das rührte ihn.

„Aber du bist ja so blaß, Liebling. Wenn du Kopfschmerzen hast, sagen wir ab. Wir sind ja nicht ihre Sklaven."

„Geh allein, bitte, Harry. Mir ist wirklich nicht ganz gut. Aber einige Stunden Ruhe, und wenn du zurückkommst, bin ich die Alte."

Sie war doch wirklich rührend! Vielleicht hatte sie nicht viel Geist, er war wohl immer der Gebende gewesen. Aber ihr Herz machte alles wieder gut. Er nahm sie in die Arme und küßte sie. Sie zitterte ein wenig, aber sie hielt still.

Dann hatte er seinen Anzug gewechselt und war den Berg hinuntergestürmt. Mit dem Schläger hatte er ihr von unten noch einmal zugewinkt.

Esther setzte sich halb liegend in einen der großen Verandastühle. Die Junitage mit ihrem Heuduft und ihren Feldern voll roten Klees hatten längst der schwülen Hitze des Hochsommers weichen müssen. Unten, durch die Gassen des Weltwinkels, die dem Blick offen lagen, schwankten hohe Erntewagen. Wie ein leichter Staubschleier lag es in der Luft. Der Wind trieb ihn auf, er setzte sich in alle Poren, in die Schleimhäute der Atmungsorgane. Es war ein Wetter, das an die Nerven ging. Nun, auf dem guten Rasenplatz des Schlosses würden sie diese Unannehmlichkeiten nicht fühlen.

Esthers Kopf brannte, und ihre Pulse flogen. Aber jetzt wollte sie nicht nachdenken. Noch nicht. Sie war viel zu aufgeregt, um gerecht zu sein. Erst mochte das Gewitter kommen, das in einer stahlgrauen Wand über den Vogelsbergen stand. Sie sah so angestrengt in die Natur, als fürchte sie sich, die Augen zu schließen und den Blick nach innen zu richten. Die graue Wand stieg höher, und in ihrer gleichmäßigen Färbung setzten sich Wolkenzüge gleich Gebirgskuppen ab. Der leichte Staub in der Luft geriet in eine wirbelnde Bewegung. Für einige Augenblicke verschoben sich die festen, klaren Linien des Weltwinkels, die Bäume zeigten die Unterseite ihrer Blätter, und alle Farben schienen stumpf und ausgelöscht. Dann zuckten in den Wolken die ersten Blitze, und zugleich mit ihnen fielen große Tropfen. Jetzt prasselte der Regen auf das Dach der Veranda, die Welt war hinter dichten, nassen Streifen verborgen. Eine wohlige Frische zog herein und löste die starren Glieder der jungen Frau. Sie schloß die Augen. Als sie sie nach einer halben Stunde wieder öffnete, war die Luft rein. Die Sonne schien nicht, sie mußte auch schon tief am Horizont stehen. Aber das Gebirge war greifbar nahe gerückt. Man sah die Berge und ihre schwarzen Wälder ganz deutlich. Das Gewitter würde wiederkommen, es hatte nur eine Ruhepause gemacht.

Ein Wort war an ihr Ohr geklungen, das ihr Furcht machte. „Ich denke, ich bin bereits gebunden genug.“ Hatte er es ohne Überlegung gesagt, ohne daß etwas laut wurde, was bis daher leise im Innern geklungen hatte? Esther war groß genug, um mit der Aufwallung nicht zu rechten. Sie wußte, daß schon die Gewitterluft genügte, um ihn zu reizen. Sie konnte ihn auch falsch verstanden haben. Wie oft nannte er nicht das Testament, das ihn band, den Knüppel an seinem Fuß! Wenn er anstatt der Zinsen das Kapital hätte, dann, ja dann! Eigentlich war die kleine Scene ja auch nur der Anstoß gewesen, daß sie die Gedanken zusammenfaßte, die in der letzten Zeit ihr immer wieder gekommen waren. Mußte sie es sich sagen? Man kann soviel unausgesprochen mit sich herumtragen. Aber sie nicht. Nein, sie war zu ehrlich dazu.

Ihr Gatte war kein fester Charakter. Er war überhaupt kein bedeutender Mann. Sie hatte sich darüber getäuscht, weil sie ihn in einer Umgebung kennen gelernt hatte, die in einem künstlich vertieften Gegensatz zu ihm stand. Seine Arbeit war nichts wert. Sie war nur eine Spielerei mit bedeutenden Zielen. Das letzte anzuerkennen, wurde ihr sehr schwer. Ein paar bittere Thränen flossen über ihr blasses Gesichtchen. Der Wert des Mannes, der noch immer im äußern Lebenskampf seine Klinge führen muß, hat seinen Maßstab an seiner moralischen Tüchtigkeit. Esther sah das alles ein. Wie jedes Weib hatte auch sie vielleicht unbewußt den Ehrgeiz gehabt, nur dem Würdigsten zu gehören. Dieser Traum war vorbei, und mit der ganzen sanften Kraft ihrer reinen Seele trauerte sie um ihn.

Dann aber siegte noch einmal das Ideal, das sie als Leitbild mitgenommen hatte in die Ehe. Nicht auf den Klügsten oder den Geistvollsten oder den Größten hatte sie gewartet. Nein, einfach auf den Mann ihrer Liebe. Daß sie alles andre in diesem einen Begriff umfaßt hatte, schien ihr nun kindisch und thöricht. Auch sie gab doch nur sich selbst. Sie durfte von ihm nicht mehr verlangen, als er geben konnte. Wenn er nur ein Woller war und kein Vollbringer — sie hatte sich darein

zu finden. Es schien ihr, während sie so angestrengt nachdachte, daß ihr das sogar leicht werden würde. Es kam auf die Liebe an, ganz allein auf sie. Wenn er das Volk nicht beglückte — hier lächelte Esther schon ein wenig — so würde der Schaden nicht groß sein. „Da ist wieder die Junkerin," sagte sie zu sich selbst. Aber wenn sie ihn durch übelangebrachten Ehrgeiz, durch Eitelkeit auf ihn, dahin trieb, sich geistig auf Stelzen zu stellen, dann schadete sie sich und ihm.

Zwischen ihnen beiden handelte es sich nur um Liebe und Vertrauen, oder, da dies beides ihrer Meinung nach eins war, allein um die Liebe. Solange sie an der nicht zweifelte, hatte sie kein Recht zu einer Klage. In der Liebe hatte sie glücklich sein wollen. Es gab edle Frauen, die Verbrecher geliebt hatten, und sie wollte zurückschrecken, weil ein Mann, der mit allen Instinkten in der sinngefälligen Schönheit wurzelte, sich von dem vornehmen, diskreten Duft berauschen ließ, der aus dem Umgang mit Abkömmlingen eines uralten Hauses kam und ihm ein wenig zu Kopfe stieg? Gab es überhaupt Menschen ohne Zwiespalt, die Geistigarmen ausgenommen?

Nein, nein. Deshalb brauchte sie sich nicht zu fürchten. Vielleicht war sie doch eitel gewesen, und Esther Donates hatte sich als Esther van der Breden einen bescheidenen Platz an der Seite ihres Gatten in einem Konversationslexikon der Zukunft suchen wollen.

Einen Augenblick hatte das goldene Ideal in ihrem Herzen geschwankt. Aber sie hatte sich getäuscht. Ihr eigenes Herz hatte gezittert. Das Leitbild stand.

XI.

„Wie finden Sie es?"

Breden und die Prinzessin saßen in der Halle neben dem kleinen Theetisch, und sie zeigte ihm verschiedene lose Blätter. Da waren die Herren vom Stammtisch der Goldenen Traube, natürlich nicht, wie sie sich damals Breden gezeigt hatten, scheinbar in allerengster Intimität mit den Erlauchten, sondern so, wie sie in Wirklichkeit im Schloß auftraten, nur daß all die kleinen Ecken und Häkchen übernatürlich vergrößert wurden. Da war der berühmte Diener des Apothekers, der ganz als zusammenknickendes Taschenmesser aufgefaßt war, da war der joviale Landarzt, der den „freien Mann" vertrat und auf dessen Taschentuch anstatt eines Namens die Zahl 48 eingestickt war. Der Direktor des Gymnasiums und seine Lehrer erschienen in einer Gruppe, die dem Leben der Schafe entnommen war, einige der Offiziere, die sporadisch im Weltwinkel aufgetaucht waren, als stymphalische Vögel.

„Und wir, meine Frau und ich," fragte Breden lachend. „Wir entgehen Ihrem witzigen Stift doch nicht!"

„Warum sagen Sie: ‚meine Frau und ich'? Bildet die Ehe denn eine so unzertrennliche Einheit?"

Sie schlug ihre kurzsichtigen Augen mit jener eigentümlichen Beredsamkeit zu ihm auf, die in dieser Schwäche ihre Erklärung findet. Dann blinzelte sie wieder, griff

nach der langstieligen Lorgnette und sah nach Esther hin, die mit der alten Gräfin zu den Kindern gegangen war. Die Wiese um die Kanonen war zum zweitenmal geschnitten, ein Haufen Grummet stand dort, und die Kinder konnten nicht aufhören, sich in dem duftigen Heu zu vergraben.

„Sie beide auf einem Bild, das wäre wirklich schwierig. Gretchen am Spinnrocken, oder einen Pelikan im Nest, wenn Sie einmal Familie haben werden —“

„Sie unterschätzen Esther, Prinzessin,“ unterbrach er sie warm.

„Noch so verliebt?“ Sie blinzelte wieder, um dann die Augen fest und lange auf ihn zu richten. „Beneidenswert!“

Er schämte sich plötzlich seiner eifrigen Parteinahme. Ein Schweigen entstand zwischen ihnen, dann griff sie hastig nach einem langen, schmalen Papierstreifen.

„Der Brautzug von neulich! Philemon und Baucis.“

Schulze und Fräulein Amanda hatten in vergangener Woche Hochzeit gemacht. Es war das große Ereignis des diesjährigen Sommeraufenthaltes gewesen. Die Eifersucht auf Erneste und Louison, die gegenwärtigen Treppensterne, hatte den Ausschlag gegeben. Amanda hatte feierlich, im Capothut und in Handschuhen, um eine Audienz nachgesucht, obgleich sie sonst ganz ungeniert bei der alten Gräfin ein- und ausging, und hatte unter zartem Erröten ihren Entschluß kundgegeben, obgleich es ihr wohl nie gelingen würde, sich mit dem gewöhnlichen „Frau Schulze“ auszusöhnen, und die Herrschaften selbst hatten die Hochzeit ausgerichtet. Auch Bredens waren in der Kirche gewesen. Die Gans in der Myrtenkrone, den Kopf schämig gesenkt, aber den Schwanz stolz erhoben, war vielleicht die beste Zeichnung der Prinzessin Hildegard. Leider kam die alte Gräfin dazu und schüttelte unwillig den Kopf.

„Es ist zu häßlich von dir, Hilda. Wie kann man ein gutes Herz haben, wenn man Karrikaturen zeichnet!“

„Ich habe vielleicht kein gutes Herz, Mama. Und im übrigen — unsre Kaiserin thut's auch.“

„Meine nicht,“ sagte die Gräfin etwas scharf.

Sie liebte es nicht, wenn sich die Tochter zu den Russen zählte.

„Haben Sie wirklich kein gutes Herz,“ fragte Breden, als sie nun zu den andern gingen.

Sie lachte übermütig.

„Das ist ein Geheimnis. Raten Sie — mein Freund.“

Die letzten Worte klangen weich und verführerisch, und Breden strich im Laufe des Abends öfters träumerisch seinen Bart. —

Der Sommer im Weltwinkel dauerte auch nur seine Zeit. Er gab seine Schätze reicher, als in der Großstadt, weil seine Herrlichkeit bis dicht an die Häuser heranging und zu allen Fenstern hereinsah, aber dann, als er lange genug gezögert hatte, schien es, als rüste er zum Abschied. Anfang September schloß sich auch die gastliche Halle des alten Schlosses wieder, vorher aber pflegten die Herrschaften statt der kleinen Theeabende ein großes Abschiedsfest zu geben.

Esther suchte das Lavallièrekleid hervor. Sie sah blaß aus, die Sommerhitze, sagte sie, bekäme ihr nie. Sie fürchtete im stillen, er würde eine abfällige Bemerkung über ihr Äußeres machen. Aber er kümmerte sich nicht um sie. Als sie ihn bat, die

Haken zu schließen, meinte er ungeduldig, sie möchte sich an das Mädchen wenden, er würde selbst nicht fertig. Er lag im Krieg mit seiner Kravatte, und sie war lange vor ihm bereit.

Sie freute sich auf dieses Fest, weil es den Abschluß der gräflichen Sommerherrlichkeit bedeutete. Wenn die vielen Fenster im Schloß erst wieder verhängt sein würden, dann würde ihr der Weltwinkel sein altes Gesicht wieder zeigen, und sie ihm das ihrige, trotz der feinen Linie einer ersten Enttäuschung auf ihrer jungen Stirn. Harry würde dann wohl anfangs sehr verstimmt sein. Es würde ihre Aufgabe sein, ihn wieder fröhlich zu machen. Soviel mitleidige Liebe war in ihr seit jenem Gewitterabend, daß ihr das kinderleicht dünkte.

Nur für sich allein mußte sie ihn wieder haben. Dann würde alles wieder so werden wie früher, nur mit dem Unterschied, daß ihre Liebe jetzt etwas Beschützendes bekommen hatte.

Sie gingen schweigend nach dem Schloß. Es war Abendempfang. Obgleich die Sonne kaum untergegangen war, schimmerten doch die Fenster mit fahlem Licht in die Dämmerung draußen. Die Kerzen konnten sich gegen die Abendröte noch nicht behaupten.

In der Garderobe warf Breden einen hastigen Blick auf seine Frau.

„Es ist doch eine tadellose Toilette," sagte er befriedigt.

Esther atmete auf, obgleich das Lob nicht ihr gegolten hatte.

Als sie die Treppe erstiegen und an den zerschlissenen Fahnen vorbeigingen, dachten beide an jene erste Besichtigung. Aber keiner war innerlich so frei, dem andern seine Gedanken mitzuteilen.

Oben in dem großen Saal trennten sie sich nach der Begrüßung. Man stand in Gruppen zusammen und trank eine Tasse Thee, eine Art von Tantalusqual für die Lehrersfrauen, die Taschentuch und Fächer nicht losließen und bei diesem embarras de richesse ihre Tassen so ungeschickt balancierten, bis endlich der gefürchtete Moment eintrat und eine von ihnen die Vorderbahn ihres Brautkleides begoß, das nur zu dieser Gelegenheit seit zehn Jahren aus seinen Mullsäcken befreit wurde.

„Das mußte kommen," flüsterte Prinzeß Hildegard Breden zu. „Ich werde nun im nächsten Jahr hoffentlich von diesem weißen Ungeheuer befreit sein."

„Oder Sie bekommen dieselbe Sache in grün oder blau über Spindler zurück."

„Sie sind, wie es scheint, sogar über einen kleinbürgerlichen Toilettenschrank orientiert. Übrigens, nicht wahr, das ist Ihr Geschmack?"

Sie sah mit der Lorgnette nach Esther hin.

Er nickte.

„Sie haben einige Übung, vermute ich. Jedenfalls sind Sie hier der einzige, für den es sich der Mühe lohnt, Toilette zu machen."

„Und doch bin ich zu diskret zu bewundern."

Sie ließ die Lorgnette fallen.

„Laut zu bewundern, wollen Sie sagen."

Er nahm ihr die Theetasse aus den Händen. Ihre Fingerspitzen streiften sich. Sie sahen sich nicht an, und doch hatte jeder von ihnen eine erhöhte Daseinsempfindung.

Esther versuchte indessen, sich den Frauen zu nähern. Aber sie stieß auf eisige Kälte. Sie war täglich im Schloß gewesen, und sie war elegant angezogen. Sie hatte hier nur Todfeindinnen, und man nannte sie mindestens mit derselben Freude Frau Referendar, mit der man den hohen Gastgebern so oft wie möglich den Titel „Erlaucht" gab. Es war eine sonderbare Gesellschaft. Gräfin Mechtild, die so schön und so stolz aussah wie ein Marmorbild, sprach nur mit einigen Offizieren, die einen ihrer Brüder begleitet hatten, und es gehörte wirklich die Güte und die Personenkenntnis der alten Herrschaften dazu, um wenigstens äußerlich die klaffenden Gegensätze zu überbrücken.

Esther hatte einen Gefährten gefunden, einen altadeligen Zögling der Grafenschule, der seinem Abiturientenexamen bisher überall sehr geschickt aus dem Wege gegangen war, nun aber von dem Weltwinkel das beste hoffte. Er unterhielt sie sehr eifrig und fühlte sich, da er etwas schüchtern war, bei ihr so geborgen, daß er sie auch zum Buffet führte. Breden hatte wohl die Absicht gehabt, der Prinzessin seinen Arm zu bieten, aber einer der jungen Offiziere war ihm zuvorgekommen, mit einer selbstverständlichen Sicherheit, die Breden verletzte. Er setzte sich nun zu seiner Frau und ihrem jungen Verehrer. Man aß an kleinen Tischen. Der alte Graf ging von einem zu dem andern und plauderte einige Minuten.

„Ob ich Sie im nächsten Sommer noch hier finde?" sagte er zu Esther.

„Sie zweifeln immer daran, Erlaucht. Warum nur?"

„Sehen Sie meine lieben Schildbürger hier an, auf die ich übrigens nichts kommen lasse, und dann Ihren Mann. Sehr warm scheint er hier doch nicht geworden zu sein."

Esther sah zu Breden hinüber, als überließe sie ihm die Antwort. Aber er schwieg, und der alte Graf, der heute keine Ruhe hatte, hob sein Glas gegen beide.

„Auf Wiedersehen also, wenn ein so alter Mann das sagen darf;" dann, sich zu dem Primaner wendend, fügte er lachend hinzu: „Und dir, lieber Günther, im Gegenteil ein pereat, wenn ich dich hier noch antreffen sollte. Ich habe übrigens eben mit dem Direktor gesprochen. Die Sache wird sich machen."

Nach der Tafel wurde getanzt. Die alten Herrschaften liebten das. Es mochte gerade in diesem Saal manche Erinnerung in ihnen wecken, und dann meinten sie auch, so ein wenig Leben in die steife Versammlung zu bringen. Gräfin Mechtild setzte sich sofort neben die Mutter. Sie hätte in Gegenwart ihrer Eltern nicht wagen dürfen, nur mit den Offizieren zu tanzen, den andern Herren aber einen Korb zu geben. Sie zog aus einem kostbaren Pompadour eine leinene Serviette und eine kleine Schere und begann Charpie zu zupfen mit einem Eifer, als tönten feindliche Kanonen bis zu ihr. Sie warf keinen Blick auf die Tanzenden. Die schöne, hochmütige Frau war ein lebender Protest gegen ihre Umgebung.

Prinzessin Hildegard tanzte mit Leidenschaft. Unter der nachlässigen, schleppenden Grazie, die sie für gewöhnlich zu zeigen liebte, kam ein wildes Temperament zum Vorschein. Breden, der sie nur lose in den Armen hielt, obgleich er sie sicher führte, fühlte den heftigen Schlag ihres Herzens.

„Genug," sagte sie, als sie in der Nähe des Balkons aufhörten, und hastig atmend trat sie hinaus in die laue Nacht. Er folgte ihr. Es war dunkel, kein

Stern drang durch die Wolken. Man sah nur undeutlich unten die abgezäunten courts der Tennisplätze.

„Wieviel Erinnerungen," flüsterte er.

Sie hatte die Handschuhe abgezogen. Ihre feinen Hände lagen auf der steinernen Brüstung. Der Lichtschein, der aus dem Saale herausfiel, zog lange Funken aus den Ringen an ihrem Finger.

„Erinnerungen? Für wie lange?"

„Für immer," flüsterte er. Und er bog sich nieder und küßte leidenschaftlich die schlanken Hände.

Als er an Esther vorüberging, die eben von einem Herrn an ihren Platz zurückgebracht wurde, hielt sie ihn an.

„Du siehst blaß aus, Harry. Du solltest nicht tanzen."

Ein Mitleid mit seinem Weibe ergriff ihn, das ihm in diesem Augenblick wohl that und jedes Unbehagen in ihm verwischte.

„Ich tanze heute auch nicht mehr."

Er ging zu den Herren in das Rauchzimmer. Es war lieb von ihm, daß er ihr nachgegeben hatte. Aber einmal hätte sie doch gern mit ihm getanzt. Sie hatte noch nie Gelegenheit dazu gehabt. Er hatte den modernen Tanz auch stets unästhetisch und albern genannt, ein Vergnügen, in dem sogar die Wilden den Kulturvölkern überlegen seien. Warum hatte er sie nicht aufgefordert?

Eine Stunde später gingen beide nebeneinander zum letztenmal die Treppe hinab, über den Hof, an dem rauschenden Röhrenbrunnen vorüber. Ein Pfau kreischte schlaftrunken. Sie wußten beide, daß ein Abschnitt ihres gemeinsamen Lebens hinter ihnen lag. —

Aber es wurde doch nicht wieder wie es gewesen war. Die Ruhe kam nicht wieder. Sie fehlte nicht draußen in der Natur, in den Wäldern und Feldern, bis hin zum Gebirge. Da rüstete man ab, und der Herbst schickte seine blauschimmernde Klarheit, seine weichen, silbernen Fäden, und auf den Wiesen blühten die blassen Herbstzeitlosen, die nur die Form mit dem Crokus gemeinsam haben und so Anfang und Ende im Ringe des Sommers scheinbar verbinden. Nein, in der Natur war Ruhe. Auch im Weltwinkel selbst war man ganz daran gewöhnt, daß die herrschaftlichen Wagen mit den Kofferbergen über das holprige Pflaster davon rasselten, daß die weißen Staubwölkchen der Chaussee von dem Tiefgrün der Wälder verschlungen wurden und dann nach einem großen Reinmachen das Schloß wieder still und schweigend dastand, bis auf den Röhrenbrunnen und die Pfauen natürlich. Am Stammtisch in der goldenen Traube besprach man nun zehn Monate die großen Ereignisse, diesmal vielleicht ein wenig eifriger als sonst, und die Frauen gaben einen Kaffee mehr und verlängerten ihn durch eine süße Speise, denn gewisse Vermutungen, die im Munde der Damen recht bitter klangen, bedurften dieser äußerlichen Auffrischung. Sonst war alles unverändert, nur Herr und Frau Schulze, née Veilchenbinder, wie auf Frau Amandas Visitenkarten stand, gingen untergefaßt durch die Straßen, und der junge Graf, Esthers Partner vom Fest, tauchte ganz unvermutet in der Umgegend des kleinen weißen Hauses auf. In den beiden Menschen, die dort wohnten, lag die Unruhe, und um so schlimmer war sie, weil nichts Äußeres ihre Ursache war.

Breden war zuerst davon ergriffen. Er konnte nicht schlafen, wie er sagte, und infolgedessen konnte er natürlich am Vormittag nicht arbeiten. Das Essen schmeckte ihm nicht, auf der Veranda zog es, und in den Stuben war verbrauchte Luft. Auf den Straßen machte ihm der ironische Gruß der Herren vom Stammtisch übel, die Chausseen aber waren langweilig, und in den Wäldern standen zu viel Bäume. Eines Tages fiel ihm ein, daß die Ehe, wenn man sie richtig erfasse, geistig, nicht nur äußerlich, vollständige Wahrheit verlange, und daß es feige sei, den Partner zu schonen auf Kosten des eignen Gewissens. Das beruhigte ihn etwas. Seiner Meinung nach hatte er nun lange genug selbstquälerisch vor seinem Seelenspiegel gesessen.

Er gestand Esther also, daß er sich für die Prinzessin lebhaft interessiert habe, mehr als es sich eigentlich mit seiner Pflicht vertrüge. Er zergliederte, was ihn an der vornehmen Frau angezogen hatte, die Sicherheit, der verfeinerte Geschmack, selbst die ruhig zugestandene Selbstüberhebung. Esther machte nicht viel Wesens davon, und das enttäuschte ihn.

Da die Kritik einmal in ihr erwacht war, wollte sie ihm eigentlich sagen: Solche Dinge überwindet man stillschweigend und wühlt nicht in ihnen." Aber sie war zu rücksichtsvoll, um ihn an das alte Wort der Frau Rat Goethe zu erinnern, daß man den Teufel unbesehen verschlucken müsse.

„Wirst du auch den Mut haben, so offen zu mir zu sein," fragte er nun, ihre Handgelenke umfassend. „Wenn die Versuchung einmal an dich herantritt, wirst du kommen und um meine Hilfe bitten?"

Sie dachte daran, daß er ihre Hilfe in der Zeit der Gefahr wenig gesucht hatte.

„Für mich wird es diese Versuchung nie geben, Harry," sagte sie einfach.

Er war verletzt.

„Warum? Glaubst du, ich liebe dich weniger."

„Gewiß nicht. Aber du liebst mich anders. Ich kann es dir nicht so erklären, aber ich fühle es ganz deutlich. Ich bin eine so viel einfachere Natur. Du bist meine ganze Welt. Das ist so wie — wie einfaches, weißes Sonnenlicht. Bei dir schillert auch die Liebe in allen Farben des Regenbogens. Und wenn die Strahlen einmal gebrochen sind, können sie auch wieder und wieder abgelenkt werden. Es schadet nichts, wenn sie sich nur wieder sammeln zu reinem Licht."

„Du wirst geistreich."

„Spotte nur! Es wird noch mehr als eine Prinzessin Hildegard kommen, ich weiß es. Ich habe es ja auch dieses Mal gesehen. Da ist meine Art zu lieben ein Glück, Harry. Kindische Eifersucht würde mir schlecht stehen. Ich glaube an die Sonne, wenn sie auch zufällig auf ein Prisma fällt und ich das reine Licht nicht sehe."

„Ich hätte es ihr nicht sagen sollen," dachte er. „Sie hat nicht die geistige Vertiefung dafür. Sie nimmt die Dinge, wie sie sind. Aber die Irrgänge einer Mannesseele zu durchwandeln ist ihr versagt. Wie ruhig war sie nicht damals in Wiesbaden, bei meiner Huldigung für Ella! So sind diese schlichten Naturen. Der Eid am Altar ist für sie ein Zaubermittel wider alle Versuchung. Und bei andern meinen sie, müßte es auch so sein. Sie fühlt sich offenbar ganz sicher. Daß es beständige Wandlungen gibt, das ahnt sie nicht!"

Er selbst empfand diese Wandlungen kurze Zeit nach dem Gespräch mit seiner Frau. Er hatte, als er am Schloßthor vorbeiging, das junge Ehepaar getroffen und war mit ihnen bis zum Brunnen gegangen. Frau Schulze, née Veilchenbinder, bat ihn, einen Augenblick mitzukommen, im Schloßgarten blühten noch so schöne Rosen, sie wolle ihm für die Frau Doktor einen Strauß mitgeben. Bei allen diesen Leuten stand Esther in hoher Gunst. Der junge Ehemann holte das rasselnde Schlüsselbund und öffnete die Thür zur Halle. Breden folgte ihm mit geschlossenen Augen zur Gartenthür. Er wollte die Veränderungen nicht sehen, er wollte die Erinnerung auf sich wirken lassen. Auch im Garten war er so in ihrem Bann, daß er die Wahl der Rosen dem Verwalter und Frau Amanda überließ. Er ging zu der kleinen Wiese, auf der die alten Donnerbüchsen standen, und setzte sich auf eins der Rohre. Seine Hand, die die Öffnung umschloß, fühlte ein zusammengeballtes Blatt Papier. Er nahm es heraus und glättete es. Es war eine der Zeichnungen der Prinzessin. Mit einem träumerischen Lächeln betrachtete er sie, als er plötzlich aufsprang und Poesie und Stimmung vor der gedemütigten Eitelkeit fliehen mußten.

Die Zeichnung stellte ihn selbst dar. So auffallend war die Ähnlichkeit, daß er auch nicht einen Augenblick zweifeln konnte. Er selbst war der Frosch, der aufgeblasen, mit gestielten Augen, in denen Sehnsucht und Begehren grotesk zu lesen war, auf dem Grunde eines schmutzigen Sumpfes saß, die eine Hand in lächerlicher Pose auf das Herz gelegt, während oben im goldenen Sonnenschein die Prinzessin gaukelte, eine schlanke, graziöse Libelle, der ihr Verehrer da unten offenbar nur Spaß machte und dem sie sogar ungeniert eine Nase drehte.

Die Prinzessin pflegte mit ihren Zeichnungen, die ihr nach der Vollendung keinen Spaß mehr machten, sehr leichtsinnig umzugehen, ja, zur Entrüstung ihrer Mutter bekamen sie zuweilen die Kinder zum Spielen. So mochte es auch diesmal gewesen sein. Die Kleinen hatten das Papier dann in das Kanonenrohr gesteckt. Aber vorher mochte es die Bonne lächelnd betrachtet haben, und auch Erneste und Louison, wenn sie es ihnen zeigte, würden die Moral verstanden haben.

Während Breden das Blatt in kleine Fetzen zerriß, war gekränkte Eitelkeit stärker als enttäuschte Neigung. Esther hatte an diesem Abend keinen Grund, die Rosen, die er ihr brachte, für ein Geschenk der Venus anzusehen. Sie erfuhr auch nie etwas von dem Schluß jener Schloßidylle. Harry van der Bredens so empfindliches Gewissen zwang ihn nicht, die erlittene Demütigung zu beichten, nachdem er die Neigung der Prinzessin wie einen auf dem Grunde eines Wassers verborgenen Edelstein hatte durch seine Worte schimmern lassen.

Aber lieber wurde ihm der Weltwinkel nach dieser Erfahrung nicht.

Auf ihrem Tische prangte das herrlichste Obst, mit dem Flaum der Reife auf der weichen Haut. Die Berge lockten mit immer klaren Gipfeln, so nah, so herrlich, daß Esther ihn mehr als einmal zu den frühern Wanderungen bewog. Die Brombeerranken krochen leuchtend rot am Rande des Waldes dahin. Schwarze Beeren und verspätete zarte Blüten schmückten sie, und rot schimmerten auch die Blätter der Erdbeeren im Graben. Alles stand in flammenden Farben, in fast südlicher Schönheit. Die Buchen trugen Gold anstatt der Blätter, und die Fernsicht war wunderbar. Zeigten sich von irgend einer Höhe die spitzen Dächer des Weltwinkels und die statt=

lichen Türme des Schlosses, so lag es wie ein Stückchen Mittelalter in seiner Mulde, und die Augen suchten nach dem Häuflein Reisiger, die von den Bergen zu ihm herniedersteigen mochten. Still, ganz still lag die Welt da. Nur die Spinnen zogen zwischen den Bäumen ihre Netze.

Aber die jungen Gatten fanden auf diesen Gängen nicht die Erholung, die ihnen der Frühsommer hier geboten hatte. Sie fanden nicht die Hoffnungen, die doch schon in jedem neuen Trieb eng eingeschlossen im Blattwinkel ruhten. Bredens Unruhe hatte sich auch Esther mitgeteilt. Er arbeitete gar nicht mehr. Es war nur zu deutlich zu sehen, daß mit der fehlenden Anregung auch seine Zufriedenheit dahin war.

Noch einmal fuhr er nach der Universitätsstadt. Aber erbittert und verdüstert kam er zurück. Wilke hatte über ihn gesprochen, nicht zu seinen Gunsten, wie er annahm. Man hatte ihn mit Zurückhaltung empfangen. Die einen sahen in ihm den Lauen, den Kompromißler, die andern den Streber. Keinen befriedigte er, keinem hatte er im Grunde etwas zu geben. Wilke hielt sich ganz zurück.

Aber so ging es ihm ja immer. Wann fand er je Ermutigung, Verständnis? Immer gegen den Strom, immer allein! Und zu denken, daß jeder Hohlkopf seinen Weg machte! Ohne Anregung konnte er nun einmal nicht schaffen. Anregung — im Weltwinkel.

Esther war ganz machtlos. Sie konnte nichts thun, als ihn lieben. Aber auch ihr Gefühl wagte sie ihm nicht mehr offen zu zeigen. Er war zu reizbar geworden. So litt sie um ihn, litt um seiner Schwäche willen die tausend großen Schmerzen eines Frauenherzens.

Und dann löste sich der sonnige Herbst in Regen auf. Wahre Wasserfluten. Der Weltwinkel bekam ein häßliches, faltiges Wichtelmanngesicht. Nur Liebe, sonnige Zufriedenheit und Arbeitsfreudigkeit konnten ihn schön finden. Aber Breden, der einen Überschuh verloren hatte in dem unergründlichen Schmutz, schalt ihn ein erbärmliches, menschenunwürdiges Nest.

Eines Tages sagte er Esther, er hielte es nicht mehr aus. Er brauche zu seiner Arbeit die Universitätsbibliotheken.

„Es ist ja ein Unsinn von uns, uns hier zu vergraben. Eine verliebte Laune. Es war ja auch sehr schön, aber ich denke wirklich, nun haben wir genug davon. Denke doch an den Winter in dieser Einöde! Der Herbst hat mich schon melancholisch gemacht. Wir gehen nach Berlin zurück. Ich glaube ich bin nicht mehr im stande, einen Leistikow von einem Liebermann zu unterscheiden. Man ist es sich schließlich schuldig, nicht zu versumpfen."

„Wann willst du umziehen?"

„Sofort natürlich. Ich denke, es ist am besten, ich fahre vor und miete eine Wohnung. Du besorgst dann den Umzug und kommst nach. Das Wintersemester hat eben begonnen. Ich möchte gern noch einige socialökonomische Kollegs belegen."

Damit hatte er den Schein für sich gerettet.

Am nächsten Tage fuhr er fort. Der Regen ließ gerade ein wenig nach, als Esther von der Bahnstation zurückkehrte. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel. Sie hingen tief herab wie nasse Schleier, und verhüllten die Berge. Die goldenen Blätter, die in der Sonne so warm geleuchtet hatten, jagten gleich braunen Fetzen

durch die Luft. Esther hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel. Als sie das Haus erreicht hatte, blieb sie auf der Veranda stehen. Die Korbmöbel waren schon hereingenommen.

Sie liebte den Weltwinkel, und wenn er hundertmal aussah wie ein verregnetes Huzzelmännchen. Und doch wollte sie ihn in dieser Stunde anklagen, denn er hatte nicht gehalten, was er versprochen hatte.

XII.

Wieder war es Hochsommer. Auf der kleinen Bahnstation von Peterswalde stand Esther und sah dem Zug nach, der sich eben nicht zu eilig in Bewegung setzte, denn die Sekundärbahn bereitete ihre Insassen nur allmählich auf die schnellere Beförderung der D-Züge vor. Noch konnte sie deutlich Harrys hübsches Gesicht erkennen, wie es sich aus dem Fenster des Abteils ihr zuneigte. Er sah gut aus, heiter und erwartungsvoll, wie jemand, der sich auf eine Reise freut, wie jemand, der gern geht und dem der Abschied kein Schmerz ist. Er winkte mit der Hand, dann, im plötzlichen Impulse, zog er die Rose, die sie ihm angesteckt hatte, aus dem Knopfloch und warf sie ihr zu. Es war nur die Andeutung einer Huldigung. Die Blume erreichte sie natürlich nicht, sondern blieb draußen, vor dem Güterschuppen liegen. Esther stürzte auch nicht hin, um sie zu holen, wie es vielleicht ein verliebtes Mädchen gethan hätte. Sie schloß nur ihren Schirm und hob ihn grüßend noch einmal, als der Zug eine Biegung machte.

So stehen oft die Frauen der Bahnwärter in Vertretung ihrer Männer vor den kleinen Häuschen, an denen der Zug vorbeirast. Sie halten die aufgerollte rote Fahne hoch. Der Reisende, dem das kleine, freundliche Idyll, das weinumrankte Häuschen mit dem Garten, durch dessen Bretterzaun bunte Wicke und Gucküberdenzaun kriecht, einen flüchtigen Augenblicksgenuß gewährt, sieht aus dieser Fahne, daß die Bahn für ihn frei ist.

Auch Breden schien diesen letzten Gruß seines Weibes so aufzufassen, denn befriedigt lehnte er sich in die Polster zurück.

Esther stand noch still und sah zu, wie die kleine, weiße Rauchsäule höher stieg, wie ein Wölkchen über dem Grün der Bäume lag und sich dann in dem blauen Himmel auflöste. Sie hatte den Schirm noch nicht wieder aufgespannt. Die blendende Sonne schien sie nicht zu stören, obgleich die braunen Augen, in angestrengtes Sinnen verloren, geradeaus starrten. Jetzt, wo die rote Seide nicht mehr ihre trügerische Glut warf, sah sie elend und abgespannt aus. Die Haut war nicht verbrannt wie früher, sondern von ungesunder Weiße, um die Augen lagen dunkle Ringe, und das Gesichtchen war schmal. Sie sah nicht gut aus, obgleich sie mit großer Sorgfalt gekleidet war in ein Jackenkleid aus hellem Leinen mit kleinem Strohhütchen, dessen Schleier jetzt zurückgeschlagen war. Ihre Bewegungen, als sie jetzt zu dem wartenden Wagen ging, waren sehr müde. Die alte Elastizität, vielleicht ihre größte Schönheit, war verschwunden.

Als der Wagen auf die Grenze von Peterswalde kam, ließ sie halten und schlug einen Fußweg ein. Sie kam noch früh genug zur Großmutter zurück. Sie wußte es, daß die alte Frau Donates die Reise ihres Gatten nicht billigte. Eine Studienfahrt, wenn man weder Gelehrter noch Künstler ist, war in ihren Augen ein Unsinn. Wegen der Baudenkmäler Tirols auf acht Wochen in die Berge zu gehen! Warum nicht lieber sagen, daß man sich in Peterswalde langweile und zu seinem Vergnügen reisen wolle? Aber es schickte sich nicht für einen jungen Ehemann, allein Vergnügungsreisen zu machen, wenn die Gattin nicht mit kann, weil sie sich schonen soll und das erste Kind erwartet wird. Deshalb mußten die kunstgeschichtlichen Studien als Deckmantel herhalten.

Alle diese Gedanken hatte Esther der Großmutter von den strengen Augen abgelesen. Gelegentlich hatte sie auf diese stummen Vorwürfe auch geantwortet, nicht direkt, denn eine eingehende Erörterung wollte sie vermeiden, aber doch so, daß die Großmutter denken sollte, sie selbst finde das ganz natürlich.

„Es ist so hübsch für Harry, daß er sich diese Reise gönnen kann. Du weißt doch, daß ihm Keller seine Broschüre abgekauft hat und sie in Verlag nehmen will?"

Nein, Frau Donates wußte das nicht.

„Heinz kann sie noch nicht bald erscheinen lassen, er sagt, für solche Sachen müsse man den rechten Augenblick abwarten. Aber Harry kann doch nun ohne Gewissensbisse fortgehen. Er macht jetzt ganz ernste kunstgeschichtliche Studien. Ich freue mich darüber. Ich glaube bestimmt, daß das mehr seine eigentliche Begabung ist, als Nationalökonomie."

„Nein," sagte Frau Donates trocken, „irgend welche Begabung für Ökonomie traue ich ihm auch nicht zu."

Jetzt, wie Esther auf dem schmalen Pfad zwischen den Haferfeldern einherschritt — dem Konfirmandenpfad, wie ihn die Dorfkinder nannten, die auf ihm in ihre Religionsstunden zum Pfarrer des Nachbardorfes gingen — jetzt sah sie viel weniger zuversichtlich aus, als vor drei Tagen, als sie die Großmutter darauf vorbereitet hatte, daß ihr Mann schon nach drei Wochen auf die Gastfreundschaft von Peterswalde verzichtete, „weil man ja in der alten Bude und in dem märkischen Sand und den einförmigen Kiefern einfach verrückt werden könne." Sie hatte auch das Honorar für die Broschüre mit Absicht erwähnt, denn im Grunde mußten sie ja für den Sommeraufenthalt in Peterswalde so dankbar sein. Er half ihren Geldverhältnissen auf, die in Berlin ihnen viel Schwierigkeiten machten, oder vielmehr Esther, denn Breden konnte nun einmal mit Geld nicht umgehen.

Esther wurde auch jetzt, in der Einsamkeit des von Mohn und Kornblumen durchsetzten Haferfeldes glühend rot, als sie an die Broschüre dachte. Sie war die Frucht seiner Arbeiten im Weltwinkel. Die namhaften Verleger hatten sie alle zurückgewiesen, und bittere Stunden waren die jedesmalige Folge einer neuen Enttäuschung gewesen. Esther hatte die Broschüre gelesen, in der Geist und ein aufwallendes Mitgefühl für die Ungerechtigkeit in der Verteilung der Lebenslose vollständige Unkenntnis des Stoffs nicht verdeckte. Die Einleitung, eine hübsch geschriebene Übersicht über das Los der Arbeiter in Latifundien, mit besonderer Berücksichtigung der campagna di Roma war noch das Beste. Die Schlußfolgerung, die Expropriation aller Besitzer über

viertausend Morgen, schien ihrem einfachen Sinn ungeheuerlich. Er hatte ihr eine heftige Scene gemacht, ihr Teilnahmlosigkeit und einen beschränkten Horizont vorgeworfen, als sie das offen sagte, er hatte tagelang nur das Notwendigste mit ihr gesprochen, eine Form seiner Verstimmung, die ihr ganz besonders quälend war. Seitdem hatte sie immer gefürchtet, er würde sich an Keller wenden. Anfangs, als er seiner Arbeit noch mit übertriebenen Hoffnungen gegenüberstand, hatte er von selbst gesagt, daß er Kellers befangenes Urteil nicht wünsche. Er hatte von Anfang an Abneigung gegen Esthers Vormund empfunden. Dann aber, als Esther zu Pfingsten auf dringenden Wunsch ihrer Großmutter nach Peterswalde gekommen war, hatte er ihr geschrieben, er sei doch zu Keller gegangen, und schon acht Tage später war ein Brief gekommen, der ganz in dem alten, weltstürmenden Ton der Brautzeit klang. Keller hatte die Broschüre für seinen Verlag erworben und sofort honoriert, nur die Zeit der Veröffentlichung wolle er selbst bestimmen. Als Esther den Brief las, war zum erstenmal dieses brennende Gefühl der Scham in ihre Wangen gestiegen. Es kam ihr vor, als hätte Keller ihnen ein Almosen gereicht.

Schon im Winter hatte Breden gelegentlich einen Aufsatz über neue Kunsterscheinungen an ein großes Provinzblatt geschickt. Die Arbeiten, flüssig geschrieben, von gutem Geschmack und der Leichtigkeit der Auffassung, die dem Lesepublikum einer Tageszeitung zusagt, waren gedruckt und hatten gefallen. Breden war sehr stolz auf sein Honorar gewesen. Es hatte ihnen immer eine Extrafreude machen müssen. Er hatte Esther dafür eine feingetönte Vase der Kopenhagener Fabrik gebracht, oder eine Loge im Theater genommen, für die sie Toilette machen mußte, oder sie in ein vornehmes Restaurant eingeladen. Sie mußte dann natürlich strahlen und dankbar und glücklich sein. Sie kannte nun schon lange genau alles, was er von ihr verlangte, wenig genug im Grunde, und sie gab ihm nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit. Diese kleinen Arbeiten, die ihren Zweck vollständig erfüllten, konnte sie mit gutem Gewissen loben, und sie legte alles aus der Hand, wenn das dicke Paket gedruckter Zeitungen ankam, um sofort unterrichtet zu sein und bei Tisch mit ihm darüber sprechen zu können.

„Du machst Fortschritte, kleine Vandalin," sagte er dann lobend. Und zuweilen, wenn er sehr guter Laune war, erwähnte er noch ihre Gleichgültigkeit gegen Rom.

Es kamen selten Scenen vor in ihrer Ehe. Und doch blieb Esther plötzlich stehen und preßte die Hände auf ihr Herz. Sie hatte das Gefühl gehabt, als finge eine Ferienzeit für sie an, ein kindisches, ihr unbekanntes Gefühl, das Fräulein Fränkel ihr früher nie erregt hatte, wenn sie die Bücher für einige Zeit in den Schulschrank schloß. Sie mußte an die Rose denken, die er ihr zugeworfen, und die nun in der Sonne da draußen welkte, und daß sie ihm mit dem Winken des Schirmes angezeigt hatte, sie gebe ihm freie Fahrt. Sie mußte sich eine Weile ausruhen, so erschrocken war sie über den Gedanken, daß die Abwesenheit ihres Mannes ihr Freude einflößen könne. Das Haferfeld endigte hier auf den Landweg, und sie lehnte sich an einen der Kirschbäume, die ihn einfaßten. Eine ganze Weile stand sie so still. Dann kam der Pächter der Obstallee aus seiner Strohhütte, von wo er etwaige Näscher beobachtete. Sie wollte ihm nicht begegnen und schritt den Weg hinunter auf den Hof zu.

Es war jetzt schon ein ganzes Jahr her, daß der hohe, rote Schornstein der Ziegelei über die alten Schindeldächer der Hofgebäude aufragte. Als Esther ihn

Pfingsten zum erstenmal gesehen hatte, die schwarze, qualmende Rauchwolke über den alten Ulmen des Gartens, hatte er für sie eine Veränderung in Peterswalde bedeutet. Sie hatte nie begriffen, daß die Großmutter in ihrem Alter das Pachtverhältnis gelöst hatte und wieder die Selbstbewirtschaftung übernommen, zwanzig Jahre nachdem sie dieselbe als eine zu schwere Last abgegeben hatte. Jetzt sah sie, daß die Großmutter wirklich sich eine Last damit aufgeladen hatte. Frau Donates, die jetzt ihren Rollstuhl nie mehr verließ, leitete aus ihrem Zimmer die Bewirtschaftung von Peterswalde und das neue industrielle Unternehmen. Wie sie damals zu Keller gesagt, hatte sie wieder Glück in der Wahl ihres Inspektors gehabt. Vielleicht hätte niemand gewagt, seinen Pflichten nicht nachzukommen unter diesen strengen Augen, vielleicht war sie wirklich unbestechlich bei der Wahl ihrer Leute. Natürlich warf die Ziegelei noch nichts ab. Die neue Hypothek mußte verzinst, für die Ziegel Absatzstellen geschaffen werden. Frau Donates saß täglich stundenlang vor ihrem Pult und rechnete. Das vornehme Gesicht mit den vielen feinen Runzeln beugte sich über die Kontobücher, sie verglich und überlegte. Als sie mit Keller zusammen den ersten Jahresabschluß machte, war sie zufrieden. Es war nichts gewonnen, aber das Unternehmen schien lebenskräftig zu sein. Im Sande der Mark hatte eine Ziegelei, wenn der Lehmboden ausreichte, immerhin eine Zukunft. Dem alten Peterswalde war eine neue Lebensader zugefügt worden.

„Wenn Esther im nächsten Sommer kommt, muß sie die Buchführung übernehmen; sie muß Bescheid wissen. Sie hat einen klaren Verstand und Blick für das Praktische. Es wird ihr einmal eine erwünschte Lebensaufgabe sein, auf festem Boden zu stehen.“

„Du meinst also noch immer —“

Eine verächtliche Handbewegung unterbrach ihn.

„Ich meine, daß diese Ehe sich lösen wird, so oder so. Und darum sorge ich vor.“

„Du hast Esther als Frau noch nicht gesehen?“

„Nein. Und in ihren Briefen steht natürlich nichts davon. Sie meint vielleicht, ich bin zu alt, um mich in sie hineindenken zu können. Aber sie irrt sich.“

Sie sah zu dem Bilde ihres Sohnes hin. Keller begriff, daß sie die Ehe Esthers mit der ihres Sohnes identifiziert hatte, daß sie einen Triumph empfinden würde, wenn sich ihre Worte, daß auch jene Ehe nicht glücklich geworden wäre, hier wie im Spiegelbild bewahrheiten würden.

„Du bist oft bei Bredens?“

„Nein, eher selten.“

„Nun, und wie findest du Esther?“

„Sie ist gegen mich die Alte. In ihre Ehe läßt sie mich natürlich auch nicht hineinsehen. Er würde wahrscheinlich offener sein, wenn ich ihn fragen wollte, aber dazu habe ich keine Lust.“

„Und?“

„Ich weiß nichts, Tante,“ sagte er unruhig. „Wirklich nichts. Daß Esther finden würde, was sie suchte, habe ich ja auch nicht erwartet. Es war die einzige

Überspanntheit in ihrem sonst so klaren Wesen, die genährt wurde durch die Erinnerung an die zu früh verstorbenen Eltern."

Frau Donates nickte mit dem Kopf.

„Daß eine solche Ehe möglich ist, wie sie es sich vorstellte, bezweifelst du also auch," sagte sie, befriedigt in ihrer Skepsis.

Keller stand auf.

„Das will ich nicht sagen. Überhaupt, all diese Vermutungen haben keinen Zweck. Ich würde nie in das eindringen wollen, was Esther vielleicht vor uns verschlossen hält. Braucht sie mich, so bin ich immer für sie da. Ich bin ihr Freund, nicht ihr Spion."

„Du bist eben solch ein Idealist wie das thörichte Mädchen," dachte Frau Donates. Aber sie sprach es nicht aus, denn trotz seines Idealismus vertraute sie auf Keller. —

Als Esther kam, mußte sie wirklich die Morgenstunden ihrer Großmutter widmen. Sie wunderte sich ein wenig, denn früher hatte Frau Donates sie nie an ihren Geschäften teilnehmen lassen, aber sie hielt es für ein Zeichen von Überbürdung und orientierte sich schnell und leicht, in dem guten Glauben, zu helfen. In der That war ihr eine praktische Arbeit, in der sie mit wirklichen Werten rechnete, sehr lieb. Ihr Mann schalt das ja immer an ihr, daß sie den Flug ins Blaue nicht unternehmen könne.

„Dann, Großmutter, wenn sich das neue Unternehmen bewährt, wird Peterswalde einmal im Preise steigen."

„Gedenkst du es zu verkaufen?"

„Ich? Es gehört mir ja gar nicht."

„Noch nicht."

„Ich würde nie gegen deinen Wunsch handeln."

„Ich habe dir ja gesagt, daß so gut wie nichts übrig bleiben würde, wenn wir es jetzt verkauften. Einige Jahre muß es noch gehalten werden. Hast du denn Pietät?"

„Großmutter!"

„Warum wundert dich die Frage? Deiner Mutter wäre es schwer gewesen, hier auszuhalten. Dein Mann hat bewiesen, daß es ihm unmöglich wäre. Und das Weib gehört zum Manne."

„Liebst du Peterswalde sehr?"

Frau Donates antwortete nicht sogleich auf diese Frage. Sie sah sich hier als junge Frau wieder die schwersten Demütigungen durchkämpfen. Sie hörte den Lärm aus dem Eßzimmer bis zu sich dringen und erzitterte in ihrer Vereinsamung vor dem Augenblick, in dem ihr Mann, wenn die Freunde abgefahren waren, angetrunken ins Schlafzimmer kommen würde. Sie fürchtete für das Erbteil ihres Kindes. Nein, sie hatte eigentlich keinen Grund, Peterswalde zu lieben. Wenn sie sentimental gewesen wäre, so hätte sich mehr als ein Skelett in seinen dunkeln Winkeln verbergen können. Nun sagte sie nur ruhig:

„Hier ist mein Sohn geboren."

Esther begriff die Beweiskraft, die diese wenigen Worte bargen.

„Ich wünschte, auch mein Kind könnte hier geboren werden."

„So bleibe hier."

„Nein. Du hast recht, das Weib gehört zum Manne."

Aber sie empfand es nach wie vor als eine Erleichterung, daß sie den ganzen Sommer in Peterswalde sein durfte. Sie meinte, es könne gar keinen bessern Einfluß geben auf das junge Leben in ihr, als den der heimatlichen Natur. Den ganzen Tag verbrachte sie draußen. Sie lag in der Hängematte unter den alten Ulmen und sah in das grüne Blätterdach, sie ging unter den Kiefern dahin, die die Luft mit Harzduft füllten, und hinter deren Stämmen die Sonne so glutrot unterging, und sie saß stundenlang im roten Heidekraut, umflattert von den kleinen, blauen Faltern. Sie las nichts, als die Briefe ihres Mannes. Die kamen unregelmäßig, manchmal lang, voll Zufriedenheit über das, was er in sich aufnahm, voll Heiterkeit über seine Reisebekanntschaften, manchmal verstimmt, weil er vielleicht ein schlechtes Bett oder ungenügende Kost vorgefunden hatte. Sie wußte ja, wie abhängig er von solchen Zufälligkeiten war. Einmal hatte er eine Anwandlung von Weltflucht, stieg hoch in die Berge und lebte eine Woche in einer Sennhütte. Von hier schickte er ihr Verse, die er zu dem Böcklinschen Bilde der Freiheit gemacht hatte, der Gestalt, die mit der phrygischen Mütze, den Adler zur Seite, auf schroffen Felsspitzen thront.

„Auf höchster Spitze thronest du,
Freiheit, in Wolken dein Fuß;
Unter dir liegen schneeschimmernde Ketten,
Sanft nur leuchten zackige Grate —
Doch von der Tiefe, doch von den Menschen
Scheidet dich Nebel und Dunst.
Nimmer erschauen können dich, Hohe,
Jene im Thale, nimmer dir nahn.
Nur der mit starkem Fittich zur Sonne
Strebet, der Adler nur darf bei dir rasten,
Er nur darf ruhn auf deiner Hand.
Doch in der andern hältst du die Palme,
Köstlichen Preis — wem willst du sie reichen,
Wenn du allein thronst auf felsigem Grat?

Wartest du, Freiheit? Hoffst du, es werden,
Die jetzt so niedrig im Thale sich mästen
Noch gleich dem Tier nur, die säumigen Menschen,
Hoffst du, sie werden ihre Gedanken
Dann gleich dem Adler zu dir erheben,
Daß sie dich suchen, nahe der Sonne,
Über dem Eise kalter Berechnung,
Über den Klippen ruhmloser Ehren,
Dich, die Göttliche, Freiheit, dich selbst? —

Hoffe! — Wir selber, die wir noch klimmen,
Einzeln strebend, an Felsen geklammert,
Siehe, Freiheit, wir hoffen mit dir!
Und wenn die Stunde lange noch zögert,
Da die brauenden Nebel sinken —
Teile sie, Hohe, daß die Kühnsten,
Sie, die dich suchen mit blutenden Füßen,

Einen Strahl deines Auges erhaschen,
Daß sie die Palme, die zu erreichen
Nimmer ihr Schicksal, winken sehen,
Segnend sich neigen in deinen Händen,
Ehe der Nebel dich wieder verhüllt."

Die Verse waren mit Überzeugung geschrieben. Sie fühlte seine Begeisterung aus ihnen heraus, sie sah, wie er in Gedanken selber nach der Palme griff, hoch über „jenen säumigen Menschen, die niedrig im Thale sich mästeten."

Ein mildes Lächeln spielte um ihren Mund. Daneben sah sie den Mann, der im vergangenen Jahr in dem reichsgräflichen Schloß für einige Wochen so gern die Rolle des Blitzableiters für fürstliche Langweile übernommen hatte und den Feinschmecker, der sein Honorar für einen Aufsatz über „die darbende Sehnsucht nach Volkskunst" in einem Diner bei Uhl anlegte.

Sie fühlte sich so alt neben ihm. Was war sie ihm denn schließlich noch anders, als der immer klare Spiegel für sein Selbst, die Frau, vor der er geistig Toilette machte, jede Stimmung zerfaserte und zerlegte, um dann, wenn der letzte Bürstenstrich gethan war, angeregt, mit sich zufrieden in dieser bestechenden Sicherheit seines stillen Übermenschentums zu andern zu gehen.

Liebte die Frau noch, die mit so wachen Augen neben dem Gatten einherschritt? —

Breden hatte es übrigens in der erhabenen Einsamkeit trotz ihrer schrankenlosen Freiheit nur eine Woche ausgehalten, dann war er hinabgestiegen in die üppigen, lachenden Gefilde von Bozen und Meran. Da hingen jetzt die schwellenden Trauben zwischen dem Gitterwerk der Lauben, da rauschten die Wasser um das Marmorbild Walthers von der Vogelweide. Von den Bergen sahen die Burgen; die kleinen Höfe der mittelalterlichen Schlösser waren altdeutsche Erinnerungen. Im Batzenhäuschen aber, bei dem guten Magdalener, kamen Stimmungen und Verse ganz von selber. Die erhabene Poesie freilich wandelte in stolzer Höhe über die rosig strahlenden Steinfelder des Schlern und des Rosengartens. Hier unten im Thal jedoch ließ es sich leben. Mehr als ein feiner, künstlerisch abgeschliffener Aufsatz ging an einige norddeutsche Zeitungen, und Esther empfing Briefe, in denen die Sehnsucht nach ihr, von der zu schreiben er nie vergaß, nur noch in der Nachschrift Platz fand.

Eines Tages zeigte Keller in einem kurzen Brief den Tod seiner Frau an.

„So ist sie endlich erlöst," sagte Esther mit warmer Teilnahme.

„Und er auch," fügte Frau Donates hinzu. „Aber sie starb zu spät."

„Wie meinst du das, Großmama?"

„Du bist seltsam, Esther. Hast du je darüber nachgedacht, was es für einen Mann heißt, zehn Jahre lang an einen lebenden Leichnam gefesselt zu sein? Hast du Charlotte Keller je gesehen?"

„Nein. Heinz wollte es nicht. Wir sind ja einigemal bei ihm gewesen — als Mädchen ging ich immer in sein Bureau, wenn ich etwas von ihm wissen wollte — und natürlich habe ich ihn gefragt, ob ich nicht zu seiner Frau gehen dürfte. Er hat es mir aber verboten. Ich denke, er wollte nicht, daß ich etwas so Trauriges sehen sollte."

„Ja, er hat dich sehr lieb."

„Natürlich,“ sagte Esther selbstverständlich. „Weißt du, ich meine auch, der Schmerz jetzt ist nur eine sanfte Trauer. Sein eigentliches Leben ist damals mit den beiden Knaben gestorben.“

„Hat er dir einmal davon gesprochen?“

„Nein. Ich kenne nur ihre Bilder. Aber solchen Kummer kann doch nichts im Leben wieder ausgleichen.“

„Sagt die Jugend.“

„Großmutter!“

„Sag, Esther, glaubst du noch immer an die unvergänglichen Schmerzen und Freuden?“

Die junge Frau hielt den Blick der alten Augen aus.

„Ich glaube noch immer an die Liebe, wenn auch anders als früher. Wie sollte ich es nicht gerade jetzt, wo mir der Glaube so not thut?“

In der That war das Mütterliche so stark in ihr, daß auch das Gefühl für den Gatten damit in eins verschmolz.

„Mein großes und mein kleines Kind,“ pflegte sie zu sich selbst zu sagen, „ich werde viel zu thun haben, um beiden gerecht zu werden.“

Frau Donates schrieb an Keller und bat ihn, sich in Peterswalde von den Anstrengungen der letzten Wochen zu erholen. Aber er lehnte ab. Es sei zu viel zu ordnen, er könne nicht kommen. Keller war einer der wenigen Menschen, die gar kein Bedürfnis nach Ortsveränderung empfinden. Berlin selbst war ihm ganz gleichgültig. Er hatte auch keinen Widerwillen dagegen. Wenn er ein Gärtchen gehabt hätte, einen Waldwinkel, in dem er das Kommen und Gehen der Jahreszeiten täglich hätte verfolgen können, wäre er ganz glücklich gewesen. Er hatte immer gewünscht, in einem der entferntern Vororte wohnen zu können, in Halensee oder der Grunewaldkolonie. Aber die Krankheit seiner Frau hatte das verhindert. Nicht, daß er gleichgültig gewesen wäre der Schönheit der Natur und Kunst gegenüber. Aber sein Leben hatte ihn so gewaltsam zur Verinnerlichung gezwungen, daß ihm eine Mappe mit Stichen, eine Reisebeschreibung schließlich genügten. Die Pflicht hatte ihn von jeher von allen Seiten eingeengt. Aber sie hatte ihre Bretterarme nur um den festen Stamm legen können. Die Krone hatte sich doch entfaltet. —

So blieb Esther bis in den Spätsommer mit den beiden alten Damen allein in Peterswalde. Fräulein Fränkel, die der gelähmten Freundin so nötig geworden war, ob sie gleich vom Lehnstuhl aus fast mit noch mehr Herablassung behandelt wurde, als in gesunden Tagen, hatte alles gethan, um sie zu pflegen, aber sie mußte sich am letzten Abend sagen, daß sie wenig genug erreicht habe, denn Esther, die vor dem Gutenachtsagen noch im Wohnzimmer zögerte und sich an dem Fahrstuhl zu schaffen machte, sah sehr schlecht aus.

„Lassen Sie mich Großmutter heute zu Bett bringen, es ist der letzte Abend,“ sagte sie endlich hastig.

„Willst du mir noch etwas sagen, Kind?“ fragte Frau Donates, als sie allein waren.

Esther bezwang offenbar eine heftige Verlegenheit.

„Wir haben heute den 10. Oktober, Großmutter, und — und —“

„Richtig, und ich habe dir noch nicht dein Nadelgeld ausgezahlt,“ rief sie in scheinbarer Überraschung. „Aber Kind, du hast doch hier in Peterswalde nichts ausgegeben, hätte es denn wirklich nicht mehr bis Berlin gereicht?“

Esther empfand ganz deutlich, daß die Großmutter, die in Geldsachen peinlich genau war, ihr absichtlich diese Prüfung auferlegt hatte. Sie erhielt vierteljährlich zweihundertundfünfzig Mark, und noch nie war die Summe auch nur einen Tag zu spät in ihre Hände gelangt. Sie wurde trotzig. Wenn Großmutter ihr auch das Geld aus Güte gab, nicht aus ihrem Überfluß, sondern sicher vom Notwendigsten, so hatte sie doch kein Recht, nach seiner Verwendung zu fragen.

„Eben weil ich hier nichts brauche, gab ich es Harry.“

Die alte Frau hatte sich von ihr zum Schreibtisch fahren lassen und das Mittelfach geöffnet. Sie sagte kein Wort, aber sie wußte, was sie wissen wollte. Breden hatte sich seine Rente wahrscheinlich nach Bozen schicken lassen und Esther sicher nicht einmal gefragt, ob sie etwas brauche.

Als Esther die Papierscheine in ihre Tasche steckte, zitterten ihre Hände. Der Abschied zwischen den beiden Frauen, von denen die jüngere noch nicht ahnte, wieviel von der unbeugsamen Energie der Alten auch in ihr steckte, wäre kühl gewesen, wenn nicht die Gebrechlichkeit der Großmutter gewesen wäre, die wie die Hilfsbedürftigkeit eines Kindes zum Herzen der jungen Frau sprach. Als sie sie gebettet hatte, beugte sie sich auf die runzelige Hand hernieder. Da legten sich die von Gicht verzogenen Finger in das lockere Haar, das mit den Augen zusammen jetzt den Rest von Esthers Jugendschönheit ausmachte.

„Gott segne dich, mein geliebtes Kind. Es schadet nichts, daß du rot wirst vor den Augen deiner alten Großmutter. Aber laß es nie dahin kommen, daß du vor dir selbst erröten mußt.“

XIII.

Breden hatte auf seiner Reise einige einflußreiche Bekanntschaften gemacht, große Kritiker, die sich erholten, denen er sich anschloß, und die ihm den Vorschlag machten, gelegentlich doch auch über das Theater zu schreiben, denn die Schaubühne sei und bleibe doch nun einmal der Spiegel der Zeit. Er hatte den ganzen Kopf voll Pläne und machte eine Unmenge von Besuchen, auch in den Boudoirs der gefeierten Schauspielerinnen. In diesem Semester belegte er überhaupt keine Collegs. Dazu hatte er keine Zeit. Die Volkswirtschaft war nun endgültig an den Nagel gehängt. Die Bühne war seine Zukunft. Warum sollte er nicht Dramaturg werden.

Seine Frau sah er jetzt sehr selten. Er kam nicht einmal mehr regelmäßig zu Tisch. Man traf den einen oder den andern und frühstückte auswärts, und zu der späten Mittagsstunde war es ebenso. Dann ging man gleich ins Theater. Schade, daß Esther nicht mitkommen konnte! Gerade in diesem Jahr gab es so interessante Novitäten. Aber in ihrem Zustand! Nein, sie sollte ihm kein Opfer bringen, er verlangte das nicht.

Esther hatte den Blick fast des Widerwillens nicht vergessen, mit dem er bei der Rückkehr ihre Gestalt gestreift hatte. Sie ging nie mit ihm aus. Wenn er zu der bestimmten Stunde nicht da war, aß sie allein an dem zierlich gedeckten Tisch, auf dem das Blumenarrangement, das er liebte, nie fehlte.

Sie nähte die kleine Ausstattung und dachte viel nach. Es war doch anders hier in den eignen vier Wänden, als in Peterswalde. Sie hatte am hellen Tage Furcht, sie wußte nicht wovor. Aber es schien ihr immer, als drohe ihr etwas Schreckliches. Es war nicht der Tod. O nein. Den Tod fürchtete sie gar nicht. Sie dachte in dieser Zeit gern an ihn, nicht an den grotesken Knochenmann mit der Sense, sondern an den stillen Freund, der an einer Biegung des Lebensweges wartend steht und die Hand ausstreckt. Diese Hand ergreifen war ein Leichtes. Aber das Dunkle, Drohende über sich zu fühlen, wie es sich allmählich herabsenkte, und es nicht greifen zu können, war entsetzlich.

Eines Tages traf sie Keller in einer Lethargie, die ihm Angst machte. Daß er jedesmal mit den Zähnen knirschte, wenn das Mädchen, das ihm öffnete, die Antwort gab, der Herr Doktor sei nicht zu Hause, aber die gnädige Frau sei in ihrem Zimmer, ließ er sich nicht merken.

„Du gehst zu wenig aus, Esther."

„Ich bewege mich viel im Hause."

„Du thust nicht deine Pflicht!"

Sie sah ihn an. Ihre Augen kamen ihm seltsam vor. Ihr ganzes Sein schien im Starrkrampf zu liegen.

„Muß man immer seine Pflicht thun?"

„Immer, Esther."

Er nahm sich einen Stuhl und wollte sich neben sie setzen. Dabei stieß er mit einer seiner ungeschickten Bewegungen an ein Tischchen, auf dem eine kleine, hölzerne Truhe stand. Sie sprang auf und einige Bündel zerlesener Briefe fielen auf die Erde. Er wußte, daß Esther in dieser kleinen Truhe die Briefe ihrer Eltern aufbewahrte. Hastig bückte er sich und hob sie auf. Sie war aufgestanden und nahm sie aus seinen Händen. Neben ihr brannte im Kaminofen ein offenes Feuer, da sie immer fror. Mit gleichgültiger Bewegung warf sie die Briefe in die Flammen.

„Esther," schrie er auf.

Sie sah nicht einmal zu, wie das Feuer sein Werk vollendete. Sie ging wieder zu dem tiefen Stuhl, in dem er sie gefunden hatte.

Er starrte zum Fenster hinaus in den Novembernebel. Unmöglich hätte sie den Zusammenbruch ihres Innenlebens deutlicher zeigen können. Er sah sie unter den jungen Buchen in Burnham, wie eine Waldfrau in den hohlen Stamm gedrückt, die Hände voll Apfelblüten, mit ihren großen, strahlenden Augen in der Ferne das Glück suchen. Er hätte Breden in diesem Augenblick ruhig erwürgen können.

Aber das durfte ja nicht so enden!

„Esther!"

Sein Ton klang wie ein harter Befehl. Unwillkürlich zuckte sie zusammen und sah auf.

„Du wirst dich sofort ankleiden und mit mir auskommen. Sofort, verstehst du?

Und morgen um diese Stunde wieder, jeden Tag. Wenn du dich weigerst, thue ich zweierlei, ich schreibe an die Großmutter und schicke dir Tante Ritter."

Sie erschrak. Zehn Minuten später schritt sie an Kellers Arm dem Tiergarten zu.

Acht Tage hindurch hörte sie von ihrem Vormund kaum ein weiches Wort. Dafür mutete er ihr Anstrengungen zu und unternahm, wenn die Sonne vorkam, mit ihr Ausflüge in den Grunewald. Nach acht Tagen, als er sie wieder mit sich fortschleppen wollte, ohne irgend eine Meinung von ihr zu erfragen, zog sie ihren Arm aus dem seinen und lachte ihn aus. In ihren Augen war Leben. Sie war aufgewacht.

„Du Tyrann," sagte sie trotzig. „Ich thue nicht mehr, was du willst. Ich gehe heut zu Tante Ritter."

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie und ließ sich schelten.

„Ja, aber der Kaffee bei Tante Hedwig war nie mein Fall, Esther. Was meinst du, wenn du Hut und Cape noch einmal ablegtest, und mir in deinem Zimmer höchst eigenhändig eine Tasse zurechtmachst? Hast du Lust?"

Im Augenblick war sie bereit.

„Wir wollen es uns aber hübsch machen."

„Natürlich."

Er half ihr eine Decke auf den kleinen Tisch breiten und holte die zierlichsten Tassen aus dem Büffet. Sie steckte die Spirituslampe an, und dann strich sie sich über die Stirn.

„Ich bin aufgewacht. Ich glaube, ich war zu dumm."

„Das schien mir auch so."

„Weißt du, was ich dachte?"

„Zuviel verlangt, liebes Kind."

„Ich dachte, Harry und ich gehörten gar nicht mehr zusammen. Nur weil er jetzt mit den Vorbereitungen zu der Première so viel zu thun hat. Dabei ist er so rücksichtsvoll gegen mich, ich habe mich wirklich geschämt, wenn ich die Blumen, die er mir gebracht hatte, am nächsten Tag verwelkt fand, weil ich sie nicht ins Wasser gestellt hatte. Natürlich wird nun alles anders, seit er einen Beruf hat, der ihn soviel aus dem Hause führt. Ich bin so verwöhnt durch diese Zeit, in der er nur für sich lebte. Aber es ist besser für ihn, meinst du nicht auch?"

„Natürlich," sagte Keller. „Der Mann gehört ins Leben."

Es war die platteste Phrase. Jungen Schauspielerinnen den Hof zu machen, konnte in Heinz Kellers Augen überhaupt kein Beruf sein.

„Und dann — in dieser Zeit kann ich ihm auch wirklich zu wenig sein."

Heinz Keller, der heute den Lügenzoll seines Lebens zu entrichten schien, machte so, als sei es ganz natürlich, daß in dieser Zeit junge Frauen nur eine Last für ihre Männer wären und gar keinen Anspruch auf Schonung hätten.

Als sie ein Stündchen gemütlich geplaudert hatten, fragte er sie, ob sie nun zu Tante Ritter gehen wolle.

„Ja, ich muß hin. Vor acht Tagen ist sie mit Lolo erst aus Wilhelmshaven gekommen. Sie hat mich bei ihrem ersten Besuch verfehlt, und ich muß mich doch nach Nellys Häuslichkeit erkundigen. Weihnachten gehen sie nach Frankfurt. Bringst

du mich hin? Harry ißt heute um sechs auswärts und kommt nur noch her, um sich umzuziehen."

Er sah nach der Uhr. Es war halb fünf.

„Ja, ich komme mit. Aber ich kann nicht da bleiben, ich habe zu thun."

„Du bist dort auch ganz überflüssig. Es werden doch nur Frauensachen besprochen. Heddas Kind und Nellys Mann und Ellas Kleine — du hast doch auch eine Anzeige bekommen? — ich glaube, das hält kein Mann aus."

Sie war wirklich ganz heiter, ihre Wangen hatten Farbe bekommen und Keller wollte sich gerade zu dem Erfolg der rauhen Kur, der er sie unterzogen hatte, gratulieren, als sie, im Begriff die Zuckerdose auf den jetzt leeren kleinen Tisch zu stellen, plötzlich blaß wurde und scheu zu ihm aufsah.

„Die Briefe," flüsterte sie.

„Ja, Esther, die sind nun dahin. Aber meinst du nicht, daß sie im Grunde lange genug gelebt haben? Oder wolltest du sie auf dein Kind vererben?"

Sie schüttelte erschrocken den Kopf.

„Nein, nie. Ich denke oft, ich hätte sie selber nicht lesen sollen. Jeder Mensch muß doch sein eignes Leben leben. Findest du nicht auch, daß uns fremde Erfahrungen nie etwas nützen? Und nun gar fremde Seligkeiten! Es ist indiskret, da den Schleier wegzuziehen. Es rächt sich auch. Kann es zwei verschiedenere Männer geben als Harry und meinen Vater? Aber mir scheint, ich wollte mir eine Schablone von einer glücklichen Ehe machen!"

„Es ist noch nicht alles verloren," sagte Keller zu sich, als er die Thür des Ritterschen Hauses hinter Esther geschlossen hatte. „Das Kind kann viel gut machen." Er winkte einem vorbeifahrenden Taxameter und gab die Adresse der Bredenschen Wohnung. „Nun aber noch ein ernstes Wort mit dem Herrn Gemahl!"

Das klang wie Befriedigung. Diesem Menschen einmal die Wahrheit sagen! Als der Wagen an dem Ausstellungspalast vorbeirollte, war Keller eben dabei, den langaufgespeicherten Zorn in donnernden Tiraden diesem Weichling ins Gesicht zu schleudern, ihm zu zeigen, wie er in seinen Augen überhaupt nicht wert sei, seiner Frau die Schuhriemen aufzulösen, wie er dieses ganze ästhetische Unwesen verachte, das neben der Lebensarbeit eines echten Mannes zusammenbreche gleich Kartenhäusern, und wie er jetzt gerade auf dem besten Wege sei, einen Mord zu begehen.

Ja, das wollte er! Er atmete ordentlich auf vor Erleichterung.

Aber schon an der großen, roten Bude vor der Moltkebrücke kam ihm die Besinnung. Anhören würde ihn Breden ja wohl müssen. Wenn das losbrach, was in ihm gärte, dann hätte er den einmal sehen wollen, der ihm Stillschweigen auferlegte. Aber dann? Esthers Vormund war er nicht mehr, als solcher hatte ihn Breden überhaupt nie angesehen. Brach er mit ihm, so hatte er heute zum letztenmal neben Esther in ihrem Zimmerchen gesessen. Was hatte er dann für sie gewonnen?

Als der Wagen durch den Tiergarten fuhr, um dann in eine der billigern Straßen des Westens einzulenken, in der Bredens wohnten, war es Keller schon klar, daß gerade die Sorte von Menschen, zu der Breden gehörte, nicht mit rauhen Händen angefaßt werden kann, wenn man sich irgend einen Einfluß auf sie sichern will, und als er ausstieg und wieder an der Thür stand, die sich vor kaum einer Stunde hinter ihm

und Esther geschlossen hatte, wußte er, daß er Esther selbst, die er liebte, noch nie mit der Rücksicht behandelt hatte, die er jetzt für ihren verwöhnten Gemahl hervorsuchen würde.

Der Herr Doktor sei in seinem Schlafzimmer und kleide sich um. Wenn Herr Keller ihn aber dringend zu sprechen wünsche —

Ja, die Sache war dringend. Einen Augenblick später stand Keller in dem mit Luxus ausgestatteten Raum, wo vor dem Spiegel zwei Kerzen brannten, während die vielen Büchschen und Döschen des Toilettentisches geöffnet waren. Breden entschuldigte sich. Er war in Hemdärmeln und trug die Bartbinde. Aber um dreiviertel sechs mußte er fortfahren, und es war gleich halb.

„Bitte, lassen Sie sich meinetwegen nicht stören. Die Sache ist dringend, sonst wäre ich morgen wiedergekommen.“

„Mein Manuskript? Wissen Sie, lieber Keller, ich mache mir aus dem Ding eigentlich gar nichts mehr, seit es aus meinen Händen ist. Die Arbeit wird natürlich ihre Freunde finden, daran zweifle ich nicht. Aber im Grunde sind diese trocknen Betrachtungen, die an vielen Stellen sogar die Statistik streifen, doch nichts für mich. Ich bin jetzt in ganz anderm Fahrwasser. Lesen Sie zuweilen meine Aufsätze?“

Keller bejahte, und Breden erging sich einige Zeit in seinen Plänen. Er stand mit dem Rücken gegen seinen Besucher vor dem Spiegel, und Keller mußte sich gestehen, daß die zwei Jahre, die seit Bredens erster Bekanntschaft mit Esther vergangen waren, ihm äußerlich vorzüglich bekommen waren. Die große Gestalt war nicht mehr so überschlank, ohne doch an Eleganz verloren zu haben. Das Gesicht, soweit es ihm da aus dem Spiegel in der lächerlichen Entstellung der Bartbinde entgegensah, nicht mehr so ungesund weiß, sondern mit den kräftigen Anzeichen der Gebirgsluft, in der er sich so lange aufgehalten hatte. Die Augen blickten jetzt, wo es sich um den tadellosen Chik der Krawatte handelte, nicht müde, sondern lebhaft.

Der Unterschied zwischen ihnen beiden, dem eleganten Mann dort und seiner plumpen, grobknochigen Gestalt mit dem bartlosen, scharfkantigen Gesicht sprang Keller so in die Augen, daß er sich unwillkürlich aus dem Lichtkreis des hellen Spiegels zurückzog.

„Suchen Sie sich doch einen Stuhl, Keller. Sie sehen, ich bin hier Alleinherrscher. Wir haben uns schon getrennt, in ein paar Wochen hätte es ja doch sein müssen. Kindergeschrei in der Nacht — das wäre meiner Tagesarbeit schlecht bekommen.“

Keller hatte es beim ersten Blick gesehen. Diese üppige Schlafzimmereinrichtung war wahrscheinlich die aus Bredens Junggesellenzeit, und hatte als Ergänzung das dritte Zimmer der Garçonwohnung gefüllt, das er damals bei seinem ersten Besuch vor zwei Jahren nicht gesehen hatte. Auf ein Himmelbett hatte er Breden aber schon damals taxiert. Er machte eine Ecke des Ruhebettes von Kleidungsstücken frei und setzte sich. Der Kampf mit der Krawatte am Spiegel war beendet, und Breden, der die Binde gelöst hatte, gab seinem spitzen, kurz gehaltenen Vollbart die letzten Bürstenstriche.

„Also das Manuskript —“

„Ach, es ist gar nicht das Manuskript. Dazu komme ich sobald noch nicht. Wir haben wieder einmal Hochflut in der Druckerei. Es ist Esther.“

„Esther?“

Breden nahm den eleganten Jackettrock auf und schlüpfte langsam in die Seide des Futters.

„Finden Sie sie nicht erschreckend elend?“

„Ja, sie sieht sehr schlecht aus. Aber das liegt in ihrem Zustand. Scheußlich, daß der so verändert.“

„Ich wüßte nicht, warum der sie hindern sollte, auszusehen wie eine glückliche Frau.“

Breden, der wieder vor den Spiegel getreten war und die auf der Konsole liegende weiße Gardenie aus dem Seidenpapier wickelte, wich förmlich zurück, so trocken und brüsk klangen die Worte.

„Sie meinen doch nicht, Esther sei keine glückliche Frau? Hat sie geklagt?“

„Das glauben Sie ja selbst nicht, Breden.“

„Ich bin viel aus, es ist wahr. Mein Beruf verlangt das. Es ist die Hauptsache, daß ich Fühlung gewinne. Aber Esther kann doch nicht im Ernst verlangen, daß ich sie jetzt mitnehme.“

„Sprich dich nur aus,“ dachte Keller, als er sah, daß der andre sich ereiferte. „So erleichterst du mir die Sache.“

„Sie wissen ja am besten, Keller, wie ich Esther liebe. Ich habe ihr doch meine ganze Zukunft geopfert. Ich bin jetzt zweiunddreißig Jahre —“ ein kleiner Blick in den Spiegel — „die Welt stünde mir eigentlich offen. Ich sage nicht, daß ich mich in Esther getäuscht habe, gewiß nicht. Für den kleinen Kreis, in dem sich ihre Anschauungen bewegen, kann nicht sie, sondern ihre Erziehung. Die Zeit in England hat sie ganz vergessen. Diese beiden alten Frauen in Peterswalde — entsetzlich! Ich muß gähnen, wenn ich an sie denke. Da ist natürlich an Esther viel haften geblieben, was ich mir an meiner Frau anders gewünscht hätte. Aber dabei ein Herz wie Gold, ich weiß. Ja, aber so sprechen Sie doch, Keller. Was soll ich denn da machen? Der Arzt —“

„Ein Arzt hilft gar nichts. Sonnenschein hilft. Liebe. Zeigen Sie ihr, daß Sie sich auf das Kind freuen. Sie freuen sich doch?“

Breden warf sich ein wenig in die Brust.

„Ich begreife Sie heute gar nicht, Keller. Das hebt doch immer unser Selbstgefühl. Aber das gestehe ich schon, daß es mir lieber wäre, das Ammenmärchen hätte recht, und man holte sich die Kinder aus dem Mummelteich. Sie haben mich ganz unruhig gemacht. Und gerade heute — ich war in so vorzüglicher Stimmung — muß auch eine Rede halten.“

„Wenn er jetzt nicht bald aufhört, dann geschieht doch noch ein Unglück,“ dachte Keller, der indessen mit Erstickungsanfällen kämpfte und dem andern die Wonne dieser Empfindung durch ein paar derbe Fäuste gerne vermittelt hätte. Laut aber sagte er nur:

„Ich stehe der Familie ihrer Frau so nahe, daß ich Sie aufmerksam machen wollte. Der tägliche Umgang schwächt gegen äußere Eindrücke leicht ab. Esther muß

durchaus in guter Stimmung erhalten werden. Die Folgen können zu gefährlich sein. Glauben Sie mir, wer gleich mir zehn Jahre lang eine Frau auf dem Krankenbett hat liegen sehen, ist vorsichtig."

Das saß.

„Um Gotteswillen!" Breden war wirklich bekümmert. „Sie sind ja ein entsetzlicher Schwarzseher! Ich werde Esther mehr beobachten. Eigentlich Unrecht von ihr, daß sie nicht selbst auf sich achtet. Das sind doch heilige Pflichten. Ich danke Ihnen, Keller, Sie sind ein Freund. Es hat mich gefreut, daß Sie sie zuweilen abholen. Sie können nicht oft genug kommen, versichere ich Ihnen. Ich selbst muß festen Fuß fassen in meinem neuen Beruf. Schon aus pekuniären Gründen. Wir brauchen zu viel Geld, viel zu viel. Es liegt doch schließlich alles auf mir." —

Als Keller aus der schwülen Luft des eleganten Zimmers hinaus war und draußen auf der Straße stand, wo die Droschke erster Klasse auf Breden schon wartete, hatte er seinem Zorn zwar nicht Luft gemacht, aber seinen Zweck erreicht. Das mit der langen Krankheit war sogar ein diplomatischer Kniff gewesen, den er sich gar nicht zugetraut hatte. Er schickte einen Gedanken reiner Wehmut zu dem Grabe der Jugendgeliebten. Breden würde sich aus selbstsüchtiger Angst um Esther sorgen. Sie aber würde das für zarte Rücksicht nehmen. Und wenn die Aussprache mit dem Herrn Gemahl nun auch etwas anders ausgefallen war, als er gedacht hatte — der Zweck heiligte zuweilen wirklich die Mittel.

Breden aber, der den Mantel vorsichtig über der kostbaren Gardenie schloß, hatte eine tiefe Falte auf der Stirn. Zum erstenmal schien sich in seinem Leben nicht alles so glatt lösen zu wollen, wie er es gewohnt war. Erst gestern hatte er Ulla seine freie Zeit zur Verfügung gestellt. Sie war so empfindlich, so verwöhnt. Und wie sollte er ihr den Grund sagen? Weil seine Frau — einfach lächerlich! Es fiel ihm gar nicht ein, mit einer ähnlichen Würde vor der jungen Schauspielerin kokettieren zu wollen.

„Ich hätte nicht heiraten sollen. Mein Künstlerblut hätte mich warnen müssen. Die Fesseln sind nicht für unsereinen. Ja — wollte ich denn eigentlich heiraten? Das ist doch nicht gleich die notwendige Folge, wenn man zusammen eine Mappe Klinger besieht!" —

Indessen saß Esther in dem bequemsten Stuhl der Ritterschen Wohnung, warm zugedeckt, von Liebe umgeben. Auch wo es bergab geht im Leben, kommen immer wieder Ruhepausen, von denen man noch einmal hineinsieht in die friedlichen Thäler in warmer Sonne. Auch bei heftigen Schmerzen gibt es stets Augenblicke, ja Stunden und Tage der Stille.

Bei Ritters hatte sich viel verändert, seit Esther in dem winzigen Hinterstübchen mit der drapierten Kiste gewohnt hatte. Damals hatte es doch sehr großer Geschicklichkeit bedurft, um dem ganzen Hauswesen diesen Anstrich der Behaglichkeit zu geben. Es hatte manche kleine Entbehrungen gegeben, manchen weiten Gang in die Vorstädte zu „billigen Quellen". Aber im ganzen hatte die Taktik, ein klein wenig schiefe Schlachtordnung, nach der hier um die Lebenserfolge gekämpft worden war, ihren Lohn getragen. Hedda war ja mit Teichert wirklich glücklich geworden. Und der Einfall, diesen Kapitän zur See zur Hochzeit zu laden, den man gar nicht einmal

kannte und der nur zufällig mit einem der Hausfreunde entfernt verwandt war, war geradezu genial gewesen. Nach drei Jahren Seeeinsamkeit war er gar nicht im stande gewesen, der Rührung einer solchen Familienfeierlichkeit zu widerstehen, und sein mädchenhungriges Herz war der hübschen Nelly rettungslos zum Opfer gefallen. Die Sache hatte sich noch eine Weile hingezogen, dann war vor einem Jahr Hochzeit gewesen, gerade als Bredens aus dem Weltwinkel nach Berlin zurückkamen; und jetzt konnten Frau Ritter und Lolo nach dem ersten Sommeraufenthalt in Wilhelmshaven nicht genug von dem hübschen Heim der jungen Frau, ihrem natürlich ganz militärischen Umgangskreis, Tennispartien und Yachtfahrten — Frau Ritter sagte yotting mit dem o wie eine perfekte Engländerin — erzählen.

„Nun, Lolo, da ist dein Herz wohl in Wilhelmshaven geblieben?“ fragte Esther lachend.

Lolo warf den hübschen Kopf ein wenig verächtlich zurück.

„Ich könnte mich mit Lieutenants nur amüsieren,“ sagte sie etwas von oben, „aber dazu eignen sie sich wirklich prächtig.“

Lolo hatte es besser als ihre Schwestern. Durch die gute Art, auf welche jene sich versorgt hatten, war Lolo die Möglichkeit der freien Wahl gegeben. Sie hatte sich daher auch ganz anders entwickelt, durchaus nicht nur zu sanfter Häuslichkeit, Gesellschaftsspielen und den Trompeterliedern. Das war noch immer eine ziemlich sichere Methode für arme Mädchen, die sich um jeden Preis versorgen mußten. Aber wenn man ein wenig mehr Ellbogenfreiheit hatte, dann war eine Individualität nicht vom Übel. Lolo war auch hübscher als die Schwestern, runder und frischer, wozu vielleicht auch die nun verbesserte Kost beitrug. Sie war ein wenig burschikos, sehr schlagfertig und nicht für jeden zu haben, wie sie gelegentlich merken ließ.

Jetzt rührte sie während des Plauderns eine Sauce zu Fischsalat, die bei Ritters berühmt war. Das Rezept in seiner sehr einfachen Zusammensetzung war Familiengeheimnis. Aber für Esther, die mit den Gewohnheiten des Hauses vertraut war, bedeutete es eine Vorbereitung für einen Gast, von dem man etwas erwartete.

„Bekommt ihr Besuch, Tante? Dann störe ich wohl.“

„Nur Doktor Helmers,“ sagte die Mutter, und Lolo fügte mit einem Blick auf die Uhr hinzu:

„Er kommt erst nach acht. Er hat immer so lange in den Kliniken zu thun.“

Ob die pikante Sauce zu dem Fischsalat Helmers dauernd an das Rittersche Haus gefesselt hatte? Thatsache war, daß er der kleinen Courmacherei mit Lolo, die er nach Heddas Verlobung par dépit angefangen hatte, treu geblieben war. Und nun hatten sich die Dinge ja auch so geändert, daß nichts dagegen zu sagen war. Für Lolo war soviel Platz da, daß sie ruhig noch zwei oder drei Jahre auf das große Ereignis der Ehe warten konnte. Dann aber war Helmers sogar ein sehr erwünschter Schwiegersohn. Er hatte das Glück gehabt, Assistenzarzt bei einem berühmten Professor zu werden, und man prophezeite ihm eine große Zukunft. Lolo würde sich mittlerweile nicht langweilen. Für hinreißende Leidenschaft war auch sie nicht gestimmt, gleich den Schwestern. Sie würde sich noch zwei Sommer in Wilhelmshaven den Hof machen lassen, und dann würde sie ihrem Herzen folgen. Denn daß die Sauce nicht

wie in frühern Jahren mit Berechnung, sondern wirklich mit Liebe eingerührt wurde, war offenbar.

Esther, von der Wärme der vorhergegangenen Aufregung und der seit Wochen endlich wieder bei ihr eingekehrten Ruhe in einen Traumzustand versponnen, dachte an diesen Doktor Helmers, um den Hedda geweint hatte, an das, was ihre Cousinen „Liebe" genannt hatten, und womit sie wirklich glücklich geworden waren. Und dann sah sie in das Zimmer nebenan, zu dem die Thür offen stand, damit sich die Wärme des Füllofens gleichmäßig verteile. Sie sah ein junges Mädchen mit erwartungsvollen Augen an dem Munde eines Mannes hängen, der anders sprach als die übrigen, aus Widerspruchsgeist vielleicht, und den eben dieses junge Mädchen sofort zum Träger ihrer Ideale machte, eben um dieser Ideale willen.

Und sie lächelte ihr mildes, gutes Lächeln.

„Und nun, was sagst du zu Ellas Töchterchen?"

Esther fuhr aus ihren Träumen auf.

„Ich freue mich so sehr, Tante Hedwig. Möchte das Kleine ein Band des Friedens werden."

Frau Ritter seufzte. Bei Ella hatte sich das Prinzip der Ehe ohne Leidenschaft nicht so gut bewährt, wie bei ihren Töchtern, vielleicht, weil Ella den Zwang der Verhältnisse nie kennen gelernt hatte. Die Uneinigkeiten, die sie Esther schon in Wiesbaden angedeutet hatte, waren immer schlimmer geworden. Zu Nellys Hochzeit war die junge Frau allein gekommen, ohne ihren Gatten, und in einem der großen Berliner Pensionate abgestiegen. Hedda, die ihren Kleinen nährte und darum zu Hause bleiben mußte, hatte geschrieben, Ella wolle ihre Ehe lösen, und die Reise nach Berlin sei eigentlich eine Flucht gewesen. In der That machte Ella nach der Hochzeitsfeier auch keine Anstalten zur Heimkehr, obgleich ihre Mutter sie und die Verwandten mit Briefen bestürmte. Auch Esther wurde gebeten, ihren Einfluß aufzubieten. Ihr wenigstens sagte Ella offen, wie die Verhältnisse lagen. Es waren häßliche Dinge, die Esther zu hören bekam.

„Und nun sage mir, ob du dir das gefallen ließest, Esther, du, für die die Ehe immer etwas Heiliges war!"

„Sag mir lieber, Ella, ob es soweit hätte kommen können, wenn du sie etwas weniger weltlich genommen hättest. Du weißt, ich bin immer ehrlich. Ich gebe dir also zu, für mich wäre durch solche Dinge jedes Band zwischen mir und meinem Gatten zerrissen. Aber zuerst hätte ich doch mein ganzes Sein daran gesetzt, um ihn mir zu gewinnen, und nicht nach dem Grundsatz gehandelt, wie du mir, so ich dir."

Die junge Frau war sehr rot geworden.

„Hedda hat geklatscht. Es ist ja auch die alte Geschichte, wenn es in einer Ehe schief geht, fällt alles über die Frau her. Daß ich mich ein wenig trösten lasse, ist doch natürlich. An ein Verhältnis ist aber gar kein Gedanke."

Esther hatte ernst in die Augen der schönen Frau gesehen.

„Ich glaube dir. Aber aus all diesen Gründen bist du nicht ganz schuldlos. Nehmt beide die Dinge schwerer und schafft euch Pflichten, dann wird es gehen."

Es war hauptsächlich Esther zu verdanken, daß damals eine Aussöhnung der

Gatten zu stande gekommen war. Sie war seit jener Zeit mit Ella im Briefwechsel geblieben und nahm an der Geburt ihres Kindes Anteil wie eine Schwester.

Sie plauderte noch mit Tante Hedwig über das wichtige Ereignis und ließ sich die letzten Bilder von Hedda und ihrem Jungen zeigen. Dann kam Lolo zurück, die sich ein hübsches, helles Kleid angezogen hatte, und der ein Rot froher Erwartung die Wangen glühen machte. Die jungen Leute hatten sich ja ein Vierteljahr nicht gesehen.

Esther stand auf und nahm den Mantel um, den die Tante am Ofen gewärmt hatte. In dem kleinen Vorzimmer, das halb Schmollwinkelchen war, standen ihre Überschuhe. Lolo war auf einen Stuhl gestiegen und steckte das Licht in der chinesischen Laterne an, die unter dem großen Schirm hing.

Wie gut sich Esther noch auf die zwei Menschen besann, die sich hier einmal halb unbewußt in die Arme gesunken waren.

Oder hatte sie wirklich die ihrigen einen Augenblick früher geöffnet? —

XIV.

Breden war ein zerstreuter Tischherr, und doch hatte die Hausfrau Rücksicht genommen auf seine in den letzten Tagen ganz offen gezeigte Passion und ihn der schönen Ulla zum Partner gegeben. Als sie aufstanden, zeigte Ullas glatte Stirn, um die das dunkle Haar sich so stark bauschte, daß es die Ohren ganz verdeckte, eine drohende Querfalte. Sie nahm den Kaffee in einem kleinen Zimmer mit mehreren großen Kritikern zusammen, und Breden streifte kein Blick. Er wurde ganz nervös. Seit er Ulla kennen gelernt hatte, bemühte er sich um ihre Gunst. Sie war nicht leicht zu erlangen. Die junge Wienerin hatte sich nur einmal verkauft, unter so günstigen Bedingungen, daß ihr für später das Recht der freien Wahl geblieben war. Es war noch durchaus nicht bestimmt, daß diese Wahl auf Breden fallen würde. Viele bemühten sich um ihre Gunst, denn wenn sie auch noch nicht in ersten Rollen und an ersten Bühnen beschäftigt war, versprach man sich doch etwas von ihr und war auf sie aufmerksam. Jedenfalls hatte sie ihn heute bei Tisch zweimal angeredet, und er war ihr, in Gedanken versunken, die Antwort schuldig geblieben.

Als er sich ihr jetzt wieder näherte, da man schon Abschied nahm, und ihr seine Begleitung anbot, lehnte sie kurz ab.

„Und morgen, Signora? Sie hatten mir doch versprochen, daß ich Sie morgen in den Wintergarten begleiten dürfe. Sie können nicht allein hingehen."

„O, wir sind eine ganze Gesellschaft. Gerade eine Loge. Wir haben eben alles verabredet und die Plätze verteilt."

Er trat zurück. Der Saum ihres Kleides rieselte über seinen Fuß, und es durchzuckte ihn heiß. Eigentlich hätte er Ulla fliehen müssen. Er wußte es von früher, daß er dieser Sorte Frauen nicht viel Widerstandskraft entgegenbrachte, daß sie seine Sinne in Fesseln schlugen. Er liebte nun einmal diese stark eingeschnittenen Taillen zu einer fast übermäßigen Fülle, er liebte die Wienerin überhaupt. Schon ihr Gang

reizte ihn, dieses Wiegen in den Hüften, und dann diese vergnügungslustigen Augen, die nur in der Leidenschaft Tiefe bekamen. Das hatte ihn auch bei der Südfranzösin frappiert, diese Hingabe, mit der die Frauen der Liebe allein lebten. So, als gäbe es außer ihr nichts anders in der Welt. Ullas Augen versprachen dasselbe. Aber sie war spröde, launisch verwöhnt. Man mußte um sie werben. Das Gespräch mit Keller fiel ihm ein. Er war kein Mann mit brutalen Instinkten. Dazu fehlte ihm die Kraft. Es war bei ihm alles weich und verfeinert. Erst wenn sich ein ästhetischer Standpunkt ergab, von dem aus ihn seine Wünsche frei sprachen, ging er seinen Weg.

Am nächsten Tage erstaunte Esther, daß er kam, während sie gerade das Frühstück zurechtmachte. Er pflegte sonst eine Tasse Kaffee im Bett zu trinken, und wenn er aufgestanden und seine Toilette beendigt hatte, ein richtiges englisches Frühstück zu verlangen. Sie errötete wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe, als er ihr die Hand küßte und sie fragte, wie sie geschlafen hätte. Ein Brief von Fräulein Fränkel war gekommen. Es ging der Großmutter nicht gut. Am liebsten wäre Esther hingereist. Aber das verbot sich von selbst.

„Kommst du zu Tisch?" fragte sie, als er in sein Arbeitszimmer gehen wollte.

„Ja, und ich bleibe auch abends zu Hause. Ich wollte ja immer einmal mit dir über das neue Stück sprechen. Vor der Aufführung ist es ja im Buchhandel nicht zu haben. Aber ich besitze ein Exemplar, und wenn es dir recht ist, lese ich es dir heute vor."

Ob es ihr recht war! Das späte Mittagessen wurde ein kleines Festmahl, ganz raffiniert zusammengesetzt war es. Sie hatte versucht sich hübsch zu machen in dem weiten, heliotropfarbenen Hauskleid. Aber ihr Teint war zu schlecht, und um die Augen lagen zu tiefe Schatten.

Dann saß sie in seinem Zimmer, wo es doch am hübschesten war, in einem tiefen Stuhl, und er las ihr vor. Gewiß, sie wollte gerne folgen. Aber so vieles lenkte sie ab, ach, so vieles. Zuerst seine Stimme, ein weiches, sehr wohlklingendes Organ. Wie sie diese Stimme liebte! Früher hatte er ihr oft Verse vorgelesen, seine Verse. Solche, die der Zeit angehörten, da sie sich noch nicht kannten, und dann den ganzen Liebesfrühling, der ihr selbst gehörte. „Die sind zu wild für dich," pflegte er zu sagen. Und sie bat nie zweimal.

Ob er sich wohl sehr auf das Kind freute? Natürlich nicht so wie sie. Das wäre nicht möglich gewesen. Sie hatten eigentlich nie so recht darüber gesprochen. Zuerst hatte sie eine Scheu davor gehabt, die an Aberglauben grenzte. Dann war er solange fort gewesen, und als er zurückkam, hatte der neue Beruf ihn ihr ja ganz entzogen. Von den Unbequemlichkeiten sollte er nicht zu leiden haben, dafür würde sie schon sorgen. Sie wußte ja, daß er kein Held war im Kampf mit allem, was sie früher lustig „die Mückenstiche des Daseins" genannt hatte. Die sollten ihm das große Glück nicht verkümmern. Er sollte nur die Poesie empfinden, die in so einem rührenden jungen Wesen liegt, das in seiner Hilflosigkeit mächtiger ist als die Klugheit der Weisen, und sie wollte —

Seine Stimme verstummte.

„Nun, was sagst du zu dem Schluß? Großartig, nicht?"

Ihre Augen kehrten zurück wie aus weiter Ferne, wie aus einem andern Leben.

„Esther!“

Sie ergriff seine Hand und lehnte ihre schmale Wange daran.

„Verzeih, Harry, bitte verzeih mir. Ich kann jetzt nicht gut folgen. Ich denke immer nur eins.“

Eine ärgerliche Enttäuschung war über sein Gesicht gezogen. Das also war der Dank! Aber ihre rührende Bitte verhinderte einen Ausbruch seines Unmuts. Nur daß ihn dieser Abend zu Hause so bald zu keiner Wiederholung reizte.

Einige Tage später begab er sich vormittags zu Ulla. Er hatte ihr sehr schöne Blumen geschickt und das Provinzialblatt, für das er hauptsächlich schrieb, mit einer halb poetischen Kritik einer ihrer letzten Rollen. Die Zofe führte ihn zu ihrer Herrin, die noch beim ersten Frühstück saß. Ulla war so frisch, daß sie die Dezembersonne nicht zu scheuen brauchte, die durch die zurückgezogenen Vorhänge hell in das Zimmer schien. Sie trug ein weißes, weites Negligée mit offenen Ärmeln, und als sie sich erhob und ihrem Gast einige Schritte entgegenkam, raschelte unter dem leichten Stoff schwere Seide.

Sie dankte ihm für seine liebenswürdige Kritik.

„Schade, daß Sie nicht Dramaturg des Burgtheaters sind, lieber Breden. Ich glaube wirklich, Sie würden mich lancieren.“

„Wer weiß, was ich noch werden kann, Signora. Ich bin noch jung.“

Signora war ein Liebesausdruck, den er für ihre dunkle, glühende Schönheit erfunden hatte.

Sie bog den Kopf zurück und lachte. Ihre blendenden Zähne, ihr voller Nacken, alles bis zu dem kleinen Fuß im tiefausgeschnittenen Hausschuh kokettierte mit ihrem Gegenüber. Aber ihre Worte waren herausfordernd kalt.

„Man macht nicht Karriere, wenn man erst Weib und Kind hat. Sie haben sich die Flügel zu früh stutzen lassen, mon ami.“

Vor einem Jahr hatte er auf eine ähnliche Bemerkung der Prinzessin Hildegard Esther warm verteidigt. Jetzt schwieg er. Sie hatte den Kopf auf den schönen Arm gestützt, den das Geriesel der Spitzen frei ließ und betrachtete ihn aufmerksam. Er gefiel ihr. Vielleicht reizten sie diese Bande auch, die sie eben verspottet hatte, und plötzlich sagte sie:

„Erzählen Sie mir, wie's kam. Ich höre Liebesgeschichten gern, auch wenn ich nicht selbst die Heldin bin.“

Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Lassen wir das doch, Signora.“

„Nein, ich will's wissen. Wer weiß — vielleicht gebe ich Vertrauen für Vertrauen, wenn auch noch nicht heute.“

Aber er schwieg noch.

„Da ist wirklich nichts zu erzählen,“ sagte er dann langsam.

„So will ich fragen. War Ihre Frau reich? schön? vornehm? Nicht? Also die wahre Leidenschaft der Seele, die ihre Ergänzung gefunden zu haben glaubt!“

„Zu haben glaubt,“ wiederholte er bitter.

„Übrigens muß es sehr leicht gewesen sein, Sie zu gewinnen, bel ami. Sie

sind eitel. Wenn man Sie zuerst liebte, liebten Sie wieder. Ich sehe aus Ihrer Erregung, daß meine Vermutungen stimmen. Nun, liebte man Sie zuerst?“

Er war aufgesprungen.

„Sie sind mir heute zu geistreich, Signora. Würden Sie es nicht doch etwas naiv finden, wenn ich mich mit meinen Eroberungen brüsten würde?“

„Eingegangen! Sie wurden geheiratet! Und nun drücken die Fesseln! O, Sie Mann von Charakter!“

Sie lachte wie ein Kobold. Aber trotz ihrer so verletzenden Worte war ihr ganzes Wesen Verführung. Ihre Augen lockten ihn, während ihre Reden ihn abstoßen sollten.

Und Breden opferte die taufrische Hingabe seines Weibes in Gedanken auf für dieses kokette Versagen. Als er Ulla verließ, hatte die Signora ein Wort in seine Seele geworfen, das Wurzel treiben sollte. Wenn er wirklich geheiratet worden war, so fielen viele Rücksichten fort. Er hatte die Sache nie so angesehen. Aber in diesen Tagen ging er die kurze, einfache Liebesgeschichte noch einmal durch. Wie Esther damals, als er bei ihrer Tante sprach, nicht die Augen von seinem Gesicht genommen hatte, wie ruhig sie dann mit ihm gegangen war, wie sie zuerst, er wußte es jetzt ganz genau, ihm die Arme geöffnet hatte.

Das alles hatte ihm damals sehr gefallen. Er hatte es für eine Freiheit von aller Konvenienz genommen, ihr langer Aufenthalt in England hatte ihm imponiert, wie alles Fremdländische. Er hatte sie für die Verkörperung der modernen, vorurteilsfreien Frau genommen, die sich ihr Schicksal selbst wählt. Aber Esther war ja gar nicht modern. Freilich hatte sie in großen Dingen den Mut ihrer Überzeugung. Aber in kleinen — und sie selbst gab ja zu, daß das Leben aus Kleinigkeiten bestände — in kleinen Angelegenheiten wich sie doch nie vom Herkömmlichen ab. Wie oft hatte ihre beschränkte Auffassung ihn nicht schon gehindert! Und jetzt gar, wo sie wahrscheinlich in der Kinderstube vollständig versimpeln würde! Ja, sie war wirklich das Bleigewicht an seinen Schwingen! Er fühlte ja die niederziehende Kraft immer, wenn er sich erheben wollte.

So fand sich sein Gewissen ab. Es war nicht mehr so übermäßig empfindlich, wie früher. Er brauchte sich nicht mehr wegen kleiner Vergehungen vor Esther anklagen und von ihr lossprechen lassen. Sie hatte ihm ja immer gezeigt, daß sie auf diese Dinge keinen Wert legte. Sie forschte auch nie nach, fragte nie, wo er gewesen, wenn er es nicht selbst erzählte, und je öfter er zu Ulla ging, je aufmerksamer wurde er gegen seine Frau. In seinen Augen war das reines Mitleid. Sie konnte ja nichts dafür. Ihn zog eben die Schönheit an. Er war immer ein Schönheitsnarr gewesen. Das war stärker als er.

Zudem, wie weit war er bei Ulla noch vom Ziel! Aber nichts regte seine Nerven so an, wie der Kampf mit dieser Frau! Siegen mußte er! Er vergaß ihr das Wort nicht, daß er wohl geheiratet worden sei. Es hatte seine Eitelkeit angestachelt. Sie sollte es ihm bezahlen.

Fast täglich schickte er ihr Blumen und Verse. Nie war er so in Stimmung gewesen. Er war kein Cyniker. Er fühlte sich nie ganz frei, und diese Grundwogen brachten sein Gemüt in eine Wallung, die ihn oft einen Ausdruck finden ließ, der auf Ulla, die ebenfalls dem verfeinerten Lebensgenuß frönte, ihren Eindruck nicht verfehlte.

So schrieb er ihr heute:

„Geh' ich zum Liebchen hin
Frag' ich in meinem Sinn:
Wer wird heut siegen?
Stets sich bekriegen
Vernunft und Liebe
Mit heißem Triebe.

Es flüstert mir Vernunft ins Ohr:
Laß dich erbitten, sieh dich vor!
Laß dich nicht fangen!
Am Halse dir hangen,
Küssen und kosen,
Das duftet wie Rosen,
Geht lieblich ein
Wie junger Wein
Und soll doch sehr gefährlich sein.
Ich bitte, nimm mich mit hinein! —

Die Liebe lächelt siegbewußt:
Es ist dein Platz an meiner Brust.
Hand in Hand
Blick unverwandt
In ihrer Augen Märchenland.
Vergiß die Welt!
Was sie enthält,
Glaub, es verfällt.
Nur weise ist,
Wer liebend küßt,
Und küssend liebt,
Und Liebe nimmt und Liebe gibt! —

Wer wird siegen,
Wenn zwei so kriegen?
Meine Gedanken
Schwanken.
Unten am Thor
Komm ich mir noch vernünftig vor.
Doch nun die Stiegen!
Ach, wer wird siegen?
Es sind gar viele
Eh' ich am Ziele,
Und beiden zum Spiele
Höre ich als schwacher Mann
Mir stets die letzte an.

Jetzt zieh' ich an der Glockenschnur.
Du siegst, Vernunft, hier meinen Schwur!
Die Liebe lacht
Bis aufgemacht.
Jetzt hör' ich Schritte:
Rasch hinein!
Laß mich, ich bitte,
Die dritte sein!
Durch engen Spalt
Ohn' Aufenthalt
Schlüpf' ich zu ihr —
Und sieh, Frau Liebe schließt die Thür!

Schleich' ich ein Stündchen später heraus,
Sieht Dame Vernunft gelangweilt aus,
Packt mich am Kragen,
Schleppt sonder Zagen
Mich gleich nach Haus
Und schilt mich aus.

Ich seufze wohl und schäme mich,
Verspreche Beff'rung, gräme mich —
Doch morgen, wen ich wohl bitte
Zum Liebchen als dritte?"

Er war sehr mit sich zufrieden, als er die Verse mit seiner feinen, weiblichen Hand ins Reine schrieb. Ihre etwas persiflierende Form gefiel ihm, die so gut zu Ullas Spott über seine Pflichten stimmte. Mochte sie auch immerhin wissen, daß er innerlich kämpfte. Das konnte den Wert seiner Liebe nur erhöhen. Und dann, es war doch hübsch, so gelegentlich anzudeuten, daß die rein platonische Zeit ihrer Freundschaft schon vergangen war.

Er schloß gerade die Briefdecke, als Esther eintrat. Sie hatte ein offenes Telegramm in der Hand, und ihre Züge zeigten, daß sie eine Trauerbotschaft bekommen hatte.

„Die Großmutter," flüsterte sie heiser und dann, in ausbrechendem Jammer: „Und ich habe sie nicht noch einmal sehen können!"

Breden war unsanft aus seinen Träumen geweckt worden.

„Das Begräbnis! Heute ist die lang vorbereitete Première! Ich kann heute nicht fort, Esther!"

Sie weinte still vor sich hin. Vielleicht, daß sie gar nicht gehört hatte, was er sagte. Aber als jetzt die Klingel ging und gleich darauf an die Thür geklopft wurde, horchte sie auf.

„Heinz," rief sie dem eintretenden Keller entgegeneilend. Es war ihr natürlicher, in diesem Leid zu ihm zu gehen, der die Verstorbene so geliebt hatte.

Keller faßte sie zärtlich um und führte sie zu einem Stuhl.

„Ich habe natürlich auch Nachricht erhalten, Esther. Ich kam gleich her. Einer von uns muß sofort nach Peterswalde. Das arme Fräulein Fränkel ist solchen Verwicklungen nicht gewachsen. Breden, Sie können wohl nicht wegen der Première?"

In Keller hatte sich Breden doch wirklich getäuscht. Kein Freund konnte verständnisvoller sein. Er atmete ordentlich auf.

„Natürlich kann ich heute nicht fort, und morgen auch nicht, denn morgen muß ich die Kritik schreiben. Aber wenn Sie alles besorgen, Keller, zum Begräbnis bin ich sicher da."

Keller hielt noch immer Esthers abgezehrte, zuckende Hand in seinen beiden.

„Esther," sagte er weich, „ihr Leben war ja vollendet."

Sie antwortete nicht. Sie kam sich auf einmal so ganz verlassen vor. Es ging ihr eine Ahnung davon auf, daß die strenge, alte Frau immer mehr Liebe für sie empfunden hatte, als sie zeigen wollte.

Nach einer Weile fragte Keller:

„Du weißt doch, daß dir nun Peterswalde gehört?"

Sie zuckte mit einem müden Lächeln die Achseln.

„Das Häufchen Unglück, Heinz."

So hatte sie die Großmutter es ansehen gelehrt. Aber an dem Häufchen Unglück hing doch ihr Herz, denn als er nun weiter fragte:

„Du willst es doch behalten?" nickte sie lebhaft. Es kam ihr gar kein andrer Gedanke.

„Wenn es nur keine Kosten macht und sich selbst ernährt. Wir können nichts zusetzen."

„Das wird es, wegen der Ziegelei," sagte Keller kurz. Breden aber dachte, daß er sonderbare Erbschaften mache, eine verschuldete Klitsche in der Mark, und eine Leibrente, wo es ihm auf jeden Pfennig Kapital ankam. Nun, der gute Onkel würde über die Geburtsanzeige seines Kindes keine besondere Freude empfinden. Aber seine Verhältnisse würden sich dann wesentlich bessern. Die Erbschaft gewann dann festere Form und steigerte seinen Kredit.

Esther ging selbst mit Keller und kaufte den schönsten Kranz von weißen Christrosen, den sie finden konnte. Am Abend, als ihr Mann im Theater war, saß sie allein mit ihrem Kummer. Sie dachte über das Leben nach, das seinen Abschluß gefunden hatte. Es war einsam und schwer gewesen. Die unglückliche Ehe ihrer Großmutter ahnte sie mehr, als daß sie sie kannte, denn nie hatte die Verstorbene von diesen Dingen gesprochen. Aber Esther empfand den Kummer nach, den der Tod ihres Vaters ihr bereitet hatte, mit dessen Geburt sie doch einmal ein neues Leben begonnen hatte, und wie schwer es ihr gewesen sein mußte, wieder von vorn anzufangen, mit ihr, mit dem armen, verwaisten Mädchen. Wie einsam sie gewesen war in dem

alten Hause! Und doch hatte ihr Blick nie die Klarheit verloren. Sie erschauerte, wie sie diese scharfen, durchdringenden Augen auf sich gerichtet fühlte in der Erinnerung. Ob diese Augen in ihrem Herzen mehr gelesen hatten, als sie sehen lassen wollte? Auch sie war so allein! Als sie in ihr Schlafzimmer ging, empfand sie diese Einsamkeit schwerer als sonst. Es würde gut sein, wenn erst ein kleines Bett neben dem ihren stand. Leicht konnte sie sonst hier in Berlin einsamer leben, als Frau Donates in Peterswalde.

Am nächsten Tage kamen zwei Briefe. Einer von Fräulein Fränkel, einer von Keller. Es gab wenig zu sagen. Der Tod war sanft und still gewesen, und Keller hatte alles in musterhafter Ordnung gefunden. Breden, der sich der Feier, die sich an die glänzend verlaufene Première anschloß, nicht hatte entziehen können, und der sehr spät aufgestanden war, arbeitete den ganzen Tag an seinem Bericht, so daß er seine Abreise bis auf den nächsten Morgen verschieben mußte. Er kam dann gerade noch recht zur Beerdigung. Dafür versprach er aber auch, schon am Abend desselben Tages mit Keller zurück zu sein. So, meinte er, blieb Esther nicht lange allein.

Aber doch war es der Einsamkeit genug für die junge Frau, auf die in allen Ecken Lebensrätsel zu lauern schienen, und es war gut, daß Frau Ritter kam, um ihr bei den Besorgungen zur Trauertoilette zu helfen. Tante Hedwig mußte wieder einmal den Kopf schütteln über Esther, die noch kaum daran gedacht hatte und der eifrigen Frau nun freie Hand ließ.

„Aber nur nichts Teures, Tante, wir müssen sparen.“ —

Auf Breden drückte diese Trauer, besonders jetzt, in der lustigen Adventszeit, die so intime Freuden gibt. Er kam dadurch in einen neuen Gegensatz zu Esther, die natürlich nicht verlangen konnte, daß er den Verlust der alten Frau so herb empfand wie sie. Er hatte zudem nie Sympathien für Frau Donates gehabt. Aber nach dem Gespräch mit Keller hütete er sich wohl, Esther zu vernachlässigen. Sie war auch in diesen Tagen mit wenig Aufmerksamkeit zufrieden. Das Andenken an die Großmutter füllte sie innerlich ganz aus.

Und wahrhaftig, es blieb Breden nicht viel Zeit für sie, wo Schranke nach Schranke fiel, die ihn noch von Ulla trennte! Siegte er hier, so konnte er sich etwas darauf einbilden, denn Ulla breitete ihm nicht die Arme entgegen. Immer neue Hindernisse türmte sie im Gegenteil zwischen ihnen auf, und sein Verlangen war so gereizt, als sei es sein erstes Werben. Gut, daß die Stimmung in seinem Hause jetzt keine laute Anteilnahme verlangte! So konnte er stundenlang vor sich hinbrüten, sich jede Einzelheit in der Erscheinung der begehrten Frau vergegenwärtigen. Nein, seine innere Entwicklung war noch nicht abgeschlossen! Diese neue Liebe zeigte ihm das. Aber er dachte nicht viel nach. Nur das Ziel hatte er vor Augen, dem er willenlos von einem Tag zum andern zutrieb.

Eines Abends saß er auf einem ganz niedrigen Sessel, den er bevorzugte, Ulla zu Füßen. Er erzählte ihr von seinem Leben, von seinen Plänen. Fast jeder Mensch hat ein Schema für seine Gefühle, wenn auch unbewußt. Er gießt immer wieder neuen Inhalt in eine alte Form. Breden war, wenn er verliebt war, immer unverstanden, einsam und ein wenig sentimental. Nie gingen seine Pläne höher, nie waren seine Luftschlösser glänzender, als wenn die Augen einer Frau an seinen Lippen hingen.

„Möchtest du mich nicht zu jenen Höhen leiten, Ulla? Ich leide so furchtbar unten im Thal, in den drückenden Verhältnissen.“

Sie sah nachdenklich zu ihm nieder.

„Mach dich frei!“

Er erschrak doch. Sie merkte es und lächelte spöttisch. Sie hatte nur die Grenzen ihrer Macht erkennen wollen. Im Grunde lag ihr nichts an seiner Freiheit. Sie machte sich über den Mann zu ihren Füßen nicht die mindesten Illusionen. Aber sie hatte zu lange mit dem Feuer gespielt. Es hatte sie selbst erfaßt.

„Es ist unmöglich, daß du Vorurteile hast.“

Sie machte ein gleichgültiges Gesicht. Das reizte ihn. Aber als er ging, hatten sie sich versöhnt.

Wie sie nur auf die Forderung gekommen war! Die arme Esther! Nein, soviel Pflichtbewußtsein hatte er doch. —

Einige Tage darauf bekam Esther mit der Nachmittagspost eine Nachnahmesendung, da sie sich aus Sparsamkeitsgründen mehrere Sachen, die sie brauchte, aus einer großen Fabrik hatte senden lassen. Ihr Geld reichte nicht. Sie hatte Keller gebeten, ihr etwas aus der Kasse von Peterswalde zu geben, wenn es möglich sei, denn sie kam in diesem Vierteljahr gar zu schlecht aus. Es ging. Er hatte ihr für die nächsten Tage ein paar hundert Mark versprochen. Das Mädchen wollte sie nicht bitten, auszulegen. Sie hatte das schon einigemal thun müssen, und sie scheute sich vor den Augen der treuen Seele, die sie aus dem Weltwinkel mitgenommen hatte, und die sich aus Liebe zu ihrer Herrin in Berlin zu einem förmlichen Finanzgenie ausgebildet hatte. Harry war nicht zu Hause. Aber einer ihrer Schlüssel öffnete das Fach seines Schreibtisches, wo er sein Geld aufbewahrte. Sie wußte es noch von früher her, da sie eine kurze Zeitlang den Versuch gemacht hatten, gemeinsame Kasse zu führen.

Sie ging in sein Zimmer und öffnete. In dem kleinen Kasten von alter tauschierter Silberarbeit steckte, wie immer, der Schlüssel. Einige Papiere lagen oben auf, die sie hastig entfernte, denn der Postbote wartete. Viel hatte er auch nicht mehr, der Arme. Sie nahm zwei Zwanzigmarkstücke und ging hinaus. Während das Mädchen das Paket nach ihrem Zimmer trug, kam sie zurück, um den Schreibtisch wieder zu verschließen. Eins der Papiere, eine Briefkarte von elegantem Format, war zur Erde gefallen und hatte sich auseinandergeklappt. Als sie sich langsam bückte, las sie unwillkürlich die Worte:

„Geliebter Harry! Solltest Du morgen abend erst wieder so spät abkommen, so —“

Sie stieß keinen Schrei aus, und sie fiel auch nicht in Ohnmacht. Es war, als holte ihr jemand das Herz aus der Brust, ganz langsam. Sie wunderte sich sogar, daß es nicht mehr schmerzte. Es schien fast, als hätte sie das lange, lange erwartet.

Als Breden einige Stunden später nach Hause kam, traf er auf der Treppe zu seiner Wohnung den Arzt, der noch einiges holen wollte, ehe er für die Nacht kam. Es stand nicht gut mit Esther.

XV.

Esther saß neben dem Korbe, in dem ihr kleines Mädchen schlief. Es stand nahe am Ofen, obgleich es im Zimmer sehr warm war. Ein dichter Schleier war noch darübergedeckt und das Kindchen selbst in Watte eingewickelt. Es war zu früh gekommen. Wer weiß, ob es genug Lebenskraft finden würde. Es war ein armseliges Würmchen, so unfertig und häßlich, daß sich das Herz der Mutter jedesmal zusammenzog, wenn sie es aus seinen Hüllen auswickelte, um es zu baden. Die Ernährung machte unsägliche Mühe, und die Nächte waren schlaflos.

Sie saß da, in sich zusammengekauert, der Schatten ihres einstigen Selbst. Ihre Augen waren unverwandt auf den dichten Schleier gerichtet, der ihr verbarg, was sie zur Verzweiflung hätte bringen müssen. Aber als das Mädchen jetzt eintrat und sie sich umwandte, stand in diesen Augen nichts. Sie waren ganz leer. Das Licht in ihnen war ausgelöscht. Mit diesem teilnahmlosen Blick hatte Esther auch ihre letzte Schönheit eingebüßt.

Das Mädchen hatte ihr einen Brief gebracht und war dann wieder hinausgegangen. Esther wandte nicht einmal den Kopf nach der weißen Briefdecke. Alles, was von außen kam, war ihr gleichgültig. Erst die klagende Stimme des Kindes weckte sie aus ihrem Brüten. Als sie es wieder beruhigt und ihm mit vieler Mühe die dünne Nahrung eingeflößt hatte, die der schwache Magen allein aufnehmen konnte, trat sie ans Fenster, um die scharfe Januarsonne auszuschließen. Dabei fiel ihr der Brief wieder in die Augen, und nun nahm sie ihn auf und las.

Er war von Ella. Ein paar engbeschriebene Bogen, der erste ausführliche Bericht seit der Geburt ihres Kindes.

„— — — Deinen Namen haben wir ihr doch gegeben, Friedrich und ich, auch wenn Du nicht bei der Taufe dabei sein konntest. Ich wünsche nur von ganzem Herzen, wir hätten ihr damit ein Stück Deines Wesens geben können. Friedrich, der Dich ja nicht so genau kennt, will allerdings, daß sie mein Ebenbild wird, mit der vielsagenden Einschränkung ‚wie ich jetzt bin‘. Verstehst Du, Liebste? Mag es Dir zur Erklärung dienen, daß die letzte Modenzeitung drei Tage unaufgeschnitten auf meinem Schreibtisch lag. Ja, ich trug sogar auf einem Ball in vergangener Woche eine Toilette der vergangenen Saison. Wenn ich trotzdem ‚die Schönste‘ war, wie mein eitler Gatte sagt, so müßte ich mir eigentlich noch viel mehr einbilden, als früher.

„Ich bin glücklich, Esther. Ich schreibe das stolze Wort hin, was man auch vom Neid der Götter fabeln mag. Ja, ich bin sogar glückssicher, denn es liegen trübe Zeiten hinter uns. Ich habe damals schwer vergeben, und ich konnte es Dir kaum verzeihen, daß Du mich dazu bewegtest, Du, die selbst in ähnlichem Fall unerbittlich gewesen wäre, und die nun auf mich das häßliche Wort anzuwenden schien: ja, Bauer, das ist ganz was anders! Und ich bin heute doch Deiner Meinung und nehme Deine sittliche Forderung auch für mich in Anspruch: nie wieder würde ich vergeben können, denn heute liebe ich Fritz mit voller Hingabe und weiß mich ebenso geliebt. Das allein entscheidet. Wie dumm, sich mit einigen Courmachern trösten zu wollen! Dann ist man im Grunde gar nicht trostbedürftig. Heute würde mich nichts trösten. Nicht einmal das Kind. Ich wünschte, ich könnte Dir seinen rosigen Liebreiz zeigen. Aber wozu? Auch das hast Du ja nun alles selbst erfahren.

„Klingt dieser Brief nicht ein wenig nach einer von Heddas Dythiramben? Mein Mann, mein Kind! Auch Tante Ritter, die jetzt mit Lolo hier ist, stimmt ein. Aber nein, bei der eitlen Ella bleibt immer ein gut Teil Egoismus haften. Sie verschwindet nie hinter diesen beiden Größen, sie bleibt, um recht trivial zu sein, die Perle im Golde. Und übrigens würde ich auch nie mehr über die gute Hedda spotten. Wir stehen uns sehr nahe, und wieviel Verhaltungsmaßregeln ich mir im nächsten Jahr von ihrer Kinderstubenweisheit holen werde, ist noch gar nicht abzusehen. Ihr Junge gedeiht prächtig. Komisch, Teichert als zärtlichen Papa zu sehen. Der Kleine legte manchmal prüfend seinen Zeigefinger an die Wange neben der väterlichen Nase. Das hat Wunder gewirkt, der Schönheitsfehler ist durch operativen Eingriff beseitigt. Aber Hedda meint, sie hätte es gar nicht einmal gemerkt. Liebe macht eben blind.

„Und Du, Esther? Ich sehe Dich vor mir, wie Du diesen Brief liest, natürlich im Kinderzimmer, dessen Luft ja für uns Frauen der der Riviera weit vorzuziehen ist. Du hast recht gehabt, Du allein von uns Dreien. Besinnst Du Dich auf den Abend vor meiner Hochzeit? Hedda und ich haben erst lernen müssen, was Du von Anbeginn wußtest: nur die Liebe macht glücklich! — —“

Esther legte den Brief fort. Er war noch nicht zu Ende, aber seine Buchstaben tanzten vor den müden Augen. Es war ihr auch im Grunde so gleichgültig, wie Ella und Hedda ihr Leben lebten. —

Als man Breden sein Kind gezeigt hatte, war er erschrocken. Lebte das denn und — würde das leben bleiben? Seitdem hatte er das Kinderzimmer kaum betreten, Esther wurde immer so unruhig, wenn er kam. Eine Verständigung mit ihr war ganz ausgeschlossen. Sie schien die auch gar nicht zu verlangen. Ullas Brief, den er auf seinem Schreibtisch gefunden hatte, ließ ihn schließen, daß sie ihm nachgespürt hatte. Die vierzig Mark hatte er nicht einmal vermißt. Es war schon geliehenes Geld, damit ist man immer doppelt leichtsinnig. Wenn sie aber irgend welchen Verdacht gehabt hatte und anstatt ihn offen zu fragen, heimliche Wege gegangen war, so war es um so schlimmer für sie. Der Gedanke daran gab ihm in den Wochen ihrer Krankheit eine stille Genugthuung. Nicht alle Schuld war bei ihm.

Indessen war die Lage doch einige Tage lang so ernst gewesen, daß er sich nicht vom Hause fortgerührt hatte. Es wäre auch unmöglich gewesen, denn stundenlang hatte ihm Keller gegenüber gesessen, stumm, wie ein grimmiger Wächter, ohne Frage, aber aufmerksam auf jede seiner Bewegungen. Der Mensch mußte nichts, rein gar nichts zu thun haben. Er konnte von dem, was vorangegangen war, nichts ahnen, denn man hatte ihn erst benachrichtigt, als das kleine Mädchen schon da war, und es sich nur noch um Esther allein handelte. Esther selbst hatte Keller erst viel später gesehen, als schon diese Verwandlung mit ihr vorgegangen war, daß sie auch ihn wie einen Fremden behandelte. Sie hatte sich so gleichgültig von ihm abgekehrt, daß es ihm durchs Herz schnitt.

Als Breden dann später wieder an Ullas Thür klopfte, war sie nicht zu Hause. Sie sei zum Fest nach Wien gefahren. Eine Adresse war nicht angegeben, wenigstens nicht für ihn. Breden meinte, mit einem solchen Weihnachtsfeste, wie er es verlebte, könne man Todsünden abbüßen, nicht nur eine erste Untreue, zu der ihn doch die

Verhältnisse recht eigentlich getrieben hatten. Er geriet in eine förmliche Erbitterung bei jeder neuen Anfrage, die ihm anfangs immer denselben Bescheid brachte. Und dann wurde die Sache noch schlimmer. Ulla war zurückgekehrt, weigerte sich aber, ihn zu empfangen. Seine Briefe kamen uneröffnet zurück, und wenn er stundenlang vor ihrer Thür gewartet hatte, verließ sie endlich das Haus in Begleitung. Meist war es ein Bankier, den er flüchtig kannte. Sah man ihn zufällig, so mußte er grüßen wie ein Fremder, wenn er nicht einen Skandal provozieren wollte.

Breden war nicht der Mann, um in solchen Verhältnissen lange auszuhalten. Eine vollständig gebrochene Frau, ein zum Leben noch nicht erwachtes Kind und eine schmollende Geliebte, diesem Dreigestirn hielt er nicht stand. Er überwarf sich innerlich vollständig mit den Verhältnissen und sprach sich bald ganz frei, zu immer weiterm Widerspruch gereizt aus Mangel an einem Aussprechen überhaupt. Esther war eine beschränkte Thörin. Und wenn sie es denn durchaus wollte, so mochte sie sich doch von ihm lossagen. Entweder sie verzieh, oder sie trennten sich. Dieses Schattenleben war für ihn unmöglich und rieb ihn auf.

Aber den Mut, mit seiner Forderung vor Esther hinzutreten, besaß er nicht. Wohl sah er sie zuweilen. Aber sie sprach nie zu ihm. Sie antwortete ihm nicht einmal. Ihre verfallene Erscheinung glich der einer Nachtwandlerin. Breden hatte ein Grauen vor allem Krankhaften, Excentrischen.

So schleppte er sich wieder vierzehn Tage hin.

Das Thürstehen vor Ullas Hause hatte er aufgegeben! Da traf er sie an einem Februartage. Es war in diesem Winter des ewigen Nebels erst so spät das erste Eis gekommen. Sie war eine gute Schlittschuhläuferin, aber zu eitel, um sich gleich in dem großen Nachmittagskonzert zu erproben. So hatte sie eine Morgenstunde gewählt, um ganz allein auf der Rousseauinsel ihre Künste zu probieren, und jetzt eilte sie ihrer Wohnung zu, zufrieden über ihre Sicherheit, und so bezaubernd mit der fast kindlichen Frische, die der Sport dem Reiz der eleganten Frau hinzufügte, daß Breden, der ihren Weg kreuzte, wie ein Verhungernder auf sie sah, als er seinen Hut zog.

„Ach, mon ami! Was macht die Kleine?“ fragte sie spöttisch. Ein Wölkchen war über ihr strahlendes Gesicht gezogen. Ulla war noch nie vernachlässigt worden, und der Mann hier hatte sie fast lächerlich gemacht.

Breden antwortete gar nicht darauf.

„Ulla,“ sagte er heiser, „sei doch nicht so grausam. Sieh mich an, ich komme mir vor dir vor wie ein Bettler.“

„Gerade so siehst du auch aus.“

„Darf ich heute zu dir kommen?“

„Nein. Heute ist Eisfest. Ich habe eben geübt.“

Sie schlenkerte die Stahlschuhe ein wenig, die sie über dem Arm trug.

„Und morgen?“

„Morgen muß ich packen. Mit dem Nachtzug fahre ich nach Paris. Ich soll dort ein paar Wochen studieren. Die Réjane hat im Vaudeville eine neue Rolle kreiert. Die soll ich mir ansehen.“ Und nach einer Pause fügte sie wie beiläufig hinzu: „Komm doch mit. Du wirst hoffentlich einsehen, daß du mir eine eklatante Genugthuung schuldest. Oder mußt du Kinder wiegen?“

Sein Entschluß stand sofort fest. Aus der grauen Öde seines Hauses nach dem lustigen, lachenden Paris — seine Nerven bekamen wieder Spannkraft bei dem Gedanken.

„Ich komme.“

Sie blieb stehen. Sie war doch überrascht.

„Aber dann sieh zu, wie du mich wieder los wirst,“ sagte er mit derselben hungrigen Heiserkeit.

Sie lachte übermütig.

„Das ist meine Sorge.“

Breden stürmte nach Hause. Die ganze Welt erschien ihm wieder hell. Er riß die Geldkassette auf. Lumpige achthundert Mark! Damit ließ sich nichts machen. Ulla lebte nie aus der Tasche ihres Freundes, aber ihr ganzes Auftreten, die Aufmerksamkeit, mit der er sie zu umgeben liebte, vor allem die Lösung seiner Verhältnisse hier, verlangten eine ganz andre Summe. Er hatte Schulden. Wenn sie sich trennten, so würde er Esther wenig auszuzahlen haben. Wahrscheinlich würde sie nach Peterswalde gehen. Zudem blieb ihr in dem Kinde ja immer der eigentliche Erbe. Jedenfalls war ihre Situation besser als die seine.

Er mußte sich doch auch mit ihr aussprechen. Er hatte ja gar nicht nötig, bei Nacht und Nebel sein Haus zu verlassen wie ein Dieb. Dieses Zusammenleben war ja schon lange keine Ehe mehr, und Breden suchte sich einzureden, daß er von jeher die halben Maßregeln gehaßt habe. Aber sonderbar, wenn er an Esthers Augen dachte, so fürchtete er sich. Er konnte ihr ja auch schreiben. Aber das Geld. Sein Kredit war überall erschöpft. Ein paar tausend Mark borgte ihm niemand mehr.

Am Nachmittag ging er zu Keller. Schließlich wollte er es einmal versuchen. Vielleicht ließ sich mit Keller auch ein vernünftiges Wort sprechen. Er hatte ja Einblick in die Verhältnisse.

Keller war in seinem Büreau in der Königgrätzerstraße, als Breden kam. Er war sehr kühl. Seit Esthers Krankheit litt er innerlich so namenlos, daß er alle seine Kraft zusammennehmen mußte, um den Mann da vor sich, den er für den Urheber alles Unglücks hielt, wenigstens mit einem Schein von Höflichkeit zu behandeln. Breden war auch verlegen. Die Unterhaltung war sehr einsilbig.

„Ich nehme an, daß Sie mir etwas zu sagen haben,“ unterbrach Keller dann plötzlich.

„Sie sind stets ein Freund unsres Hauses gewesen. Sie nehmen ja auch ein besonderes Interesse an Esther —“ Keller sah scharf auf. Es lag aber nichts Ironisches in den Worten. „Sie waren ja auch ihr Vormund.“

Zum erstenmal betonte Breden dieses Verhältnis.

„Ich weiß, daß sich Esther damals an Sie gewendet hat, als sie ihre etwas idealistische Neigung für mich ins Praktische übersetzen wollte.“

Keller machte bei dieser Wendung des Gesprächs eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte. Aber er entgegnete nichts.

„Ich weiß nicht, ob Sie damals alle Garantien für eine glückliche Zukunft in unsrer Verbindung sahen —“

„Nein,“ unterbrach ihn Keller hart. „Aber Esther bestand darauf.“

„Ganz richtig,“ gab Breden eilig zu, „sie bestand darauf. Nun, Sie haben recht gehabt, denn wir sind beide sehr unglücklich geworden. Ich will niemand schuld geben —“

Jetzt stand Keller wirklich auf, so plötzlich, daß Breden stockte. Als jener sich von seinem Büreau, auf dem er unwillkürlich einige Broschüren hin- und hergeschoben hatte, ihm wieder zuwendete, passierte Breden etwas Seltsames. Er schlug vor dem Blick jener ehrlichen, scharfen Augen die seinen zu Boden.

„Sie wollen Ihre Ehe lösen, nicht wahr? Ich würde es Ihnen auch nur raten. Esther ist für lange Zeit körperlich vollständig ruiniert, das Kind ist kaum lebensfähig, und alle äußern Bedingungen sind so ungünstig wie möglich.“

Er sprach so vollständig beherrscht, daß Breden nicht unterscheiden konnte, ob er auch für ihn feststehende Thatsachen aufzähle, oder ob er ihm tödliche Beleidigungen entgegenschleudere.

Er nahm es für Thatsachen und sprach sich in diesem Sinn aus. Er sagte, daß eine zeitweilige Trennung die beste Lösung schiene, daß ja in dieser Zeit alle Schritte eingeleitet werden könnten, und daß er bereitwillig die Schuld auf sich nehme und Esther das Kind lasse.

„Das ist ein wichtiger Faktor, denn Sie wissen ja, daß dieses Kind mein Erbe ist.“

„Ich glaube kaum, daß es jemals die Erbschaft antreten wird. Im übrigen billige ich Ihren Plan vollständig. Wann wollen Sie reisen?“

„Morgen abend.“

„Esther weiß darum?“

Eine verlegene Pause.

„Esther — weiß nichts?“

„Sie ist seit der Geburt des Kindes so eigentümlich. Sie hat überhaupt noch nicht mit mir gesprochen. Ich bin natürlich überzeugt, daß sie einwilligen wird, ja, gerade in ihrem Interesse halte ich diese friedliche Lösung für das beste. Ich hoffe auf Sie, Keller. Sie haben ja noch den meisten Einfluß auf Sie und —“

Er sprach noch eine Weile weiter. Keller brauste es aber so vor den Ohren, daß er nichts verstand. In dieses Zimmer war sie einmal gekommen, sein geliebtes Mädchen, die Frau, für die er sein Blut tropfenweise hätte hingeben mögen, und hatte mit glänzenden Augen zu ihm gesagt: „Heinz, jetzt ist die Stunde da. Ich liebe.“

Und das war das Ende.

Aber daß überhaupt ein Ende möglich war, daß es nicht so weiter fortgehen sollte, dünkte Heinrich Keller eine solche Erlösung, daß er den Mann da vor sich, diesen jämmerlichen, weibischen Schwächling trotz seiner Abneigung noch segnen wollte, wenn er nur ging, für immer ging und seine Hände von seinem Liebling that, den er hielt, nicht mit den Fängen eines Raubvogels, sondern in der entnervenden Umarmung eines Polypen. Und so kam es, daß Breden Grund hatte, seinen glücklichen Einfall zu preisen, denn als er ging, hatte er den Chek mit, auf den er sich morgen bei Kellers Bankier fünftausend Mark auszahlen lassen konnte. Er hatte gar nicht soviel verlangt, Keller hatte ihm die Summe förmlich aufgedrängt. Es schien ihm, als erkaufe er so mit einer symbolischen Handlung Esthers Leben, und er wäre zu jedem Opfer bereit gewesen. Er konnte sich auch nicht genug der wirklichen Abreise versichern.

„Also morgen abend? Werden Sie auch fertig werden?“

„Gewiß, ich muß es.“

Ein eigner Gedanke kam Keller.

„Sie reisen nicht allein?“

Breden wollte leugnen. Aber wozu? Alles war ja schon entschieden. Und noch einmal kam diese falsche Sucht nach Wahrheit über ihn, förmlich die Prahlerei der schlichten Tugend.

„Ich begleite eine — Freundin. Auch diese Thatsache stelle ich natürlich Ihnen und Esther zur Verfügung.“

Dann hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen.

Keller nahm aus einem Fach seines Schreibtisches den Zettel, den ihm das Auskunftsbureau damals zugeschickt hatte. „Alles in allem ein durchaus anständiger Charakter.“ Und davor die Dame der Halbwelt und das Verhältnis zu der verheirateten Frau! Hatte Esther ihn nicht zuweilen ihren treuen Eckhardt genannt? Aber nein, er war immer feige gewesen. Die alte Frau Donates hatte ihn durchschaut. Aus Angst vor seinem eignen Herzen war er ein Schwächling gewesen.

Er hob die Arme wie jemand, dem eine schwere Last von den Schultern fällt. Frei — frei! Und dieser Mensch hatte ihm zu allem noch eine Pflicht gegeben, mit der er sie halten konnte, wenn ihr die Last des Lebens zu schwer schien. Er würde sein Mittel brauchen, so grausam es auch war. Nun mußte sie hindurch durch die tiefen Wasser. Aber dann würde er ihr helfen, er allein, ihr Christoforus. Sein starker Körper bebte, in dieser stillen Stunde durchschüttelte ihn die Leidenschaft gleich dem Frühlingssturm, der eine knorrige Eiche gepackt hält und die braunen, alten Blätter in alle Winde jagt, damit Platz wird für die jungen Triebe. —

Von dem allen war nichts zu merken, als er am Tage nach Bredens Abreise zu Esther ging. Sie hatte zu ihm geschickt. Das Kindchen war am Tage vorher krank geworden. Sie besann sich also doch wieder auf seine Freundschaft.

„Breden ist fort,“ sagte sie. „Gestern abend ist er gefahren. Er hat mir Lebewohl sagen wollen, aber die Kleine war schon krank, und ich konnte ihn nicht sehen. Weißt du, wo er ist? Er hat mich schriftlich mit allem Weitern an dich gewiesen.“

Er führte sie erst zu einem Stuhl.

„Ja, ich habe die Adresse seines Pariser Hotels.“

Sie sah ihn nun doch erstaunt an. Ihre Augen thaten ihm immer weh, und plötzlich erschien ihm seine Aufgabe eine Grausamkeit, das Amt eines Schlächters. Wie, wenn sie ihn doch noch liebte, trotz allem?

„Er bleibt lange fort, Esther, er meint —“

Er wußte nicht, wie er den Satz vollenden sollte.

„Er meint, es ist das beste, daß wir uns trennen,“ vollendete sie vollständig gleichgültig.

„Ja, Esther. So meinte er. Und ich gab ihm recht. Aber du?“

Sie wandte das leere, blasse Gesicht nach dem Bette des Kindes. Der Ausdruck, den er am meisten fürchtete, erschien in ihren Zügen.

„Es verlohnt kaum der Mühe,“ flüsterte sie.

Er hatte gedacht, es würde ihr unangenehm sein, daß der Gedanke einer Lösung ihrer Ehe von ihm ausging, anstatt von ihr. Ihn hätte das in seine Seele hinein gekränkt. Aber sie fühlte das offenbar nicht. Sie hatte ihn rufen lassen, weil Gefahr für das Kind war. Seine Nähe gab ihr keine Erleichterung. Auch ihre Beziehungen schienen erloschen.

„Ich bleibe hier," sagte er entschlossen. „Wenn es Krämpfe sind, ist doch unmittelbare Gefahr."

Sie nickte nur mit dem Kopf.

Am Abend schien sie zu erwarten, daß er gehen würde. Aber er hatte nicht den Mut dazu. Er lag im Eßzimmer auf dem Sofa und bewachte ihre Thür. In Bredens Zimmer hätte er es nicht ertragen. Schlafen konnte er natürlich nicht. So nutzlos es auch war, so quälte er sich doch damit ab, die ausgleichende Gerechtigkeit in den Schicksalen der Menschen zu suchen. Das Kind würde sterben, und mit seinem Tod würde Breden wieder in den unbestrittenen Besitz seiner Leibrente kommen. Wenn er dann noch von Esther getrennt war — sie schien nicht übel Lust zu haben, diese Scheidung schneller und gründlicher zu besorgen, als irgend ein Advokat es vermocht hätte — so würden die vergangenen Jahre für ihn nur eine Episode sein. Mit seinem Gewissen würde er sich abfinden, das war aus dehnbarem Stoff, ja, schließlich würde er ein Märtyrer werden, und die Geschichte seiner unglücklichen Ehe würde in Stunden der Selbstzergliederung, einer Art schmerzloser Vivisektion, sein letzter Trumpf sein, um zarte Herzen zu rühren.

Am Morgen ging Keller in sein Bureau. Aber er hatte die kleine Hessin genau unterrichtet und einen seiner Laufburschen in der Küche bei ihr zurückgelassen. Noch vor Tisch kam der Junge atemlos an. Der Herr Doktor sei da und mit dem kleinen Mädchen ginge es zu Ende.

Als der Doktor das Sterbezimmer verlassen hatte, war Keller schon wieder auf seinem Posten. Sie sprachen noch einige Worte zusammen. Von eigentlicher Trauer konnte nicht die Rede sein. Für das jämmerliche kleine Leben war es so am besten.

„Aber die Mutter! Sie war ja wohl Ihr Mündel. Da ist wohl etwas nicht in Ordnung im Hause? Schon während der Krankheit war die Depression die Hauptsache und jetzt — Können Sie sie nicht von hier fortbringen, lieber Keller? Ich will nicht indiskret sein, aber wenn sie nicht irgendwie aus ihrer Lethargie aufgerüttelt wird, fürchte ich das Schlimmste."

Als er gegangen war, wartete Keller noch eine Weile. Dann ging er entschlossen zu Esther in das Zimmer.

Er fand sie ohne Thränen, wie er erwartet hatte. Sie saß in demselben niedrigen Stuhl wie gestern und sah gerade vor sich hin. Selbst er, der sie liebte, hätte die Esther von einst nicht wiedererkannt.

Und diesem großen Unglück gegenüber wollte er es mit seiner kleinen Kriegslist versuchen? Der Schweiß trat plötzlich auf seine Stirn, und er kam sich namenlos ungeschickt vor. Unwillkürlich half sie ihm.

„Willst du das Begräbnis besorgen, Heinz?"

„Natürlich, Esther. Möchtest du mir etwas Geld geben? Nur vielleicht zweihundert Mark vorläufig."

Sie griff mechanisch nach ihrem Geldtäschchen. Dann, noch ehe sie es öffnete, schien sie den Sinn seiner Worte erst zu begreifen.

„Aber ich habe nicht soviel Geld,“ sagte sie ängstlich. „Hast du nicht welches aus Peterswalde?“

„Nein, was ich dir vor Weihnachten gab, war das letzte für Monate.“

Sie wurde unruhig. Er beobachtete die Bewegung in ihren Zügen.

„So lege, bitte, für mich aus.“

„Das kann ich auch schwer, Esther. Ich habe Breden gestern fünftausend Mark gegeben.“

Es war heraus. Er wußte, daß mit dem Tod des Kindes ihre letzte Pflicht erloschen schien und der Weg für sie selber frei war. Wenn sie schon weit über alles Irdische hinausgewachsen war, dann war sein Spiel verloren. Wenn aber die alte, einfache, ehrliche Esther noch zu wecken war, auch mit dem einfachsten Mittel, indem man ihr einen greifbaren Lebenszweck zeigte, mochte es auch nur eine Geldschuld sein, dann, ja dann —

Er sah sie an. In die leeren Augen trat ein Verstehen, zuerst nur Schrecken, dann ein schmerzliches Entsagen, das letzte Entsagen, das ihr noch blieb, der Verzicht auf ein freiwilliges Ende.

„Das Geld muß ich dir bezahlen.“

Er nickte, als sage sie etwas ganz Selbstverständliches.

„Das kannst du auch. Wenn du jetzt nach Peterswalde gehst und dich um die Wirtschaft kümmerst, die unter Fräulein Fränkel ja doch nicht vorwärts kommt, dann kannst du mir es in zwei Jahren sehr gut bezahlen. Die Ziegelei wird sich lohnen. Die Anlage selbst verzinst sich schon prächtig.“

„In zwei Jahren,“ flüsterte sie. Es klang so müde, so ruhebedürftig, daß es ihm ans Herz griff. Aber wenn er ihr jetzt zu Füßen stürzte, dann war alles verloren. Sie mußte hindurch. Dann wollte er sie auf Händen tragen, dann wollte er seine ganze Kraft und Liebe für sie einsetzen. Aber jetzt mußte sie hindurch.

Esthers Kopf war zurückgesunken. Wie wirr das alles war! Und diese Müdigkeit, diese Sucht zu schlafen, nur nicht denken, nicht begreifen. Es rauschte so stark. Waren das die Wasser, in denen sie zu versinken hoffte? Oder waren es die Rüstern in Peterswalde, die alten Bäume vor dem Hause ihrer Kindheit? Da hatte die Großmutter gelebt, die alles in so musterhafter Ordnung zurückgelassen hatte. Mit einer Schuld aus dem Leben gehen — nein, das konnte die Enkelin der Frau nicht, deren Leben ein Vorbild der Pflichterfüllung gewesen war.

Langsam schlug sie die Augen auf. Nachdenklich, als sähe sie einen neuen, ihr fremden Menschen, hing ihr Blick an Keller. Der sah zu Boden. Er wußte, er hatte sich jetzt nicht in der Gewalt, und nicht ein Blick sollte sie verwirren, ehe sie sich selbst wiedergefunden hatte, und wenn wirklich Jahre vergingen.

„Willst du mir helfen, treuer Eckhardt?“

Es klang zagend, ungewiß. Aber ihm schienen es Jubelchöre.

Er nahm die abgezehrten Hände und küßte sie voll Ehrfurcht.

„Ich will.“



Erloschnes Licht.

Roman

von

Franz Rosen.





I.

Es schlug acht Uhr, als Julia Altefahr vor ihrem hohen Spiegel stand und die mattgelben Handschuhe über ihre weichen, weißen Arme streifte. Sie trug ein Ballkleid von wunderbar duftiger, schimmernder Seide im zartesten Helllila, ganz einfach gemacht. Am tiefen Ausschnitt funkelten einzelne große Brillanten, und um den Hals reihten sich die strahlenden Steine zu einer schmalen Kette. Julia hatte eine wunderschöne Haut, die am Halse einen matten Perlenglanz, auf den Wangen einen zarten Pfirsichschmelz zeigte. Ihre Augen waren hellblau, mit großen schwarzen Pupillen, und standen zwischen langen, schwarzen Wimpern, unter fein und scharf und dunkel gezeichneten Brauen. Ihr Haar war goldblond, reich, locker und sehr kunstvoll frisiert und aufgesteckt.

Sie sah aus wie eine Fliederblüte, in deren Frühtau die Morgensonne hineinlacht. Sie war nicht schön nach den Regeln der Kunst; ihr Gesicht war zu rund, die Nase zu kurz. Aber sie hatte etwas unbeschreiblich Fesselndes, wie alles, was leuchtet, lacht und singt.

Vor der Thür des Schlafzimmers, in dem sie soeben ihre Toilette beendet hatte, ertönte ein Schritt.

„Du kannst gehen, Lotte," wandte sich Julia in nachlässigem Ton an ihre Jungfer. „Nimm Tuch und Mantel mit hinunter."

Lotte ging. Eine Sekunde später trat Julias Gatte ein. Er war gleich seiner Frau im Gesellschaftsanzug. Der Frack und die weiße Wäsche standen ihm gut. Sein scharfgeschnittenes, noch jugendfrisches Gesicht war in feierliche Falten gelegt.

„Wie unangenehm riecht es hier," sagte er, ehe er noch die Thür hinter sich schloß. „Wie kannst du es nur in dieser Atmosphäre von sogenannten Wohlgerüchen aushalten!"

Sie sah ihn über die Schulter zurück an und lächelte geringschätzig.

„Es ist Flieder," scherzte sie. „Das hängt so mit meinem Anzug zusammen."

Eberhard Altefahr betrachtete seine Frau von oben bis unten, als müsse er ihren Scherz erst mühsam verstehen lernen. Sein Gesicht wurde keineswegs freundlicher dabei. Sie aber wandte sich nun langsam um, so daß er ihren Anblick ganz genoß,

hob die schlanken und doch vollgerundeten Arme, als wolle sie jemand umarmen, wodurch die reinen, anmutigen Linien ihrer von der weichen Seide eng umschmeichelten Figur voll zur Geltung kamen, und fragte mit einem Lächeln gleichgültiger, gewohnheitsmäßiger Koketterie:

„Gefalle ich dir?“

Eberhard erwiderte dies Lächeln mit einem finstern Blick.

„Ich bin nicht gekommen, um dich zu bewundern, sondern um ernst mit dir zu reden.“

Julia ließ die Arme langsam sinken und warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Dann wurde ihr helles, junges Gesicht finster und trotzig; sie fuhr fort, ihre Handschuhe zuzuknöpfen, und sagte, ohne aufzusehen:

„Es ist nicht mehr viel Zeit. Was willst du?“

„Ich will dir zu bedenken geben, daß ich mir ein Benehmen, wie du es dir seit einiger Zeit in Gesellschaften angewöhnt hast, nicht länger gefallen lasse.“

„Was für ein Benehmen?“ fragte sie kühl.

„Du läßt dir in einer Weise den Hof machen, wie es sich für eine Frau deines Standes nicht schickt. Du gehörst nicht mehr zu den jungen Mädchen.“

„Also ich soll mit alten Weibern klatschen, mit alten Männern Politik und Philosophie treiben. Ich soll mich langweilen und nicht etwa so unpassend sein, zu zeigen, daß ich Gefallen finde an allem, was jung und fröhlich ist. Du hast mir das schon oft gesagt. So oft, daß ich dir nun endlich einmal antworten muß. Du verlangst Ungerechtes und Unmögliches. Ich bin noch jung. Man mag mich gern. Ich liebe den Tanz leidenschaftlich. Gleichviel — ich würde auf das alles ohne ein Gefühl des Bedauerns verzichten, wenn — ich zu Hause dafür entschädigt würde.“

Sie sah bei den letzten Worten ebenso ruhig aus, wie bei den ersten. Er aber zuckte zusammen.

„Wie meinst du das?“

„Wenn mir zu Hause jemand den Hof machte; wenn mich zu Hause jemand amüsierte und unterhielte; wenn mich jemand liebte — —“

Die letzten Worte verklangen zitternd, als entsprängen sie aus einer echten, tiefen Sehnsucht.

Der Mann sah seine Frau mit einem langen, schweren Blicke an.

„Warum sprichst du immer wieder davon, Julia! Du weißt, das alles ist nicht mehr zu ändern. Du solltest dich endlich darein finden. Du weißt, daß ich dich nicht so lieben kann, wie du es erwartest; du weißt, daß ich mich um so gewissenhafter bemühe, meine Pflicht dir gegenüber zu erfüllen —“ hier lachte Julia, kurz, leise und spöttisch — „du solltest dich deinerseits bemühen, deine Pflicht zu thun —“

„Pflicht — Pflicht — Pflicht,“ rief sie und hielt sich die Ohren zu. „Was nützt mir Pflicht, wo ich Liebe brauche. Das ist so, als ob man den Durst eines Schmachtenden mit gläsernen Früchten stillen wollte —“

„Und doch wirst du dich mit diesen gläsernen Früchten begnügen müssen,“ sagte er bitter.

„Müssen? Muß ich mich begnügen mit dem, was du mir zu geben für gut hältst? Wozu lachen wo anders die goldenen Äpfel —“

„Julia!“ fuhr er auf und trat einen Schritt näher. Seine Augen blitzten. Sie blieb kalt und ruhig.

„Warum hast du mich geheiratet! Warum hast du dich in mein hübsches Gesicht vernarrt, wie du mir neulich bekanntest. Männer von deinem Ernst und deinen Grundsätzen dürfen sich nicht in hübsche Gesichter vernarren. Nun es aber geschehen ist — nun weigere dich nicht, die Folgen zu tragen. Nun werde meinem hübschen Gesicht, meinen jungen Jahren, meiner ungelöschten Lebenskraft gerecht. Halte, was du mir versprachst; mache mich glücklich! Denke auch an deine Pflichten, du, der du mir immer nur die meinen predigst. Es scheint mir, als ob sich hinter diesem Pflichtgefühl ein großer Egoismus verberge. Alles beruht auf Gegenseitigkeit in der Ehe; auch die Pflichterfüllung.“

„Du hast deine Pflicht nie erfüllt. Du hast mich, seit der Flitterwochenrausch verbrauste, noch kaum eine Stunde glücklich gemacht.“

„Ich kann dich nicht glücklich machen,“ sagte sie und zuckte die Achseln. „Ich hätte dir das sagen können, als du um mich warbst, wenn ich dich nur einigermaßen gekannt hätte. Aber dazu ließest du mir ja gar keine Zeit. Du mußtest mich haben — gleich, um jeden Preis; du konntest nicht warten. Du fürchtetest vielleicht, wenn du wartetest, würde ich dich kennen lernen und nein sagen. Du warst thöricht, das zu fürchten. Es wäre anders besser für uns gewesen.“

„Und warum nahmst du mich denn, wenn ich fragen darf?“ rief er, am ganzen Leibe zitternd.

Sie wurde rot, sah auf ihre Hände und schwieg.

„Wir wollen uns nicht über die alten Geschichten erregen,“ fuhr er ruhiger fort. „Sie sind nicht mehr zu ändern, und wir müssen die Folgen tragen; je stiller je besser. Komm jetzt, der Wagen wartet. Was ich aber vorhin sagte, das bleibt; und das merke dir: ich wünsche, daß du dich zurückhaltend und würdig beträgst; sonst ist dies der letzte Ball, den ich dir zu besuchen erlaube.“

Er öffnete die Thür. Sie ging an ihm vorbei hinaus. Unten nahm sie den Mantel um und stieg in den harrenden Wagen. Er folgte ihr sofort.

Draußen schneite es; aber die Luft war weich und milde, und die Flocken tauten in großen Rinnsalen an den Fenstern des geschlossenen Wagens hernieder, in dem kein Wort gesprochen wurde.

Die Fenster der Wohnung des Präsidenten warfen hellen Lichtschein auf die mit halbgeschmolzenem, zerstampften und zerfahrenen Schnee bedeckte Straße. Eine große Gesellschaft war dort versammelt; lauter elegante, geputzte Leute, die alle die Verpflichtung fühlten, liebenswürdig und fröhlich zu sein, und dieser Verpflichtung mit lobenswertem Eifer nachkamen.

Eberhard und Julia Altefahr waren ziemlich die letzten. Sie kamen fast immer zuletzt; er war zu vornehm, um früh zu kommen, und sie machte mehr Eindruck, wenn man schon versammelt war, und aller Augen sich erwartungsvoll auf sie richteten. — So urteilten die bösen Zungen.

Auch jetzt sah alles nach ihr hin, wie sie, einer duftschweren Blüte gleich, mit den halb träumerischen, halb begehrlichen Augen gleichsam ein neues Element in das alltägliche Bild solcher Modefeste hineinzuzaubern schien.

Man bewunderte Julia Altefahr, aber man liebte sie nicht. Und man bedauerte Eberhard Altefahr, und liebte ihn auch nicht.

Man nannte sie oberflächlich, selbstsüchtig, eitel und herzlos. Sie war gefährlich, denn sie machte allen jungen Mädchen Konkurrenz, und nicht nur die Junggesellen, sondern auch die Ehemänner standen unter dem Zauber ihres Wesens. Er hatte sich in seiner Wahl bedauerlich geirrt, unbegreiflich geirrt, unverzeihlich geirrt. Aber nun war ihm nicht mehr zu helfen — er mußte sehen, wie er es trug.

Gegenüber der Thür, durch welche Julia hereinschwebte, an die Wand gelehnt, als habe er mit dem Bienenschwarm, der ihn honig- und giftreich umsurrte, nichts gemein und nichts zu thun, stand Björn Heddenholm. Er war von Geburt ein Däne, aber seine Eltern waren in der preußischen Provinz ansässig geworden, als er noch ein kleiner Knabe war, und so war er auf deutschen Schulen erzogen und nun in die preußische Armee eingetreten. Der Husarenrock stand seiner mittelgroßen, kräftig schlanken Gestalt gut. Seine auffallend großen, grauen Augen hatten einen klaren, guten, festen Blick. Sie erinnerten an die nordischen Seeen mit ihrem geheimnisvollen, streng verschwiegenen Ernst.

Auch diese Augen sahen Julia an, und es war, als ob die Sonne die graue Tiefe bestrahle. Julia sah sich im ganzen Raume um, bis ihr Blick in diese ernste, leuchtende Tiefe versank — nur einen Augenblick; dann sah sie wieder fort. Ihr kühles, fast gleichgültiges Gesicht hatte einen wunderbar belebten und beseelten Ausdruck bekommen.

Übrigens schien sie die Ermahnung ihres Mannes mehr als sonst zu beherzigen. Sie blieb in dem Kreise der ältern Damen und Herren, obwohl sie sich da ausnahm wie ein Paradiesvogel in der Spatzenhecke, und unterhielt sich sehr vernünftig und ruhig. Zwischendurch teilte sie mit lächelnd herablassender Miene Tänze aus.

„Bitte ein wenig zurückzutreten!“ erklang die Stimme des Vortänzers. Der Kreis löste sich auf. Die ersten Walzertöne erklangen. Die ersten Paare glitten vorbei.

Julia war bis an die Wand zurückgedrängt worden; da stand sie hochaufatmend still und sah sich um. — Ein Platz war noch frei auf dem Kärtchen, das sie in der Hand hielt. Aber der, dessen Name ihn ausfüllen sollte, kam nicht.

Dafür kam ihr Tänzer und entführte auch sie in den bunten Wirbel.

Julia tanzte leidenschaftlich gern und wunderbar gut. Sie hatte dies Vergnügen erst wenig ausgekostet im Leben — darum vielleicht war es ihr noch so frisch. Als Landkind hatte sie kaum Gelegenheit dazu gehabt. Als Braut erlaubte es ihr Verlobter nicht. Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte sie viel gekränkelt. Im zweiten Winter bekam sie ein Kind, das ihr beinahe das Leben kostete, sie lange ans Bett fesselte, und nach neun Monaten wieder starb, so daß sie im dritten Winter Trauer hatte. Aber im vergangenen Jahr, da hatte sie Geschmack daran gefunden. Da hatte sie sich dem Reiz des Gesellschaftslebens mit Leidenschaft ergeben. Der stille Sommer in der Provinzialstadt war ihr unendlich lang geworden — ihre jungen Nerven zitterten dem neuerwachenden Wintertreiben entgegen.

Und dieser Winter hatte Björn gebracht. Von Wandsbeck war er hierher versetzt worden.

Eben tanzte sie an ihm vorbei. Er stand immer noch still an eben derselben Stelle. Ihre Blicke kreuzten sich flüchtig. Aber als Julia wieder an ihrem Platz stand, sah sie abermals und länger nach ihm hin, mit einem großen, sehnenden Blick, dem schwer ein Mann widersteht, wenn er diese Sehnsucht heimlich erwidert. Björn stand noch einige Sekunden, ohne sich zu rühren. Dann begann er langsam und zielbewußt den Saal zu durchqueren, mit automatenhaft ruhigen Bewegungen, geschickt durch den Wirbel der tanzenden Paare hindurchsteuernd, bis er vor Julia stand.

„Guten Abend, gnädige Frau,“ sagte er feierlich und schlug die Absätze aneinander. Sie gab ihm die Hand, die er nur flüchtig nahm.

„Warum kommen Sie so spät zu mir?“ fragte sie.

„Es ist ja noch nicht zu spät!“ entgegnete er.

„So? Meinen Sie, ich müßte Ihnen selbstverständlich immer einen Tanz aufheben? Denn ich könnte längst keinen mehr haben. — Oder wollen Sie keinen?“ fragte sie, als er stumm blieb. Er sagte auch jetzt noch nichts, sondern verneigte sich nur. Julia biß sich auf die roten Lippen. Dann sagte sie, ohne aufzusehen:

„Wollen wir zusammen zu Tisch gehen?“

Wieder verneigte er sich. Auf seinem Gesicht war nicht zu lesen, ob er es gern oder ungern that. Dann bat er sie um eine Extratour.

Julia nickte mit dem Kopfe, zögerte aber doch noch einen Augenblick, ehe sie sich in seinen Arm lehnte, als fürchte sie sich vor der Berührung mit dem einen, dem einzigen, mit dem sie tanzte, nicht um des Tanzes, sondern um des Tänzers willen. Dann mußte sie doch daran.

Erst fühlte sie seinen haltenden Arm kaum. Dann riß er sie an sich wie in plötzlich entfesseltem Zorn. Sie jagten dahin — die bunten Gestalten umher verschwammen vor ihren Augen, als ob ein gewaltthätiger Pinsel alles durcheinandergewischt habe; die Musik rauschte vor ihren Ohren wie eine einzige, unharmonische Tonwelle. Sie schloß die Augen. Sie sah nichts und hörte nichts. Sie fühlte nur die unbeschreibliche Wonne, von ihm umschlungen zu sein, und der Gedanke durchschauerte sie: könnte er so mit mir davontanzen aus diesem Saale und aus dem ganzen, öden Leben hinaus —

Und dann ließ er sie los. Sie war schwindlig geworden, weil sie mit geschlossenen Augen getanzt hatte. Und als sie wieder zu sich kam und fest stand, war er fort und im ganzen Saale nicht mehr zu finden.

Nachher sah sie ihn tanzen, mit dieser und jener. Zu ihr kam er nicht mehr. — Julia stürzte sich nun ihrerseits in das Getriebe. Es war die einzige Art, ihre Gedanken abzulenken, und zu verhindern, daß die Sehnsucht ihr aus den Augen schrie.

Ab und an kam ihr Gatte zu ihr mit irgend einer höflichen Redensart, die sie eben so höflich erwiderte. Auf diese Weise — das wußte sie — wurde sie ihn am schnellsten wieder los.

Endlich, endlich war es so weit. Ihre Geduld hätte auch kaum länger gehalten. Die langen gedeckten Tafeln und einige kleinere Tische wurden hereingeschoben. Die Thüren eines Nebenraumes, in welchem das Büffet aufgeschlagen war, öffneten sich weit. Paarweise drängte sich alles hinein.

So spät wie möglich erschien Björn, um seiner Dame die ihm von ihr aufgenötigten Ritterdienste zu erweisen.

„Ich habe an einem kleinen Tisch zu vieren für uns Plätze belegt,“ sagte er. „Ist Ihnen das recht?“

„Ach nein — lieber an der langen Tafel,“ meinte sie.

„Warum?“ fragte er und sah sie an. Sie wurde rot. Dann lachte sie mutwillig.

„Weil man da ungestörter ist,“ sagte sie. Schweigend kam er ihrem Wunsche nach und änderte es nach ihrer Angabe. Sie setzte sich, er bediente sie, und sie ließ es sich mit sichtlichem Behagen gefallen. Endlich hatten alle Platz genommen und waren beschäftigt. Auch Björn saß neben Julia und leerte schweigend seinen Teller. Sie machte mehreremale einen vergeblichen Versuch, ihn anzureden. Sein Schweigen bedrückte sie; sie schämte sich. Plötzlich stiegen ihr Thränen in die Augen; so schnell und groß, daß sie erschrocken das Taschentuch darauf drückte. In diesem Augenblick sah Björn sich nach ihr um.

„Aber — mein Gott —“ rief er und ließ die Gabel fallen.

„Still,“ sagte sie und begann hastig zu essen und zu trinken. „Es ist nichts; nichts Neues wenigstens. Sprechen Sie nicht davon.“

Björn schwieg, starrte vor sich hin und seufzte schwer.

„Wir müssen uns unterhalten,“ sagte Julia leise. „Es ist auffallend, wenn wir so stumm sind. Ich will Ihnen etwas erzählen. Mein Mann hat mir heute gesagt, daß er nie wieder mit mir Bälle und Gesellschaften besuchen würde, wenn ich mich nicht zurückhaltender benähme.“

„Da hat Ihr Herr Gemahl sehr recht, und ich kann ihm das gar nicht verdenken,“ sagte Björn sehr ruhig.

Julia starrte ihn an, mit weit aufgerissenen Augen, wie ein entsetztes Kind.

„Ihr Mann,“ fuhr Björn scheinbar unbewegt fort, „hat selbst die Grenze überschritten, vor welcher man ein so lebhaftes Vergnügen an Tanz und Spiel empfindet. Es ist sehr natürlich, daß er seine Frau da zu sehen wünscht, wo er steht: jenseits dieser Grenze. Und es ist Ihre Pflicht, ihm zu folgen. Die Frau gehört zum Manne.“

„Es ist aber trotzdem ein ganz unberechtigtes Verlangen,“ entgegnete sie eifrig. „Ich bin noch viel zu jung, um mit all diesen Dingen schon abgeschlossen zu haben. Ich stehe noch nicht jenseits dieser Grenze! Warum soll sich immer die Frau dem Manne fügen, und niemals der Mann der Frau!“

„Ja — das ist nun einmal so,“ sagte Björn unerschütterlich.

„Das ist aber schreiender Egoismus,“ eiferte sie. „Ihm kostet es nur einige Unbequemlichkeiten, vielleicht ein wenig Langeweile, wenn er mir in diesem Falle nachgiebt. Ich — werde todunglücklich, wenn ich mich fügen muß!“

Der Egoismus ist auf ihrer Seite eben so groß, dachte Björn. Man sah, es bereitete ihm Qual, solch leichtfertiges Zeug aus ihrem Munde zu hören.

„Ich will nicht glauben, daß Sie im Ernst sprechen," sagte er. „Daß wirklich Ihr Glück oder Unglück davon abhängt, ob Sie sich putzen, tanzen und sich feiern lassen können, oder nicht —"

„Davon nicht!" erwiderte sie verträumt; „nein, davon gewiß nicht —"

„Und es ist sehr peinlich für mich," fuhr er trocken fort, „wenn Sie in solcher Weise zu mir über Ihren Gatten reden!"

Sie sah ihn mit offenem Munde erstaunt an.

„Warum? Das ist doch sehr natürlich — Sie sind der einzige Mensch, dem ich vertrauen, gegen den ich mein Herz erleichtern kann!"

„Wollte Gott, ich wäre es nicht!" dachte Björn. Sein Gesicht nahm einen tief kummervollen Ausdruck an. Seine Brust arbeitete schwer.

„Dschulia —" sagte er leise mit der ihm eignen, weichen Aussprache ihres Vornamens, und es überrieselte sie wonnig, diesen Namen so weich und leise von seinen Lippen fallen zu hören — „Dschulia, ich werde gleich nach dem Essen fortgehen —"

„Warum?" unterbrach sie erschrocken.

„Ich fühle mich nicht wohl," sagte er leichthin. „Aber ich muß Sie sprechen — allein sprechen —" fuhr er gequält fort — „Sagen Sie mir wann!"

Julia starrte ihn an mit großen, entzückten Augen; das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Und er saß da und sah in sein halbgeleertes Glas, traurig — verzweifelt.

„Mein Mann ist bis um zwei Uhr auf dem Bureau," sagte sie mit vor Erregung schwankender Stimme. „Ich werde Sie erwarten —"

„Gut — ich werde mich vom Dienst frei machen. Um zwölf Uhr bin ich bei Ihnen. — Darf ich Ihnen noch etwas zu essen holen?"

„Ich danke —"

Sie wäre nicht im stande gewesen, jetzt noch einen Bissen herunterzubringen. Da ging er, um sich selbst zu versorgen. Es ärgerte sie fast, daß er an solche leibliche Dinge dachte in einem Augenblick, wo sie sein Herz entgegengenommen zu haben glaubte. Sie sah ihm nach, wie er sich entfernte; ihre Augen blieben auf der Thür haften, durch die er hinausging, mit einem hungrigen, gierigen Ausdruck, bis er wieder im Lichtkreis ihres Blickes erschien. Sie sah ihm aufmerksam zu, wie er einen Bissen nach dem andern zum Munde führte, wie er trank, wie er sich die perlenden Tropfen aus dem dunkeln Schnurrbart wischte; ohne mit ihr zu sprechen, ohne sie anzusehen, ohne sich in irgend einer Weise um sie zu kümmern; als ob er gar nicht ahne, daß sie da sei; daß sie sich seit einigen Tagen gefreut hatte auf diesen Augenblick; daß ihr Leben überhaupt nur nach den Augenblicken zählte, die sie mit ihm verlebte.

Man erhob sich, und er reichte ihr höflich den Arm. Er führte sie schweigend in den Saal zurück, verneigte sich vor ihr und wandte sich zum Gehen. Unwillkürlich streckte sie die Hand nach ihm aus — er that, als sähe er es nicht. Eine unbestimmte, bange Ahnung machte ihre Seele zittern.

„Björn —" sagte sie mit vor aufsteigenden Thränen unsicherer Stimme. Er that, als höre er es nicht.

Heimlich stahl er sich davon und schlenderte einsam und langsam durch die nächtlich leeren Straßen nach Hause. Die Steine waren naß und kalt; es schneite nicht mehr; ein lauer Wind riß die Wolken auseinander; hier und da schimmerten ein paar Sterne durch die dicke, feuchte Luft.

Immer langsamer wurde sein Schritt, als trüge er an einer schweren, schweren Last, die ihn zu Boden zu drücken drohte. Das war die unselige Leidenschaft, die sich seiner bemächtigt hatte wie der Dieb in der Nacht, wie ein Dämon der Finsternis, der seine redliche Seele entweihen und vernichten wollte. Er hatte es nicht gewollt; er war nie auch nur in Gedanken leichtfertig gewesen. Er hatte die Gefahr nicht gesucht, die sich ihm aufdrängte in der bethörend lieblichen Gestalt des schillernden Falters, der seine Augen mit farbensprühendem Gegaukel fesselte und blendete. Und als er sie erkannt hatte, die verführerische Gefahr, da war er vor ihr geflohen. Aber sie war ihm nachgegangen. Mit rücksichtsloser Begehrlichkeit hatte sie sich in seine Seele hineingedrängt, mit ihrem schimmernden Seidenhaar, mit ihren tauglitzernden Augen, mit ihrem süß lächelnden Munde. Er hatte sich eingeredet, es sei nur eine flüchtige Verliebtheit, ein aufflackernder Sinnenrausch gewesen, ebenso heftig wie vergänglich. Aber es war mehr.

Es war geschehen um die Ruhe seiner Tage, um den Schlaf seiner Nächte, um den Frieden seines Gewissens. Zwischen ihm und allem übrigen stand Julias Bild und jagte seine feste, treue Seele mit allen Schrecken einer verhängnisvollen Leidenschaft.

Er that das einzige, was er noch thun konnte: er legte diese Leidenschaft, die er nicht mehr beschwichtigen konnte, hinter Schloß und Riegel; er ließ sie hungern und bluten in Ketten und Banden im tiefsten Verließ seines Herzens, und bildete sich lange Zeit ein, niemand wisse darum.

Bis eines Tages ihm aus Julias Augen der treue Widerschein der eignen Leidenschaft entgegenleuchtete, nur zügelloser, vermessener als die seine. Ihn brachte diese Entdeckung fast um seinen Verstand. Und sie lächelte, süßer und seliger denn je, wie in sicherer Erwartung eines unbeschreiblichen Glückes.

War sie dumm? war sie leichtfertig?

Wie Furien war es hinter ihm her; es fraß ihn innerlich auf; er wütete gegen sie und liebte sie doch täglich mehr. Und sie lächelte dazu und strahlte ihn an. Er wollte es nicht sehen; er wollte nichts wissen von ihr; er wollte nicht unterliegen.

Und endlich unterlag er doch.

Es kam der Tag, an welchem er ihr sagte, daß er sie liebe, heiß, glühend, ohne Sinn und Verstand, leidenschaftlich und hoffnungslos. Wie es möglich gewesen, wußte er nachher nicht mehr. Sie hatte ihm die Worte aus der Tiefe seiner Seele einzeln heraufgelockt mit ihren sehnsüchtigen Augen, mit ihrer hingebenden Lieblichkeit, mit dem unbewußt sinnlichen Zauber ihres Wesens. Aber es hätte doch nicht sein dürfen; er war Mannes genug, um zu verweigern, was ein Paar verführerische Weiberaugen erflehten. — Mitten in der Unterredung, in dem heisern Liebesgeflüster war er aufgesprungen und davongelaufen, entsetzt über das, was nun unwiderruflich geschehen war. Es war die höchste Zeit gewesen; die nächste Minute hätte sie in seine Arme gelegt.

Draußen kam die Überlegung. Warum hatte er das gesagt! Zu welchem Ziele konnte es führen! Sie konnten sich nicht heiraten; sie konnten sich nie vereinigen. Und wenn Julia sich von ihrem Manne trennen wollte um seinetwillen — er konnte niemals eine Abgeschiedene freien; er hätte sich selbst nicht mehr geachtet, wenn sein Benehmen eine Frau zur Sünde verleitete; er hätte die Frau nicht achten können, die seinetwegen Ehre und Pflicht vergessen hatte.

Und dann kam die Reue. Die Reue, unter deren scharfen Geißelhieben er sich den heldenhaften Entschluß abrang, der dem allen ein Ende machen sollte; der seiner Jugendfrische die Blüte abschlug, der ihm aber die Selbstachtung wiedergab; der Entschluß, den er ihr morgen mitteilen wollte.

In seiner dunkeln Wohnung machte er Licht. Es war warm und sah behaglich bei ihm aus. Er hatte sich hier eingerichtet in der Aussicht, in der Hoffnung auf eine lange Reihe angenehmer Jahre. Es sollte nicht sein.

Warum liebte er sie nur so sehr, so schmerzhaft, so vernunftlos! Sie war es gar nicht wert — sie war eine duftende Blume, deren geheimnisvoll anziehender Kelch niemals eine gesunde Frucht zeugen würde.

Aber fragt die Liebe: warum? Sie bemächtigt sich des Menschen, ob er will oder nicht, und es kommt nur darauf an, ob er stark genug ist, sie zu ertragen oder zu überwinden.

Der arme Björn verbrachte auf dem Ruhekissen gewissenhafter, unwiderruflicher Vorsätze eine elende, schlechte Nacht.

Inzwischen fuhr Eberhard Altefahr mit seiner Frau nach Hause. Es wurde nicht viel zwischen den beiden gesprochen. Sie vermißte ihres Mannes Unterhaltung nicht. Sie dachte nur an Björn, und ihr ganzer Mensch zitterte dem kommenden Morgen in unsinniger, blinder Freude entgegen. Er wollte sie sprechen — allein — was immer er ihr auch zu sagen haben könnte, es würde in Nichts zusammenschrumpfen vor dem Glück, allein, ganz allein mit ihm zu sein, sich ohne Furcht vor Zeugen und Mitwissern an seiner Nähe berauschen zu können.

Erst, als sie sich ihrer Wohnung näherten, besann sie sich wieder auf ihren Gatten, auf das wirkliche Leben, und ein schwerer Druck legte sich auf ihr Herz. Aber sie bemühte sich, ihn leichtsinnig abzuschütteln.

„Unüberwindliche Abneigung ist Scheidungsgrund," sagte sie sich. „Und wenn er nicht zugiebt, daß die Abneigung gegenseitig ist — nun, so giebt es noch einen andern, durchschlagendern Grund —" und dabei schloß sie die Augen, es lief ihr heiß und kalt über die Glieder, und vor den geschlossenen Lidern tanzte in flimmernder Röte das erregte Blut.

Als ihr Mann ihr beim Aussteigen behilflich war und ihr die Hand reichte, überrieselte es sie wie Abscheu. Wie zwei unversöhnlich feindselige Elemente wichen sie voreinander zurück; er mit seinem schweren, kalten Blut und sie mit ihrem heißen, aufschäumenden. Feindselig war der Blick, mit dem sie ihn scheu betrachtete, als sie in dem spärlich erhellten Wohnzimmer einander gegenüber standen.

„Hab' ich mich heut zu deiner Zufriedenheit benommen?" fragte sie mit zornigem Spott und kniff die Lippen zusammen. Er antwortete nicht gleich.

„Die Sache ist zu ernst, um sie zum Gegenstand leichtfertigen Gespöttes zu machen,“ sagte er dann kalt.

„Ich spotte gar nicht,“ erwiderte sie gereizt. „Da du mich nicht tadelst, so nehme ich an, daß du mit mir zufrieden bist; und wenn du mir deine Unzufriedenheit stets rücksichtslos ausdrückst, so kannst du mir auch deine Zufriedenheit zu erkennen geben. Tadle nicht immer nur — lobe auch!“

„Wenn du dich anständig beträgst, so ist das etwas ganz Selbstverständliches und keines besondern Lobes wert. Pflichterfüllung ist stets etwas Selbstverständliches und wartet nicht auf Lob.“

Julia lachte nervös.

„Du bist ein Philister reinster Güte —“

„Wenn du damit meinst, daß ich nichts von all den ungezügelten Lüsten und Begierden kenne, die dich friedlos machen, so ist das die größte Anerkennung, die du mir spenden kannst.“ Er sagte das mit schwerem Nachdruck und verließ das Zimmer, die Thür heftig hinter sich schließend.

Julia biß die Zähne aufeinander, daß es knirschte, und zwischen den Lippen hindurch kam ein leiser Ton wie das Zischen einer getretenen Schlange. Sie ballte die Hände zu Fäusten und schüttelte sie, als hingen Ketten daran; in ihren Augen funkelte etwas Böses.

Dann plötzlich lachte sie auf, selig und leichtfertig, verschränkte die Arme im Genick, warf den Kopf nach hinten und starrte mit verzückten Augen zur Zimmerdecke empor.

„Morgen —“ flüsterte sie; „morgen —“

Der hohe Spiegel warf ihr reizendes Bild zurück; sie sah es und freute sich daran, und überlegte, was sie „morgen“ anziehen würde. Und dabei fing sie an zu zittern.

„Was will er nur von mir — was will er nur —“ und dann beantwortete sie die eigne Frage: „Nichts, was ich nicht zu geben bereit wäre!“

Schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit erwartete sie ihn, in einem leicht gerafften, rosenroten Morgenkleide; ihre Wangen brannten vor Erregung, und ihre Augen leuchteten. Sie sah entzückend aus, hell, duftig, von Leben durchglüht — das verkörperte Liebesgewähren.

Bald lief sie auf dem dicken Teppich auf und ab, bald stand sie am Fenster, von der gestickten Tüllgardine halb verborgen. Dann starrte sie minutenlang in verzehrender Ungeduld auf die behaglich tickende Stutzuhr von buntem Porzellan. Dann rückte und ordnete sie hier und da, wo es gar nichts zu rücken und zu ordnen gab, setzte sich hin und sprang wieder auf — klappte ein Buch auf und wieder zu, und dabei klopfte ihr das Herz in rasender Geschwindigkeit.

Endlich, zehn Minuten nach zwölf, kam er. Sie hörte ihn klingeln, hörte seine Stimme auf dem Flur, ruhig wie immer, hörte seinen Schritt sich nähern. Sie blieb

stehen, wo sie gerade stand; es war, als fröre sie fast, so kalt wurde ihr vor Wonne; das Herz schlug kaum mehr —

Björn Heddenholm betrat zum erstenmal seit jenem unseligen Tage wieder Julias Boudoir. Es verursachte ihm ein körperliches Unbehagen, den Ambraduft einzuatmen, der hier immer schwebte — noch dazu überwacht und nüchtern, wie er war — und all die Gegenstände wieder zu sehen, die sein Gedächtnis mit quälenden Erinnerungen gemischt unauslöschbar in sich aufgenommen hatte. Er sah ernst und traurig aus, wie am Abend vorher, und obendrein elend.

„Ich habe es kaum erwarten können —“ stotterte Julia, da er nichts sagte, und fühlte die Adern im Halse schlagen. Björns Antlitz verfinsterte sich; der Blick, mit dem er sie ansah, war beinahe zornig.

„Ich hoffe nicht, daß Sie denken, ich sei gekommen, um verbotenen Freuden zu frönen,“ sagte er mit kurzer, trockner Stimme und legte Mütze und Säbel auf einen Stuhl an der Thür. Julia war durch diesen Ton so verängstigt, daß sie nicht mehr wagte, oder auch vergaß, ihm die Hand zu geben.

„Ich — ich — ich weiß ja gar nicht —“

„Das alles muß jetzt ein Ende haben,“ unterbrach er rauh ihre zitternden Worte.

Julia ergriff einen Sessel, der ihr zunächst stand, und stützte sich mit beiden Händen darauf.

„Was muß ein Ende haben?“ fragte sie heiser.

„Dieses ganze unwürdige, sündhafte Verhältnis, in das wir uns haben hineinreißen lassen. — Gestern,“ fuhr er fort, reckte sich hoch auf und zog die Stirn in schmerzliche Falten, „habe ich meine Versetzung beantragt.“

Eine fürchterliche Stille folgte seinen Worten. Julia wurde bleich; in ihren Augen erlosch das glitzernde Licht; sie rührte sich nicht; sie sagte nichts. Er wagte nicht, sie anzusehen. Finster zu Boden starrend, fuhr er fort:

„Das, was zwischen uns vorgefallen ist, macht es mir unmöglich, noch länger in Ihrer Nähe zu bleiben. Es wäre ein Unrecht an Ihnen, an mir und an — einem Dritten; ein Vergehen gegen Ehre, Pflicht und Gewissen —“

Julia stieß einen merkwürdigen kleinen Ton aus, halb Wut, halb Gelächter. Nun sprach auch der ihr von Pflicht. —

„Wenn Sie so pflichttreu sind,“ würgte sie aus zugeschnürter Kehle hervor, „so hätte Ihnen das alles schon früher einfallen sollen!“

„Ja,“ sagte er traurig, „Sie haben recht, und es ist mir unbegreiflich, daß es mir nicht eher einfiel —“

„Und jetzt ist es zu spät —“ unterbrach sie geängstigt.

„Nein, es ist niemals zu spät für Reue und Umkehr,“ sagte er sehr ernst. „Es kostet nur einen herzhaften Entschluß. Und der ist gefaßt. Ich bin gekommen, Ihnen diesen Entschluß mitzuteilen und Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich hoffe morgen einen Urlaub anzutreten und dann direkt meine neue Garnison zu beziehen.“

Julia hatte sich aufgerichtet und starrte ihn mit wahrhaft entsetzten Augen an. Morgen schon — morgen schon —

„Björn!“ schrie sie auf; ihre Arme thaten sich auseinander, als wolle sie sich auf ihn stürzen — statt dessen schlug sie die Hände vor das Gesicht, ließ sich in den Sessel fallen, an dem sie stand, und fing laut und haltlos zu weinen an.

„Mein Gott, nehmen Sie sich doch zusammen!“ fuhr Björn sie an und sah sich unwillkürlich nach den Thüren um. „Wie kann man sich so gehen lassen!“

Als sie sah, daß ihre Thränen ihm gar keinen Eindruck machten, that sie ihnen Gewalt an.

„Überlegen Sie doch einmal ganz ruhig,“ fuhr Björn mit bewundernswerter Selbstbeherrschung fort, „wohin soll denn dieser Zustand führen! Dauern kann er nicht; er treibt vorwärts; er treibt uns einem Abgrund entgegen —“

„So will ich in dem Abgrund zerschellen!“ rief sie außer sich. „Ich kann dies elende Leben nicht weiter ertragen!“

„Sie müssen es!“ sagte er hart. „Und wenn Sie es richtig anfangen, so braucht es nicht elend zu sein.“

„Sie sind sehr weise — o, früher waren Sie es nicht —“ schluchzte sie auf.

„Ich will mich freuen, wenn ich weise geworden bin,“ sagte er. „Ich habe jedenfalls nicht Lust, mich in den Abgrund zu begeben; ich will meine Selbstachtung behalten — und ich will nicht mein Seelenheil leichtsinnig verscherzen.“

Julia blieb minutenlang still und nachdenklich sitzen. Dann sagte sie mit bitterm Hohn in ihrer weichen Stimme:

„Das sind sehr schöne Redensarten. Seien Sie doch lieber ehrlich in dieser Stunde, der Sie einen so feierlichen Anstrich geben. Sagen Sie doch lieber: ich liebe Sie nicht mehr, Julia; ich bin Ihrer überdrüssig geworden; ich habe erreicht, was mich lockte — ich habe Sie in meinen Armen gehalten und habe Sie geküßt — nun bin ich satt; und weil Ihr weiterer Anblick mir ein peinlicher Vorwurf wäre, so will ich mich diesem Anblick lieber entziehen und meiner Wege gehen!“

Björn war bei dieser häßlichen Rede sehr blaß geworden.

„Nein,“ erwiderte er, immer noch ruhig, „so kann ich nicht sagen, denn das wäre gelogen. Ich liebe Sie immer noch, und gerade darum muß ich um so dringender fort. Können Sie denn das nicht begreifen, Julia!“

„Nein, ich kann es nicht begreifen! Kann nicht begreifen, warum Sie mich erst umgarnten und anlockten mit Ihrer Liebe, warum Sie sich in meine Ruhe drängten und mir meinen Frieden nahmen, warum Sie mich verfolgten —“

„Julia!“ rief er voll tief schmerzlichen Vorwurfes. Er war aber viel zu vornehm, zu stolz und zu rücksichtsvoll, um ihr ihre leidenschaftlich ausgestoßenen Anschuldigungen zurückzugeben. Er sah sie nur an mit einem großen, ernsten Blick, unter dem sie schuldbewußt erglühte.

„Es ist ja auch gleich, wie es kam,“ sagte sie kläglich. „Es ist geschehen und ist nie wieder auszulöschen. — Aber wenn du mich verläßt —“ fuhr sie fort, und kauerte sich frierend zusammen wie ein kranker Vogel, „wenn du mir das Einzige nimmst, was mir das Leben erträglich macht, so weiß ich nicht, was aus mir wird; so werde ich schlecht und leichtsinnig; so gehe ich auf diese oder jene Weise unter!“

„Sie haben auch früher leben müssen ohne mich —“

„Früher, als ich dich nicht kannte! Jetzt — geht es nicht mehr.“

„Es muß gehen,“ sagte er unerschütterlich. „Sie müssen in sich selbst finden, womit Sie es ertragen. Ich kann Ihnen nicht mehr helfen — ich habe Ihnen nie helfen können; es ist alles nur schlimmer geworden durch mein Dazukommen. Vielleicht wird es Ihnen doch wieder leichter, wenn ich nicht mehr da bin. Jedenfalls müssen Sie sich nun auf Ihre eigne Kraft allein verlassen, denn unsre Wege müssen sich scheiden — müssen sich scheiden!“ wiederholte er lauter, als sie ihn unterbrechen wollte. Sie sank noch tiefer in sich zusammen. Sie hätte ihn hassen mögen; aber wider Willen mußte sie Ehrfurcht vor ihm empfinden.

„Warum — warum — jetzt, wo ich nicht mehr kann!“ stöhnte sie, und legte das Gesicht in die Hände. Er sah den schimmernden, goldhaarigen Kopf, den vor Erregung und Weinen zuckenden Körper. „Es ist nur Egoismus von dir, kläglicher Egoismus!“ Und sie schluchzte weiter.

Es schnitt ihm in die Seele, sie so kauern und jammern zu sehen — jammern um ein Elend, das er hatte anrichten helfen. Er hätte gern diesen blonden Kopf geliebkost, dieses arme, unglückliche Weib getröstet —

Nein, nein! rief er sich zornig zu, und legte die Hände, die sich nach ihr ausstrecken wollten, auf den Rücken zusammen.

„Julia!“ sagte er beschwörend, „wenn du noch irgend etwas Gutes für mich thun willst, so hör auf zu weinen!“

Sie war zwar böse auf ihn, aber sie that doch, was er bat; sie konnte nicht anders.

„Sieh mal, Julia,“ begann er so ruhig wie möglich, und ging dabei mit gesenktem Kopfe umher, „ich gehe doch nicht nur meinetwegen, sondern auch deinetwegen. Du hast dein Herz an mich gehängt — wie ich an dich das meine — du hast nicht die Absicht, mich wieder loszulassen. Du bist ganz in der Gewalt deiner Leidenschaft. Du würdest dich besinnungslos in meine Arme stürzen, wenn ich sie dir öffnen würde. Aber ich werde das nicht thun — nie wieder. Und dann würdest du an mir vorbeistürzen — ins Bodenlose. Hab' ich recht, Julia?“

„Ja, gewiß hast du recht! Und darum eben —“

„Wenn ich aber nun fortgehe,“ sprach er weiter, „wenn du mich nicht mehr siehst und nichts mehr von mir hörst, so wirst du mich vergessen. Was dir sichtbar und greifbar bleibt, wird das Gewesene und Verschwundene verdrängen —“

„Ich werde dich nie vergessen,“ sagte sie trotzig.

„Doch, du wirst. Du wirst *müssen*, was du nicht *willst*, kraft deines Temperaments, deiner Charakteranlagen.“

„Ich werde dich nicht vergessen,“ wiederholte sie. „Du meinst, ich sei leichtsinnig und unbeständig — ich bestreite es nicht. Einmal aber fällt auch über den Flatterhaftesten die Kette, von der ihn niemand und nichts mehr löst; und das ist für mich die Liebe zu dir! Lebenslang wird sie mir anhangen, werd' ich sie mit mir herumzerren, wird sie mich wund scheuern — bis ich erschöpft zusammenbrechen werde. Meinetwegen — ich mache mir nichts mehr aus dem Leben. — Björn!“ rief sie, und rang ihm die Hände entgegen, „du kannst es nicht übers Herz bringen, uns zu trennen! Zu fest schon sind wir miteinander verbunden! Nenne es Sünde, nenne es Ehrlosigkeit, was uns bindet — gleichviel, wenn du das Band zerreißt, so geht es ans Leben! —

Und warum willst du uns trennen! Sieh, ich bin bereit, alles zu thun — ich will meinen Mann verlassen, ich will mich scheiden lassen — ich will“, fuhr sie fort und senkte das Haupt und schauerte zusammen, „irgend etwas Schlechtes thun, nur um einen Grund zu haben, ihn zu verlassen —“

„Ich will aber nicht, daß du irgend etwas derartig Unsinniges thust. Wärest du frei gewesen, als ich dich kennen lernte — ich hätte dich in meine Arme genommen, und hätt' ich dich aus dem Schmutz der Straße auflesen müssen. Wenn du dich befreitest durch eine — Gemeinheit, um mir anzugehören, so würde ich dich nicht nehmen, selbst wenn du dich gewaltsam an meine Fersen hängtest. Denn eine Frau, die ich nicht achten kann, die kann ich nicht lieben, und noch viel weniger zu meiner Frau machen. Darum, Julia, damit ich nicht die Achtung vor dir verliere — laß mich ziehen! Sage mir, daß du die Notwendigkeit einsiehst!“

Es kostete ihm eine übermenschliche Anstrengung, so schonungslos mit ihr zu reden; die feuchten Tropfen standen ihm auf der Stirn. Er hoffte, daß sie in Zorn und Entrüstung auffahren, und ihm so das Schwere erleichtern würde. Er begriff eigentlich doch nicht ganz, daß sie sich das alles so ruhig sagen ließ —

Es that ihr weher, als er glaubte, als er sie — trotz aller Liebe zu ihr — Schmerz zu empfinden für fähig hielt. Sie fror innerlich bei seinen Worten, sie zerrissen alles in ihr; es war, als müßten ihr die Sinne vergehen vor sehnsüchtigem Schmerz; als müßte sie gleich auf der Stelle verrückt werden bei dem Gedanken, daß er morgen schon — morgen schon für immer gegangen sein würde. Und so kroch sie noch tiefer in sich zusammen und vergaß allen Stolz und alles äußerliche, flitterhafte Beiwerk.

Die Liebe zu ihm war das einzige starke, echte und wahre Gefühl ihrer Seele.

„Sei nicht so unbarmherzig!“ stöhnte sie. „Wenn du mich verlassen, dem Elend preisgeben willst — ich kann es nicht hindern. Aber sag' mir nicht so entsetzlich grausame Dinge! Meine einzige Sünde ist meine Liebe — und diese Sünde teilst du mit mir!“

„Ja, Julia, und darum nimm du deinen Anteil daran, wie ich den meinen, und wirf ihn von dir!“ Seine Stimme klang warm und weich und hatte etwas zuversichtlich Flehendes. Aber mit dem Zauber dieser Stimme rief er alle Dämonen ihrer Seele wach.

„Wenn du das kannst — ich kann es nicht! Ich kann nicht vergessen, was ich liebe, was ich so liebe! — Ich will es auch nicht vergessen!“ Und aufspringend, ergriff sie seine Hände, ehe er es hindern konnte. „Es ist nicht wahr, alles was du da sagtest!“ rief sie in echter, hilfloser Angst. „Du wirst nicht so ehrlos sein, mich zu verlassen, nachdem du mich krank und elend gemacht hast vor Liebe zu dir! Nein, du darfst nicht! Du sollst nicht! Sieh — so will ich dich halten!“ Ihre weichen kleinen Finger umklammerten seine Handgelenke wie würgende Schlingen. „Und wenn du dennoch gehst, so wirst du mich hinter dir her schleifen — durch den Schmutz — über Steine und Dornen — bis ich mich verblutet habe —“

Immer näher kam sie ihm — sie neigte sich über ihn mit heißen, offnen Lippen, mit glühenden Augen; er fühlte ihre Pulse schlagen, er atmete förmlich die entsetzliche Aufregung ein, die ihr ganzer Leib ausströmte.

Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Julia — Weib — laß mich —“ sagte er heiser. Und immer näher kam sie — immer näher — wie Alpdrücken lastete ihre Nähe auf ihm. Nein — sie sollte nicht Gewalt über ihn haben, die verführerische, süße Sünde —

„Laß mich!“ fuhr er sie rauh an. Mit einer heftigen Bewegung befreite er sich aus ihren Händen.

Sie schrie leise auf, taumelte zurück und stürzte wieder nach vorn. Ihre Finger krallten sich in das Tuch seines Waffenrockes. Es zuckte in ihm vor Wut — er wäre fast brutal geworden.

„Laß mich —“ sagte er noch einmal mit furchtbar drohenden Augen. „Zu solchem Spiel bin ich nicht hergekommen; wenn du mich nicht gutwillig losläßt, so brauch' ich Gewalt!“

Da war es, als ob ihre Finger erlahmten; sie stieß ihn von sich und wandte das Gesicht ab.

„Lebe wohl, Julia!“ Sie antwortete nicht; sie würdigte ihn keines Blickes.

Da nahm er Mütze und Säbel und ging aus dem Zimmer. Er hatte sich nicht einmal gesetzt während der ganzen Unterredung.

Er machte die Thür hinter sich zu und verließ die Wohnung; es war ihm angenehm, dabei keinem Dienstboten mehr zu begegnen. Er stieg die Treppe hinunter, langsam, schwerfällig. Die letzte Hoffnung, welche er noch an diese Frau geknüpft hatte, die Hoffnung, sie in der Abschiedsstunde groß und gut zu finden, war ihm zerschlagen worden.

Auf der Straße stand er still. Der rauhe Märzwind pfiff ihm um die Stirne; es that ihm gut; ebensogut wie der rücksichtslose Straßenlärm seiner wunden, zerrissenen Seele wehe that. Endlich fiel ihm ein, daß er weitergehen müsse. Er ging; aber mit jedem Schritt schien er eine Fessel zu zerreißen, so mühsam und gewaltsam bewegte er sich. Ihm war immer, als höre er hinter sich, in weiter Ferne, Julias Schluchzen —

Er trat in eine Restauration ein und ließ sich ein Glas starken Wein geben. Ihm war übel.

Dann ging er zu seinem Kommandeur. Er traf ihn zu Hause und wurde angenommen.

„Herr Oberst,“ sagte Björn, als er dem Vorgesetzten gegenüberstand, ohne eine Aufforderung zum Sitzen abzuwarten, „ich bitte gehorsamst, mir einen längeren Urlaub zu bewilligen.“

Der Oberst sah ihn etwas erstaunt an.

„Jetzt, mitten in den Frühjahrsübungen?“

„Ich weiß, daß der Augenblick schlecht gewählt ist,“ sagte Björn. „Ich würde diese Bitte auch gewiß nicht aussprechen, wenn ich mich fähig fühlte, den Anforderungen des Dienstes zu genügen. Das ist aber nicht der Fall. Es geht mir nicht gut — schon seit längerer Zeit nicht.“

Der Oberst bemerkte, daß sein Offizier in der That auffallend nervös und elend aussah.

„Setzen Sie sich doch!“ sagte er; und dann, als sie beide Platz genommen: „Haben Sie einen Arzt gefragt?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Ich weiß es noch nicht, Herr Oberst.“

„Ja — was fehlt Ihnen denn eigentlich?“

Björn schwieg. Der Oberst beobachtete ihn schweigend und schien seine besondern Gedanken zu haben.

„Ich entbehre Sie ungern — gerade jetzt. Sie sind einer meiner fähigsten und besten Offiziere. Aber gerade darum, weil Sie vor allen immer Ihre Pflichten aufs treuste und beste erfüllt haben, möchte ich Ihnen gefällig sein, auch wo es mir einmal unbequem ist. — Wann wollen Sie denn fort?“

„Ich möchte bitten, meinen Urlaub morgen schon antreten zu dürfen,“ sagte Björn gepreßt.

„Morgen schon — nun, das ist ja sehr eilig. Aber darauf kommt es am Ende nicht an. — Wie lange wollen Sie fortbleiben?“

Björn atmete schwer; er wurde noch blasser und griff mit der Hand fest an den Säbel. Dann schlug er — wie das in entscheidenden Augenblicken seine Art war — die Augen voll und groß zu seinem Vorgesetzten auf und sagte:

„Herr Oberst, ich muß Ihnen noch melden, daß ich meine Versetzung in ein andres Regiment beantragt habe.“

Des Obersten Gesicht drückte bei dieser Nachricht deutlich ein mißfälliges Staunen aus.

„So — nicht möglich! Und das erfahre ich so nebenbei — so nachträglich?“

„Mein Entschluß war unwiderruflich,“ sagte Björn. „Da er mir aber sehr schwer geworden ist, konnte ich nicht vorher darüber sprechen.“

„Und was haben Sie denn für Gründe, wenn ich fragen darf?“

„Ich möchte gehorsamst bitten, mir die Antwort auf diese Frage zu erlassen,“ sagte Björn sehr nachdrücklich.

„Hm —“ machte der Oberst, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und zog die Stirn in nachdenkliche Falten.

„Ich weiß,“ fuhr Björn ruhig und sachgemäß zu sprechen fort, „daß es kein gutes Licht auf mich wirft, wenn ich das Regiment, darin ich erst vor einem halben Jahr Aufnahme fand, nun wieder verlassen will. Ich fürchte, daß aus diesem Grunde mein Wunsch wenig Berücksichtigung finden wird. Ich möchte darum den Herrn Oberst um seine persönliche Verwendung für mich in dieser Sache herzlich und dringend bitten. Meine Gründe sind zwingender Natur; es sind Ehrensachen, Herr Oberst — ich bitte nochmals, mir weitere Auseinandersetzungen zu ersparen und in meine Ehrenhaftigkeit keinen Zweifel zu setzen!“ vollendete er gewaltsam.

Der Oberst hatte ihn, während er sprach, mit seinen ruhigen klugen Augen unausgesetzt beobachtet. Nun atmete er tief auf und sagte:

„Das letztere ist selbstverständlich. — Was Ihre Gründe anbetrifft, so kenne ich sie besser, als Sie denken. Ich sehe sie ein, und ich ehre sie.“

Der arme Björn wurde blutrot. Wußte denn der Oberst — wußte man etwa allgemein —

Ach, es war ja kaum anders möglich, als daß man es wußte. Sie hatte es ja zu rücksichtslos getrieben!

„Ich werde darum," fuhr der Oberst fort, „Ihren Antrag nach Kräften befürworten, und ich denke, das wird nicht ohne Erfolg bleiben. — Ich persönlich kann Ihren Entschluß nur bedauern; und nicht nur ich, sondern wir alle werden Sie schmerzlich vermissen; um so schmerzlicher, je höher ich und wir alle sie fortan achten werden. Sie haben sich ein besseres Andenken bei uns gesichert, als irgend ein andrer durch die größte Tüchtigkeit im Dienst —"

Weiter sah, hörte und verstand Björn nichts mehr.

Er ging nach Hause und verbrachte in dumpfer Unthätigkeit einige lange, öde Stunden. Die seelischen Kämpfe und Erregungen hatten seine Körperkräfte mitgenommen. Nun die schwerste Schlacht gewonnen war, verließ ihn die Herrschaft über seine Nerven.

Dann schrieb er an seine Eltern — ein Brief, der ihm unsäglich schwer wurde, weil er darin die Wahrheit umgehen mußte. Er teilte ihnen mit, daß er angegriffen und erholungsbedürftig sei und sich deshalb schnell entschlossen habe, den bewilligten Urlaub im Süden zu verleben. Um keinen Tag zu verlieren und die Erholungszeit gewissenhaft auszunutzen, werde er morgen schon abreisen. Sie möchten verzeihen, wenn er nicht vorher zu ihnen käme.

Um keinen Preis hätte er jetzt nach Hause gehen mögen. Sein Vater würde ihn den ganzen Tag in Anspruch nehmen und seine Aufmerksamkeit für hunderterlei Dinge verlangen; seine Mutter aber würde mit ihren liebevollen Augen auf dem Grunde seiner Seele lesen —

Allein mußte er jetzt sein, ganz allein mit sich, seinem Leid und seinem Gott. So nur konnte er niederkämpfen und überwinden, wobei ihm kein andrer helfen konnte und durfte. So nur konnte er das gestörte Gleichgewicht seiner Seele wieder herstellen.

Dann fing er an zu packen und Maßregeln zu treffen, die Auflösung seiner Wohnung, die während seiner Abwesenheit nötig werden würde, zu erleichtern. Er hatte nicht die Absicht, dazu wieder herzukommen.

Zur gewohnten Essensstunde erschien er im Kasino.

„Morgen trete ich einen vierwöchentlichen Urlaub an," verkündete er seinen Kameraden mit lauter Stimme. „Heut will ich noch einmal vergnügt mit euch sein — ich lade euch alle ein zu einem frischen, fröhlichen Trunke!"

Sie bejubelten seinen Einfall so sehr, daß das Bedauern, ihn auf einige Zeit aus ihrem Kreise scheiden zu sehen, fast darüber zu kurz kam. Ihm war es eben recht. Je vergnügter sie waren, um so weniger brauchte er selbst sich anzustrengen. Es gelang ihm, sie in eine so heitere Stimmung zu bringen, daß sie es gar nicht bemerkten, wie er immer stiller wurde und immer elender aussah.

Plötzlich entdeckten sie, daß er aus ihrer Mitte entschwunden war — sich „heimlich gedrückt" hatte.

Am andern Morgen beim Dienst war er ernster und stiller als gewöhnlich; er sah aus, als habe er in der Nacht wenig oder gar nicht geschlafen.

„Katzenjammer,“ lachten die Kameraden. Wenn einer oder der andre vielleicht noch etwas weiteres dachte, so sprach er doch nicht darüber.

Um sechs Uhr abends stand er auf dem Bahnhof. Einige Offiziere begleiteten ihn. Niemand außer dem Regiment wußte noch um seine plötzliche Abreise; er hatte keinen einzigen Abschiedsbesuch gemacht.

Es war Björn fast lieb, daß das muntere Geplauder seiner Kameraden ihn umgab und seine Gedanken gewaltsam ablenkte — sie hätten ihm sonst zu wehe gethan. So kam er unter Geschwätz und Gelächter unversehens in das Coupé; ehe er noch recht wußte, was geschah, setzte der Zug sich in Bewegung.

„Auf Wiedersehen!“ riefen sie ihm nach.

„Auf Wiedersehen!“ rief er zurück. Es war ja nicht gelogen, er wünschte und hoffte wirklich, sie wiederzusehen — nur nicht hier.

Der Zug bewegte sich immer schneller; die öden, grauen Bahnhofsgebäude wichen zurück; noch ein letztes Mal lag die ganze Stadt vor seinen Blicken; die grünen Wiesen umher, die der Fluß durchrauschte — der Fluß, der bei Julias Fenstern vorüberfloß. Und dann blieb auch die Stadt zurück. In einer großen Kurve glitt der Zug, immer schneller laufend, nach rechts. Das letzte Haus der Stadt, die er niemals wiedersehen wollte, entschwand seinen Blicken.

Da ließ sich Björn auf einen Sitz niedersinken und schloß die Augen.

Das also war der Abschied!

Als Julia nach der kurzen, schlimmen Unterredung mit Björn allein geblieben war, verfiel sie in eine wahre Raserei.

Der Zorn, den sie vorübergehend gegen ihn empfunden, als all ihre Bemühungen, ihn zu halten, von ihm abglitten wie ohnmächtige Pfeile von einem ehernen Panzer, und der nur eine Äußerung ihrer Leidenschaft für ihn war, verwandelte sich in einen brennenden Schmerz, sobald er sie verlassen hatte.

Sie hatte sich auf diesen Mann gestürzt mit ihrer ganzen, unbefriedigten, haltlosen Seele; er sollte ihr Glück geben, sollte ihr das Leben ertragen helfen, sollte ihr Halt sein. Nun war er fort. Nun brach sie zusammen.

Sie weinte und schluchzte — sie tobte in den engen vier Wänden ihres beinahe zu üppig eingerichteten Boudoirs wie ein Kind, dessen hartnäckig auf eins zugespitzten Eigensinn man achtlos und rücksichtslos zerschlagen hatte. Endlich wurde sie erschöpft und müde. Und als sie ihren Mann nach Hause kommen hörte, floh sie in ihr Schlafzimmer, riegelte sich ein und ging zu Bett. Sie habe Migräne, ließ sie ihm sagen.

Drei Tage blieb sie liegen. Sie hatte keine Energie und keinen Mut, weiterzuleben. Sie wollte abwarten — und irgend etwas würde sich ja wohl ereignen.

Aber es ereignete sich nichts. Eberhard ließ sich mehreremal täglich nach ihrem Befinden erkundigen. Er kam auch selbst an ihr Bett und überzeugte sich, daß sie

erhitzt und fiebrisch aussah, und trübe gerötete Augen hatte. Da sie zum Sprechen nicht aufgelegt war, verließ er sie allemal bald wieder. Zum Pflegen und Hätscheln hatte er kein Talent. — Er ahnte nicht, daß Julia jedesmal, wenn er das Schlafzimmer verlassen hatte, einen Weinkrampf bekam und mit Händen und Füßen zuckte vor ungeduldigem Schmerz. Sie sehnte sich nach Liebe in diesem unglückseligen, trostlosen Zustande ihrer Seele; nach Gesetz und Natur konnte sie diese Liebe, nach der all ihr Inwendiges schrie wie das verdurstende Wild nach Wasser, von ihrem Gatten verlangen. Und er gab sie ihr nicht: er ahnte nichts von dem Vorhandensein solcher Bedürfnisse, nichts von der Art, wie man sie stillt. — Und sie haßte ihn, weil er ihr das alles nicht geben konnte; haßte ihn, weil er stand zwischen ihr und dem, bei dem sie das alles gefunden hätte.

„Aus dem Schmutz der Straße hätte ich dich in meine Arme genommen," so hatte Björn gesagt. O, wie sie sich sehnte nach solchem Straßenschmutz, nur, damit er sie davon reinigen könnte! O, wie sie sich fortsehnte aus der kalten, öden Reinlichkeit ihres liebearmen Lebens!

Ganz heimlich, ganz im stillen hoffte sie, Björn werde wiederkommen. Es konnte ihm doch nicht ernst gewesen sein mit seinen Absichten. Ihr Jammer, den er fühllos mit angesehen hatte, mußte ihm nachgehen, mußte sein Herz rühren, sein Gewissen wecken — mußte ihn zu ihr zurückführen.

Aber Björn kam nicht wieder.

Am dritten Tage endlich wurden ihr die Einsamkeit und das Halbdunkel ihres Schlafzimmers langweilig. Sie entschloß sich, aufzustehen und weiterzuleben. Sie war doch in gewisser Weise neugierig, wie das Leben sich nun gestalten würde.

Als Eberhard vom Bureau nach Hause kam, fand er seine Frau im Salon, in einem eleganten Frühlingsanzug am Fenster stehen. Draußen schien die Sonne.

„Nun — bist du mit einemmale wieder gesund?" fragte er und betrachtete ein wenig mißtrauisch ihr blasses Gesicht, in dem die Augen unruhig zitterten.

„Es geht mir besser," sagte sie, ihn nur halb ansehend; sie fürchtete, ihren Widerwillen gegen ihn nicht mehr verbergen zu können. „Ich möchte spazieren fahren. Die schöne Frühlingsluft wird mir gut thun."

„Wie du wünschest," antwortete Eberhard höflich. „Bestimme, bitte, wann der Wagen vorfahren soll."

„Ich möchte aber mit dir fahren," sagte Julia. „Allein macht es mir keinen Spaß."

„Du bist sehr freundlich — aber ich habe heute nachmittag leider noch zu arbeiten —" er unterbrach sich, denn Julia, deren Augen in den letzten Tagen nicht oft trocken geworden und infolgedessen reizbar und entzündet waren, fing an zu weinen.

„Drei Tage habe ich zu Bett gelegen — du hast dich kaum um mich gekümmert —"

„Aber, liebes Kind," unterbrach er ärgerlich, „du hast es ja gar nicht gewünscht, daß ich mich um dich kümmere!"

„So? Nun — zum Betteln bin ich freilich zu stolz —" sie stockte, denn es fiel ihr ein, wie sehr sie vor drei Tagen bei jemand gebettelt hatte, mit Worten

und mit ihrem ganzen Leibe. „Jedenfalls," fuhr sie fort, „hast du in dieser Zeit genug arbeiten können, um dir nun eine kurze Stunde für mich zu gewähren. Du solltest dich doch freuen, daß ich nicht ohne dich ausfahren mag!" schloß sie mit einem mißglückten Versuch, kokett zu sein.

„Spare deine Redensarten!" sprach er finster. „Dergleichen ist schon längst nicht mehr Mode zwischen uns. Wenn du heute verlangst, ich solle dich begleiten, so hast du dafür ganz andre Gründe, als den Wunsch nach meiner Gesellschaft."

Sie sah ihn gespannt an. Sie war doch neugierig, was er nun sagen würde. Dieses neugierige, jede Spur von Verlegenheit oder Schuldgefühl entbehrende Gesicht reizte ihn.

„Du willst den Leuten zeigen," sagte er, „daß die plötzliche Abreise von Björn Heddenholm dich durchaus nicht verhindert, vergnügt zu sein und dir durch mich das Leben angenehm machen zu lassen."

Sie wurde rot, riß die Augen weit auf vor Schreck und starrte ihn fassungslos an.

„Daß du dich bemühst, die Leute zu belügen," fuhr er gefühllos fort, „läßt sich erklären; vielleicht sogar verteidigen. Bei mir brauchst du dir diese Mühe nicht mehr zu geben. Ich weiß ganz genau, daß deine ganze Krankheit nur mit dieser Abreise zusammenhängt. Du hast das Feuer so lange geschürt, bis ihm der Boden unter den Füßen brannte; und da er ein ehrenhafter Mensch ist, so hat er sich davon gemacht. — Für dich ist das natürlich äußerst peinlich, das verstehe ich vollkommen. Indes — du hast dich allein in diese Lage gebracht — nun sieh zu, wie du allein wieder hinauskommst."

Sie starrte ihn immer noch an; aber sie war sehr blaß geworden, und ihre Hand tastete nach einem Halt.

„Woher weißt du, daß er fort ist?" stammelte sie; alles andre schien sie überhört zu haben.

„Das ist ja weiter kein Geheimnis; daß er fort ist, meine ich. Mir erzählte man es im Kasino, wohin ich vorgestern abend in Ermangelung häuslichen Behagens gegangen bin."

„Also er ist wirklich fort!" dachte Julia und vergaß alles andre darüber. Sie ließ den Kopf tief hängen und sah schlaff und müde aus.

Die Eheleute hatten sich daran gewöhnt, aus ihrer gegenseitigen Kälte, ja Abneigung, voreinander kein Geheimnis mehr zu machen. Die gänzliche Hoffnungslosigkeit, daß es jemals wieder besser werden könne, der Mangel an gutem Willen, ein jeder die eignen Neigungen und Gewohnheiten zu opfern zum Wohle des andern, hatten ihrem gegenseitigen Verhältnis alle rücksichtsvolle Zartheit genommen, und in ihnen den verderblichen Egoismus genährt, der nur nach Erfüllung der eignen Wünsche strebt, weil ihm die Wünsche des andern mit ihm selber gleichgültig geworden sind.

Da sie nichts mehr sagte, schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen. Da rief sie ihm nach.

„Willst du wirklich nicht mit mir kommen?"

„Ich sagte dir ja schon: Nein."

Die Thür fiel hinter ihm zu. Sie ballte die Fäuste vor ohnmächtigem Zorn — vor Unglück — vor Einsamkeit und Sehnsucht.

Nichtsdestoweniger saß sie zwei Stunden später in ihrem eleganten offenen Wagen, ein graues Hütchen mit einem rosa Rosentuff an der Seite auf dem blonden Kraushaar, mit lächelndem Gesicht und glitzernden, wenn auch ein wenig verstörten Augen, und fuhr in den Frühlingssonnenschein hinaus.

Es war der erste schöne, warme Tag im Jahr. Die ganze Stadt war unterwegs, zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde. Alles prangte in neuen Hüten und Kleidern, alles lachte und war fröhlich. Das belebte, heitere Bild mit dem blauen Himmel darüber zerstreute und erfrischte Julia und zog ihre Gedanken von dem einen, einzigen, daran sie unaufhörlich nutzlos nagten und bohrten, ein wenig ab. Es fiel ihr ein, daß Sonntag sei; Lätare, d. h.: „Freuet euch," soviel wußte sie noch aus der Religionsstunde. Und da überkam sie selbst ein unsinniges Verlangen nach Freude — Freude in irgend einer Gestalt.

Sie war jetzt vor dem Thor, wo zwischen Wald und Wiesen schöne Alleen sich dehnen. Hier war der bunte Menschenstrom noch mannigfaltiger. Überall zwischen den schwarzen Röcken der Civilisten tauchte das grelle Hellblau der Husaren auf. Jeder Soldat hatte seinen Schatz, oder mindestens Mutter oder Schwester am Arm. Nur sie allein — sie hatte nichts.

Von weitem erkannte sie einen von Björns Kameraden, der zu Fuß ihrem Wagen entgegenkam. Als er dicht heran war, grüßte er höflich zu ihr hinüber. Julia ließ halten. Er sah, daß es ihm galt und kam heran.

Nun war Julia ein wenig verlegen — oder that wenigstens so.

„Ich weiß nicht — es war so ein Einfall von mir — ich wollte Ihnen vorschlagen, ein Stückchen mit mir zu fahren, wenn Sie Zeit haben!" sagte sie mit einem sehr anmutigen, etwas wehmütigen Lächeln.

Und welcher junge, vergnügte Offizier hätte nicht Zeit, mit einer jungen, hübschen Frau an einem sonnigen Frühlingstage in einem eleganten Wagen durch Wald und Wiesen zu rollen!

Sie saßen einträchtig nebeneinander; Julias Lächeln und Grüßen an vorübergehende Bekannte war noch huldvoller geworden. Manch einer drehte sich um und sah ihr kopfschüttelnd nach. Das hatte sie doch noch nie gethan!

„Sagen Sie doch," begann Julia nach einigem oberflächlichen Gedankenwechsel, „ist Björn Heddenholm wirklich abgereist?"

Der Angeredete bekam einen kleinen Schreck — oder bildete sich das Julia nur ein?

„Ja, er ist weg," antwortete er dann nicht ganz unbefangen; „mit vierwöchentlichem Urlaub nach dem Süden."

„Nein — wie mich das freut!" sagte Julia. Ihr Begleiter fuhr förmlich erschrocken herum und sah sie mit naivem Interesse an. Julia machte ein verträumtes Gesicht und lächelte glücklich.

„Warum freut Sie denn das so sehr?"

„Weil ich mir schmeichle, die Veranlassung zu diesem endgültigen Entschluß zu sein."

„Wa—as —"

„Nun, Sie müssen doch bemerkt haben, daß es ihm schon seit Wochen nicht gut geht. Er war natürlich viel zu gewissenhaft, jetzt Urlaub zu nehmen. Frühjahrsübungen, Besichtigungen, Paraden — was weiß ich! Da habe ich ihm zugeredet, fortzugehen, immer fort, bei jeder Gelegenheit. Nun — und Zureden hilft eben manchmal!“

Ja — weiß der Himmel — wenn so ein lieblicher Mund zuredet —

„Hat er Ihnen denn auch gesagt, wovon er so elend geworden ist?“ fragte der andre, halb neugierig, halb boshaft. — Diese Frage versetzte sie einigermaßen in Verlegenheit. Aber sie wußte sich Rat.

„Du liebe Zeit — Nerven! Nerven gehören doch zum Zeitgeist. Wo die Weisheit der Ärzte aufhört, fangen die Nerven des Patienten an. Nerven hat jeder mal, mit oder ohne Veranlassung. Man muß nur beizeiten gegen sie zu Felde ziehen.“

„Da kann man sich ja nur für ihn freuen, daß Sie das Übel so schnell erkannten und auch gleich für die Heilung sorgten!“

„Ja — die hab' ich nun leider nicht in der Hand. Aber ich freue mich doch zu sehr, ihn wenigstens auf den richtigen Weg gebracht zu sehen!“

Dann plauderte sie von andern Dingen, nichtig, unschuldig, und je länger je fröhlicher; das reine Vogelgezwitscher. Ob er zuhörte oder nicht, schien ihr bedeutungslos.

Er war in der That zerstreut. Es war ja eine allgemein ausgemachte Sache, daß zwischen Julia und Björn Heddenholm etwas nicht ganz richtig, und daß Björn auf und davongegangen sei, um noch beizeiten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Was sollte er nun halten von dem, was diese leichtsinnige, liebenswürdige Frau ihm hier vorlächelte? War es möglich, daß man mit so unschuldigen, ehrlichen Augen so — glatt weg log? Und lügen that sie sicherlich. — Nein, Björn konnte sich freuen, daß er genug Charakter gehabt hatte, davonzugehen. Wie würde es aber werden, wenn er wiederkam? Vier Wochen sind eine kurze Zeit; für so etwas — viel zu kurz!

Vor dem Stadtthor setzte Julia Altefahr ihren Begleiter wieder ab. Sie fürchtete sich doch ein wenig davor, ihrem Manne zu begegnen. Innerlich ärgerte sie sich über dieses Abhängigkeitsgefühl, das in ihrem Verhältnis gar keinen innern Sinn mehr hatte, und beschloß, sich für die Zukunft dessen zu entäußern.

Daß Eberhard um ihre Neigung zu Björn wußte, war ihr anfangs ein großer Schreck gewesen, denn sie hatte seinen Zorn gefürchtet. Nun sie sah, daß es ihn kalt ließ, daß er es wahrscheinlich schon lange gewußt und nie energisch zu hindern versucht hatte, da es ihm jedenfalls gleichgültig war, fühlte sie sich eher erleichtert. Er würde sie nun vielleicht eher gewähren lassen in ihrem Thun; er mußte ja einsehen, daß sie Zerstreuung brauchte, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte an solchem Gram, und daß sie sich solche Zerstreuung, da er sie ihr nicht schuf, wo anders suchen mußte.

Ach ja, Zerstreuung! Ihr ganzer Mensch fieberte danach. Sie konnte den bohrenden Schmerz in ihrer Brust nicht ertragen; die schreiende Sehnsucht nach dem Davongegangenen schwieg weder Tag noch Nacht. Und da sie in sich selber nichts hatte, das ihr Halt und Ruhe geben konnte, da sie keinen Menschen hatte, der sie auf den Weg zum Frieden führen konnte, den sie allein nicht fand, so suchte sie nach Betäubung für die Qualen, die sie nicht zu heilen vermochte.

„Wenn du es nicht scheust,“ sagte sie zu ihrem Mann, „daß ich, alt und häßlich und reizlos und verbittert und vergrämt, dir noch gründlicher zur Last falle, als so schon — gut, so sperre mich ein und verbiete mir, was mir Vergnügen macht. Wenn dir aber daran gelegen ist, eine repräsentable und deinen Anforderungen an das Äußere entsprechende Frau zu behalten, so laß mich gewähren und gieb mir die Freiheit, mir zu verschaffen, was mir das Leben erträglich macht.“

Er zuckte die Achseln — und ließ sie gewähren. Im Mund der Leute war sie nun doch schon, daran war nichts mehr zu ändern; auch nicht, wenn er mit rücksichtsloser Strenge gegen sie vorging und sich dadurch die Hölle im Hause schaffte. So ließ er sie machen, was sie wollte; beteiligte sich an ihren Ausfahrten und Gängen, soviel ihm gut schien, sah sie im übrigen nur bei den Mahlzeiten und hatte den Vorzug, niemals in seinem Zimmer gestört zu werden.

Ohne ihr etwas davon zu sagen, stellte er sich der Regierung für etwa vorkommende Gelegenheiten zur Verfügung. Er wollte eine Versetzung oder Beförderung nicht gerade offiziell erstreben — das hielt er für seine Karriere nicht für vorteilhaft, und das würde dem Geklätsch neue Nahrung geben. Aber unter der Hand sich danach umzusehen und das zufällig Gefundene dann als von ungefähr entgegenzunehmen, das schien ihm das Rechte. — Er empfand es keineswegs angenehm, der Mann einer Frau zu sein, die in gewissen Kreisen das Tagesgespräch bildete; aber er war andrerseits innerlich zu losgelöst von ihr, als daß er es sich besonders zu Herzen genommen hätte. Daß es seiner Stellung, gesellschaftlich oder amtlich, schaden könne, fürchtete er nicht. Wie er selbst kaum noch eine Zugehörigkeit zu seiner Frau empfand, so glaubte und fühlte er sich auch vor andern von dieser Zusammengehörigkeit sowie von jeder Verantwortung freigesprochen.

Immerhin war es angenehmer, die Zeit seines Aufenthaltes hier, die ohne sein Dawiderthun noch recht lang sein konnte, durch irgend ein freundliches Schicksalsentgegenkommen abgekürzt zu sehen. Björn Heddenholm würde zurückkommen; es war vorauszusehen, daß die Geschichte sich dann weiterspinnen würde; wenn nicht von seiner, so doch gewiß von ihrer Seite. Wer weiß, zu was für unangenehmen Dingen das noch führen konnte.

Er überlegte, ob es nicht angezeigt sei, Julia vor dieser Rückkehr fortzuschicken. Aber wohin? — Ein Elternhaus hatte sie nicht mehr. Der Vater hatte sich kurz vor Julias Verlobung zum zweitenmal verheiratet und war wenige Jahre darauf gestorben. Seine Witwe lebte in der Zurückgezogenheit einer kleinen Provinzialstadt, ganz der Erziehung ihres einzigen Kindes gewidmet. Julia kannte sie kaum, sie hatten nie Gelegenheit gehabt, einander näher zu treten; Julia hatte auch gar keine Lust dazu. Diese zweite Mutter war in allem ihr so entschiedener Gegensatz, daß sie es in keiner Weise bei ihr würde ertragen können.

Geschwister hatte Julia nicht. Es blieb also nur noch eine Badereise, obgleich bei ihrer tadellosen Gesundheit für eine solche kaum ein Vorwand zu finden war.

Namentlich aber würde es die größten Schwierigkeiten und heftigsten Scenen heraufbeschwören, sobald sie merkte — und das war doch nicht zu verhindern — weshalb sie verreisen sollte. Mit Gewalt deportieren konnte er sie auch nicht —

All diese unangenehmen Überlegungen fanden eines Tages eine unerwartete Erledigung.

In der Zeitung stand Björn Heddenholms Versetzung unter Beförderung zum Oberleutnant nach der westdeutschen Garnison D . . . .

Eberhard Altefahr überlegte nicht lange, ob diese Nachricht für den, den sie betraf, eine Überraschung oder eine Bewilligung enthalten möge. Die Thatsache allein genügte ihm. Tief befriedigt über die so unerwartet leichte und angenehme Lösung einer heiklen Frage, legte er, ehe er den täglichen Gang nach dem Bureau antrat, die Zeitungen auf ihren gewohnten Platz neben dem Bücherschrank, wo Julia dann manchmal darin zu blättern pflegte.

Julia war keineswegs eine eifrige Zeitungsleserin; höchstens Feuilleton- und Familiennachrichten waren von Interesse für sie. Seit Björns Abreise aber zitterte sie förmlich jeder Post entgegen. Mit Ungeduld erwartete sie allmorgendlich den Augenblick, wo Eberhard gegangen sein würde, um sich auf die Zeitung zu stürzen und nach den militärischen Notizen zu suchen.

Und so geschah es auch heute, und so las sie schwarz auf weiß, daß dennoch alles, alles sein bitterer, unwiderruflicher Ernst gewesen war. —

Sekundenlang fühlte sie sich entsetzlich gedemütigt; dann war sie zornig, außer sich, aufgebracht — daß er sie so ehrlos, so feige, so erbärmlich im Stich ließ. Dann sagte ihr ein guter Instinkt, daß er allein der Ehrenhafte und der Mutige in dieser Sache sei; daß sie eigentlich vor ihm knien müßte vor Scham —

Und ihre Liebe zu ihm war so wahr und echt, daß sie sich willig vor ihm schämte; daß es ihr beinahe wohl that, sich vor ihm schämen zu müssen.

Und zuletzt weinte sie nur noch und dachte und fühlte gar nichts mehr. —

So fand sie Eberhard, der heut außergewöhnlich früh nach Hause kam. Sie bemühte sich nicht einmal, ihm zu verbergen, daß sie verweint und außer sich war.

„Was hast du? Was ist dir?“ fragte er, obwohl er es sehr gut wußte. Sie sah in ihren Schoß, unterdrückte ein aufsteigendes Schluchzen und antwortete nicht. Er betrachtete sie stumm; es schien fast, als ob er Mitleid mit ihr habe. Dann wurde sein Gesicht hart und streng.

„Du bist doch ein miserables Geschöpf!“ sagte er.

„Warum!“ fuhr sie auf und sah ihn trotzig an.

„Weil du weder dich, noch mich, noch ihn der Mühe wert hältst, diese Thränen — heimlich zu weinen, statt so rücksichtslos vor meinen Augen!“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte sie.

„Das glaube ich gern. Ich will es dir aber erklären. Wenn du noch einen Funken von Selbstachtung hättest, so würdest du dich nicht in deinen Empfindungen so gehen lassen. Und wenn du noch eine Spur von Achtung vor mir hättest, so würdest du mir nicht mit solcher nichtachtenden Unverblümtheit zu verstehen geben, daß du einen andern liebst. Und wenn du eine Spur von Achtung vor diesem andern hättest, so würdest du seine ehrenhaften Bestrebungen, dieser unrühmlichen Episode ein Ende zu machen, selber ehren, indem du an deinem Teil mit dem Vergangenen abrechnetest.“

Sie aber schien von seiner ganzen Rede nur das verstanden zu haben, was sich auf Björn bezog; und etwas darin erstaunte sie so, daß sie ihren Mann groß ansah.

„Bist du denn gar nicht böse auf ihn?“ fragte sie naiv.

„Böse? — Liebes Kind, du weißt doch wohl selbst, wie wenig er für das alles kann!“

„Wie meinst du das?“ fragte sie ein wenig gereizt.

„Du hast dich ihm an den Hals geworfen,“ erwiderte Eberhard kaltblütig. „Und er war ehrenhaft genug, sich aus dem Staube zu machen. Ich wüßte nicht, weshalb ich ihm böse sein sollte, als höchstens, weil ich mich eigentlich deiner schämen müßte.“ Julia war ganz blaß geworden. Aber sie bezwang sich; sie wollte ebenso kalt bleiben, wie er.

„Er hat mich auch geliebt,“ sagte sie. „Ich würde mich nie um ihn bekümmert haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß seine Liebe —“

„Schäme dich, davon zu sprechen,“ unterbrach er rauh. „Wenn du *meine* Gefühle nicht ehrst, so ehre wenigstens die seinen.“ Julia lachte; es klang häßlich und hart.

„Warum lachst du?“ fuhr er sie an.

„Weil es so komisch klingt, wenn du von deinen Gefühlen sprichst!“

„Besser gar keine Gefühle haben, als solche wie du. Denn deine Gefühle sind oft nur Gefühllosigkeiten und meistens Verirrungen.“

Er ging empört hinaus. Wenn er auch selbst zugeben mußte, keinen Überschuß an Gefühl zu haben — so weit reichte es doch, um sich an der Seite dieser Frau rechtschaffen unglücklich zu fühlen. Aber das wollte er ihr nicht eingestehen — das war sie gar nicht wert. —

Man war einigermaßen gespannt, ob Julia die Nachricht von Björns Versetzung ebenso aufnehmen würde, wie sie die von seiner Abreise aufgenommen hatte. Man täuschte sich keinen Augenblick über die Beziehungen ihrer Persönlichkeit zu beiden. Aber es fand niemand den rechten Mut, mit ihr darüber zu sprechen.

Es fand gerade in den Tagen eine kleine Parade vor dem Kommandierenden statt. Alle Damen der Gesellschaft sahen zu; Julia war natürlich auch dabei. Nach beendetem Dienst kamen einige der Herren zu ihnen, Björns Rittmeister blieb zufällig bei Julia stehen.

„Wie schade, daß Björn Heddenholm nicht dabei war!“ sagte Julia ganz unbefangen. Er sah sie ein wenig erstaunt an und wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

„Ja, und er wird leider nie mehr dabei sein,“ meinte er endlich. „Sie wissen doch —“

„Von seiner Versetzung? Natürlich. Es ist sehr, sehr schade. Aber man kann es ihm ja nicht verdenken!“

„Nicht verdenken —“ der Rittmeister räusperte sich, drehte seinen Bart und wußte absolut nicht, was er weiter sagen sollte — wo sie hinaus wollte. Denn er mochte natürlich nichts Dummes oder Unvorsichtiges sagen.

„Nun, ich denke doch," meinte Julia ganz harmlos und sah ihn noch obendrein mit ihren hübschen Augen groß an, „seine Versetzung hat denselben Grund, wie seine Erholungsreise?"

„Ja — ja — natürlich —" gab er zu und wußte immer noch nicht, wo das hin sollte.

„Also wenn er die Luft hier nicht vertragen zu können glaubt, so ist es doch sehr begreiflich, daß er sich wo anders hin versetzen läßt. Und die Luft hier ist ja auch rauh, es ist immerfort windig —"

„Na, erlauben Sie mal, gnädige Frau," platzte der Rittmeister los, dem es nun doch zu viel wurde, „diese Luft hier ist denn doch seine Heimatsluft, die er gewohnt sein könnte! Sein elterliches Gut liegt sogar noch ein gut Stück nördlicher —"

„Es ist nicht gesagt, daß man immer in den Verhältnissen leben kann, in die einen die Schicksalslaune hineinversetzt hat. Wohl dem, der sich versetzen lassen kann —"

„Sagen Sie lieber: wohl dem, der das Leben nicht als Schicksalslaune auffaßt, sondern als eine Aufgabe, die er unter allen Umständen zu lösen hat," sagte der Rittmeister mit Nachdruck. „Unser Björn hält es jedenfalls nicht für Schicksalslaune."

Julia empfand diese Wendung des Gespräches peinlich.

„Ob man sich einer Unbequemlichkeit aus Pflichtgefühl entzieht oder aus Bequemlichkeitsliebe, ist doch eigentlich dasselbe. Die Hauptsache ist, daß man sie los wird."

„Ich glaube nicht, daß Björn Heddenholm so denkt —"

„Nun — jedenfalls ist es schade, daß er fort ist — für uns alle —"

Sie lächelte ihn freundlich an und wandte sich andern zu. Sie hatte gesagt, was sie sagen wollte. Auf mehr mochte sie sich nicht einlassen.

Der Rittmeister sah ihr nachdenklich und kopfschüttelnd nach.

„Es ist doch nicht zu begreifen," dachte er bei sich. „Wohl ihm, daß er fort ist."

Julias Leben gestaltete sich in den nächsten Monaten so, wie es ihrem Charakter und ihren Auffassungen nach nicht anders zu erwarten war. Sie suchte ihren Liebesgram durch ein leichtsinniges Umherflattern von Genuß zu Genuß zu betäuben. Sie fuhr und ging aus, machte Besuche und empfing welche. Wo immer es etwas zu amüsieren und zu lachen gab, war sie dabei.

Sie ließ sich auf alle erdenkliche Weise den Hof machen, sie forderte geradeswegs dazu heraus. Sie war auch wie geschaffen dazu; hübsch, jung, vergnügt, neckisch und wehmütig, hingebend und spröde, gewährend und versagend — das reine Aprilwetter mit Regen und Sonnenschein, mit Blüten und verheißungsvollen Knospen, mit kalten Lüften und gewitterschwülen Sonnenstrahlen. So eine Wegblüte, an der sich jeder vorübergehend einmal berauscht.

Es gab einige in Björns Regiment, die konnten es nicht vergessen, was sie ihrem Kameraden angethan hatte, und daß sie ihr seinen Verlust verdankten. Es gab aber auch andre, die es gern berücksichtigten, daß sie selbst es vergessen zu

sehen wünschte, und sich um so williger und gewissenloser vor ihren Triumphwagen spannten.

Die künstlich erzeugte Betäubung dauerte indes immer nur so lange, wie sie das Mittel nahm. Sobald sie allein und unbeschäftigt — und sie konnte sich nie allein beschäftigen — in ihrer luxusreichen, glückesarmen Wohnung saß, kam ein Paroxismus von Verzweiflung über sie.

Dann weinte sie um Björn. Und da die Liebe zu ihm das einzig Echte in ihrem Leben war, so waren die Thränen, die sie um ihn weinte, die bittersten von allen, die sie sonst noch um andre Dinge vergoß.

Eberhard sah das alles in schweigender Überlegenheit und kalter Resignation mit an. Er hatte seinen der Regierung ausgesprochenen Wunsch nicht widerrufen und erwartete mit zuversichtlicher Ruhe, daß ihm von daher eines Tages eine willkommene Änderung der Verhältnisse kommen würde. Björns Versetzung hatte den Wunsch minder dringend gemacht. Erstrebenswert blieb ein Verlassen des Ortes, in dem Julia sich unmöglich gemacht hatte, immerhin für ihn.

Einstweilen ließ er sie machen, was sie wollte. Daß er sich gar nicht um sie bekümmerte, sollte der Welt am besten beweisen, daß er ihr Benehmen mißbillige und für dessen Folgen in keiner Weise die Verantwortung zu tragen gedenke.

Und eines Tages, im Mai, kam er vom Bureau nach Hause und trug die amtliche Mitteilung seiner Versetzung in der Tasche; sie enthielt zugleich eine Beförderung; aber sein Gesicht war finster und steinern; die erhoffte Erleichterung war ihm grausam und hohnvoll vergällt worden.

Er war nach D........ versetzt und sollte den neuen Posten sofort antreten.

Eberhard Altefahr war außer sich; das widerfuhr ihm nicht oft, und wo es ihm widerfuhr, dünkte es ihn seiner unwürdig. Aber so außer sich wie heute war er vielleicht noch nie in seinem Leben gewesen.

Den angewiesenen Posten abzulehnen, nachdem seine Ernennung amtlich bestätigt war, ging natürlich nicht — ebensogut konnte er sein Abschiedsgesuch einreichen. Warum hatte man nicht erst privatim angefragt, ob ihm diese Stelle angenehm sein würde, wie das so oft geschah! — Es war in der That an und für sich eine sehr angenehme Stelle, nach der jeder andre mit Freuden gegriffen haben würde; man mußte also annehmen, daß er dasselbe thun würde. Er hätte sich in der That kaum eine vorteilhaftere Versetzung denken können — wenn eben die persönlichen Verhältnisse nicht wären.

Wäre es auf irgend eine noch so unglaubwürdige Weise möglich gewesen, so hätte er darauf geschworen, daß Julia dabei im Spiel war. Aber soviel er dem nachsann, mußte er sich sagen, daß ein solcher Verdacht unsinnig und thöricht sei.

Es war eben nichts weiter, als eine unglückselige Fügung unbegreiflicher Mächte; eine weittragende Erschwerung der bestehenden Verhältnisse oder besser Mißverhältnisse. Er konnte einstweilen gar nichts dagegen thun.

Eins nur war ihm klar — Julia würde er nicht mitnehmen; vorläufig wenigstens nicht, bis sich irgend ein Ausweg gefunden haben möchte.

Er konnte sich nicht überwinden, ihr seine Versetzung mitzuteilen. Er kam sich zu sehr hereingefallen vor dabei — geradezu lächerlich gemacht. Daß sie diesen

besondern Fall in ernster und würdiger Weise miteinander hätten besprechen und erledigen können, dazu war gar keine Aussicht vorhanden. So schwieg er einstweilen; gab sich indes keine besondere Mühe, seine furchtbare Verstimmung zu verbergen.

Ein besonderes Mißgeschick fügte es indes schon am nächsten Vormittage, einem Sonntag, daß Julia nach der Kirche — sie ging jeden Sonntag zur Kirche — mit dem Präsidenten zusammentraf, der auch aus dem Gotteshause kam. Und da sie sich die Gelegenheit, zu plaudern, nie entgehen ließ, blieb sie willig stehen, als er Miene machte, sie anzusprechen.

„Ich freue mich ganz besonders, Sie zu sehen," sagte der Präsident, der immer ausgesucht höflich und freundlich war. „Da kann ich Sie gleich — vielleicht als erster — zu Ihrer Versetzung und Beförderung beglückwünschen!"

Julia sah beinahe entsetzt aus.

„Aber davon weiß ich ja gar nichts," sagte sie und vergaß vor atemlosen Staunen den Mund wieder zu schließen.

„Nicht möglich," sagte der Präsident einigermaßen betreten, und fuhr dann, sich gewandt in die bedenkliche Situation findend, leichthin fort: „Da habe ich Ihrem Gatten vielleicht gar eine besonders zart ausgedachte Überraschung vorweggenommen, die Ihnen etwa mit dem Sonntagsbraten aufgetischt werden sollte!"

Julia lächelte ein wenig wegwerfend. Auf zarte Überraschungen standen sie sich längst nicht mehr.

„Wohin sind wir denn versetzt?" fragte sie.

„Ja — ich möchte nun doch nicht weiter vorgreifen —"

„Sagen Sie's nur," lachte sie. „Das kann noch einen herrlichen Spaß geben!" Er wollte noch nicht recht; endlich schmeichelte sie es ihm doch ab.

„Nach D.........," sagte er und beobachtete heimlich den Erfolg dieses Namens. Er wußte doch natürlich auch, an wen sie dabei zunächst denken würde.

Julia versteinerte; sie riß die Augen unnatürlich weit auf, und diese Augen bekamen etwas unheimlich Starres. Alle Farbe wich aus ihrem rosigen Antlitz.

„Nach D......... —" wiederholte sie; und mit einemmale schien etwas ihr klar zu werden — wie ein Feuerstrom ihr durch alle Adern zu rinnen. Ihre Augen fingen dermaßen an zu jubeln, daß der Präsident bei sich dachte: ‚nun — verstellen kann sie sich doch nur mangelhaft!'

„Nach D.........!" wiederholte sie noch einmal, und ihre Stimme schwankte wie in Trunkenheit. „Aber das ist ja reizend — das ist ja eine ganz unerwartete Nachricht — da muß ich doch schnell nach Hause laufen und hören, was Eberhard dazu sagt — warum er mir das so lange verschwiegen hat —" und fort war sie.

‚Na — der kann sich freuen,' dachte der Präsident. ‚So ganz wird das alles seinen Wünschen wohl nicht entsprechen.'

Julia stürzte durch die Straßen, ohne zu sehen und zu hören, was an ihr vorbeiging. Sie war so aufgeregt, daß sie kaum die Füße richtig setzen konnte.

‚Ich werde ihn wiedersehen — ich werde wieder bei ihm sein!' So schrie und jauchzte es in ihr in unbändiger, rücksichtsloser, unüberlegter Freude. Vor ihren Augen flimmerte und tanzte alles wie lauter Sonnen, vor ihren Ohren rauschte es in immer wiederkehrenden, unartikulierten Tönen:

‚Ich sehe ihn wieder — ich sehe ihn wieder!‘

Auf der Treppe zu ihrer Wohnung erst fiel ihr ein, was wohl ihr Mann zu dieser Nachricht gesagt haben würde, und daß sie ihm wahrscheinlich äußerst unwillkommen sei. Darum hatte er sie ihr bis jetzt noch gar nicht mitgeteilt. Darum war er gestern den ganzen Nachmittag und Abend so unerträglich verstimmt gewesen.

Wahrscheinlich sann er über Mittel und Wege nach, die Verordnung seiner Vorgesetzten wieder rückgängig zu machen. Es wurde ihr ganz kalt vor Schreck bei dem bloßen Gedanken.

Dann tröstete sie sich wieder. ‚Ich bin ihm ja so gleichgültig — es ist ihm ja so egal, was ich thue und fühle!‘

‚Ja — aber seine Stellung!‘ fiel ihr dann ein. ‚Er ist so sehr auf den äußern Schein bedacht!‘ — Auch diese Bedenken fertigte sie leichtlich ab.

‚Ich werde dafür sorgen, daß der Schein gewahrt bleibt, in meinem eignen Interesse. Ich bin durch Schaden klug geworden.‘

‚Was wird nur Björn sagen?‘ fuhr es ihr durch den Kopf, während sie vor ihrem Spiegel Hut und Handschuhe ablegte. ‚Ob er sich freut? Es macht ja freilich all seine ehrenhaften Absichten zu Schanden — er hat sich ganz umsonst versetzen lassen. Ach — wenn er mich nur sieht — wenn ich nur erst einmal mit ihm gesprochen habe, so wird er sich schon freuen; er wird einsehen, daß er gegen das Schicksal nicht ankämpfen kann, und wird sich darein finden, daß eben dies unser Schicksal ist. Und dann wird er sich freuen — freuen! Denn er liebt mich ja doch — liebt, liebt, liebt mich!‘

Sie war plötzlich felsenfest davon überzeugt, woran sie in mancher durchweinten Stunde gezweifelt hatte.

Wie sich das alles gestalten solle und könne, bedachte sie nicht; sie war ganz Freude, sinnlos und gedankenlos.

Sie nahm sich vor, ihrem Manne nicht zu sagen, daß sie alles wisse, sondern äußerlich gelassen seine Mitteilung zu erwarten und dann ganz kühl und ruhig aufzunehmen. Aber sowie sie ihm gegenüberstand, ward ihr diplomatischer Plan zu Schanden. Die Ungeduld drängte ihr die Worte über die Lippen, ehe sie sich dessen versah.

„Aber Eberhard, warum hast du mir denn gar nicht erzählt, daß wir versetzt sind?“

Er saß am Schreibtisch, der Thür gegenüber, durch welche sie eintrat. Er sah auf. Da stand sie — hübsch, elegant, die Augen leuchtend vor Aufregung, halb Angst, halb Glück. Es ließ ihn vollständig kalt. Nur, daß sie alles wußte, schien ihn äußerst unliebsam zu überraschen.

„Du hast es ja nun auch ohnedem erfahren,“ sagte er kurz. Sie war etwas eingeschüchtert durch diesen Ton und wußte lange nicht, wie sie die Unterhaltung weiterführen solle. Sie trat ans Fenster und drückte die Stirn an die Scheiben; er that, als sei sie gar nicht da.

Nachdem sie vergeblich auf eine weitere Äußerung seinerseits gewartet hatte, drehte sie sich etwas heftig nach ihm um und sagte mit mühsam bezwungener Ungeduld:

„Wann müssen wir denn umziehen? Du scheinst zwar keine Lust zu haben, davon zu sprechen, aber du wirst doch einsehen, daß ich es wissen muß!“

„Ich werde mich im Lauf der Woche bei meinem neuen Vorgesetzten melden,“ sagte Eberhard in kühlem, geschäftsmäßigem Ton. „Vielleicht bleibe ich dann gleich da.“

„Und ich soll inzwischen —“

„Du bleibst einstweilen hier,“ sagte Eberhard mit ruhiger Bestimmtheit. „Es wäre Zufall, wenn dort von heut auf morgen eine geeignete Wohnung frei würde. Außerdem habe ich die hiesige bis zum Herbst gemietet und werde sie schwerlich eher los werden.“

„Und da soll ich den ganzen Sommer —“ sie brach ab; diese Zumutung war so ungeheuerlich, daß sie fassungslos mit ihrem ganzen Gedankenwerk davor Halt machte.

„Ich habe einstweilen keine Lust, dich mitzunehmen,“ sagte Eberhard. „Was später geschieht, wird sich finden.“

„So —“ und nun hielt sie nicht länger an sich, „ich habe aber nicht Lust, das abzuwarten. Du darfst mich nicht behandeln wie eine Sklavin. Ich bin deine Frau, und ich habe das Recht, mit dir zu gehen!“

„Du hast dich zu fügen; weiter nichts.“

Julia sah ein, daß sie auf diesem Wege nichts erreichen würde. Sie versuchte es also auf einem andern.

„Bedenke doch, Eberhard,“ sagte sie, wieder ganz ruhig und möglichst freundlich, „was die Leute reden würden, wenn du als Ehemann dort dauernd ein Junggesellenleben führtest!“

„Das Gerede der Leute hat dich bislang nicht viel gekümmert. Jetzt kümmert es mich nicht. Außerdem,“ fuhr er mit bitterer Schärfe fort, „würde diesem Gerede noch viel mehr Stoff gegeben werden, wenn du mitkämest.“

„Ja — aber einmal muß ich doch hinkommen!“ rief sie verzweifelt.

„Ich sagte dir ja schon, daß sich das finden wird. — Du möchtest es natürlich brennend gern,“ fuhr er schonungslos fort. „Du betrachtest diese Wendung der Dinge als ein williges Entgegenkommen des Schicksals gegen deine — Launen. Rücksichtslos wie immer, denkst du mit keinem Gedanken daran, daß es Menschen giebt, denen diese Wendung im höchsten Grade unwillkommen ist. Es ist doch merkwürdig, wie schamlos der Egoismus einer Frau sich zuweilen äußert.“

„Eberhard!“ schrie sie auf, und diesmal lag ein echter Schmerz in ihrem Gesicht, in ihren Worten. „Für so gesunken mußt du mich denn doch nicht halten, daß du mir alles sagen dürfest! Durch eine erniedrigende Behandlung wirst du mich nicht bessern. Und mehr noch — durch eine solche Behandlung nimmst du dir selbst die Achtung vor mir!“

„Achtung?“ fragte Eberhard gedehnt mit einem unbeschreiblichen, nicht mißzuverstehendem Ausdruck in Ton und Blick. „Die hast du selbst mir doch schon genommen, liebes Kind!“

Julia sanken die Hände am Leibe herab; ihr frisches, hübsches Gesicht wurde blaß und matt.

„Ja — dann kann ich eigentlich nicht begreifen, warum wir immer noch zusammen bleiben,“ sagte sie mit toter Stimme und ging langsam und schwerfällig zum Zimmer hinaus.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, sprang Eberhard von seinem Stuhle auf und griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe.

‚Es ist nicht zu begreifen, warum wir immer noch zusammen bleiben!‘ wiederholte er. ‚Nein, es ist auch nicht zu begreifen.‘ Keine Liebe mehr — schon lange nicht mehr; von dem Tage an nicht mehr, wo er sich klar geworden war, daß ihr hübsches Gesicht und ihr liebenswürdiges Wesen die einigen Vorzüge waren, die sie besaß. Und nun, seit der Geschichte diesen Winter, auch keine Achtung mehr.

Kinder, die sie in Pflicht und Hoffnung aneinander gebunden hätten, besaßen sie nicht; würden sie auch nie mehr besitzen. Also wäre es viel moralischer und besser, sie trennten sich. Für ihn würde es sogar eine wahre Erlösung sein. Aber die Initiative dazu sollte von ihr ausgehen; das dünkte ihn besser, aus verschiedenen Gründen. Er war fest überzeugt, daß sie nächstens den erwünschten Anstoß geben würde. Daß sie es nicht schon längst gethan hatte, lag nur daran, daß sie nicht wußte, wo sie dann bleiben sollte, daß sie nicht den Mut fand, ohne Stellung und ohne die behagliche Rücklehne angenehmer äußerer Verhältnisse den Kampf mit dem Leben allein aufzunehmen.

Seit mehreren Monaten war Björn Heddenholm in seiner neuen Garnison und hatte sich dort über Erwarten eingelebt. Sein männlich ernstes, einfaches und wahres Wesen hatte ihm schnell Herz und Vertrauen seiner neuen Kameraden gewonnen. Er war überall gern gesehen und eroberte sich ohne das mindeste eigne Dazuthun eine angenehme Stellung überall, wo er dienstlich oder gesellig zu thun hatte.

Sein schneller Garnisonwechsel bildete im Anfang den Gegenstand mehrfacher Fragen und Erörterungen. Björn wich denselben nie aus, wo sie sich direkt an ihn wendeten.

„Ich habe mich dort nicht wohl gefühlt,“ pflegte er ruhig und unbefangen zu sagen. „Es war gewiß gewagt von mir, mich daraufhin weg zu bemühen — indes es gelang, und ich bin nun sehr froh, es versucht zu haben.“

Mit dieser Erklärung gab sich jeder zufrieden. Aus seiner entschiedenen Abneigung, mehr zu sagen, und aus dem fast unnatürlich ernsten, manchmal traurigen Ausdruck seiner Augen zog man den Schluß, daß er sich einer unglücklichen Liebe wegen habe versetzen lassen, und nachdem diese Schlußfolgerung sich zur allgemein anerkannten Ansicht erhärtet hatte, rührte man nicht mehr an diesen Punkt.

Björn war nicht der Mann, dessen Herzensangelegenheiten man mit neckischen Anspielungen betasten durfte.

Zu Pfingsten besuchte er seine Eltern.

Der Gedanke, auf dieser Reise wieder den Ort berühren zu müssen, den er vor kaum einem Vierteljahr unter so schmerzlichen Umständen verlassen hatte, regte ihn mehr

auf, als er sich selber zugeben wollte. Er dachte sogar vorübergehend daran, die Reise so einzurichten, daß er jene Gegend bei Nacht durchfuhr; da brauchte er die Stadt nicht zu sehen, in der Julia lebte; da war es weniger wahrscheinlich, einem Bekannten zu begegnen.

Dann schämte er sich dieser kleinmütigen Gedanken. Er hatte ja abgerechnet mit dem, was gewesen war. Er brauchte die alten Erinnerungen nicht zu fürchten. Im Gegenteil — indem er ihnen mutig ins Auge sah, wollte er sich selbst prüfen, ob er noch immer unter dem Einfluß ihrer Macht stände.

So machte er den ersten Teil der Fahrt bei Nacht und verließ in sonniger Morgenfrühe des Pfingstsonnabends Hamburg. Mittags konnte er dann zu Hause sein.

Das maigrüne Land mit seinen Städten und Dörfern, mit Wald und Feld und Hügel und See zog flüchtig vorüber an seinen Augen, die mit schwermütigem Blick gedankenvoll darauf ruhten.

Wie ihn das alles erinnerte an den Tag, an welchem er zum erstenmal dieses Weges gekommen war —

In die Welt war er hinausgezogen auf diesem Wege; von der Schulbank der kleinen Provinzialstadt hinaus in das frische, fröhliche Soldatenleben; ausgestattet mit all den Eigenschaften, die ihn befähigten, den Anforderungen dieses wie des Lebens überhaupt voll zu genügen, und den Reichtum des Daseins zu genießen.

Und mindestens einmal alljährlich war er auf diesem Wege zurückgekehrt in die Heimat an der nördlichsten Grenze des Reiches, und hatte sich dort, wo seine Kraft wurzelte, wo seines Daseins Mittelpunkt sich festete, neue Nahrung gesucht, die dem Baum seines Lebens fruchtversprechende Blüten entlockte.

Und endlich eines Tages war er, dem Wunsche seiner Eltern folgend, die den einzigen Sohn mehr in ihrer Nähe zu haben wünschten, auf diesem Wege in sein Verhängnis geeilt.

Björn empfand nicht mehr den schneidenden, unharmonischen Schmerz, wenn er an Julia dachte, der seine Seele zerriß, als er vor drei Monaten zum letztenmal hier gefahren war. Wie eine tiefe, friedliche Trauer nur kam es über ihn, wenn er der Erlebnisse mit ihr gedachte. Die Leidenschaft, die sie ihm heiß und heftig entzündet, war erloschen. Die ganze, in ihrer Nähe und unter dem Einfluß ihres Wesens verlebte Zeit lag hinter ihm wie eine vergebene Sünde; wie eine gewonnene Schlacht, aus welcher der Sieger zwar Wunden und Mattigkeit, aber Frieden und Sicherheit sich heimträgt; wie eine große Enttäuschung, welche ihn das Leben und sich selbst besser kennen lehrte, und ihm in die Hand gab, womit er beidem kräftiger begegnen könne.

Noch stand er unter den Nachwehen jener Zeit. Noch schmerzten die Wunden, die sie ihm geschlagen. Aber seine Wünsche schwiegen; er hatte Freude an seinem Siege.

Er sehnte sich nach etwas Reinem, Friedevollem, das mit sanftem Wehen die Fußspuren einer friedlosen Leidenschaft vollends aus seiner Seele zu tilgen vermöchte. Und dieses Sehnen hatte ihn bestimmt, ein paar Frühlingsfeiertage auf dem heimatlichen Hofe zu verleben.

Immer flacher wurde die Gegend; immer unabsehbarer dehnten sich die grünen Flächen. Am östlichen Horizont tauchte etwas Glitzerndes, Blendendes auf, etwas

unruhig Tanzendes und Hüpfendes. Das mußte der Schleibusen sein. Ein paar Möven hatten sich bis hier herein verflattert und kreisten schreiend um die sich schwerfällig dahin wälzende Rauchwolke des Zuges.

Björn öffnete das Fenster. Eine würzige Brise, gemischt aus Sonnenschein und Wasserdunst, wehte ihn kräftig an.

Und plötzlich dehnte sich vor ihm das unordentliche, unregelmäßige, malerische, vom lachenden Frühling umarmte Bild der Stadt, mit dem turmlosen Dom, mit all den hundert vielgezackten, roten und braunen Ziegeldächern.

Eine Empfindung übermannte ihn plötzlich, wie ein alter Mann sie haben mag, der sich in ein Jugenderlebnis zurückversetzt sieht —

Auf dem Bahnhof war ein lautes Durcheinander — Ferienkinder, Festgäste, Beurlaubte. Björn verbarg sich hinter dem Fenstervorhang aus Furcht, einen Bekannten zu entdecken oder selbst von einem solchen entdeckt zu werden. Beides blieb ihm erspart. Nur einige Soldaten seines alten Regiments trugen die vertrauten Farben vor seinen Augen spazieren.

Der Zug setzte sich in Bewegung und brauste weiter. Durch Wiesen und Weiden im smaragdenen Pfingstgeschmeide, durch traurige Moore, durch braune Heideflächen; an lächelnden Seeen vorbei und durch die maigrünen Schleier lichter Buchenwälder. Alles förmlich durchjauchzt und umjubelt vom Frühlingssonnenschein, den der blaueste Maihimmel lenzesselig entsandte.

Und trotz Sonne und Lenz und Maiengrün und Frühlingsjubel lag es doch über der in ihrer tragischen Schlichtheit ergreifenden Schönheit der Landschaft wie ein Schleier von Schwermut und Melancholie; sowie der Abglanz eines schmerzensreichen Erlebnisses über einem jungen, blühenden Menschendasein liegt.

Endlich ist die kleine Station erreicht, von welcher er zu Fuß in einer guten Stunde in die Heimat gelangen kann. Er hatte seine Ankunft nicht vorher gemeldet; er wollte die Seinen überraschen. Er wollte auch Stück für Stück und Schritt um Schritt das Wiedersehen mit diesem vertrauten Weltwinkel feiern, besser, wie es in einem klappernden Wagen, mit dem schwatzhaften alten Kutscher möglich gewesen wäre.

Und es ist eine Lust, auszuschreiten in der sonnigen Luft, in dem kräftigen Odem, den diese keusche, urwüchsige Natur ausströmt. Die üppigen Weiden sind ringsum von wohlgenährten, glatthaarigen Kuhherden, von weißen, dickwolligen Schafen belebt. Die kiesbeschütteten Wege führen zwischen blühenden Hecken endlos dahin.

Wo der blaue Maihimmel die grüne Erde küßt, da vorn, am flachen Horizont, taucht das Dorf auf mit dem weißgetünchten Kirchturm — wie ein schmales Segel hebt er sich vom tiefblauen Hintergrunde ab. Das Dorf hat nur eine lange, gerade Straße; es sieht aus wie ein Park — lauter blühende Bäume und Büsche, wohlgepflegte Beete hinter grüngestrichenen Zäunen; und zwischen den blühenden Kronen und duftenden Sträuchern, mitten in all der Reinlichkeit und Frühlingsüppigkeit, in all der Blühenslust und dem Lebensübermut liegen die saubern, weißen Häuser mit ihren festtäglich blankgeputzten Fensterscheiben wie lauter stillvergnügte, harmlose Geheimnisse.

Björn geht die ganze Straße entlang und grüßt freundlich, beinahe freundschaftlich all die bekannten Gesichter, alt und jung, die ihn und seinen in all der Sonne um so lustiger leuchtenden Waffenschmuck verwundert und begeistert anstarren.

Durch das weißgestrichene Thor, das zwischen Stallgebäuden mehr zur Zier als zur Wehr eingefügt ist, betritt er den Herrenhof. Der ist schon blitzsauber gefegt für die kommenden Festtage. Alle Ackergeräte sind mit fast soldatischer Genauigkeit in Reih und Glied aufgepflanzt; die Scheunen und Böden sind verschlossen; die Nachmittage vor den großen Festen sind den Leuten für die Beschickung der eignen Angelegenheiten freigegeben. Wie Feierabendfrieden liegt es über allem. Nur eine alte Magd schlurft vom Hause nach den Ställen, und ein paar rauhbeinige, ungeschickte, vergnügte Kälber tollen umher.

Und das Haus, das liebe alte Haus, so puritanisch einfach, sauber und ordentlich, daß es fast streng aussähe, wenn nicht das junge Grün der Buchen, die es überwölben, einen zitternden Goldglanz darüber malte, einen warmen Schatten darum hüllte! Auf dem großen Beet vor der Hausthür prangen Aurikeln und Vergißmeinnicht. Der breite Kiesweg ist frisch geharkt; eine einzelne Fußspur führt darüber hin.

Es war Björn heiß geworden; er war zuletzt doch schnell gegangen; seine Ungeduld war zu groß.

Die Hausthür war nur angelehnt. Er trat geräuschlos ein. Wohlige Kühle wehte ihn aus der mit grauen und roten Fliesen belegten Halle an, die fast dürftig in ihrer Einrichtung, doch kraft ihrer warmen Farben den Zauber des Behagens ausströmte.

Durch die Thür geradeüber drangen wohlbekannte Stimmen. Da saßen sie wohl bei Tisch — man vernahm Tellerklappern, es duftete nach allerhand, was einem hungrigen Magen wohl thut. Björn war hungrig — jugendlich hungrig.

Und mit einem schnellen Entschluß öffnete er die Thür und stand mitten unter ihnen.

Das gab ein Überraschen und ein Rufen, ein Freuen und ein Fragen ohne Ende. Schnell wurde ein Platz für ihn eingeschoben; er war fortan die Hauptperson des Kreises. Es waren schon andre Gäste da; die verheiratete Schwester aus Fünen mit Mann und Kindern; ein paar gute Freunde des Vaters, eine Gespielin der jüngsten Schwester. Björn hatte von alledem nichts gewußt. Er wäre lieber ganz allein mit den Seinen gewesen. Aber er fand sich auch darein, wie es nun war. Und es war lustig, sehr lustig — fröhlich, harmlos, heiter und sonnig, wie draußen der goldene Maitag.

Die Stunden flogen nur so dahin. Björn kam gar nicht recht zur Besinnung. Jeder hatte ihm etwas Besonderes zu sagen und zu zeigen. Er war diesmal ja nicht zu Weihnachten nach Hause gekommen; er hatte Dienst vorgeschützt; in Wahrheit hatte es ihm an der Stimmung gefehlt. — Sie liefen in Hof und Ställen und Garten umher und untersuchten jeden Winkel im Hause. Auch in die Kirche gingen sie und halfen die jungen Birkenmaien am Altar und an allen Bänken und Pfosten anbringen. Und Björn war, ohne es zu wollen, immer noch die Hauptperson, der Mittelpunkt. Alle liebten ihn, alle verzogen ihn. Es verdarb ihn nicht; es that ihm gut, wie der Sonnenschein dem ergrünenden Laube gut thut.

Nach dem Abendessen, das zu ländlich früher Stunde eingenommen wurde, empfand Björn plötzlich ein ausgesprochenes Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit.

Er stahl sich heimlich fort aus dem plaudernden Kreise; den backsteingepflasterten Flur entlang nach der Vorratskammer — da stand seine Mutter und traf Anordnungen für den folgenden Tag. Sie liebte es nicht, am Sonntag vormittag, noch dazu am Pfingstsonntag, mit häuslichen Geschäften belastet zu sein.

Da stand sie, groß und blond — wirklich, sie hatte noch kaum ein graues Haar, weder an den Schläfen noch in dem dicken, stattlichen Zopf am Hinterkopfe — Energie und Güte in dem jugendfrischen Gesicht, und ein gut Teil Lebensklugheit und Herzensweisheit in den klaren, hellgrauen Augen. Sie sah Björn sehr ähnlich; sie hätte fast seine ältere Schwester sein können; die Verschiedenheit ihres Temperamentes näherte sie einander im Alter auch äußerlich; sie ward verjüngt durch ihre unverwüstliche Leibes- und Seelenfrische; er war gereift durch seinen frühgezeitigten Ernst.

„Hast du noch lange zu thun, Mutter?“ fragte Björn.

„Nein, mein Junge; ich bin fertig. Ich habe nur schnell noch den Küchenzettel für morgen geändert; ich vergesse deine Leibgerichte nicht, auch wenn du mich selten in die Lage bringst, sie dir vorzusetzen. — Was giebt's — willst du etwas von mir?“

„Ja, Mutter. Ich möchte mit dir einen kleinen Feierabendspaziergang machen. Aber mit dir ganz allein. Wenn du meinst, daß du abkommen kannst —“

Sie musterte ihn mit einem kurzen, scharf prüfenden Blick, band die weiße Schürze ab und hängte sie an den Riegel.

„Natürlich kann ich abkommen. Für dich immer.“ Sie ging ihm voran aus der Kammer; er schloß hinter sich ab und steckte den Schlüssel ein.

„Laß nur, ich trage ihn dir. Und weißt du — wir wollen hinten hinausgehen; damit uns nicht noch einer aufhält oder gar auf den Einfall kommt, uns zu begleiten.“

Der ganze Maiabend war voll Fliederduft; die Luft war so weich, so voll, so schwermütig still. Die Sonne war eben untergegangen; der westliche Himmel war leuchtend rotgelb; wie Glas, so klar und durchsichtig und unbewegt stand die ganze Atmosphäre. Eine Nachtigall fing an zu schlagen und schwieg gleich wieder. In heiliger Andacht, in atemloser Erwartung zitterte die Natur dem Pfingstwunder entgegen.

Björn hatte seiner Mutter Arm durch den seinen gezogen. So wanderten sie schweigend den langen, schnurgeraden, mit hellblauer Iris eingefaßten Gartenweg entlang. Sein Haupt war unbedeckt; die samtweiche Luft streichelte seine braune Stirn.

„Ach Mutter — wie ist es doch schön, daheim zu sein!“ sagte er. Es klang mehr Schwermut als gerade Freude aus seiner Stimme. Seine Augen überschauten die Bäume und Büsche und Beete umher mit zärtlichem Glanz. Seine Mutter antwortete nicht; sie wußte längst, daß sich irgend etwas mit ihm ereignet hatte. Sie wußte auch, daß er ihr sagen würde, was; daß er nur zu diesem Zweck diesen einsamen Spaziergang mit ihr unternommen habe.

Einstweilen erzählte sie ihm lauter kleine intime Familienangelegenheiten, als wolle sie ihm Zeit gönnen. Er hörte aufmerksam zu. Es that ihm so gut, all diese nichtigen, wichtigen Dinge aus ihrem lieben Munde zu hören. Das alles war so gesund, so normal, so befriedigend; so unentweiht, kindlich und rein wie die ganze Natur umher; und ebenso voll urwüchsiger Lebensfrische.

Der steife, gerade Weg führte zu einer kleinen, mit Buschwerk bepflanzten Anhöhe am Ende des Gartens. Ein schmaler Pfad leitete geschlängelt hinauf. Ein paar verschlafene Vögel entflatterten dem Gesträuch, das ihre Kleider streiften. Die Fliederdolden hingen schwer an den Seiten hernieder.

Oben stand eine kleine Bank unter einem Eschenbaum. Da sah man weit in das grüne Land hinein, nach Osten, wo hinter der niedrigen Hügelkette die See ihre ewigen Wasser schaukelte, deren feuchter Salzodem sich in der abendlich hingebenden Luft mit den süßen Blumendüften mischte.

Hier setzten sie sich. Und hier legte plötzlich Magna Heddenholm ihre große, weiße Hand auf den Scheitel ihres Sohnes, sah ihm zärtlich in das geliebte Gesicht, dessen Augen sie noch nie getäuscht hatten, und sprach:

„Nun, Björn, sage mir, was du auf dem Herzen hast."

Es wurde ihm nicht leicht, einen Anfang zu finden; er suchte nach einem solchen, und seine Brauen zogen sich schmerzlich zusammen.

„Es ist eine schlimme Geschichte, Mutter —"

„Sag's nur; ich werde schon einen Ausweg finden," tröstete sie liebreich.

„Ach nein," meinte er und lächelte unwillkürlich; „so etwas ist es nicht; keine Schulden; auch nichts Dienstliches; wenn ich es dir sage, so hat es keinen andern Zweck, als daß du es eben wissen sollst."

„Nun, so sag's doch, mein Junge!" Sie schlang den Arm um seine Schulter und streichelte seine Hand, die auf seinem Knie lag, als wollte sie ihn ermutigen.

„Es ist der Grund meiner Versetzung," sagte Björn.

„Der Grund deiner Versetzung —" wiederholte sie nachdenklich; „und keine Schulden, und nichts Dienstliches. Also eine Frau," schloß sie ruhig.

„Ja, Mutter." — Und nun erfuhr sie alles.

Das Abendrot erlosch; nur ein paar rosenrote Flöckchen noch schifften unschuldig und heiter am Himmelsblau daher. Ein leises Windgeflüster erhob sich in den blühenden Büschen; der Eschenbaum seufzte, als thäte ihm all das Menschenweh leid.

Björn hatte aufgehört zu sprechen. Er hielt die Hand seiner Mutter fest in seinen beiden, saß vornübergebeugt und starrte trübe auf die scharfkantigen Kiesel zu seinen Füßen.

„Mein armer Junge," sagte Magna Heddenholm, „mein lieber Junge!" Und dabei streichelte sie mit ihrer freien Hand wieder und wieder sein kurzes, dickes Haar. Wie ihm das gut that, die weiche Stimme und die weiche Hand!

„Eigentlich bin ich ja nicht zu bedauern," begann er nach langem Schweigen noch einmal. „Meine eigne Schwäche war schuld daran, daß es so weit kam; ich hätte mich niemals hinreißen lassen dürfen, meine Gefühle zu verraten. — Das ist nun vorbei. Meine Schwäche ist überwunden; ich habe über mich selbst gesiegt. Ich bin dem Schauplatz dieser schmerzlichen Kämpfe ferngerückt. Ich könnte in neuen Verhältnissen ein neues Leben anfangen — habe es auch in gewisser Weise gethan. Ich könnte unter die ganze Vergangenheit einen Strich machen. — Und dennoch gelingt mir das nicht."

„Warum denn nicht, mein Junge?" fragte sie beinahe schüchtern und streichelte ihn immer weiter.

Björn schwieg.

„Hast du sie denn noch lieb?“ fragte seine Mutter.

„Lieb —“ wiederholte er, richtete sich auf und blickte mit einem grüblerischen Ausdruck in den leuchtenden Abend hinaus. „Nein, ich habe sie nicht mehr lieb. Ich glaube nicht, daß ich mich über mich selbst täusche. Ich möchte sogar behaupten, daß ich sie nie lieb gehabt habe. Lieb haben — das ist so etwas Stilles, Tiefes, Heiliges, weißt du. Aber was ich für sie fühlte, das war so laut, so toll, stürmisch und ungeduldig; eine rasende Leidenschaft. Nein, ich habe sie nicht mehr lieb. Aber ich habe ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber, so ein quälendes, bedrückendes Schuldgefühl; das kann ich nicht los werden.“

Sie sah ihn heimlich besorgt an.

„Wieso denn — wie meinst du das?“

„Ja, siehst du, Mutter, ich habe sie doch unglücklich gemacht. Sie liebte mich — ich bin überzeugt, sie liebte mich so aufrichtig und tief, wie sie überhaupt lieben konnte; sie hätte alles für mich gethan. Und nun bin ich davon gegangen —“

„Aber das war doch das einzige, was dir zu thun übrig blieb! Und daß sie dich liebte, war nicht deine Schuld —“

„Meine Schuld — nein. Immerhin war ich die Veranlassung zu ihrer ganzen, traurigen Verirrung —“

„Darüber beruhige dich, mein Sohn,“ sagte sie schnell. „Wenn du nicht die Veranlassung gewesen wärest, so wäre ein andrer sie geworden!“

„Sprich nicht so von ihr, Mutter. Sie ist ein armes Geschöpf; sie hat keine Ahnung davon, wie man es anfängt, dem Leben gerecht zu werden.“

„Das ist unzeitgemäße Großmut,“ sagte sie. „Und du kannst mir glauben, sie hat dich inzwischen schon verschmerzt!“

„Ich wünschte es —“ meinte er. An seiner Stimme und an seinem Gesichtsausdruck war zu merken, daß er es nicht glaubte. Und seiner Mutter selbst war der Gedanke, daß man ihren Sohn so schnell vergessen könne, durchaus nicht angenehm.

Sie war empört über das leichtsinnige, selbstsüchtige Weib, das ihn so herausgefordert, sich ihm so an den Hals gehängt hatte — er hatte es ja nicht zugeben wollen, daß es so gewesen war, er hatte sie immer nur zu entschuldigen versucht; aber sie durchschaute das alles sehr nüchtern und sehr richtig.

Sie hätte ihm diese häßliche Erfahrung so gern gespart. Nach Art aller zärtlichen Mütter hatte sie sich eine frische, ungehinderte und natürlich glückliche Liebe zu irgend einem idealen, gerade nur für ihn geschaffenen und geschmückten Mädchenbilde gedacht. Und diese Liebe sollte die erste sein in dem unentweihten Heiligtum seines Herzens, dessen Priesterin sie selbst in Gebet und Mutterliebe gewesen war so viele schöne Jahre hindurch; und diese Liebe sollte dann auch die letzte bleiben —

Es kommt eben immer alles anders.

„Ich will dir etwas sagen, Björn,“ begann sie nach langem Nachdenken entschlossen, „du mußt energisch mit dem allen aufräumen; nicht nur mit der Leidenschaft und den schmerzlichen Erfahrungen, sondern auch mit diesem großmütigen Schuldgefühl ihr gegenüber. Das ist Gefühlsluxus; das ist hier wenigstens gar nicht am Platz —“

„Ja, Mutter," unterbrach er, „das ist nur — ich fürchte — sieh mal, sie war immer ein wenig haltlos und leichtsinnig; und wenn sie nun durch diese Geschichte ganz entgleist —"

„Dafür kann dich kein Mensch verantwortlich machen, und du darfst nicht so sentimental sein, es selbst zu thun," rief sie beinahe ärgerlich. „Auch dem lieben Gott wird es nicht einfallen, dich einmal dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Und wie wolltest du sie denn halten? Du hast doch weder Mittel noch Gelegenheit, ihr zu helfen! Du bist allein fertig geworden — sie wird es auch werden, wenn sie überhaupt was wert ist. — Sage mir doch," fuhr sie fort, als er trübe schwieg, „wie du ihr hättest helfen wollen? Etwa, indem du so ein romantisches Seelenbündnis mit ihr eingingst, wie das jetzt in der großen Welt Mode sein soll? Damit belügt man sich nur; das ist vielleicht nicht gerade Ehebruch in der That, aber wohl in Gedanken; und Gedankensünden sind oft die allergefährlichsten, weil sie sich am unauffälligsten einnisten — und außerdem ist so eine Frau mit solchem Seelenbündnis auf die Dauer schwerlich zufrieden!"

Björn lächelte.

„Ereifere dich doch nicht so, Mutter. An Derartiges hat keiner von uns gedacht."

„Nun, so schlag dir die unfruchtbaren Grübeleien aus dem Sinn. Ein zartes Gewissen zu haben, ist sehr schön und richtig. Es darf aber nicht spitzfindig werden. Vergiß doch nicht, daß sie dich angelockt hat, nicht du sie —"

„Aber ich habe ihr nicht verbergen können, daß ich ihre Gefühle erwiderte!"

„So hätte sie dann erst recht sich zurückhalten müssen, wie du selbst es jedenfalls gethan hättest, wärst du nicht durch sie bethört gewesen."

„Du beschuldigst sie, um mich zu entschuldigen, Mutter. Das ist sehr gut gemeint; aber du kennst sie ja nicht einmal!"

„Lieber Junge," sagte sie mit einem kleinen Seufzer, „wenn ich auch Julia Altefahr nicht kenne, so kenne ich doch die Sorte Frauen, die sie repräsentiert. Und ich kann dich versichern, daß man sich ihnen gegenüber solche weittragende Skrupel nicht zu machen braucht. Ihr Sinn ist leicht und ihr Gewissen ist weit —"

Sie sprach noch lange auf ihn ein und wußte schließlich doch nicht, ob sie etwas erreicht hatte. Er blieb still und ernst.

Es wurde dämmerig ringsum. Der Regenpfeifer ließ seinen langgezogenen Ruf ertönen; in allen Gräben und Wasserläufen erhob sich das Concert der Frösche. Auch die Nachtigallen wagten sich mit ihrem schluchzenden Gesang hervor.

Björn stand plötzlich auf, aber nur um sich niederzubeugen und seine Mutter in kindlicher Innigkeit zu umarmen und zu küssen. Dann glitt er leise vor ihr nieder, bis er auf dem Boden kniete, und zog ihre Hände an seine Lippen.

„Ich danke dir, Mutter," sagte er mit bewegter Stimme. „Ich weiß noch nicht, ob ich alles werde nachempfinden können, was du mir gesagt hast; aber es hat mir wohl gethan."

Dann schlang er zutraulich den Arm um ihre Taille und legte seinen Kopf an ihre Kniee.

„Bleib noch ein wenig sitzen, Mutter —"

Sie that es nur allzugern; er war ja ihr ganzes Glück, und daß er so offen und kindlich zu ihr stand, war der größte Stolz ihres Lebens. Während sie ihm

die eine Hand auf die Stirn legte, wie sie es wohl gethan hatte, wenn er als Schuljunge mit Kopfschmerzen nach Hause gekommen war, wischte sie sich mit der andern heimlich die Thränen aus den Augen.

Es war ihr keinen Augenblick bange darum, daß diese Erfahrung ihm schaden könne; aber es that ihr weh, daß er sie überhaupt gemacht hatte.

Plötzlich sah er auf. Sein Gesicht sah so anders aus, als vorhin; beinahe glücklich.

„Weißt du, Mutter — vor Julia hätte ich doch nie so knieen können!“

„Siehst du!“ sagte sie und lachte unter Thränen.

Drei Tage später reiste Björn wieder ab. Sein Urlaub dauerte nicht länger, und die Zeit genügte ihm auch. Er konnte die regelmäßige Thätigkeit noch nicht recht entbehren.

Um mit Genuß faullenzen zu können, muß man ganz glücklich und zufrieden sein.

Diesmal fuhr er in einem hübschen Selbstfahrer nach der Station. Seine jüngste Schwester Melitta saß neben ihm. Sie war ein großes, blondes, gesundes Mädchen, frisch an Leib und Seele, gleich der Mutter. Ihre einzige Schwärmerei war ihr Bruder gewesen, an dem sie noch heute mit liebevollster Bewunderung hing. Darum hatte sie sich auch als besondere Gunst ausgebeten, ihn begleiten zu dürfen.

Die Sonne hatte während all dieser Tage nicht aufgehört zu scheinen. Das Grün der Bäume hatte sich vertieft; es staubte auf dem schattenlosen Wege, und die Luft war still und schwül. Aber sie war doch schön, diese Sonne; über die Maßen gesund und wohlthuend; und dazu diese reine, starke Salz- und Grasluft!

Mit Björn war in diesen drei Tagen eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Seine Augen sahen klarer und heller aus, über seinem ganzen Wesen lag eine neue Frische, die es anziehend verjüngte. Die starke, reine Heimatluft hatte das letzte trübe Gewölk aus seiner Seele hinausgeweht.

„Weißt du, Litta,“ sagte er, als das einsame Stationsgebäude vor ihren Blicken auftauchte, „du müßtest mich einmal besuchen! Du könntest sehr gut in meinem Wohnzimmer ein Quartier beziehen — wir würden uns in der engsten Hütte vertragen. Denke mal, wie hübsch das wäre. Was ich dir alles zeigen könnte — Natur und Kunst und meine Kameraden —“ Sie lachte herzlich.

„Ja, das sind freilich alles sehr verlockende Genüsse; aber ich werde doch wohl darauf warten müssen, bis du eine Frau haben wirst —“ Litta wußte natürlich nichts von Julia.

„Warum?“ fragte er.

„Weil mir Mutter schwerlich erlauben würde, mich ohne würdigen Schutz in so eine Junggesellenhöhle zu begeben.“

„Nun so bringe doch die Eltern mit!“

„Dazu werden sie sich schwerlich entschließen! Wir sitzen zu fest auf unserm einsamen Hof. Seit ich erwachsen bin — und das sind nun vier Jahre — sind wir über die Inseln und einmal einen Aufenthalt in der Stadt nicht hinausgelangt. Und

dann weißt du — wenn die Eltern mitkämen, so wäre das gleich etwas ganz andres — lange nicht so nett!“ Sie sah schelmisch zu ihm auf. Sie dachte an all die wilden Kinderstreiche, die sie zusammen ausgeführt hatten. Er dachte dasselbe und sah zärtlich auf sie nieder.

„Ja — dann würde ich wohl bald heiraten müssen —“

„Thu es nur, Björn!“ sprach sie eifrig. „Und dann besuche ich euch, und dann sind wir lustig und glücklich! Natürlich muß deine Frau danach sein. Sie muß ein sehr warmes Gemüt haben und ein sehr heiteres Herz; sie muß dich abgöttisch lieben, so wie du es verdienst, geliebt zu werden; sie muß —“

„Und wenn sie nun von alledem nichts hat und nichts thut?“ unterbrach er ihr Geplauder.

„So werde ich mir trotzdem Mühe geben, sie zu lieben, weil du sie liebst,“ sagte Litta mit fröhlicher Bestimmtheit.

„Du bist ein guter Kamerad,“ meinte er gerührt. „Komm — gieb mir einen Kuß; jetzt geht das besser, wie nachher!“ —

Es war eine heiße Bahnfahrt, und Björn war müde, wie jemand, der nach einer anstrengenden Zeit auf seiner vollendeten Arbeit ruhen darf. Und da ihm still und friedlich zu Mut war, so drückte er sich in eine Ecke und schlief ein.

Er sah auf der ganzen Fahrt kaum zum Fenster hinaus. Ehe er sich's versah, war es Abend und dunkel geworden. Die Stadt, in der Julia wohnte, lag weit hinter ihm.

In tauiger Morgenfrühe kam er in der Garnison an. Dienst hatte er an diesem Tage noch nicht. So benutzte er die freien Stunden zu einem langen Spazierritt.

Der Himmel war trübe; graues Regengewölk hielt wohlthätig die heißen Sonnenstrahlen ab. Aber trotz des trüben Himmels blieb Björns Seele heiter und mutig.

Vergessen, was dahinten ist. Neu anfangen. Frisch leben und nicht träge grübeln. Nicht verzagt rückwärts schauen, sondern mutig vorwärts. Vorwärts kommt man durch die Welt!

Und wie man die Dinge umher aus der eignen Stimmung heraus versteht und empfindet, so erschien Björn heute trotz Wolken und Sonnenlosigkeit die ganze Natur wie ein lachender Arbeitstag.

In dieser Stimmung begrüßte er kurz vor Tisch die Kameraden im Kasino.

„Guten Tag! Wie geht's! Was habt ihr in den Festtagen gemacht?“

„Und wie geht's dir — wie sieht's zu Hause aus — wann bist du zurückgekommen?“

Und endlich, als sich der erste Schwarm von Fragen und Antworten gelegt hatte: „Nun — und was giebt's Neues?“

Nicht Besonderes; dem einen war das Pferd krank geworden, besserte sich aber schon wieder. Bei Majors war schon wieder ein Mädchen geboren. Der Rittmeister von Björns Schwadron hatte den Schnupfen und war schlechter Laune. Die jüngste Leutnantsfrau hatte wieder einen unglaublichen Aufwand mit Hüten und Kleidern getrieben.

„Ja, aber was dich am meisten interessieren wird," rief aus dem Hintergrunde einer über die Köpfe der andern hinweg ihm zu, „es ist dir jemand nach versetzt worden!"

Björn empfand einen unangenehmen Mißton in der Harmonie seiner Gemütsverfassung. Jede Erinnerung an jene Episode seines Lebens war ihm schmerzlich.

„So — wer dann?" fragte er trotzdem gelassen.

„Nicht zu uns," berichtete der andre weiter; „zur Regierung. Wie hieß er doch — es war so ein sonderbarer Name, als hätte man ihn in einer Hansestadt ausgegraben —" Björn sah unruhig auf.

„Altefahr!" rief ein dritter dazwischen.

„Ja, richtig, Altefahr. Ich habe ihn noch nicht kennen gelernt. Ich hörte es nur so zufällig und dachte gleich, daß es dich interessieren würde. Du kennst ihn doch?"

„Ja wohl," sagte Björn, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich habe in seinem Hause verkehrt."

„Ist er verheiratet?"

„Ja."

„Wie ist denn die Frau? Wo stammt sie her?"

„Aus dem Hannoverschen, soviel ich weiß. Sie hat keine Eltern mehr; nur eine Stiefmutter, mit der sie aber kein näheres Verhältnis hat."

„Nun — und wie ist sie? Hübsch? Vergnügt? Wird sie zu uns passen? Denn wahrscheinlich werden sie doch mit uns verkehren!"

„Wahrscheinlich," wiederholte Björn mechanisch. „Sie ist sehr lebenslustig. Und hübsch und liebenswürdig ist sie auch."

Damit war die Frage erledigt. Er setzte sich mit den andern zu Tisch und aß und trank mit ihnen. Er unterhielt sich auch, ganz vergnügt und unbefangen.

Aber die frische, starke Heimatsluft war aus seiner Seele hinweg geweht wie durch einen schwülen, schweren Odem. Die frohe, mutige Laune war ihm gründlich verdorben. — Trotzdem blieb er nachher noch lange in dem Kreise der Kameraden. Er wollte das Alleinsein und das Nachdenken möglichst hinausschieben.

Dann in seinem Zimmer, beim einsamen Schein der roten Lampe, die Litta ihm einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn —

‚Ich Unglücksmensch — ich kann mich doch nicht schon wieder versetzen lassen!' —

Dann fing er an, in zorniger Erregung umherzulaufen.

‚Warum spielt mir das Schicksal so mit! Wie ist es nur möglich, daß sie hierher kommen — daß sie diese Versetzung nicht aus allen Kräften und mit allen Mitteln hintertrieben haben! Aber vielleicht haben sie es versucht; vielleicht war es nicht zu verhindern. Vielleicht weiß der Mann gar nicht — nein, es ist nicht möglich, daß er nichts weiß. Oder sollte sie ihm es ausgeredet — ihn beruhigt haben? Sollte sie — nein, es ist undenkbar; so toll und leichtfertig kann sie nicht sein, eine solche Wiedervereinigung mit mir gewünscht, auf irgend eine Weise angestrebt zu haben. Denn sonst — —'

Der Gedankengang versagte ihm.

‚Nur nicht niederdrücken lassen — nur nicht niederdrücken lassen!' sagte er sich immer wieder, zehnmal, zwanzigmal hintereinander.

‚Ich werde selbstverständlich hier bleiben und mich gar nicht um sie kümmern. Sie wird anständig genug sein, das zu respektieren. Denn wenn es noch einmal so weit käme, daß einer von uns weichen muß, sie oder ich — und wenn wieder ich derjenige sein müßte — dann müßte ich doch geradezu meinen Abschied nehmen —‘

Er sah den Rock an, den er trug; er war doch mit Leib und Seele Soldat, er wollte es doch so gern noch lange in Ehren und Ansehen bleiben. Was sollte auch aus ihm werden, wenn er diesen Rock auszöge? Sein Vater lebte noch, sehr thätig, sehr rüstig, und hoffentlich noch sehr lange. Er konnte seine Arbeit dem Sohne nicht abtreten. Für zweier Männer Schaffenskraft aber reichte das Handwerkszeug nicht aus. — Sollte er ein thatenloses Dasein führen, von der Hand in den Mund leben und dem lieben Gott die Tage stehlen? Und obenein ganz und allein auf die väterliche Zulage angewiesen?

Ihm wurde heiß vor Abscheu bei dem Gedanken.

Aber warum ging die Phantasie so durch mit ihm? So weit würde, durfte, sollte und konnte es nicht kommen.

Fürs erste nahm er sich vor, alles zu vermeiden, was ihn mit den Altefahrs in Berührung bringen konnte; jede Gelegenheit, von ihnen nur reden zu hören. Und diesen Vorsatz führte er gewissenhaft aus. Er ging auf den Straßen, als habe er Scheuklappen an den Augen, und vermied jedes Gespräch, das eine gefährliche Wendung nehmen, ihm neue Nachrichten bringen könne.

Trotz alledem konnte er es nicht verhindern, daß er etwa vierzehn Tage später, als er abends mit einigen andern im Kasinogarten saß, von einem unter ihnen gefragt wurde:

„Haben Sie eigentlich schon etwas von Ihren Bekannten gesehen?“

„Von welchen Bekannten?“ fragte Björn, obwohl er sehr gut wußte, wer gemeint war.

„Nun, von den Altefahrs.“

„Nein.“

„Stehen sie Ihnen überhaupt irgendwie näher?“

Björn blickte unangenehm berührt auf.

„Sagen Sie nur gerade heraus, was Sie meinen,“ sprach er.

„Nun ja — man erzählt so allerhand; und wenn sie nun in irgend welchen besonders freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen ständen, so möchte ich Ihnen das lieber nicht wiedererzählen —“

„Solche Rücksichten brauchen Sie nicht zu nehmen,“ sagte Björn gelassen. „Übrigens liegt mir nicht viel daran —“

Um so mehr schien aber den andern daran gelegen zu sein, die vagen Gerüchte bestätigt oder entkräftet zu hören.

„Also er ist allein hier und hat sich eine Junggesellenwohnung gemietet. Es heißt, seine Frau käme einstweilen gar nicht her.“

Björn fühlte, wie er blaß wurde. Aber er zuckte mit keiner Muskel.

„Man erzählt, sie sei sehr leichtsinnig; sie habe irgend eine faule Liebesgeschichte gehabt; der Betreffende habe sie sitzen lassen und nun sei sie vollends leichtfertig

geworden. Man behauptet, sie lägen in der Scheidung, und darum sei sie gar nicht erst mit ihm hergekommen."

Es war beinahe übermenschlich, wie Björn sich zusammennahm. Man hätte denken können, alle diese Mitteilungen seien ihm sehr gleichgültig, ja unangenehm. Er trank langsam den leichten Wein aus dem beschlagenen Glase; die Kehle war ihm trocken geworden.

„Wissen Sie, ob etwas Wahres daran ist?"

„Von einer Scheidung weiß ich nichts," sagte Björn ziemlich kurz. „Das Übrige kann ich leider nicht bestreiten."

„Und das haben Sie gewußt und haben nichts davon erzählt?"

Björn sah den lebhaften Frager so erstaunt an, daß der ganz verlegen wurde.

„Ich unterhalte mich nicht auf Kosten des guten Rufes andrer Leute," sagte er trocken. „Es wäre doch mindestens undankbar von mir, die — Geheimnisse eines Hauses auszuplaudern, in dem ich Gastfreundschaft genossen habe."

Der andre sah ihn nachdenklich an.

„Sie sind doch ein riesig anständiger Mensch!" sagte er in ehrlicher Anerkennung.

Björn errötete; er wußte, daß er dies Lob in diesem Augenblicke nicht ganz verdiente. —

Also Julia war nicht hier und kam auch vorläufig nicht. Diese Gewißheit verschaffte ihm zunächst eine große Erleichterung und Beruhigung; aber nur, um ihn dann mit um so unruhigern Gedanken zu quälen und zu bedrücken.

Warum kam sie nicht? Was bedeutete das mit der Scheidung? — Ging es wirklich abwärts mit ihr, durch seine Schuld? — Und würde es nicht abwärts mit ihr gehen, wenn er ihren Lebensweg nie gekreuzt hätte? — Er hatte, seit er sich von ihr getrennt, nichts mehr gehört von ihr; hatte nichts mehr hören wollen. Wer weiß, was alles sich inzwischen ereignet hatte!

Und da war es wieder, das peinigende Schuldgefühl ihr gegenüber, der zu helfen er doch auf keine Weise im stande war!

Tag um Tag und Woche um Woche verging und brachte ihm keine weitere Aufklärung. Die beständige, innere Erwartung, in der er dahinlebte, fing an, seine Nerven zu reizen.

Inzwischen war er Eberhard Altefahr auf der Straße begegnet. Der hatte seinen Gruß sehr höflich erwidert und war weitergegangen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich in ein Gespräch einzulassen. Björn fand das ganz in der Ordnung so. Nun wußte er doch gleich, auf welchem Fuß Eberhard mit ihm zu stehen wünsche, und welchen Ton er ihm gegenüber anzuschlagen habe. — Er hatte gefunden, daß Eberhards Züge etwas älter und schärfer geworden waren; sonst erschien er ihm ebenso elegant, kühl und streng wie immer.

Er hielt es indes für richtig, ihm auf Grund ihrer frühern Bekanntschaft seinen Besuch zu machen — das war weniger auffallend, als wenn er es unterließ — und that das zu einer Zeit, wo er ihn auf der Regierung wußte. Eberhard erwiderte seinen Besuch sehr prompt, während er im Dienst war. So hatten sie der Form genügt, ohne daß sich weitere Folgen und Verpflichtungen daran knüpften. Im Gegenteil, sie hatten sich ihrer Verpflichtungen gegeneinander endgültig erledigt.

Dank des sommerlichen Stilllebens hatten sie nirgends Gelegenheit, sich zu sehen, und wo sich eine geboten hätte, da würde sie von ihnen gemieden worden sein.

„Sehr nahe scheinen Sie einander doch nicht gestanden zu haben,“ sagte man Björn einmal ein wenig neckend. „Sonst würden Sie doch mehr Notiz voneinander nehmen!“ Und Björn antwortete darauf:

„Eberhard Altefahr ist überhaupt nicht ein Mensch, dem man nahe stehen kann.“

Inzwischen langweilte Julia sich sträflich in ihrer leeren, stillen Wohnung.

Zwar suchte sie mit allen Mitteln sich die Zeit zu kürzen und die Gedanken zu zerstreuen. Aber die innere Friedlosigkeit und Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen machte ihre Bemühungen nutzlos und ihre Mittel unwirksam.

Sie konnte es Eberhard nicht verzeihen, daß er ihr gegenüber seinen Willen durchgesetzt und sie nicht mitgenommen hatte. Nun lebte sie hier in einem höchst ungemütlichen, vor den Augen der Zuschauer gar nicht zu rechtfertigendem Zustande. Wie ein ungezogenes Kind, das seine Strafe absitzt.

Sie that, was sie konnte, um diesen Zustand den Leuten gegenüber nicht als Strafe erscheinen zu lassen. Und wenn es auch trotz aller schönen Vorwände von Wohnungsverhältnissen nicht ganz zu bemänteln war, daß es als Strafe gemeint ward, so sollten die Leute doch nicht denken, daß sie es als Strafe empfand.

Sie lebte außerordentlich vergnügt und unternehmungslustig. Ihre Vergnügungssucht scheute vor nichts mehr zurück. Je schrecklicher die Stunden waren, die sie wohl oder übel allein zubringen mußte, um so unbesonnener hielt sie sich schadlos in Gesellschaft andrer.

Das ging so eine ganze Weile. Man ging bereitwillig auf ihren Ton ein — man amüsierte sich dabei, und man trug ja keine Verantwortung dafür. Aber mit der Zeit bekam man es satt; man langweilte sich dabei, man fand es wohl auch unpassend und unwürdig. Und Julia mußte eines Tages einsehen, daß man anfing sich von ihr zurückzuziehen.

Durch die leichtsinnige Zersplitterung ihrer Zwecke und Absichten, ihrer Gedanken und Gefühle war Julia vollends haltlos und unselbständig geworden. Ihr Inneres glich einer ausgeräumten Stube; keine Wärme, keine Ruhestatt, kein Schutz und keine Sicherheit mehr darin. Durch die zerbrochenen Fenster herein wehten Unzufriedenheit und Verbitterung, wie fröstelnder Odem und Straßenstaub.

Und wenn sie gar nichts andres mehr wußte, so warf sie sich auf irgend einen Stuhl und schluchzte und weinte um den einen, auf den sie ihre ganze Liebe, ihre Hoffnung, ihr ganzes unselbständiges, haltloses Sein gestützt hatte mit dem kläglichen, selbstsüchtigen Eigensinn eines verzogenen Kindes. Sie schrie nach ihm; sie war krank nach ihm. Und sie wußte doch nicht, wie sie zu ihm gelangen sollte.

Denn einer stand im Wege. O, wie sie ihn haßte, diesen einen!

Und dennoch konnte nur durch Eberhard der Weg zu Björn führen.

Sie begann, sehr klägliche und jammervolle Briefe an Eberhard zu schreiben. Sie könne es nicht mehr ertragen in ihrer Einsamkeit. Die Leute würden nächstens mit Fingern auf sie weisen als auf eine Verlassene. Er möchte sie doch nicht preis-

geben. Möchte ihr erlauben, zu kommen. Sie verspreche ihm auch — o, was sie ihm nicht alles versprach! Mehr, als die tugendhafteste und sittenstrengste Frau jemals erfüllen konnte. Sie bettelte geradezu; und das wurde ihr um so leichter, als sie diese Betteleien, diese demütigenden Versprechungen dem geduldigen Papier anvertrauen konnte und nicht dabei in Eberhards strenges, kaltes Gesicht zu blicken gezwungen war.

Eberhard las alle diese Briefe mit überlegener Miene und geringschätzigem Zucken seiner Mundwinkel — und ließ einen nach dem andern ins Feuer wandern. Er wußte, was er von diesen Klagen sowohl als von diesen Vorsätzen zu halten hatte; sie brachten nicht auch nur einen Augenblick ins Wanken, was er nach langem Überlegen mit verstandesgemäßer Kühle beschlossen hatte.

Zuerst beantwortete er all ihre drängenden Zukunftsfragen gar nicht. Dann, als der Sommer zu Ende war, schrieb er ihr, daß er zu Michaelis eine Wohnung genommen habe. Sie möge den Umzug einleiten und am Umzugstermin selber kommen. Nicht eher.

Mit einem Male war Julias Stimmung verändert. Nun war es ihr ganz gleichgültig, wie die Menschen hier von ihr dachten und sie behandelten. Das alles war ja nun vorbei, das alles verließ sie ja nun. Verließ diese ganze verödete, langweilige, zwecklose Umgebung — um Björn dagegen einzutauschen.

Björn — Björn — und immer wieder Björn war das Einzige, was sie noch fühlte.

Sie lachte und sang den ganzen Tag; sie brauchte nicht einmal mehr Gesellschaft dazu. — Nebenbei hatte sie zu thun. Der ganze Umzug lastete allein auf ihren Schultern. Es war für sie eine unbeschreiblich reizvolle Aufgabe. Mit jedem Stück, das in die großen Kisten versenkt wurde und in dem schwerfälligen Möbelwagen verschwand, that sie einen Schritt aus diesem Leben hinaus — dem neuen Leben entgegen.

Dann machte sie Abschiedsbesuche. Sie gab sich nicht einmal Mühe, ihre ausgelassene Stimmung zu verbergen.

„Ich freue mich auf Eberhard!“ sagte sie in geradezu jauchzendem Ton.

‚Sie freut sich auf Björn,‘ dachten die Leute und schwiegen.

„Wenn Sie Björn Heddenholm dort sehen,“ sagte einer der Offiziere ein wenig boshaft, „so grüßen Sie ihn nur schön von uns allen!“

Julia that, als hätte sie an diese Möglichkeit noch gar nicht gedacht, und machte große, runde Augen.

„Ach richtig — der ist ja auch dort! Ob er wohl noch da ist? Ja, wahrscheinlich — es ist ja noch nicht so lange her, daß er hinkam. Also gut, ich werde ihn grüßen!“ —

Endlich war es soweit. Von einer ganzen Anzahl Bekannter umringt, stand sie auf dem Bahnhof. Einige Herren hatten große Blumensträuße gebracht, jeder sagte ihr Liebenswürdigkeiten und Verbindlichkeiten. Es war ja nun folgenlos, und der Schluß wenigstens sollte ein versöhnlicher sein.

In ihrem braunen Reisemantel, ein hohes schmales Hütchen auf dem blonden Haar, stand Julia am herabgelassenen Fenster. Ihr Gesicht war rosig und frisch, ihre Augen lächelten und glitzerten. Jeder bekam etwas davon ab. Im Übermaß

ihrer freudigen Erregung war sie gedankenlos verschwenderisch mit Gunstbezeugungen gegen jedermann.

Und dann fuhr sie hinaus in die Welt, lächelnd und gedankenlos hinein in das Leben, das vor ihr lag wie der trübe Oktobertag, ernst und von vagen Nebeln umhüllt, die sie sich nicht zu lichten getraute; fest davon überzeugt, daß die Sonne schon den Weg zu ihr wieder finden würde.

Die Möbel waren schon zum Teil vor ihr angelangt und unter Eberhards Leitung in der neuen Wohnung aufgestellt. Immerhin gab es erst noch ein paar ungemütliche, arbeitsvolle Tage zu überwinden, ehe man in den neuen Verhältnissen zu befriedigender Ordnung und Ruhe kam.

Eberhard that soviel er konnte, um seiner Frau die Einrichtungsarbeiten zu erleichtern. Auf irgend welche Auseinandersetzungen über die künftige Gestaltung ihres gemeinsamen Lebens ließ er sich grundsätzlich nicht ein. Überhaupt bekam sie ihn außer den Mahlzeiten und abends vor dem Schlafengehen kaum zu Gesicht. Sie fügte sich darein mit schweigendem Trotz und überlegte im stillen, wie sie diesen Zustand am besten zu ihrem Vorteil ausnützen könne.

Da trat er eines Morgens — am Abend vorher hatte der letzte Handwerker die Wohnung verlassen — bei ihr ein. Er war schon zum Ausgehen angezogen; also schien er die Absicht zu haben, es kurz zu machen.

„Julia," begann er, ohne sich zu setzen, „du wirst vielleicht begreifen, daß ich den Zustand des letzten Jahres nicht länger zu dulden gesonnen bin. Ich will also an diesem Anfang einer neuen Lebensperiode völlige Klarheit schaffen zwischen dir und mir. — Ich bin hierher versetzt worden, und es ist der natürliche Lauf der Dinge, daß du mich hierher begleitest. Wo sollte ich dich auch lassen? Ich stelle dir nun zwei Möglichkeiten, zwischen denen es keinen Ausweg giebt. Entweder: Du beträgst dich so, wie ich es von meiner Frau verlangen kann und muß — dann bleiben wir zusammen und versuchen aus unserm Leben das Beste zu machen. Oder: Du setzt dein Betragen vom vorigen Winter fort — dann habe ich die Absicht, mich von dir scheiden zu lassen. Ich bin nicht willens, mir Ehre und Stellung von dir verderben zu lassen. Kannst du dich also nicht mit Anstand in die Verhältnisse fügen — gut, so werden wir uns trennen. — Also überlege dir das. Eine Antwort erwarte ich nicht. Die Antwort wird in deinem Betragen enthalten sein."

Er drehte sich um und ging hinaus. Sie blieb schweigend sitzen. Das Buch, in dem sie blätterte, war ihrer Hand entsunken.

Also nun wußte sie es. Allein von ihr sollte es abhängen, wie sich ihre Zukunft gestalten würde; allein von ihrem Benehmen. — Und wie sie dies Benehmen einrichten würde, das hing von Björn Heddenholm ab. Ihn zu erforschen war zunächst ihre wichtigste Aufgabe.

Bis ihr das gelungen sein würde, war es ratsam, Eberhard nicht zu reizen, sondern — ihm in allen zu willen zu sein. Sie wußte, daß sie das sehr gut konnte, wenn sie nur wollte; wenn es sich nur lohnte. Das Weitere würde sich finden. —

Sie begannen, ihren gesellschaftlichen Pflichten zu genügen und überall Besuche zu machen; nicht nur in den kollegialischen, sondern auch in den militärischen Kreisen. Julia, der man mit Rücksicht auf die allgemein zur Kenntnis gelangten Gerüchte hin

mit einigem Mißtrauen und um so größerer Spannung entgegensah, gewann sich alle Herzen. Sie war liebenswürdig und zurückhaltend, die vollendete Weltdame; dazu kam ihr anmutiges Äußere, ihre ganze Art sich anzuziehen und zu bewegen. Selbst Eberhard legte manchmal ein gewisses Wohlwollen gegen sie an den Tag und begann zu glauben, daß sein energisches Verfahren gegen sie doch von dauernder, guter Wirkung gewesen sein könnte. — Allgemein war man darüber einig, daß der Klatsch, der ihr vorangegangen war, aller Begründung entbehre, und daß Julia ohne Tadel sei.

„Wir werden uns wohl auch entschließen müssen, bei Altefahrs Besuch zu machen,“ hieß es eines Tages an der Kasinotafel. „Der Kommandeur deutete es heute schon an. Sie sind bei allen verheirateten Offizieren gewesen.“

„Nun, das wäre ja ein ganz angenehmer Entschluß,“ tönte es von mehreren Seiten zurück.

Björn wußte längst, daß Julia angekommen sei. Es hatte ihn anfangs unbeschreiblich aufgeregt. Nun hatte er sich innerlich gewappnet und vorbereitet und fürchtete sie nicht mehr. — Um der immerhin vorhandenen Möglichkeit, allein von ihr angenommen zu werden, aus dem Wege zu gehen, verabredete er sich mit zwei andern Kameraden, gemeinschaftlich den notwendig gewordenen Besuch zu machen.

Merkwürdigerweise wurden sie von Eberhard allein empfangen. Er unterhielt sie eine Viertelstunde lang in der gewandten, liebenswürdigen Weise, die nie jemand zu nahe tritt und keinen erwärmt.

Es wurde Björn sehr sonderbar zu Mut, als er sich wieder zwischen all den bekannten Sachen sah; zwischen all den stummen Zeugen einer Zeit, die — so schien es ihm — weit, weit hinter ihm lag. Jene Zeit lebte wieder auf vor seinen Augen, zwischen all diesen stummen, toten Gegenständen, und sah ihn an mit vorwurfsvollen, warnenden Augen. Er mußte sich sehr zusammennehmen, nicht zerstreut zu sein.

Er war glücklich, daß Julia nicht zugegen war. Trotzdem quälte ihn unaufhörlich die Frage, warum sie nicht hier, und wo sie sonst sein möge?

„Meine Frau wird sehr bedauern, Sie verfehlt zu haben,“ schloß Eberhard die Unterhaltung. „Sie ist bei der Toilette.“

Als fürchte er, daß sie im letzten Augenblick doch noch erscheinen könnte, drängte Björn zum Aufbruch. Als sie vor der Hausthür auf der Straße standen, konnte er sich's nicht versagen, einen Blick zu den Fenstern hinaufzuwerfen. Da stand Julia hinter dem dünnen Spitzenvorhang, sehr vollständig angezogen, in einem fliederfarbenen Hauskleide. Er erkannte sie ganz deutlich, und er sah auch, daß sie ihn erkannte.

Tödlich erschrocken sah er wieder fort.

Sie war also nicht bei der Toilette gewesen. Ihr Mann hatte es einfach nicht gewünscht, daß sie ihn mitempfing.

Zum erstenmal im Leben war er Eberhard Altefahr von ganzem Herzen dankbar.

Julia stand immer noch hinter der Gardine und sah ihm nach. Thränen der Wut stiegen ihr schmerzend heiß in die Augen. Eberhard hatte ihr in der That rundweg verboten, im Salon zu erscheinen, und sie war klug und vorsichtig genug gewesen, ihm ohne Widerrede zu gehorchen.

Bebend vor Entrüstung, zitternd vor Sehnsucht hatte sie am Schlüsselloch gestanden und vergebens versucht, Björn oder nur irgend ein Stück von ihm zu

erblicken — die Öffnung war von der andern Seite verdeckt. Dann hatte sie mit angehaltenem Atem auf seine Stimme gelauscht — die war auch nur selten erklungen, denn er beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung. — Und endlich trat sie ans Fenster, in der Hoffnung, ihn wenigstens noch unten auf der Straße zu sehen. — Und als sie ihn dort sah, als er heraufblickte, eine einzige, flüchtige Sekunde lang — da begriff sie selber nicht, daß sie nicht sofort durchs Fenster auf die Straße gesprungen und ihm um den Hals geflogen war.

Aber einmal mußte sie ihm doch Aug' in Auge gegenüberstehen; einmal mußte es doch kommen!

Und einmal kam es.

Ein großer Regierungsball eröffnete die Wintergeselligkeit. Alles war geladen, und wer irgend konnte, war erschienen. Auch Björn war da. Er hatte nicht die Absicht, sich Julias wegen von aller Geselligkeit zurückzuziehen; es wäre undurchführbar gewesen. Ein Wiedersehen mit ihr war doch nicht zu vermeiden — warum also es feige hinausschieben. Die Nervenspannung, in der er sich befand, würde eher nachlassen, wenn er sein weiteres Verhältnis zu ihr klargestellt haben würde. Und das sollte heute geschehen.

Julia zog durch ihre duftige, in Glück und Jugend strahlende Erscheinung alle Blicke auf sich. Sie war ganz in helllila Seidenduft eingehüllt — diese Farbe war unzertrennlich von ihr — und funkelnder als in den Brillanten auf ihrem zarten, weißen Halse brach sich das Kerzenlicht in ihren Augen, darin die helle Freude an diesem bunten, klingenden Lebensgetändel in deutlicher Schrift geschrieben stand. Ja, die Jugend lachte aus ihr und die Lebenslust und das Glück. Was für ein Glück das aber war, das wußte nur einer; nur einer — und der sah es und erkannte es, und erschrak darüber in seiner verschwiegensten Seele.

Als er sich gefaßt hatte, kam er und begrüßte sie, wie die Höflichkeit es erforderte. Er sah sie aber kaum an dabei. Sie sagte ihm, wie sie es bedaure, ihn neulich verfehlt zu haben. Er verneigte sich dazu nur kühl und förmlich, und trat zurück, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Er war beinahe verwundert, daß es ihm nicht schwerer wurde, sie so zu behandeln.

Ihr that es entsetzlich weh. Sie konnte kaum die Thränen zurückhalten. Sie hatte sich nie klar gemacht, daß nach dem, was ihr Abschied gewesen war, ihr Wiedersehen gar nicht anders sein konnte. Sie hatte eben überhaupt nicht gedacht; nur gehofft und gewünscht, ohne alle vernünftige Logik.

Als die Musik erklang, überfiel sie eine unbändige Lust, glücklich zu sein, ausgelassen glücklich. Ihre ganze jugendliche Genußfähigkeit gipfelte in diesem Wunsch nach solchem ausgelassenen, gedankenlosen, alle Sinne der Seele hinnehmendem Glück. Sie bemühte sich, es zu empfinden; aber es gelang ihr nicht. Es gab kein Glück für sie, ohne Björn. Sie wollte nur noch das eine vom Leben — nur noch den einen —

Der ganze Abend verging — Björn kam nicht wieder zu ihr; er tanzte nicht mit ihr, er sprach nicht mit ihr. Er mied ihre Nähe und sah sie überhaupt nicht an.

Es wäre ihr nicht schwer geworden, ihm nachzulaufen, ihn aufzusuchen, ihn anzureden und festzuhalten; aber sie fürchtete sich vor Eberhard; sie durfte nicht va banque spielen, um dann vielleicht eine Niete zu ziehen.

Eberhard hielt ein wachsames Auge über sie; er mußte auch heute zufrieden mit ihr sein; aber es verursachte ihm mehr ungläubiges Staunen, als gerade Freude. Er sagte sich mit der nüchternen Klarheit, die längst aufgehört hat, zu lieben und zu hoffen, daß ihr maßvolles Benehmen lediglich Björns Verdienst sei. Er fühlte beinahe etwas wie Freundschaft für diesen Mann.

So wie an diesem ersten Abend geschah es nun an allen folgenden. Björn, wenn er überhaupt anwesend war, bekümmerte sich nicht um Julia, und sie wagte nicht, seine Aufmerksamkeit herauszufordern. Die Blicke, die sie ihm manchmal verstohlen zuwarf, bemerkte er nicht.

Es war eine sehr elende Zeit für Julia; sie war rechtschaffen unglücklich, sie litt qualvoll unter ihrer ungezügelten Leidenschaft. Sie weinte ihre Augen trübe; sie zermarterte ihr Hirn mit Plänen, die alle unausführbar waren. Sie lebte in beständiger, nervenzerreibender Erwartung irgend eines günstigen Zufalls. Sie wartete umsonst. Sie weinte umsonst. Niemand tröstete sie. Niemand hatte Mitleid mit ihr.

Sie fing an zu verblühen. Ihre Wangen wurden blaß und schmal, sie hatte Schatten um die Augen, ihr Wesen wurde zerstreut und unfrisch.

„Sie ist recht vertanzt," sagten die Leute und wunderten sich weiter nicht darüber; denn sie legte ja ein wahres Gesellschafts- und Vergnügungsfieber an den Tag.

Endlich, endlich geschah etwas.

Es war eine größere Abendgesellschaft versammelt. Julia stand etwas abseits. Es wurde ihr immer schwerer, ein vergnügtes Gesicht und eine harmlose Unterhaltung zu machen; es that ihr wohl, einmal unbeachtet und ungestört zu sein.

Da stand plötzlich Björn Heddenholm vor ihr und bot ihr den Arm.

Sie war so erschrocken, daß sie ganz weiß wurde und ihn groß anstarrte. Er sah es nicht, weil er beharrlich die Augen gesenkt hielt; er hob ihr den Fächer auf, den sie hatte fallen lassen, und führte sie mit einer gewissen Gewaltsamkeit fort.

Ach, wie ihr zu Mut war, als ihr Arm in dem seinen lag. Sie sah furchtsam zu ihm auf — sein Gesicht war gleichgültig bis zur Ausdruckslosigkeit. Er sprach kein Wort.

Als sie sich nebeneinander setzten, würgte Julia, die in Thränen ausgebrochen wäre, wenn sie jetzt nicht irgend etwas gesagt hätte, mit Anstrengung heraus:

„Sind die Plätze eigentlich bestimmt worden —"

„Selbstverständlich, gnädige Frau," sagte er; und Julia hörte daraus weiter: bildest du dir ein, ich würde dir anders, als gezwungen, meinen Arm bieten?

„Man hat das wahrscheinlich so eingerichtet," meinte sie, und das Herz schlug ihr bis in den Hals, „weil man weiß, daß wir uns von früher her kennen."

Björn antwortete nicht.

„Ich bin nun über ein Vierteljahr hier," fuhr sie immer unsicherer werdend fort; „und ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Ihnen die Grüße zu bestellen,

die mir für Sie mitgegeben worden sind.“ Und da er immer noch schwieg, zählte sie ihm alle einzeln auf, von denen sie solche Aufträge entgegen genommen hatte; sie hatte keinen vergessen.

„Es thut allen so leid, daß Sie fort sind!“ schloß sie.

Björn kam sich sehr ungewandt und ungeschickt vor; es war ihm unmöglich, auf ihre Unterhaltung einzugehen oder eine solche zu beginnen, wiewohl er sich sagte, daß das viel besser und klüger gewesen wäre. — Da wurde Julia von der andern Seite angesprochen, und während sie gezwungen war, ihre Aufmerksamkeit dorthin zu wenden, sah Björn sie an. Zum erstenmal, seit sie hier war; sonst hatte er ja immer nur weggesehen.

Lieber Gott, wie sah sie aus! Vertanzt, sagte man — nun ja, man konnte es allenfalls so meinen, wenn man weiter nichts wußte. — Und gab es also wirklich noch etwas andres, das im stande war, sie so zuzurichten? Sie war so mager geworden! Sie that ihm leid.

Gerade in dem Angenblick, wo seine Augen einen recht weichen, guten Ausdruck hatten — in einem jener unbewachten Augenblicke, die so oft die Geburtsstätte eines Schicksals werden — wandte sich Julia wieder zu ihm. Es war zu spät, daß er sofort wieder versteinerte; sie hatte ihm bis ins Herz gesehen.

Ein grenzenloser Jubel brach in ihr los. Dann wurde sie sehr traurig; aber es war eine Traurigkeit, in der man sich wohl fühlt.

Sie beugte sich über die Handvoll Blumen, die neben ihrem Teller lag, zwischen ihr und ihm, und atmete schwer.

„Björn!“ sagte sie leise, ganz leise; und noch einmal: „Björn!“

„Sagten Sie etwas, gnädige Frau?“ fragte er laut. Sie biß sich auf die Lippen; Thränen schossen ihr in die Augen.

„Wenn Sie nicht von dem sprechen wollen, wovon ich sprechen will, dann wollen wir lieber gar nicht sprechen,“ sagte sie eigensinnig.

„Ich weiß ja aber gar nicht, wovon Sie sprechen wollen,“ sagte Björn laut und ruhig.

Julia sah aus, als werde sie gleich in Thränen ausbrechen; ihr Kinn zitterte bedenklich. Björn wurde unruhig.

„Ich will Ihnen etwas sagen, gnädige Frau,“ begann er leiser und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, aus Sorge, sein Gegenüber könne ihn verstehen, „wenn wir überhaupt miteinander auskommen wollen wie gebildete Menschen, dann müssen wir so thun und denken, als hätten wir uns hier erst kennen gelernt. Wir haben keine gemeinsame Vergangenheit. Das Vorhandensein einer solchen würde auch den oberflächlichsten Verkehr zwischen uns unmöglich machen. — Schlimm genug, daß Sie mich zwingen, Ihnen das sagen zu müssen.“

Er wußte vielleicht nicht, wie weh ihr seine Worte thaten; sonst hätte er sie doch wohl kaum gesprochen.

„Ich kann nichts dafür, daß wir hierher versetzt worden sind,“ stieß sie heraus und schluckte an ihren ungeweinten Thränen.

„Das weiß ich; nun es aber geschah, müssen wir uns in die Verhältnisse finden.“

Julia sah mit einem sonderbaren Ausdruck an ihm vorbei.

„Ich weiß nicht — vielleicht hat das Schicksal uns gerade gefällig sein wollen; wir sollten uns nicht unnütz quälen —“ sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, und das war gut; er erschrak tief über ihre Worte; da war sie ja schon wieder im besten Fahrwasser.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau,“ sagte er eisig.

„Ach — Sie wollen mich nicht verstehen!“

„Nun ja, gut; ich will Sie nicht verstehen.“

Eine Zeitlang blieb es still zwischen ihnen. Jeder kämpfte mit seiner Erregung. Endlich sagte Julia mit einem wehmütig resignierten Ausdruck:

„Sie sind ein sehr gewissenhafter Mensch; und mit dieser Gewissenhaftigkeit richten Sie mich langsam zu Grunde. Das wäre ja auch ganz in der Ordnung, wenn Sie immer gewissenhaft gewesen wären, wenn Sie nicht ursprünglich die Veranlassung gegeben hätten —“

„Ich bitte Sie, hören Sie auf,“ fiel er heftig ein. „Ich will mich in solche Gespräche nicht mehr einlassen; ein für allemal nicht mehr.“

„Nun ja,“ sagte sie mit einem bittern Auflachen, „es ist freilich das Bequemste, sich aus der Affaire zu ziehen und es dem andern zu überlassen, wie er aus dem Brunnen wieder herausfindet, in den man ihn gelockt hat —“

Nachher erschrak sie über diese Worte. Björn war ganz blaß geworden und hatte die Augenbrauen schmerzhaft in die Höhe gezogen. Jetzt unterhielt er sich eifrig nach der andern Seite. Sie wartete, bis er fertig sein würde. Sie merkte, daß er mit einem unterdrückten Seufzer seine Unterhaltung fallen ließ —

„Verzeihen Sie mir meine häßlichen Worte,“ bat sie weich. „Ich weiß nicht mehr, was ich rede. Ich habe gar keinen Halt mehr. Ich bin völlig entgleist —“

„Das sollten Sie gar nicht sagen! Das ist ja schrecklich!“

„Ja, das ist auch schrecklich,“ meinte sie trostlos.

„So bemühen Sie sich, es zu ändern!“

„Das kann ich nicht mehr allein ändern — nie mehr —“

„Wenn Sie es nicht allein können,“ sagte Björn sehr ernst, „so wird es auch kein andrer können. In solchen innern Nöten darf man nicht von der Hilfe andrer abhängen.“

„Dazu muß man stärker sein, als ich es bin; ich bin unselbständig, ich bin schwach —“ Es schien, als schäme sie sich nicht, in ihrer ganzen Blöße vor ihn hinzutreten.

„Sie könnten einen sehr natürlichen und, wie ich glaube, festen Halt und Schutz haben an ihrem Gatten, wenn Sie nur wollten —“ Julia schüttelte heftig den Kopf.

„Helfen kann mir nur ein einziger —“ sagte sie, da sie doch nicht gut sagen konnte, daß sie sich von keinem andern als von diesem einzigen helfen lassen wollte.

Björn that, als höre er es nicht.

„Wenn ich frei wäre —“ flüsterte Julia, und es verklang ihm in den Ohren wie das Zischeln einer kleinen, lüsternen Schlange. Es kroch ihm heiß über den Rücken, und seine Stirn wurde feucht.

„Ersparen Sie sich und mir, darüber nachzudenken," sagte er heiser — ‚wie es sein würde, wenn sie ein junges Mädchen wäre oder eine Witwe,' dachte er.

‚Wie es sein würde, wenn sie den Mut hätte, sich zu befreien,' verstand Julia.

Sie überlegte mit selig stockendem Herzschlag seine Worte, seine Stimme, seine Erregung — und ein ungeheuerlicher Entschluß reifte in ihr, wie nur die Verirrung selbstsüchtiger Liebe und leichtfertiger Pflichtauffassung ihn zeitigen konnte.

Ich kann ja frei werden — jeden Tag — und dann — dann kann er nicht mehr zurück; dann muß er annehmen, was ich für ihn eroberte — meine Freiheit! Und dann wird er glücklich sein. Er hat nur nicht Mut genug — gut, so werde ich ihn haben.

Sie war plötzlich ausgelassen lustig; in ihre Wangen stieg eine brennende Röte, ihre Augen sprühten vor Leben. Sie sah gar nicht mehr vertanzt und erbärmlich aus; sie war frisch, anziehend und verführerisch.

Björn hatte es nicht mehr schwer, sich mit ihr zu unterhalten; die Worte überstürzten sich ihr förmlich. Er begriff diese jähe Wandlung nicht. Ihr Wesen that ihm weh. Es lag so eine unnatürliche, ungesunde, beängstigende Erregtheit darüber. Ihr Lachen klang wie Schluchzen. Ihre Augen schwammen immerfort in Thränen, die, wie von innerer Glut verzehrt, versiegten, ehe sie sich lösten.

Er atmete auf, als die Mahlzeit beendet war. Er wollte sich nur förmlich verneigen vor Julia; aber sie nahm ohne weiteres seine Hand und drückte sie heftig. Er fühlte den Druck bis in die Fußspitzen hinunter.

Er floh vor ihr bis in das entlegenste Zimmer und ließ sich nicht mehr in ihrer Nähe sehen. So früh wie möglich ging er nach Hause, ohne sich von ihr zu verabschieden.

‚Was war ihr nur — was war ihr nur? Habe ich denn irgend etwas gesagt oder gethan, was sie mißverstehen konnte? Woher ihre trunkene Ausgelassenheit —?'

Die ganze Nacht sann er fruchtlos darüber nach.

‚Wo soll das hinaus — wohin soll ich mich retten vor ihr! Liebe ich sie denn noch? — — Nein — nein. Und das würde ja auch an der Sache nichts ändern. Aber sie regt mich auf, sie regt mich maßlos auf. Und ich darf doch nicht die Gewalt über sie und mich verlieren, keinen Augenblick! — Ach, Mutter, du hast gut reden: wirf es hinter dich! Was soll ich denn nun thun, wenn es sich an meine Fersen klammert — —?'

Am andern Morgen, als Eberhard Altefahr an seinem Schreibtisch die Akten zusammensuchte, die er mit auf das Bureau nehmen wollte, trat Julia bei ihm ein. Er war sehr erstaunt; nach Gesellschaften pflegte sie bis mittags zu schlafen oder wenigstens im Bett zu liegen. Es mußte etwas Außergewöhnliches sein, das sie so aus ihren Bequemlichkeiten aufstörte.

„Guten Morgen," sagte er höflich. „Hast du schon ausgeruht?"

„Danke; ja." Der kurze, trockene Ton machte, daß er aufsah. Sie stand ihm gegenüber auf der andern Seite des Schreibtisches, auf dessen Platte sie sich stützte. Sie sah leichenblaß aus, als wäre ihr schlecht.

„Was hast du denn? Fehlt dir etwas?"

„Nein, gar nichts. Ich wollte dir etwas sagen."

„Nun, so sag es. Ich muß gleich fort."

Julia holte tief Atem und räusperte sich einige Male, wie um sich zu sammeln. Dann sagte sie sehr schnell, als ob sie es auswendig gelernt hätte:

„Du hast mir, als ich hier herkam, eine Alternative gestellt: Entweder ich sollte mich so benehmen, wie du es verlangtest; dann wolltest du mir die unverdiente Gnade erweisen, mich bei dir zu behalten. Oder ich sollte so leben, wie es mir behagte; in diesem Falle wolltest du dich von mir scheiden lassen."

„Nun ja — was soll das?" rief er ungeduldig.

„Ich habe mich bemüht," fuhr Julia mit eigensinniger Eintönigkeit fort, „das erstere zu thun; du wirst mir das Zeugnis, daß ich mir Mühe gab, nicht versagen können. — Nun gut; ich kann es auf die Dauer nicht durchführen, ich bin krank und elend dabei geworden. Schlimm genug für dich, wirst du sagen; aber ich bin nun einmal so. — Kurz und gut, ich habe nicht die Absicht, mich ferner noch nach deinen Wünschen zu richten. Ich will von jetzt ab nach meinem Geschmack leben. Und ich sage dir das schon lieber gleich vorher, damit du dir über das Weitere klar werden kannst."

Eberhard hatte seine Akten wieder hingelegt; die Hände waren ihm unsicher geworden. Es war empörend, verletzend, mit welch herzloser Geschäftsmäßigkeit, mit welch rücksichtsloser Gefühllosigkeit sie über diese Dinge sprach!

„Deine Auseinandersetzung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig," sagte er bebend. „Ich danke dir, daß du es mir erspart hast, sie dir zu machen. Ich weiß nun, was du willst! — Ich werde dir heute abend sagen, was ich will. — Jetzt habe ich keine Zeit dazu."

Er nahm die Mappe unter den Arm und ging. Julia sah ihm ein wenig verblüfft nach; so leicht hatte sie es sich nicht gedacht. Nun — um so besser.

Eberhard Altefahr aber blieb plötzlich mitten auf der Treppe stehen. Ein Gedanke war wie ein Blitz vor ihm eingeschlagen und klärte ihm auf, was ihn so ahnungslos überrumpelte:

‚Gestern hat Björn sie zu Tisch geführt — da hat sie es mit ihm besprochen —‘

Aber der Blitz zündete nicht; es war ein kalter Schlag.

‚Wenn er durchaus in sein Unglück rennen will — meinetwegen!‘

Und er setzte seinen gewohnten Weg fort.

Vier Wochen vergingen. Man näherte sich den Fasten, und in dem geselligen Leben begann eine leise Müdigkeit einzutreten. Dazu war abscheuliches Wetter. Sturm, Schneetreiben, Schmutz und Nässe. Die Sonne schien überhaupt nicht mehr.

Julia Altefahr ging nicht mehr aus. Sie war erkältet oder überanstrengt — man kam nicht recht dahinter. Bekannte, die sie besucht hatten und von ihr angenommen waren, erzählten, sie sähe nicht gut aus, nach schlechten Nächten und Stubenluft; aber sie wäre liebenswürdig und heiter gewesen, wie immer.

Auch Björn Heddenholm war seit einiger Zeit weniger zu sehen. Er sagte mehrere Einladungen ab, in dem Wunsch, einem Zusammensein mit Julia auszuweichen. Man sprach davon, daß er zur Kriegsakademie gehen würde; so schade es war, ihn bald wieder zu verlieren, so fand man es doch in Anbetracht seiner Person und seiner Fähigkeiten sehr natürlich, daß er vorwärts strebte.

Niemand fiel es ein, seinen und Julias Namen in irgend welchen Zusammenhang zu bringen.

Björn selber ahnte nichts von dem, was man über ihn sprach und dachte. Alle seine Gedanken waren nur auf das eine gerichtet: wie er der Gefahr entgehen oder begegnen könne, die immer gefährlicher ihre unsichtbaren Fäden um ihn spann.

Daß Julia sich plötzlich nirgends mehr sehen ließ, dünkte ihn wieder der Ausdruck einer neuen, gewitterschwülen Laune zu sein. Er war überzeugt, daß sich hinter ihrer sogenannten Kränklichkeit irgend ein andres verbarg, das eines Tages verhängnisvoll ans Licht kommen würde. Er vermied jede Gelegenheit, etwas zu erfahren, das ihn darüber aufklären könne, als schütze es ihn vor ihr, wenn er sie und alles, was mit ihr zusammenhing, dauernd ignoriere. Und so, indem er an seinem Teil alles that, das Gewesene zu vergessen und vergessen zu machen, bemühte er sich, möglichst wenig darüber nachzudenken. Er that, was er thun konnte. Das Weitere mußte abgewartet werden.

Er hatte sich auf sein Sofa gestreckt und las einen jener langen, ausführlichen Briefe, die Litta ihm zu schreiben pflegte und die ihn immer in eine angenehme, friedlich frohe Stimmung versetzten. Es war die kurze Ruhestunde zwischen dem Dienst und dem gemeinsamen Mittagessen, und der Dienst war heute für ihn sehr anstrengend gewesend. Ein Patrouillenritt, den er zu leisten gehabt, hatte ihm das Lob seines Vorgesetzten vor dem ganzen Regiment eingetragen. Das hatte ihm wohlgethan und war ihm ein Lohn für die energische Gewaltsamkeit, mit der er jetzt immer seine Gedanken zusammentreiben mußte, damit sie ihn nicht im entscheidenden Augenblick im Stich ließen.

Draußen klingelte es, und Björn sah nach der Uhr. Sein über ihm wohnender Kamerad pflegte ihn abzuholen, wenn er zu Tisch ging. War es schon so spät?

Sein Bursche trat ein; es sei ein Bote da von Altefahrs. Die gnädige Frau lasse den Herrn Leutnant dringend bitten, gleich einmal hinüberzukommen.

Björn fuhr hoch in die Höhe vor Schreck und Entrüstung. Was sollte das heißen! Und was war das für eine Dreistigkeit, ihm eine solche Bestellung ganz öffentlich durch die beiderseitigen Dienstboten machen zu lassen!

„Ich bedaure sehr, ich habe keine Zeit,“ entfuhr es ihm in der ersten Erregung. Der Bursche ging hinaus. Nach kaum zwei Minuten, während welcher Björn sich nicht bewegt hatte, erschien er wieder in der Thür.

„Wenn der Herr Leutnant jetzt nicht Zeit hätten, so möchten der Herr Leutnant eine andre Stunde bestimmen.“

Sie war also gewillt, es durchzusetzen. Wer weiß, was sie that, wenn er es ihr verweigerte —

Am Ende war es noch das Beste, er ging hin und machte ihr den Standpunkt klar.

„Gut — ich werde kommen,“ sagte er grimmig. Eine Viertelstunde später verließ er die Wohnung.

„Wenn der Herr Leutnant von oben kommt, um mich zu holen, so sage, ich hätte noch einen Gang zu machen gehabt und wollte dann direkt nach dem Kasino gehen,“ befahl er seinem Burschen. Er war überzeugt, daß er zur Essenszeit da sein würde; es war ja noch eine halbe Stunde Zeit —

Man schien ihn zu erwarten. Der Diener öffnete ihm, noch ehe er klingelte, und führte ihn durch den Salon bis an die Thür von Julias Boudoir, die er vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß.

Es brannte nur eine einzige Lampe auf Julias Schreibtisch, und das Licht des Raumes war so matt, daß Björn alles nur wie in einem Nebel sah. Er war freilich auch verwirrt und erregt.

Julia selbst stand neben einem niedrigen Stuhl, in einem dunkeln Kleide, schrecklich blaß, und starrte ihn mit ängstlichen Augen an.

„Sie haben mich rufen lassen —“ sagte Björn sehr kühl.

„Ja —“ hauchte sie, und weiter nichts. Sie schlug die Augen nieder, senkte den Kopf und zerrte an ihrem Taschentuch. Björn zitterte vor Ungeduld.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was diese ganze Komödie zu bedeuten hat?“

Julia kämpfte redlich gegen Angst und Thränen und sprach immer noch nicht.

„Sie sollten mir die Pein dieses Besuches nicht unnötig verlängern,“ sagte Björn wieder. „Nach der dringenden Art zu urteilen, in der Sie mich hierher bestellten, müssen Sie mir etwas Dringendes mitzuteilen haben. Also, bitte, sprechen Sie doch!“

Julia fühlte sich durch diesen Ton nicht gerade ermutigt. Und in der Sorge, sie könne den Mut ganz verlieren, stieß sie verzweifelt heraus, indem sie ihn groß ansah:

„Ich bin seit gestern eine geschiedene Frau.“

‚Und wer eine Abgeschiedene freit, der bricht die Ehe,‘ hörte Björn irgend eine Stimme in seinem Innern sagen. Es wurde ihm grün vor den Augen, trotzdem im Zimmer alles rot war. Er wich einen Schritt zurück und lehnte sich an die Thür.

Nun wußte er, was Julia von ihm wollte.

Endlich fühlte er die Notwendigkeit, etwas zu sagen.

„Das bedaure ich aufrichtig. Das hätten Sie nicht thun sollen.“

Sie hatte einen Freudenausbruch erwartet oder mindestens eine stürmische Erregung. Die nüchterne Kälte dieser seltsam bedrückt klingenden Worte machten sie stutzig.

„Warum nicht?“ fragte sie mit einem Ausdruck von Trotz.

„Kennen Sie das sechste Gebot nicht?“

„O — es ist oft viel moralischer, sich zu trennen als zusammenzubleiben,“ sagte sie leichthin.

„Wo das der Fall ist, muß die Moral schon vorher sehr mangelhaft gewesen sein,“ gab Björn rücksichtslos zurück.

Julia sah zu ihm auf mit einem Blick, der ihn in diesem Augenblick mindestens unangenehm berührte.

„Das war sie ja auch,“ meinte sie halb seufzend, halb lächelnd. „Das sechste Gebot hatten wir schon gebrochen, lange, ehe ich an eine Scheidung dachte!“

„Wer: wir!?“

„Nun — Sie und ich.“

Björn kniff die Lippen zusammen und stöhnte. Sie ging sehr taktisch vor, Schritt um Schritt, mit genauer Kenntnis des Terrains.

„Wir hatten beschlossen, davon nicht mehr zu sprechen. Warum thun Sie es nun dennoch wieder?“

„Weil das keinen andern so angeht, wie uns beide. Das Geschehene läßt sich nicht aus der Welt und aus unserm Leben schaffen. Das Bestehende ist daraus hervorgegangen. Und das Bestehende verlangt sein Recht. — Björn,“ sagte sie sehr sanft und sehr leise, „du brauchst dich ja nun nicht mehr zu quälen mit deiner großen Gewissenhaftigkeit; ich bin nun frei. Und wenn ich dich rief, um dir das mitzuteilen, so geschah es, weil ich meine Freiheit nur gewonnen habe, um — sie — dir — zu — geben —“

Sie fing an zu weinen, vor Erregung und vor Angst, was er nun sagen würde. Er betrachtete sie mit ganz merkwürdigen Augen; beinahe neugierig.

„Sie hätten mich besser kennen sollen, gnädige Frau,“ sprach er mit dumpfer Stimme. „Oder haben Sie vergessen, was alles ich Ihnen schon über diese Sache gesagt habe?“

„Das alles galt für die Zeit, wo ich Eberhards Frau war; jetzt bin ich frei — frei!“ jubelte sie förmlich heraus. Er blieb ungerührt und finster.

„Sie sind frei geworden — durch Sünde! „Unrechtmäßig erworbenes Gut gedeihet nicht.“

Julia machte ein eingeschüchtertes Gesicht.

„Sie haben ja nichts zu meiner Befreiung gethan,“ meinte sie kleinlaut. „Ich habe es allein bewerkstelligt und werde es auch allein verantworten. Ich habe Ihnen absichtlich nichts davon vorher erzählt, damit Sie in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Nun nehmen Sie es, wie es ist! Fragen Sie nicht, wie es wurde — es kann Ihnen ja ganz gleichgültig sein. Essen Sie die Früchte, die ich Ihnen gepflückt habe, und fragen Sie nicht, wo ich sie hernahm —“

Björn wandte sich entrüstet ab.

„Zu solcher leichtfertigen Auffassung vermag ich mich nicht aufzuschwingen,“ sagte er kurz.

Da bemächtigte sich Julias eine jammervolle Verzweiflung. Sollte alles umsonst gewesen sein? War es möglich, daß er bei diesem krankhaft ausgearteten Pflichtgefühl verharrte — daß er davonging und sie liegen ließ?

War seine Liebe zu ihr erloschen?

Nein, das durfte nicht sein — eine Raserei überkam sie bei dem flüchtigen Argwohn. Sie hatte so fest daran geglaubt, daraus ihren ganzen Mut geschöpft,

darauf ihre ganze Zukunft gebaut! — Das elendeste, verlassenste und verlorenste Weib würde sie sein, wenn er sie jetzt im Stich ließ.

Er war ans Fenster getreten und starrte auf die dunkle Straße hinaus. Es hatte angefangen zu regnen; große Tropfen rannen langsam an den Scheiben nieder wie Thränen; Thränen, die man der Jugend und ihren Irrungen nachweint —

Julia stand hinter ihm; sie wagte nicht, näher zu kommen; sie sah nur voll Sehnsucht und Herzensangst nach ihm hin.

„Björn,“ fing sie an zu flehen und zu schluchzen, „laß mich jetzt nicht allein! Überlaß mich nicht meinem Schicksal! Was ich gethan habe, das habe ich für dich gethan! Wenn es nicht in deinem Sinne war — was kann ich dafür! Du hast ja nie mit mir darüber sprechen wollen! Aber ich mußte doch annehmen, daß es dich freuen würde! — Wenn ich nicht felsenfest geglaubt hätte, daß du mich an dein Herz nehmen würdest, sobald niemand mehr zwischen uns stand, ich hätte nimmermehr den Mut gefunden, das alles zu thun, mich allen Halts und jeder Zuflucht zu berauben. Du bist meine einzige Zuflucht! Und du bist doch die Veranlassung zu dem allen! Wenn auch die unschuldige, so doch die Veranlassung! Die Liebe, die du mir zu dir erweckt hast — — Ach, Björn, wenn du ein Herz hast, wenn du ein Ehrenmann bist, so kannst du mich jetzt nicht im Stich lassen! Du hast mein Leben und meine Seele in der Hand! Behalte — mein Leben, und meine Seele ist gerettet. Wenn du es nicht thust, so ist beides verloren! — Du sollst es nicht bereuen, Björn! Ich will dich glücklich machen, ich will dir dienen, treu und gehorsam, wie ein Hund! Ich will auch still im Winkel bleiben, wenn du keine Zeit für mich hast! Ich will dich lieben — es kann dich gar keine andre so lieben, wie ich! — Auf den Knien will ich vor dir liegen und dir danken, für dich selber — ach Björn, Björn, gieb es doch zu, daß du mich liebst! Handle nach deinem Herzen — handle gewissenhaft gegen mich, denn mit mir allein nur hast du es noch zu thun!“

Björn hatte nicht versucht, sie zu unterbrechen. Nun wandte er sich um und sah sie an; mit einem ernsten, stummen Blick, mit großen, traurigen Augen. Es war, als zerschmettere dieser Blick die unselige Frau. Sie stürzte vor ihm auf die Knie, umklammerte ihn mit beiden Armen und versteckte ihr Gesicht an ihm.

„Erbarme dich mein! Rette mich! Laß mich nicht allein in dem Elend, das du mir geschaffen hast!“

Dann blieb sie liegen, wie ein verendetes Wild zu den Füßen des Jägers. — So wartete sie auf seinen Richterspruch.

Björns Seele durchkämpfte in diesen kurzen Sekunden einen stummen, schweren Kampf.

„Stehen Sie doch auf, Julia,“ sagte er endlich mit gebrochener, mitleidiger Stimme. „Bitte, stehen Sie doch auf!“

Sie erhob sich langsam und schwerfällig. Er half ihr nicht dabei; aber dann nahm er sie an der Hand, als wäre sie ein kleines schwaches Kind, und führte sie zu einem Sessel, in den er sie niederdrückte. Er selbst nahm ihr unmittelbar gegenüber Platz.

„Ist es Ihnen möglich," fuhr er in demselben schonenden Tone fort, „mir ruhig und klar zu erzählen, wie das alles so schnell geworden?" Sie nickte und trocknete hastig ihre Thränen.

„Aber ganz der Wahrheit gemäß!" entfuhr es ihm unwillkürlich. Sie nahm es demütig hin. — Dann erzählte sie, anfangs noch oft von Schluchzen unterbrochen, dann immer ruhiger und zuletzt ganz sachgemäß. Björn hörte sehr aufmerksam zu und hatte den Eindruck und die Überzeugung, daß sie ganz aufrichtig sprach. Das war am Ende noch das einzige, womit sie ihn ehren konnte.

„Und was wird nun?" fragte er. Sie sah ihn verwundert und hilflos an.

„Ja — das sollst du mir sagen!"

Sie hatte also die Absicht, nichts mehr ohne seine Einwilligung oder gar Bestimmung zu unternehmen. Er stützte den Kopf in die Hand, in ernstem, tiefem Überlegen.

„Eberhard ist heute früh verreist," fuhr sie fort. „Ich weiß nicht einmal, wohin. In acht Tagen etwa will er wiederkommen. Bis dahin soll ich mit meinen Sachen fort sein. Es hat also Eile. Sage mir, Björn, wo ich hingehen soll!" Sie zweifelte anscheinend gar nicht mehr daran, daß er sich ihrer nun bis ins Kleinste und Weiteste annehmen werde. — Er richtete sich langsam auf.

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich kann überhaupt noch nicht wissen, wie das alles werden soll und kann. Ich muß mir das erst in Ruhe überlegen. Ich kann in diesem Augenblick keine Versprechungen und Versicherungen geben und keine Forderungen stellen —"

„Wann wirst du es können?" fragte sie ängstlich. „Laß mich nicht lange warten!"

„Morgen — nach dem Dienst," sagte er zerstreut. „Das Packen kann ja immer anfangen —"

Sie mußte es begreifen, daß er jetzt gehen wollte, ohne ihr irgend eine Erklärung gegeben zu haben, nicht einmal die Erklärung seiner Liebe. Aber sie wagte nicht mehr, irgend etwas zu verlangen; sie hatte eine heilige Scheu vor ihm.

„Leben Sie wohl, Julia," sagte er und küßte ihr die Hand. „Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht so bin, wie Sie es erwartet hatten. Auf morgen also!"

Er ging, und sie blieb enttäuscht zurück. Enttäuscht, aber nicht hoffnungslos. — Er ging ins Kasino. Die Mahlzeit war halb beendet. Er ließ sich nichts nachgeben, und von dem, was ihm noch gereicht wurde, aß er kaum. Dafür trank er um so mehr; es wurde ihm dann leichter, seiner bedrückten Stimmung Herr zu werden.

„Was ist denn eigentlich los?" fragte ihn nachher im Rauchzimmer sein Kamerad ‚von oben'. „Dein Bursche sagte, du seist zu Altefahrs gerufen worden?" Björn zog die Stirn in Falten.

„Ganz richtig . . ."

„Nun — und? Das ist doch mindestens merkwürdig!" Sie hatten eine Art Freundschaft geschlossen.

„Ja, es ist auch merkwürdig," sagte Björn. „Ich kann dir's ja getrost sagen — erfahren werdet ihr es doch nächstens. — Julia Altefahr hat sich von ihrem Manne scheiden lassen."

Der andre war sprachlos, während Björn völlig gelassen schien.

„Ja — aber ich begreife noch nicht, was du damit zu thun haben kannst!“

„Ihr werdet es bald genug erfahren,“ meinte Björn kurz; und dann ging er seiner Wege.

So wurde das Publikum vorbereitet.

Björn ging nach Hause. Er war sehr ruhig; so etwas Erfrorenes, Ausgelöschtes war in ihm, aber auch eine große Klarheit und Entschiedenheit.

Er wußte jetzt: was auf ihm gelastet hatte in all diesen letzten Monaten mit dem Gewicht einer großen Schwere, das war wieder das Bewußtsein einer großen Schuld gewesen, die er auf sich geladen hatte. Er wußte, daß er diese Schuld jetzt einlösen würde. Der Entschluß war fertig; er mußte es nur erst lernen, ihn zu ertragen, sich alle Konsequenzen seiner Tragweite klar machen. — Und es war nicht leicht, aus dem so geschaffenen Wirrsal einen befriedigenden Ausweg zu finden.

Es kostete ihn eine große moralische Anstrengung, am nächsten Morgen einen neuen Tag zu beginnen. Flüchtig kam ihm der Wunsch, mit einem schnellen Gewaltstreich sein ganzes Dasein auszulöschen, wie er in hartem Kampf mit starkem Willen die schönsten Hoffnungen seines Lebens in dieser Nacht ausgelöscht hatte. — Er verwarf den Gedanken wieder, als eines Mannes unwert. Denn ein Mann flieht nicht vor den Aufgaben, die ihm das Leben stellt; er löst sie. Und wenn eigne Schuld einen schweren Konflikt heraufbeschworen, so darf nur die Pflicht entscheiden. Die Pflicht, die Folgen solcher Schuld tapfer zu tragen und die Schuld zu sühnen, indem er das Verdorbene wieder gut macht, soweit es immer möglich ist.

Björn versah seinen Dienst heut wie alle Tage. Er wurde verhältnismäßig früh fertig. Er setzte sich in seinem Zimmer vor den Schreibtisch und nahm einen großen Bogen zur Hand. Er tauchte die Feder ein und fing an zu schreiben; langsam, zögernd, wie Schulkinderfinger schreiben. Dann warf er die Feder fort, so heftig, daß sie seinen grünen Attila mit schwarzen Pünktchen bespritzte, und verbarg das Gesicht in den Händen. — Es ist unmännlich, zu weinen! sagte er sich; und konnte es doch nicht verhindern. — Wie diese tief aus der Seele quellenden, gewaltsam zurückgedrängten, wenigen, großen Tropfen schmerzten und brannten, als wären seine Augenhöhlen voll Feuerfunken! Wie ihm die ganze Seele weh that!

Wanke nicht! Sei ein Mann! Sei still und sei stark! wiederholte er sich wieder und wieder — bis er mechanisch sich selbst gehorchte; bis er die weggeworfene Feder wiedernahm und zu Ende schrieb, was er hatte schreiben wollen.

Nun noch die Aufschrift und das Siegel. — So — nun war es fertig. — Nun machte er sich bereit, zu Julia zu gehen. Er zog sich seine guten Sachen an, und jedes Stück, das er anlegte, betrachtete er mit merkwürdiger, wehmütiger, gedankenschwerer Aufmerksamkeit. Nun noch den Säbel — und die Handschuhe — und die Mütze — so, nun konnte er gehen. — Den Brief nahm er mit und steckte ihn unterwegs in den Briefkasten. Als er in dem blechernen Gehäuse klappernd verschwand, wurde Björn ganz blaß.

Julia hatte die ganze Nacht nicht schlafen können. Trotzdem malte ihr die Erregung der Erwartung brennende Rosen auf die Wangen und entzündete irre Lichter in ihren Augen. — Sie hatte den ganzen Tag gekramt und gearbeitet; sie kramte

auch jetzt, an ihrem Schreibtisch, in dessen Fächern sie alles für den Transport, von dem sie noch nicht ahnte, wohin er gehen würde, sicherte und verwahrte.

Als Björn ihr gemeldet wurde, fuhr die Aufregung ihr so in die Knie, daß sie nicht die Kraft hatte, aufzustehen. So empfing sie ihn sitzend.

Als er im vollen Waffenschmuck bei ihr eintrat, hätte sie fast aufgeschrien vor Jubel. So kam man nur zu feierlichen, festlichen Augenblicken. Aber sie hielt an sich, blieb stumm, und begnügte sich, ihn angstvoll gespannt anzublicken.

Björn legte Mütze und Handschuhe auf den Tisch. Er hatte noch nie so reif und männlich, so hübsch — und traurig ausgesehen. Julias Herz schlug wie rasend. Er trat dicht zu ihr und sah sie an. Und wie er dies Gesicht betrachtete, das in demütiger Hingabe zu ihm erhoben war, und durch ihre Augen, die ihn leidenschaftlich anflehten, hindurch bis auf den Grund ihrer geängstigten Seele, die sich ihm ganz ergab, auf Gnade und Ungnade, die sich an ihm gehängt hatte mit dem Eigensinn einer Liebe, die Vernunft und Rücksicht und Ehre und Stolz vergißt, weil sie alle diese Dinge nie besessen hat, da ward ihm noch völliger klar: was er that, das mußte er ganz thun. Wenn er ihr ein Opfer brachte — das schwerste vielleicht, das ein Mann überhaupt bringen kann, so sollte sie wenigstens nicht wissen, daß es ein Opfer war.

„Julia," fragte er ernst, „hast du mich wirklich so lieb, daß du glaubst, ein ganzes Lebenlang mit mir glücklich sein zu können?"

„Ja," sagte sie mit erstickter Stimme.

„Das Leben ist lang, Julia. Ich kann dir nicht versprechen, daß es dir immer nur leichte und fröhliche Tage bringen wird."

„Was frage ich danach — bei dir ist alles schön!"

Er zögerte noch; einer glaubte des andern Herz schlagen zu hören. Endlich atmete Björn tief auf, und in seinem schwermütigen Gesicht leuchtete ein großer Heldenmut auf.

„Komm!" sagte er und breitete seine Arme aus. Kein Wort, das an Vergangenes erinnerte, sollte diese Stunde entweihen. — Und nun schrie Julia wirklich auf. Sie stürzte an seine Brust wie eine Sinnlose, wie eine aus rasender Herzensangst selig erlöste. Sie klammerte sich an ihn an, als hätte sie an ihren eignen Füßen keinen Halt mehr. Und sie küßte ihn — küßte ihn, als wolle sie mit ihren durstigen Lippen seine Seele austrinken. — Sie bemerkte in ihrer Aufregung nicht, daß er es sich stumm gefallen ließ.

Ihm ward angst und bange bei diesen Zärtlichkeiten. Wie sollte er der Heftigkeit solcher Liebe jemals gerecht werden!

Und nun fing sie auch noch an zu weinen.

„Aber Julia — ich bitte dich, ich flehe dich an — rege dich nicht so entsetzlich auf!" Sie weinte immer lauter und umklammerte ihn immer fester.

„Sage mir doch nur, warum du so weinst!" rief er und fing selbst an, die Ruhe zu verlieren. Er versuchte, ihre Arme von seinem Halse zu lösen — sie widerstrebte ihm.

„Nimm dich zusammen!" sagte er streng. „Ich wünsche es." Da hörte sie sofort auf. Aber ihr ganzer Leib zuckte.

„Sei nicht böse!“ stammelte sie. „Ich kann nicht anders. Siehst du — so unglücklich bin ich gewesen, und so glücklich bin ich jetzt!“

Er war diesem Übermaß an Leidenschaftlichkeit nicht gewachsen; er zwang sie, sich zu setzen, stand neben ihr, und strich mit der flachen Hand über ihr blondes Haar, das ganz in Unordnung geraten war, als könne das zu ihrer Beruhigung beitragen, als wolle er Zeit gewinnen, sich selbst zu beruhigen. Er war ganz außer Atem gekommen. — Dann versuchte er, vernünftig mit ihr zu reden. Aber sie mochte nichts hören.

„Sei still — sei ganz still! Streichle mich weiter — so — so — das ist, als wenn ich verhungert wäre und bekäme zu essen. Lache mich aus — schilt mich. Ich bin ganz rasend. Die Liebe zu dir hat mich rasend gemacht!“

Und er streichelte sie weiter und dachte bei sich: ‚wie soll das enden — wie soll das enden!‘

„Jetzt müssen wir aber wirklich wie vernünftige Menschen miteinander reden,“ sagte er endlich, setzte sich neben sie und nahm ihre Hände in die Seinen. „Wir haben keinen, der für uns überlegt. Wir müssen es selber thun. Und es giebt viel zu überlegen!“ Schließlich fand sie es selbst reizvoll, über die Zukunft nachzudenken — die Zukunft an seiner Seite!

„Hast du inzwischen irgend etwas ausgedacht oder beschlossen?“

„Nein — nichts.“

„Darf ich dir also sagen, was ich mir gedacht, wie ich mir das alles zurechtgelegt habe?“ Sie nickte und sah ihn unter seligen Thränen an.

„Paß aber auch auf!“ mahnte er angesichts dieses ungewissen, trunkenen Blickes. „Also zunächst packst du; ich helfe dir dabei. Die Möbel stellen wir hier auf den Speicher, bis wir sie wieder brauchen. — Dann müssen wir überlegen, wo du bleibst bis zu unsrer Hochzeit.“

„Wie lange wird denn das dauern?“ fragte sie.

„Das Gesetz verlangt eine Frist von zehn Monaten,“ erwiderte er mit niedergeschlagenen Augen, Julia erblaßte.

„Zehn Monate —“ wiederholte sie und barg das Gesicht in den Händen. „Björn — wie soll ich denn das aushalten?“

Er antwortete nicht gleich; endlich sagte er begütigend:

„Es ist eine Wartezeit; und die Stimmung einer solchen hängt ab von dem, worauf wir warten. Wir warten doch auf das Glück, nicht wahr, Julia? Laß es darum eine Zeit der Vorfreude sein!“ Sie blieb stumm in sich versunken.

„Es ist auch nicht zu lange für alles, was vorher noch geschehen muß,“ fuhr er fort. Da sah sie wieder auf.

„Was meinst du?“ fragte sie.

„Ich muß mir doch irgend eine neue Stellung, Arbeit oder Berufsart suchen, die es mir ermöglicht, einen Hausstand zu gründen.“ Julia machte ihre großen, runden Augen; sie ahnte etwas Entsetzliches.

„Warum — was heißt das —“ fragte sie stockend.

„Ich habe mein Abschiedsgesuch eingereicht,“ erklärte er trocken. Sie sprang auf; sie stieß ihn beinahe von sich.

„Björn — bist du von Sinnen?“

„Nein, gar nicht! Versuche einmal, ruhig zu bleiben, mich geduldig anzuhören. Vielleicht verstehst du mich dann.“ Er zog sie wieder auf ihren Platz nieder und nahm abermals ihre Hände.

„Sieh mal, Julia,“ begann er ganz freudig, während ihm das Herz fast brach vor Trauer, „wir haben beide etwas gethan, das sich nicht ganz — nicht ganz mit der Ehre einer Frau und eines Soldaten verträgt. Es weiß es bis jetzt noch niemand; aber ich weiß es. Und ob es gleich keinen andern etwas anginge, wenn es bekannt würde, so geht es doch dich und mich an. Ich kann diesen Rock nicht tragen über meiner befleckten Ehre. — Vielleicht ist es übertrieben gefühlt, aber ich kann nicht anders fühlen; und ich würde keinen Frieden haben, wenn ich meiner innersten Überzeugung zuwider handelte. — Es ist nicht so schlimm,“ tröstete er, als er ihre tiefe Niedergeschlagenheit merkte. „Der Soldatenstand und die große Welt sind nicht die einzigen Bedingungen, unter denen man glücklich sein kann. Bei dir ist alles schön, sagtest du gestern. Wenn wir so denken, werden wir überall glücklich sein. Und je stiller und zurückgezogener wir leben, um so mehr Zeit werden wir haben, unser Glück zu genießen.“

Stille? — Zurückgezogenheit? — Ja, was wollte er denn?

„Hast du schon etwas in Aussicht?“ fragte sie kleinlaut.

„In Aussicht nicht; wohl aber in Gedanken. Ich möchte am liebsten, wir gingen aufs Land. In meiner Heimat giebt es so viel freundliche kleine Besitzungen —“

„Aber Björn!“ rief sie außer sich. „Das kannst du doch nicht von mir verlangen! Ich bin nicht erzogen für solche Verhältnisse; ich werde mich totsehnen nach dem gewohnten lustigen Leben!“ Sie ahnte nicht, wie weh sie ihm that. „Da oben in deiner Heimat,“ klagte sie weiter, „da ist es so einsam und still. Wer das gewohnt ist von der Wiege an, der mag es lieben; aber ich — daß du nicht Soldat bleiben willst, kann ich noch begreifen, obgleich ich es eigentlich auch nicht begreife. Aber warum du dich ganz aus der Welt zurückziehen willst —“

„Ich kann nicht anders,“ sagte er, zum erstenmal ihr gegenüber einen sehr bestimmten Ton anschlagend. „Ich will es so. Und du wirst dich darein finden.“ Sie wagte nicht zu weinen, denn er imponierte ihr.

„Alles läßt sich leider nicht nach deinen Wünschen einrichten,“ fuhr er milder fort. „Aber ich hoffe, daß deine Liebe zu mir davon unberührt bleibt. Die Hauptsache ist doch, daß wir uns gegenseitig haben!“

„Ach ja!“ rief sie und fiel ihm schon wieder um den Hals. „Wird es dir denn gar nicht schwer, den Husarenrock auszuziehen?“ Sie sah diesen Rock zärtlich an.

„Darauf kommt es nicht an,“ sagte er möglichst obenhin. Sein Gesicht strafte den leichtherzigen Ton Lügen. Sie ward sich plötzlich einigermaßen klar darüber, was für einen Kampf ihn das gekostet haben mochte.

„Es ist alles meine Schuld!“ Sie brach in Thränen aus. Fast ging es über seine Kräfte; aber immer wieder raffte er sich zusammen.

„So darfst du es nicht auffassen, Julia," sagte er mit unendlicher Güte und Langmut. „Sieh mal, wenn wir uns jetzt zusammenthun zu gemeinsamem Leben, so heißt das nicht nur, daß wir gemeinsam Glück und Lasten tragen, sondern auch, daß wir gemeinsame Schuld — wenn auch nicht gerade büßen — so doch sühnen sollen, indem wir in aller Bescheidenheit und Stille aus dem, was wir zerschlagen haben, ein neues, Gott wohlgefälliges Ganze aufzubauen versuchen. — Und weißt du, Julia," fuhr er heiter fort, „ich stelle es mir reizend vor, mit dir ganz allein in so einer grünen, paradiesischen Einsamkeit zu leben!" Er sah sie aus seinen schönen, grauen Augen so herzensgut an, daß sie alles andre vergaß über ihm selber.

„Du bist viel, viel besser als ich!" rief sie ehrlich; und dann glitt sie neben ihn nieder und legte den Kopf an seine Knie. „Ich liebe dich so sehr, Björn, und ich bin so glücklich durch dich! Es ist mir alles unwichtig und gleichgültig — wenn ich dich nur habe!"

Er sah wehmütig zu ihr nieder. Er dachte daran, wie er einst zu seiner Mutter gesagt hatte: vor Julia könnte ich niemals knien!

Es war ja nun auch nicht nötig; sie erwartete es nicht. Sie kniete vor ihm.

„Sei nicht böse, wenn ich dich noch einmal quäle!" begann er nach einigen Minuten, während welcher Julias Kopf regungslos auf seinen Knien geruht hatte. „Aber es will doch alles überlegt und besprochen sein. Wo also würdest du diese Wartezeit — diese Zeit der Vorfreude am liebsten verleben?" Sie sah verträumt zu ihm auf.

„Da, wohin du mich schicken wirst," erwiderte sie.

„Aber du könntest doch besondere Wünsche haben?"

Sie überlegte. „Es ist mir alles gleich. Natürlich würde ich gern in deiner Nähe bleiben," setzte sie schnell hinzu.

„Mein Aufenthaltsort wird ein sehr wechselnder sein. Wenn ich hier fort bin, in einigen Wochen, werde ich keinen bestimmten haben, bis unsre Zukunft sich entschieden hat."

„Aber solange du noch hier bist," rief sie, sich an das Nächstliegende klammernd, „solange gehe ich nicht weit fort. Hier kann ich natürlich nicht bleiben, aber ich könnte mir irgendwo in der Nähe eine Wohnung mieten. Du würdest mich doch besuchen, Björn, nicht wahr?" schloß sie ein wenig ängstlich.

„Natürlich — so oft ich kann. Aber dann," fuhr er fort, sichtlich gern darüber hinweggehend, „was wird dann aus dir? Du bist zu jung, um die ganze Zeit allein zu bleiben; es wäre deinem Ruf nicht günstig, und — kurz und gut, ich will es nicht. Was meinst du, wenn du dann zu meinen Eltern übersiedeltest? Sie kennen dich nicht, aber sie würden dich voll Liebe aufnehmen —"

„Ach nein!" Julia schauderte fast. „Ich möchte da nicht sein ohne dich. Ich fürchte, ich bekomme schreckliches Heimweh in der Einsamkeit, in der du fehlst; Heimweh nach dir und dem fröhlichen Leben. Und die Deinen würden keinen guten Eindruck von mir haben."

„So könntest du vielleicht zu deiner Stiefmutter gehen!"

„Ach nein," rief sie wieder; „ich kenne sie kaum; ich war schon Braut, als sie meine Mutter wurde, und habe sie nach meiner Verheiratung immer nur vorübergehend

gesehen. Ich habe ihr nie etwas Liebes gethan — sie war, glaube ich, sogar ein wenig entsetzt und traurig über mich. Ich kann ihr nicht zumuten, mich gerade jetzt aufzunehmen. Es würde ihren etwas ängstlichen Auffassungen Hohn sprechen — denke doch, eine eben geschiedene Frau, die nur darauf wartet, daß sie den andern heiraten darf! — Und dann ist die Rottraut; ich glaube, sie wird zu Ostern eingesegnet. Das paßt nicht zu mir und zudem, was ich ihnen ins Haus tragen würde! — Außerdem — ich würde mich kreuzunglücklich fühlen!“ Dieser letzte Grund war ihr der wichtigste.

Björn hatte diesen Auseinandersetzungen ernst und geduldig zugehört, ohne zu verraten, was er dabei empfand. Nun seufzte er tief auf, und dann begann er, vernünftig und energisch mit ihr zu sprechen; ihr zu sagen, daß sie sich nun seinen Anordnungen fügen müsse; daß er versuchen werde, ihre Neigungen bei der Wahl ihres nächsten Aufenthaltsortes soviel wie möglich zu berücksichtigen; daß es aber ihre Pflicht sei, Entgegenkommen zu beweisen und an ihrem Teil an den Schwierigkeiten tapfer zu tragen, die der augenblickliche Zustand ihnen beiden bereitete. Dieser vernünftige und bestimmte Ton verfehlte seine Wirkung nie.

Es wurde endlich beschlossen, daß Julia an einem etliche Meilen stromaufwärts gelegenen, freundlichen Ort eine vorübergehende Wohnung nehmen solle. Björn konnte sie dort leicht besuchen, sie konnten alles miteinander beraten und besprechen. Er brauchte sie nicht aus den Augen zu verlieren, und sie konnte wenigstens in nicht allzu langen Zwischenpausen ihre nimmersatte Sehnsucht stillen. — Auch wenn Björn sein Regiment und seine Garnison verließ, konnte sie dort wohnen bleiben, so lange es ihr gefiel, und dann etwa besuchsweise zu seinen Eltern und zu ihrer Stiefmutter gehen.

Sie widersprach nicht mehr. Daß sie noch so lange darauf warten mußte, ihn ganz zu besitzen, enttäuschte sie und machte sie gleichgültig gegen alles übrige.

Wie Björn gedacht, gewünscht und gesagt, so geschah es nun. Julia packte, und er that alles, was er zu ihrer Erleichterung dabei thun konnte, und soweit es das Geschäftliche betraf. Er suchte ihr sogar die neue Wohnung aus, deren Wahl sie ihm bedingungslos überließ; es hatte einen verliebten Reiz für sie, sich in den Räumen einzurichten, die er passend für sie gefunden haben würde. Jeden Nachmittag nach beendetem Dienst kam er auf eine Stunde zu ihr, um zu besprechen, was nötig war, und um ihren Ansprüchen an ihn einigermaßen zu genügen. Diese Stunde war ihr lange nicht genug; er aber glaubte, nicht mehr gewähren zu dürfen, aus allerhand wohlbegründeten Bedenken und triftigen Schicklichkeitsgründen. Es war ihm lieb, daß er solche Gründe hatte, denn der Verkehr mit Julia bedrückte seine Seele. Die ganze unheilvolle Geschichte lastete auf ihm mit niederziehender Schwere.

Julia war ihm gegenüber stets von einer zügellosen, unersättlichen Zärtlichkeit und ebensosehr voll bedingungsloser Unterwerfung, voll fragloser Hingabe an seinen Willen. Und weil er beides nicht erwidern konnte, bedrückte es ihn, statt ihn zu beglücken.

Seinen Kameraden ging er soviel wie möglich aus dem Wege. Er wußte nicht, wie weit ihnen die Ereignisse bekannt waren, die sich teils öffentlich, teils im Geheimen vollzogen hatten. Er spürte keine Lust, mit irgend jemand darüber zu sprechen, sich Erklärungen abfragen zu lassen, die er nicht zu geben gewillt war, oder gar das Urteil verständnisloser Zuschauer hören zu müssen. Man war kameradschaftlich genug, seine auffallende Zurückhaltung zu achten, und all die Fragen, die den Brennpunkt des allgemeinen Interesses bildeten, in seiner Gegenwart rücksichtsvoll zu verschweigen. Seinem ernsten, stolzen und klaren Blick gegenüber hätte schwerlich jemand den Mut eines neugierigen Wortes gefunden.

Auch davon, daß er um seinen Abschied eingekommen war, sprach er zu niemand; es war Zeit genug, wenn man es auf offiziellem Wege erfuhr.

Nach Verlauf einer Woche verließ Julia die Stadt; geräuschlos, ohne Abschied und ohne Begleitung. Die wenigen, welche um ihren neuen Aufenthaltsort wußten, und die vielen, die ihn mit der Zeit erfuhren, verhielten sich ihr gegenüber, als wüßten sie ihn nicht. Man nahm an, daß ihr das lieber sein müsse.

Am Tage ihrer Abreise schrieb Björn einen langen Brief an seinen Vater — eher hatte er nicht die nötige Ruhe dazu gefunden. Er teilte das Geschehene in seiner geraden, klaren Art mit, soweit es die Thatsachen betraf. Was es ihm gekostet hatte, die Entschlüsse zu fassen, die dem äußern Anscheine nach die Erfüllung seiner heißesten Wünsche brachten, das verschwieg er. Das mußte er verschweigen, wenn er nicht von vornherein seiner zukünftigen Frau eine schiefe Stellung in seiner Familie geben wollte. Er legte ihnen diese Frau mit den wärmsten Worten ans Herz; sie, der zu liebe er ohne Besinnen Beruf und Stellung geopfert habe, sei auch der Liebe der Seinen wert. Er zweifle nicht daran, daß es Julia schnell gelingen werde, ihre Herzen zu gewinnen; und daß sie ihr diese Herzen willig öffnen möchten, das erbitte er von ihnen als Hochzeitsgabe, sein Glück zu krönen.

Immer nur von einem Glück, das ihm zu teil geworden, war die Rede in diesem Brief. Nicht ein einziges Wort sprach von Schuld und Pflicht; als ob diese beiden Dinge bei alledem nichts zu sagen gehabt hätten.

Zuletzt bat er seinen Vater, ihm mit Rat und That beizustehen bei der Wahl eines neuen Berufes, einer neuen Thätigkeit und eines befriedigenden Lebenszweckes. Er versprach, selbst zu ihm zu kommen, sobald er sich hier losgelöst haben würde.

Julia machte ihm dieses Loslösen nicht leicht. Seine Besuche, bei denen sie ihn ganz allein für sich hatte und ohne Scheu und Angst ihr ganzes heißes Herz über ihn ausschütten konnte, sich mit ihrem haltlosen, zerfahrenen, liebehungrigen Ich an ihn klammern durfte, waren etwas so wunderbar Schönes und Beseligendes für sie, daß sie außer sich geriet bei dem Gedanken an eine längere Trennung. Ihn aber bewogen noch andre Gründe, als die in den äußern Verhältnissen liegenden, trotzdem eine solche Trennung zu wünschen.

Es war ihm alles zu schnell, zu unmittelbar gekommen. Es wäre ihm sympathischer gewesen, wenn zwischen Julias Scheidung und seiner Vereinigung mit ihr eine Zeit des Besinnens und Beruhigens hätte liegen können; es widerstrebte ihm im Innersten, daß er sie so von Eberhard Altefahrs Herd fort an sein Herz genommen hatte. Wenn Julia ihn küßte, mußte er allemal daran denken, und dann schämte er sich. Ob er

auch redlich sich mühte, all diese störenden und quälenden Empfindungen hinter sich zu werfen und mit diesem unmännlich halben Wesen zu brechen, so regte ihn das Zusammensein mit Julia doch immer von neuem auf, und eine längere Trennung erschien ihm schon darum wünschenswert, weil er anders nicht zu Ruhe und Frieden in seinen tapfer und ehrenhaft gefaßten Entschlüssen kommen zu können glaubte. Wenn das geschehen war, würde er Julia gegenüber eine größere Sicherheit und der Zukunft gegenüber eine größere Freudigkeit finden; und dann würde er auch das letzte erreichen, was zur Wiederherstellung seiner innern Harmonie und zur Befriedigung in seinem neuen Leben notwendig war: es würde ihm gelingen, mit der Vergangenheit zu brechen.

Die Antwort auf sein Abschiedsgesuch ließ lange auf sich warten. Björn bat schließlich, ungeachtet Julias Thränen, die es nicht begriff, daß er die Möglichkeit, in ihrer Nähe zu sein, nicht bis zuletzt ausnutzte, um Urlaub und nahm zugleich von Julia einen mehrwöchentlichen Abschied.

Noch nie war ihm ein Besuch in der Heimat so schwer geworden, und doch freute er sich diesmal so besonders sehnsüchtig auf diese Heimat. Er hätte aufjauchzen mögen, als sie vor seinen Blicken auftauchte; die Augen wurden ihm naß, er wußte selbst nicht, warum. Ach, würde er irgendwo in dieser Heimat einen Winkel finden, wo er unterschlüpfen könnte — wieviel leichter trüge er alles!

Seine Eltern empfingen ihn mit der größten Liebe. Kein Wort, kein Blick verrieten, daß sie sich für ihren Einzigen wohl etwas andres gewünscht hatten und daß es ihnen eine schmerzliche Enttäuschung gewesen war, ihn so aus seiner Laufbahn herausgerissen zu sehen. — Björn dankte ihnen ihre Liebe und ihre zarte Rücksicht aus tiefster Seele, ohne ihnen zugeben zu dürfen, daß er letztere empfand und verstand. Es gab eben allerhand Momente bei dieser Heirat, die nicht berührt werden durften; Julias wegen nicht; denn Julia sollte durchaus geachtet und geehrt werden, sie sollte durchaus des Opfers wert scheinen, das er ihr brachte; das war er ihr und sich selber schuldig.

Er hatte Bilder von Julia mitgebracht, die halfen ihm, ihr den Weg zu bereiten. Keiner konnte sich dem bestrickenden Zauber ihres lächelnden Gesichtes entziehen.

„Ist sie wirklich so nett, wie sie aussieht?“ fragte Litta etwas unvorsichtig.

„Ja,“ sagte Björn, „so ist sie.“

„Dann werde ich sie bald lieb gewinnen. Wir wollen sie überhaupt alle sehr lieb haben,“ fuhr sie warmherzig fort. „Wer kann wissen, wie unglücklich sie eine Zeitlang gewesen ist. Wir müssen sie das alles vergessen machen; wir müssen ihr zeigen, daß wir das gern möchten.“ Björn stand plötzlich auf und umarmte seine Schwester.

„Du bist ein gutes Mädchen, Litta. Ich danke dir.“ Seine Stimme klang gerührt. Er war so weich, wie sie ihn kaum je gesehen hatten.

Gleich am ersten Tage besprach er mit dem Vater seine ganz persönlichen Zukunftspläne.

„Natürlich kommt es da zunächst auf deine Wünsche an,“ sagte ihm der, „und ich werde dir helfen, wo immer es sein soll. Ich habe dir aber etwas vorzuschlagen — seit ich deinen Brief erhielt, hatte ich ja Zeit, zu überlegen. Da ist eben einige Meilen von hier ein hübsches Weidegut käuflich geworden; man könnte es binnen

kurzem erwerben und bewohnen. Wenn es überhaupt in deinem Sinne wäre, aufs Land zu gehen, in unsrer einsamen Gegend, so könntest du es dir wenigstens ansehen —"

Björn war fast erschrocken vor Freude, daß das Geschick seinen Wünschen so willig entgegenkam.

„Vater," rief er aufleuchtenden Angesichts, „das wäre ja, was ich mir am meisten wünsche, wonach ich mich noch auf dem Wege hierher heimlich sehnte, was mir als Ideal meines zukünftigen Lebens lockend vorschwebte!"

„Gut, so fahren wir morgen hin. Und wenn es uns gefällt und die Kaufbedingungen annehmbar für uns sind, so schließe ich den Kauf gleich ab. Die sonstigen Verhältnisse kenne ich, so daß wir keine Zeit zu versäumen brauchen mit Einziehen von Erkundigungen."

„Vater!" Björn war tief bewegt. „Wolltest du das wirklich für mich thun?"

„Ja gewiß, mein Junge! Was du kannst, das kann ich auch. Du hast dich —" fuhr er entschlossen fort, als Björn ihn fragend ansah, „so ungeheuer großherzig und anständig benommen — nun wohl, ich kann es auch. Und wenn es mir auch ein kleines Opfer kostet, so gewinne ich mir damit das Glück, meinen einzigen Sohn in der Nähe zu haben, und eine hübsche Schwiegertochter dazu," schloß er energisch.

Björn sah zu Boden. Seine Eltern sahen ganz klar über die Verhältnisse, das hatte er bald gemerkt; wie hätten sie sonst all seinen Empfindungen so wunderbar verständnisvoll entgegenkommen können!

„Wie denkst du dir das weitere?" fragte er, ohne die letzten Worte zu berücksichtigen. „Willst du es mir verpachten? Soll ich es dir bewirtschaften?"

„Nein, mein Sohn. Was ich thue, das thue ich ganz. Nur keine halben Maßregeln. Wenn aus dem Kauf etwas wird, so mache ich dich selbständig; ich muß das dann natürlich in meinem Testament ausgleichen. — Solche Abhängigkeitsverhältnisse taugen nichts; du hast ja gottlob den Charakter danach, daß du der strengen väterlichen Aufsicht entbehren kannst."

„Was wird aber Julia dazu sagen?" fragte Litta zweifelhaft. „Sie ist ein Stadtkind, und wer unsre Abwechslungslosigkeit nicht gewöhnt ist —"

„Julia kommt überall hin und ist überall glücklich mit mir. Darüber sind wir uns gleich einig geworden."

„Nun — dann wäre ja alles wohl bedacht; nur ich gehe leer aus dabei!" sagte sie mit neckischem Schmollen. „Wir hatten ausgemacht, daß ich dir einmal die Wirtschaft führen sollte; früher einmal, als wir beschlossen, daß wir niemals heiraten wollten!"

„Laß nur! Du wirst uns dafür recht oft besuchen; und wenn wir einmal eine schöne Reise machen, nehmen wir dich mit!"

Am andern Morgen besichtigten Vater und Sohn das Gut. Wenige Tage später war der Kauf abgeschlossen.

So war denn Björn mit allem im Reinen, mit sich selbst, mit seiner Zukunft, mit seinem Vater und mit Litta. Nur zwischen seiner Mutter und ihm lag noch etwas Unaufgeklärtes. Keiner hatte so gut wie sie die ganze Vorgeschichte seiner Verlobung gekannt; keiner wie sie durchschaute jetzt so sonnenklar seine Seele. Vor

keinem wie vor ihr zog er sich infolgedessen so scheu zurück — vor ihr, die geradezu gequält von ihrer Mitwisserschaft, ihm voll übergroßen Zartgefühls aus dem Wege ging. Er konnte es kaum ertragen, so mit ihr Versteck zu spielen; andrerseits aber wäre es ganz gegen seine Absichten gewesen, gegen das, was er Julia in seinem Innern gelobt hatte, wenn er rückhaltlos mit seiner Mutter gesprochen und ihr Julia — preisgegeben hätte.

Da, eines Abends, als er schon beim Zubettgehen war, klopfte sie an seine Stubenthüre.

„Ich störe dich wohl schon —“ meinte sie eintretend. „Aber ich kann nicht länger um dich herumgehen.“ Sie trat an den Tisch, auf dem die Lampe brannte und an dem er stand, und sah ihn liebevoll und doch ein wenig besorgt an. „Ich habe, seit du hier bist, noch kein behagliches Plauderstündchen mit dir gehabt, wie wir es doch sonst gewohnt waren.“

„Das war wohl nur Zufall, Mutter.“ Er zog den Rock wieder über, den er schon abgeworfen hatte. Es war ihm nur darum zu thun, sie nicht ansehen zu müssen. „Es gab immer so viel andres —“

„Nein, es war nicht Zufall,“ entgegnete sie. Björn seufzte. Er sehnte sich nach ihrem Herzen und überlegte doch, wie er sie am besten wieder loswerden könne.

„Björn,“ sagte sie und ging gerade auf ihr Ziel los, „ist es denn wirklich nötig, daß du sie heiratest?“ Er machte ein erstauntes, fast abweisendes Gesicht.

„Ich habe euch das alles erst geschrieben und dann erzählt. Ich glaube, ich habe mich beide Male deutlich ausgedrückt.“

„Was du gesagt hast, war deutlich. Aber hast du auch alles gesagt?“ Er senkte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Ich kann nicht viel über Gefühle reden,“ meinte er ausweichend.

„Früher konntest du es so gut —“ Sie sah sich im Zimmer um; dann ging sie und setzte sich auf sein abgedecktes Bett. Und da, die Hände um die Knie gefaltet, sprach sie weiter:

„Weißt du noch, Björn — voriges Pfingsten — wie wir da abends auf dem Kieköwer im Garten saßen —“ sie hielt inne und sah ihn ängstlich an. Er stand, starrte auf die Tischdecke und rührte sich nicht. Magna Heddenholm fuhr fort:

„Was du mir da erzähltest, das war eine fertige Geschichte; eine solche, die einen Abschluß hat und keiner Fortsetzung bedarf. Du sagtest mir — besinnst du dich, Björn? Du sagtest mir, daß du sie nicht mehr liebtest —“

„Ich hatte mir das nur eingeredet. Ich glaubte es, weil ich es wünschte; weil ich es damals wünschen mußte. Ich sah dann ein, daß ich mich geirrt hatte.“

„Du sagtest auch, du würdest nie vor ihr knien können —“ Nun lächelte Björn, aber es war ein wehmütiges Lächeln.

„Kann man nur lieben, wo man knien kann? Es giebt verschiedene Arten von Liebe. Vielleicht lehrt sie mich noch, vor ihr zu knien. Und wenn nicht — wenn du die einzige Frau bleiben solltest, Mutter, vor der ich knien kann — wäre das so schlimm?“ Er sah sie an voll schwermütiger Schelmerei; aber sie schien es nicht bemerken zu wollen.

„Du sagtest auch noch, du habest ein schlechtes Gewissen gegen sie!“

„Wie gut du das alles behalten hast!“ meinte er, ärgerlich auflachend. Dann besann er sich. „Mein Gewissen,“ sagte er ernst, „kann ich am besten entlasten, indem ich sie nun so glücklich mache, wie ich sie eine Zeitlang unglücklich gemacht habe.“

Magna Heddenholm sah ihren Sohn nachdenklich an.

„Ich muß ja selbst zugeben, Björn, daß du sehr richtig gehandelt hast, sehr ehrenhaft, sehr großmütig; nur vielleicht ein wenig zu gewissenhaft; daß du deinen Abschied nimmst, meine ich. Manchem andern würde das nicht eingefallen sein. Aber ich möchte wissen, ob du das alles gern thatest, ob du Entschädigung gefunden hast für das, was du aufgabst —“

„Sage doch einfach: ob du Julia liebst! — Ja, meine gute Mutter, ich liebe Julia; wenn du es mir in diesem Augenblick nicht ganz glaubst, so wirst du es glauben, wenn du sie kennen lernst. Ich empfinde keine Reue über das, was ich gethan. Wenn ich ein wenig ernster und nachdenklicher bin, als ein andrer in meinen Jahren, der sich mit seiner ersten Liebe verlobt hat — so mußt du dir darum keine schweren Gedanken machen, sondern es auf die Art und die Vorgeschichte dieser Liebe schreiben.“

Es war nicht recht zu sehen, ob diese Erklärung sie überzeugt hatte. Sie blieb still und nachdenklich.

„Da wir nun doch einmal allein sind,“ begann Björn, ohne aufzusehen und mit nicht ganz freier Stimme, „möchte ich dich noch um etwas bitten, Mutter.“ Sie sah erwartungsvoll auf. „Was ist's, mein Junge?“

Er konnte sich nicht gleich entschließen, es zu sagen. Endlich brachte er es heraus.

„Kannst du uns in deinem Hause die Hochzeit ausrichten?“ Sie sah ganz erschrocken in seine bewegten, bittenden Augen; es kam ihr zu überraschend, als daß sie gleich eine Antwort hätte finden können. Da fuhr er fort:

„Es soll keine laute Festlichkeit werden; nur ein stiller Feiertag unter euren Augen und dem heimatlichen Behagen eures Hauses. Ihr sollt nicht viel Mühe davon haben. Mir aber würdet ihr eine Wohlthat erweisen. — Wo sollten wir diesen Tag verleben? Julia hat keine nähern Anverwandten außer einer Stiefmutter, die sie kaum kennt, und von der sie einen solchen Liebesdienst nur ungern annehmen würde. Wir wären auf eine Trauung vor drei Zeugen in irgend einer fremden Umgebung angewiesen. Für mich wäre mein Hochzeitstag noch einmal so schön, könnt' ich ihn hier feiern — und ich weiß, daß Julia mit all meinen Vorschlägen einverstanden ist.“

Magna Heddenholm atmete tief auf.

„Ich weiß gar nicht, warum ich dich so viele Worte machen lasse; es ist ja ganz selbstverständlich, daß wir dir deinen Wunsch erfüllen. Was kann mir denn Lieberes werden, als die Aufgabe, dir deinen Hochzeitstag zu schmücken! Wie selten darf das eine Mutter thun für ihren Sohn! — Aber dann,“ fuhr sie fort, „möchte ich Julia gern vorher schon kennen lernen —“

„Gewiß, Mutter,“ fiel er ein. „Ich sprach schon mit Litta davon, daß sie einen Teil unsrer Wartezeit bei euch verleben könnte. Da wäre es am besten, sie käme einige Wochen vor unsrer Hochzeit zu euch —“

Sie hatten dann noch allerhand Geschäftliches zu beraten. Es war schon spät, als Magna sich anschickte, ihren Sohn zu verlassen. Sie war doch etwas beruhigter um ihn; wenn er sie auch nicht so tief in sein Herz hatte blicken lassen, wie sie wohl gemocht hätte, so wußte sie doch, daß er still und fest war und zu einem guten Ende bringen würde, was er unternommen hatte. Sie küßte ihn zärtlich zur Gute Nacht.

„Weißt du, Mutter," sagte Björn, „deinen Segen — deinen ganz persönlichen Segen — den kannst du mir eigentlich heut schon mitgeben, für uns beide!" Und wieder, wie an jenem Maiabend im Garten, kniete er neben ihr nieder; es war ihm ein Bedürfnis, ihre Liebe zu fühlen, als sei er noch ein Kind.

Sie nahm seinen Kopf, drückte ihn an ihr Herz und preßte ihr Gesicht auf sein Haar. Es war ihr weh zum Weinen. In all seinem stillen Ernst klang doch nichts von dem Glück, das sie ihm so gern mit ihrem Herzblut erkauft haben würde.

„Wenn es an meinem Segen läge," sprach sie bewegt, „so müßtest du der glücklichste Mensch unter der Sonne sein." Er nahm ihre Hand und küßte sie dankbar.

„Mutter" — er sah bittend zu ihr auf, „versprich mir eins — ich bitte dich darum, und das ist meine größte Bitte: habe Julia lieb!"

„Ich verspreche es dir!" sagte sie feierlich.

* * *

Nach dreiwöchentlicher Abwesenheit kehrte Björn zu Julia zurück. Sie hatte sich so verzehrt in Sehnsucht und war so aufgeregt vor Freude über seine endliche Rückkehr, daß sie ihn mit einem heißen Thränenstrom empfing. Darüber entging ihr, daß Björn sehr ruhig und ein wenig zaghaft war. Er beruhigte sie am besten durch die Versicherung, daß er nun etliche Tage hier bleiben und ganz für sie leben werde.

Die Fenster der Villa, in welcher Julia wohnte, gingen nach dem Rheine hinaus; das Haus lag etwas außerhalb der Stadt, zwischen dem Fluß und der Straße, auf einem sanften Uferhange, in einem kleinen Garten, in dem es von stark duftenden Frühlingsblumen blühte. Die weiche, noch etwas kühle Luft strömte sonnenhell herein.

Sie saßen eng aneinander geschmiegt, und Björn mußte ihr die Ergebnisse seiner Reise mitteilen, über die er sich brieflich wenig oder gar nicht geäußert hatte. Sie konnte ihm nicht ganz verbergen, wie es sie anfangs bedrückte, daß er sich nun wirklich „da oben" in der Einsamkeit seßhaft gemacht habe. Auch seine Bestimmungen über ihre Hochzeitsfeier machten ihr keine Freude. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie keine reiche Hochzeitstafel und keine große Hochzeitsgesellschaft haben sollte; sie hatte wohl noch nicht darüber nachgedacht, daß ihr diese unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt kaum hätten gewährt werden können. Am wenigsten angenehm war ihr die Aussicht, vorher einige Wochen bei seinen Eltern zubringen zu sollen, so verlockend er ihr diesen Aufenthalt zu schildern versuchte.

„Ich habe dann schon mein Gut übernommen und kann dich oft besuchen — wir werden fast täglich zusammen sein!" Auch das verfing nicht.

„Ach — ich habe dich dann doch nicht für mich —" seufzte sie und beschloß innerlich, diesen Aufenthalt so viel wie möglich abzukürzen. Vorläufig ließ sich hier ganz gut leben; dann konnte sie einige Monate reisen, die Stiefmutter besuchen und sehen, was aus der kleinen Rottraut geworden war. Und dann, zu Weihnachten,

dann mochte es sein. — Schließlich fand sie sich in alles. Aus Liebe zu ihm, aus blinder, sich täglich noch steigernder Liebe war sie mit all seinen Anordnungen einverstanden. Wenn sie ihn nur behielt — alles andre war ihr gleichgültig. Er war ihre einzige Wertschätzung aller Dinge. Darum schlug sie sich alle unbequemen Zukunftsgedanken aus dem Sinn, hörte sie überhaupt auf, zu denken, um desto ausschließlicher zu lieben.

Nur, als er ihr sagte, daß er sie nach Verlauf einiger Tage wieder verlassen werde, geriet sie außer sich.

„Es geht doch nicht anders, Julia,“ sagte er. „Wie sollten wir diesen Zustand ertragen — zusammen und doch nicht zusammen! Meine Nerven wenigstens sind dem nicht gewachsen. Ich kann auch nicht lange so ganz unthätig sein; das erträgt ein Mann nicht, am wenigsten in solcher Zeit —“ Er redete ihr gut zu, wie einem Kinde, und schließlich sah sie es ein; es freute sie auch, daß er dies Erwarten in ihrer unmittelbarsten Nähe nicht glaubte ertragen zu können — daß er ungeduldig war.

„Wo willst du denn hin?“

„Ich habe mir ausgedacht, auf eine landwirtschaftliche Schule zu gehen und da noch schnell einige Kenntnisse für meinen neuen Beruf zu sammeln. Im Juli kann ich dann mein Gut übernehmen.“ Sie ließ den Kopf hängen.

„Ach — wenn es nur nicht so lange dauerte!“ flüsterte sie und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. Ihre unendlichen Zärtlichkeiten ängstigten ihn, aber er wagte nicht, sich ihrer zu erwehren, weil er wußte, wie es sie schmerzen würde.

„Björn,“ sagte sie plötzlich zwischen halb unverständlich gemurmelten Liebesworten, „ich muß dir etwas sagen, wovon ich noch nie zu jemand gesprochen habe. — Ich hatte seit mehreren Jahren nicht mehr gebetet. Seit einiger Zeit kann ich es wieder. — Weißt du, was ich jetzt immer bete, Björn?“

„Nun — was denn, mein Herz?“

„Daß der liebe Gott mir helfen möge, dich glücklich zu machen.“

Er drückte sie fest an sich. „Liebe, gute Julia!“ sagte er gerührt. Er glaubte gern, daß sie den besten Willen hatte; warum sollte ihm kein Vollbringen werden? — Er besaß eine große Macht über sie; vielleicht, wenn er sie recht nützte —

Draußen auf der geschwollenen Flut, die grün und perlend vorüberrauschte, zog ein weißes Schiff mit Musik und fröhlichen Menschen stromabwärts. Sie hörten die herausfordernd lustigen Weisen, deren Schall durch die offenen Fenster ungedämpft hereindrang. Julia lauschte ihnen mit ihrer freudedurstigen Seele, und ein stürmisches Verlangen rauschte auf in ihr, wie draußen die geschwollene Frühlingsflut.

Und dann gingen unten auf dem Fußweg am Gartengitter zwei junge Burschen vorüber; die sangen in den verglühenden Abend hinein:

„Ach, wenn ich doch am Rheine
Bei meiner Liebsten wär'!“

So sehnsüchtig klang es, und so selig! Und zuletzt so traurig:

„Mir wird das Herz so schwer — —“

Björn hörte in tiefen Gedanken zu; ihm war, als kämen die Worte aus seiner eignen Seele. — Da warf sich Julia aufschluchzend an seine Brust. — Er kannte diese Erregungen, die sich immer in Thränen auflösten; er hatte gelernt, daß es am besten war, solchen Thränen ihren ungehinderten Lauf zu lassen. Es hatte etwas unendlich Rührendes für ihn, wenn sie so an seinem Herzen lag und weinte; er fühlte sich dann verantwortlich für sie, als ihr Leiter und Beschützer, und das that ihm gut, weil es ihn an seine Pflichten mahnte.

Heute aber hörte Julia gar nicht auf, zu weinen. Und als die Heftigkeit ihrer Erregung nachließ, blieb sie schwer und müde an ihm liegen und schluchzte leise weiter.

„Willst du mir nicht sagen, was dir ist, Julia?“ fragte er weich. Lange bekam er keine Antwort; bis sie sich endlich noch fester an ihn lehnte und leise sagte:

„Es ist so schön, wenn man den Mann liebt, dem man gehört —“

Er verstand, was sie meinte, er hatte ein großes Erbarmen mit ihr um ihrer Erinnerungen willen.

Allmählich beruhigte sie sich. Sie lag fest in seinem Arm, mit geschlossenen Augen, an denen noch die letzten Thränen hingen, und durch die halbgeöffneten Lippen kam und ging unhörbar ihr warmer Atem. — Und wie Björn so saß mit ihr, wie er das heiße junge Leben an seinem eignen Leibe pochen fühlte, da glaubte er zum erstenmal, daß er doch noch würde mit ihr glücklich werden können — ja, daß er es schon sei.

II.

Bei Hoirup an der Gjelsau lag das Grundstück, das für Björn Heddenholm von seinem Vater erworben worden war. Es unterschied sich wenig von den übrigen Ansiedelungen in dieser einförmigen Gegend. Hineingebettet in immergrüne, fruchtbare Wiesen und Weiden, die nur stellenweise von schwarzem Ackerlande unterbrochen waren, auf dem im Sommer die goldgelbe Gerste wogte; gerade Wege, wenig Bäume; ein langes, sauberes Dorf mit weißen Häusern und bunten Zäunen, mit sehr viel Apfelbäumen und mit einem steinernen Ziehbrunnen. Am Ende das Herrenhaus auf dem viereckigen Wirtschaftshof, um weniges nur größer und schöner als die Häuser der Arbeiter. Hof und Stallgebäude in musterhafter Ordnung. Hinter dem Hause ein kleiner Garten mit schmalen Steigen, sehr viel saubern Gemüse- und Blumenbeeten, wenig alten Bäumen, zumeist Buchen und Ulmen, und gegen das Feld hin abgegrenzt durch einen schnurgeraden, altmodischen Buchenlaubengang. Über allem jener merkwürdige Duft nach Seesalz, Weidevieh und Grasblüte. Und wenn dann noch im Hochsommer Levkojen und Nelken blühten, wenn das Volk der Bienen emsig summte, wenn der Klee duftete und das Korn in Garben stand, wenn die heiße Sonne über dem allen drückend brütete, dann prangte das Land in seiner eigentümlichsten Schönheit. Satt an seinem eignen Reichtum; einfach im Vollgefühl seiner Kraft; schwermütig in seiner unendlichen Einsamkeit.

Auf Björn und Julia hatte die Umgebung, in der sie nun seit sechs Jahren lebten, sehr verschieden gewirkt.

Björn hatte sich vom ersten Tage an hier unerwartet wohl gefühlt. Seine neue Thätigkeit hatte viel Reizvolles für ihn. Er brachte den größten Teil seiner Zeit im Freien zu, und seine Arbeit brachte ihn immer in unmittelbare Berührung mit der Natur. Er wirtschaftete ohne Beamten und richtete sein Tagewerk so ein, daß ihm möglichst wenig Zeit zum Nichtsthun blieb. Er schaffte sich Arbeit, wie und wo er konnte, und fand seine größte Befriedigung in ununterbrochener Thätigkeit.

Er war älter geworden, auch äußerlich. Sein Gesicht hatte zwar immer noch die frische, gesunde Farbe, die sich im ungebrochenen Seewind, in der schattenlosen Sonne seiner Heimat eher noch vertieft hatte; aber seine Züge waren fester und ausgeprägter geworden, und um seinen Mund lag ein Zug wie von beständig angestrengter Willenskraft.

Auf seine äußere Erscheinung gab er noch ebensoviel wie früher. Er hielt sich gerade und aufrecht und sah immer so aus, daß er sich vor jedem, auch dem vornehmsten Gast hätte zeigen können. Er trug mit Vorliebe graugrüne Jägertracht, im Winter von Tuch, im Sommer von Leinwand, oder dunkle Samtjoppen, die seiner kräftigen, geschmeidigen Gestalt besonders gut standen; die schwarzen Anzüge mochte er nicht. Das ritterliche Wesen, das ihm zum Teil aus den in der großen Welt verlebten Jahren anhaftete, zum Teil ein Bestandteil seines Charakters war, hatte sich auch hier oben in rauher Einsamkeit und strammer Arbeit nicht verloren. Er behandelte jeden, sogar seinen geringsten Knecht, mit Achtung und Zartgefühl und fand immer am rechten Platz das rechte Wort. Dafür liebten die Leute ihn auch schwärmerisch und hatten eine unbegrenzte Verehrung für ihn.

Aber die Atmosphäre von sonniger Schwermut, die hier über dem Lande lag, hatte auch Björn eingehüllt. Er konnte nicht recht heimisch werden. Es blieb ihm immer eine ungestillte Sehnsucht nach allem, was er verlassen hatte; ein großes Vermissen. — Wenn er sich in einsamen Stunden dessen bewußt ward, so fragte er sich wohl: ist diesem Lande, ehe es diesen Ausdruck annahm, auch einmal eine Loslösung widerfahren von etwas, danach es nun ewig Heimweh hat?

So sehr indes Björn der neue Lebensanfang erleichtert wurde durch die Verhältnisse, in denen er ihn machte, so sehr wurde er Julia eben dadurch erschwert. Es hatte sie lange, thränenreiche Kämpfe gekostet, sich an soviel Einsamkeit und Einfachheit zu gewöhnen und den Tand und Flitter ihres bisherigen Lebens gegen Ernst und Arbeit zu vertauschen. Es wurde ihr, deren fast einzige Beschäftigung bis jetzt in Geselligkeit, Toiletten und weltlichen Vergnügungen aller Art bestanden hatte, sehr schwer, sich nun um häusliche und wirtschaftliche Dinge selbst thätig zu bekümmern. Nur sehr allmählich lernte sie, ihre Mußestunden auszufüllen und es zu verschmerzen, daß Björn nicht immer zur Hand war, ihr die Zeit zu vertreiben und sie mit Zärtlichkeiten zu verwöhnen. Sie konnte ihre schönen Kleider nicht mehr tragen, denn es war niemand da, sie darin zu bewundern. Sie mußte hunderterlei große und kleine Bequemlichkeiten entbehren, an die sie sonst gewöhnt gewesen war.

Es wurde ihr sehr schwer und kostete sie manche heimliche Thräne. Aber sie hatte bei alledem eine große Hilfe; eine starke Kraft, die ihr siegreich über all

die Klippen in ihrer Umgebung und in ihrem eignen Herzen hinweghalf. Das war ihre Liebe zu Björn.

Diese Liebe war sich immer gleich geblieben. Aus der Leidenschaft, die sie einst zügellos umtrieb, war eine stille Macht geworden. Diese Liebe war das einzige Tiefe und Echte in ihr; diese Liebe hatte sie erzogen und veredelt; kraft dieser Liebe näherte sie sich mehr und mehr dem, was Björn in ihr zu sehen wünschte; mit dieser Liebe ordnete sie sich ihm unter, äußerlich und innerlich; befolgte sie seine Wünsche, bemühte sie sich, sein Gemütsleben zu verstehen und zu teilen.

Sie konnte natürlich nicht eine völlig andre werden. Ihre Wertschätzung des Lebens war zu verschieden von der seinen, die Gesichtspunkte, aus denen sie das Leben ansah, lagen auf andern Polen. Sie konnte nicht plötzlich aus sich heraus tief empfinden und ausdauernd wollen. Aber sie bemühte sich, ein williges Gefäß zu sein, in das er seinen Inhalt goß. Sie war Wachs in seiner Hand; er machte aus ihr, was er wollte. Sie war immerwährend, bewußt oder unbewußt, bemüht, ihm zu danken, daß er sie gerettet hatte.

All das hatte ihrem jungen, hübschen, nichtssagenden Gesicht einen ernstern, nachdenklichen Ausdruck verliehen; ihre Augen schienen immerfort etwas zu fragen, mit der besorgten Unsicherheit eines ungeübten Anfängers. Sie sah einfacher aus; das kam von den schlichten Kleidern und davon, daß sie die Haare nicht mehr so kraus trug. Sie war stärker geworden und sah blühend und gesund aus.

Und noch ein dritter lebte auf dem einsamen Hof an der plätschernden Gjelsau. Das war Harry: Björns einziges Kind; der Sonnenstrahl, der seinem ernsten Lebenstage leuchtend aufgegangen war und mit rosigem Finger hinauswies in eine Zukunft, für die es wert war, zu arbeiten und zu leben. Klein Harry war fünf Jahre alt, hatte seines Vaters graue Augen und seiner Mutter blonde Haare, seines Vaters kräftigen Leib und Geist und seiner Mutter flatterhafte Liebenswürdigkeit. Er lief auf strammen, runden Beinchen, die Winters und Sommers nur kurze Söckchen trugen, in Haus, Hof und Garten umher, und wo es ihm an zweibeiniger Gesellschaft fehlte, da begnügte er sich mit vierbeiniger. Des Vaters Jagdhund, die Schafe und Kälber in den Koppeln waren seine vertrauten Freunde. Den ganzen Tag hatte er zu thun, und wenn es Abend wurde, so war er noch niemals fertig geworden. Er war ein glückliches kleines Menschenkind; zufrieden, thätig und heiter. Er fand alles, was um ihn her war, wunderschön, und hätte man ihm erzählt, daß es noch viel schönere und wunderbarere Dinge gäbe, er hätte es gekränkt bestritten.

Wenn sich in Julias Charakter manches gebessert und veredelt hatte, so hatte dieses Kind mit dazu geholfen. Ihre Gefühle für dasselbe waren von dem, was man gemeinhin mütterlich nennt, sehr verschieden. Sie liebte in ihm nur Björn; sie liebte es überhaupt nur, weil es Björns Kind war — ebenso wie sie Eberhards Kind niemals geliebt haben würde. Wenn sie allein war, wenn sie Sehnsucht nach Björn hatte, dann holte sie das Kind und sah es an und küßte es, bis es sich ungeduldig ihrer erwehrte. Ihre Liebe zu dem Kinde würde erkalten von dem Tage an, wo sie aus irgend einem Grunde Björn nicht mehr würde lieben können. — Aber dieser Tag und dieser Grund würden niemals kommen.

Zwischen Julia und ihren Schwiegereltern hatte sich ein ganz erfreuliches Verhältnis gebildet. Ihren Schwiegervater hatte sie schnell gewonnen durch ihr anziehendes Äußere, und wußte ihn festzuhalten durch ein aufmerksames, liebenswürdiges Wesen; sie verstand es eben wie keine andre, mit Männern umzugehen. Litta lernte bald, ihre guten Seiten anzuerkennen, und über das, was Julia mangelte, ein Auge zuzudrücken, Björn zuliebe; denn Björn liebte seine Frau so wie sie war und hatte anscheinend nichts an ihr auszusetzen. So mußten sie wohl auch mit ihr zufrieden sein. Sie machte Björn glücklich, das war die Hauptsache, das vor allem machte Litta ihrer Schwägerin wohlgeneigt.

Nur eine sah tiefer; sah durch bis auf den untersten Grund; sah und schwieg, weil Reden nichts ändern, nur Unheil anrichten konnten. Und diese eine war Björns Mutter.

Nach dem ersten Zusammensein mit Julia wußte sie, daß diese vielleicht sehr gute, aber sehr oberflächliche und unreife Frau ihrem Sohne nie genügen könne. Ein Spielzeug konnte sie ihm sein, ein Zeitvertreib, aber nicht die lebenslange Teilnehmerin seines innern und äußern Lebens. Und kurze Zeit später wußte sie, daß Björn seine Frau nicht liebte; daß er sie geheiratet hatte aus Ehrenhaftigkeit und Pflichtgefühl; daß er vielleicht auch manchmal eine kurz aufflackernde Leidenschaftlichkeit für sie empfand. Aber eine beglückende und befriedigende Liebe, die ein Leben lang dauern und verschönern kann, war das nicht. Er war gut gegen sie, von einer geradezu rührenden, geduldigen, zartfühlenden und selbstlosen Güte. Das sah sie; das erpreßte ihr heimliche, traurige Mutterthränen. Gerecht wie sie war, mußte sie aber auch einsehen, daß Julia ihm seine Güte mit anbetender Hingabe vergalt, daß sie war, was sie sein konnte; und das erleichterte es ihr, zu Julia so zu sein, wie Björn es wünschen würde. Es gelang ihr sogar, Julia ein wenig lieb zu gewinnen. Namentlich seit der Geburt des Kindes wurde ihr das leichter. Sie liebte Björn in dem Kinde und liebte Julia um Björns willen. Und was Julia an guten Empfindungen gegen ihre Schwiegermutter fühlte, das fühlte sie auch um Björns willen. Die Liebe zu Björn band und verband sie alle untereinander, wo sie sonst nichts gemeinsam hatten. Sie waren gut und rücksichtsvoll zu einander, weil sie wußten, daß es ihn betrüben würde, wenn sie es nicht wären. Sie beruhigten sich alle allmählich und waren ganz zufrieden so, wie es war.

Nur Magna Heddenholm litt fortan an einem heimlichen Kummer, und in ihre Liebe zu Björn war etwas Trauriges gekommen.

Nach Weihnachten, gerade zu der allereinsamsten Zeit, als alles verschneit und in ein großes Schweigen versunken war, ereignete sich etwas. Außer Harrys Geburt das einzige, was sich überhaupt ereignet hatte, seit sie hier waren.

Julia bekam einen Brief von ihrer Stiefschwester mit der Nachricht, daß die Mutter im Sterben läge.

Julia wußte, daß ihre Stiefmutter seit Jahr und Tag an einem unheilbaren Leiden siechte. Sie hatte sie in dieser Zeit nicht besucht, sie überhaupt nicht gesehen seit dem vorübergehenden Aufenthalt bei ihr vor ihrer Wiederverheiratung. Sie war durch diese großen Umwälzungen in ihrem Leben, bei denen sie niemandes Rat und Beistand gesucht hatte, sondern ganz selbständig und eigenmächtig entschied und handelte, der zweiten Frau ihres Vaters noch ferner gerückt. Sie, die Julia kaum gekannt und nie besonders Gutes von ihr gehört hatte, bekam durch all diese Vorgänge keine bessere Meinung von ihr. Und da Julia selbst an einem nähern Verhältnis nichts gelegen zu sein schien, so hatte sie sich in die immer größere Entfremdung gefunden. Es konnte ihr in der That auch nichts daran liegen, ihre kaum erblühte, reine, unberührte Tochter, deren Seele sie mit der größten, behütenden Sorgfalt gepflegt und erzogen hatte, mit Julia in nähere Berührung zu bringen. — Sie schrieben einander dann und wann und freuten sich, wenn es einander gut ging. Julias Briefe waren immer ziemlich nichtssagend. Äußere Erlebnisse hatte sie nicht; innere auch nicht; wenigstens keine, darüber sie hätte reden können oder mögen.

Rottraut pflegte ihre Mutter mit aufopfernder Liebe und Kindlichkeit. Sie gab Julia regelmäßig Nachricht über den Verlauf der Krankheit. Als es zu Ende zu gehen schien, schrieb sie ihr auch das und bat sie, ob sie nicht die Mutter vor dem Tode noch einmal besuchen möchte.

Julia war allein, als sie diesen Brief bekam. Nachdem sie ihn gelesen, verfiel sie in ein langes Nachdenken.

Die schlechten Nachrichten über ihre Mutter erregten sie nicht so sehr. Sie hatte sie erwartet, und wenn die Mutter starb, so hatte das weder äußerlich noch innerlich viel für sie zu bedeuten. Viel mehr erregte sie die Aufforderung, zu kommen: der Gedanke an eine große Reise; an einen Ausflug in die Welt, die sie verlassen hatte und die ihr verschollen war seit sechs langen Jahren.

Sie waren kaum aus diesem Winkel herausgekommen, abgesehen von einigen kleinen Ausflügen nach den Inseln. Ihre Verhältnisse waren nicht so, daß sie große Ausgaben ohne weiteres machen konnten. Björn war auch aus andern Gründen den Reiseplänen, die Julia dann und wann sehnsüchtig machte, immer ausgewichen. Aus was für Gründen, das freilich ahnte Julia nicht.

Nun aber lag eine wirkliche, ernste Veranlassung vor; wenn sie daraufhin den Wunsch äußerte, zu verreisen, so konnte Björn es ihr nicht verweigern. Und war sie einmal fort, so würde sie die Gelegenheit nicht nur benutzen, um von ihrer Stiefmutter Abschied zu nehmen. Dann würde sie sich gleichzeitig wieder einmal erfrischen nach jahrelanger Dürre und Einsamkeit.

Als Björn nach Hause kam — er machte täglich, auch bei schlechtestem Wetter, lange Spaziergänge — lief sie ihm mit hochroten Backen in freudigster Erregung entgegen und zeigte ihm den Brief.

„Ja — aber das sind doch sehr ernste Nachrichten," sagte Björn und sah in ihr Gesicht, als sei ihm dessen Ausdruck unbegreiflich.

Julia schlug verlegen die Augen nieder. „Wirst du mir erlauben, zu reisen?"

„Aber selbstverständlich! Heute noch, wenn du willst!"

„Und du — Rottraut schreibt zwar nichts von dir —“

„Ich habe deine Mutter nie gesehen,“ sagte Björn ernst. „Es würde sie nur aufregen, wenn ein Fremder an ihr Sterbebett träte.“

„Also willst du mich allein reisen lassen?“ fragte sie unsicher. Er wandte sich ab und überlegte, die Hände auf dem Rücken.

„Wäre es dir lieber, wenn ich mitkäme?“

„Mir ist es natürlich immer lieber, wenn du mitkommst. Aber ich möchte auch nicht, daß du mir mit deiner Begleitung ein Opfer brächtest.“

„Wie lange willst du denn fort bleiben?“

„Ich weiß nicht — ich werde doch dann wohl das Letzte abwarten; Rottraut ist so allein —“

„Natürlich; und kannst du irgend etwas helfen oder nützen, so thue es. Ich bin mit allem von vornherein einverstanden.“

Es beschämte sie immer, wenn er ihr soviel Vertrauen schenkte, ohne daß sie wußte, warum? Sie wußte nicht recht, wie sie anbringen sollte, was sie nun noch auf dem Herzen hatte.

„Björn —“ sagte sie zaghaft.

„Was ist — was willst du noch —?“

„Wenn es nicht zu lange dauert mit der Mutter, Björn — wärest du wohl damit einverstanden, daß ich dann noch ein wenig länger draußen bliebe — zu meinem Vergnügen —“

Sie wurde immer unsicherer seinen großen, forschenden Augen gegenüber. Die letzten Worte flüsterte sie nur noch.

Zu ihrem Vergnügen — wenn sie frische Trauer haben würde! Freilich — die Stiefmutter stand ihr nicht nah, und sie war sehr lange hier eingesperrt gewesen mit ihm; abgesperrt von allem, woran sie ihr ganzes übriges Leben hindurch gewöhnt worden war.

„Du fühlst dich wohl sehr einsam hier, Julia?“

„Die Hauptsache ist, daß du da bist,“ entgegnete sie. „Mit dir würde ich noch viel mehr verschmerzen lernen. Aber wo sich die Gelegenheit nun gerade bietet —“

„Nutze sie nur aus,“ sagte er großmütig. „Ich freue mich ja, wenn du mal eine Abwechslung hast. — Aber wo würdest du denn noch hingehen sonst?“

Bekannte und Verwandte, die sie hätte aufsuchen mögen, wußte sie nicht; entweder sie kannten all die Vorgeschichten ihres jetzigen Lebens — das war ihr unangenehm; oder sie wußten überhaupt nichts mehr von ihr — da fehlte es ihr an Liebe und Lust, die zerrissenen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Sie dachte an eine kleine Vergnügungsreise.

„Nun, mache das, wie du willst. Ich bin auch hierin mit allem einverstanden.“ Er sagte das ganz harmlos, nur in der Absicht, ihr zu Willen zu sein. Seit er ihr einmal das Größte geschenkt, erbat sie nur selten etwas von ihm. Ihr aber schien dies Vertrauen in ihre Dispositionen plötzlich unnatürlich.

„Björn — ist es dir denn gar nicht unsicher, mich solange allein in der Welt umherfahren zu lassen?“

„Warum sollte es mir unsicher sein?“ fragte er ruhig. „Du bist meine Frau. Wie könnte ich dir da mißtrauen?“

„Daß ich jemandes Frau bin, ist noch keine Bürgschaft dafür, daß ich mich als solche benehme,“ sagte sie bitter.

„Aber Julia — soll ich dir denn mißtrauen? Das würde dich doch erst recht kränken!“

„Es ist dir ja vielleicht ganz gleichgültig, was ich thue —“ meinte sie und sah auf ihre hübschen Hände nieder. Da ergriff Björn diese Hände und sah ihr herzlich in das verstimmte Gesicht.

„Was ist dir denn eigentlich, Julia? Was willst du von mir? Warum machst du dir künstlich solche unangenehmen Gedanken?“

Langsam schlug sie die Augen auf. Sie wußte nichts zu sagen. Endlich entriß sie ihm ihre Hände und warf sich an seinen Hals.

„Ach — ich bin kindisch. Es ist nur, glaube ich, es ist nur, daß ich mich zum erstenmal auf länger von dir trennen soll —“

Er hielt sie gerührt fest. Aber zu sagen wußte auch er nichts. Denn weshalb sie weinte, das erschien ihm fast als eine angenehme Aussicht.

Was aber Julias Thränen und ihr wunderliches Wesen veranlaßte, war noch etwas andres. Sie war sich seines so gewaltsam eroberten Besitzes nie sicher. Sie zweifelte nicht an seiner Liebe, aber sie fürchtete immerfort irgend einen widrigen Wind, der die Flamme dieser Liebe auslöschen könne wie ein kraftloses Licht, das sich nur vom Quell des Augenblickes nährt.

Am andern Morgen reiste Julia auf unbestimmte Zeit ab; mit viel Thränen und doch sehr vergnügt. Björn brachte sie auf die Bahn und schickte dann den Schlitten allein nach Hause. Er wollte lieber gehen. Der Schnee lag zwar tief, aber er trug über. Der Wintertag war kalt, klar und windstill, und Björn hatte Verlangen nach einem weiten, einsamen Wege.

Ja, einsam. Einsam wie die weiße, stille Welt war auch sein Herz geworden. Und darum fühlte er sich so wohl in dieser Welt, in der nur ein paar hungrige Vögel wie flüchtig aufgescheuchte Gedanken umherflatterten.

„Warum bist du nicht mitgereist?“ fragte Litta, als er am nächsten Sonntag mit dem Jungen zu seinen Eltern fuhr. „Du hättest uns Harry in Pflege geben können, wir hätten es ihm an nichts fehlen lassen.“

„Warum bist du nicht mitgereist, mein Junge?“ fragte auch seine Mutter. „Es hätte dir gut gethan.“

„Nein, Mutter,“ meinte er; sie waren gerade allein. „Ich bin noch nicht so weit, um ungefährdet wieder aus meiner Zurückgezogenheit hervorgehen zu können. Es würde nur alles wieder aufwachen, der alte Kampf von vorn anfangen. Ich muß hier erst noch fester einwurzeln.“ Nachher ärgerte er sich, daß er es gesagt hatte. Seine Mutter freilich war nicht überrascht darüber.

Heimkehrend fand er den ersten Brief von Julia vor. Sie habe ihre Stiefmutter sehr leidend gefunden, schrieb sie; das Ende sei aber noch nicht abzusehen. Indes habe sie beschlossen, es zu erwarten. Rottraut scheine es zu wünschen und sei überhaupt

ein erstaunlich reizendes Geschöpf. Auch die Mutter sei sehr freundlich und sanft zu ihr, soweit sie überhaupt Besinnung habe.

Björn legte den Brief beiseite und lehnte sich mit einem gewaltigen Atemzuge tief in den Stuhl zurück: als habe er nun Zeit, sich einer großen Müdigkeit zwanglos hinzugeben. — — —

Julia blieb acht Wochen fort. Der Zustand der Kranken hatte sich noch einmal wieder gebessert, und diese Zeit hatte Julia zu einem Aufenthalt in der Hauptstadt benutzt. Sie hatte gehofft, an allem, was sie dort sah und hörte, viel Freude und Zerstreuung zu finden — aber sie fand sich enttäuscht. Sie fühlte sich fremd in allem, als passe sie nicht mehr hin; als seien die Fähigkeiten, mit denen sie all diese weltlichen Dinge sonst durstig genoß, völlig abgestorben in ihr. Ob eine große Leere zurückgeblieben war, ob jene Fähigkeiten durch andre, bessere ersetzt worden seien, darüber war sie sich selbst nicht klar. Außerdem war sie allein bei allem — —

Nach wenig Tagen, die ihr endlos lang erschienen, obgleich sie jede Stunde ausfüllte, kehrte sie wieder in das stille Krankenzimmer zurück. Hier ging es nun schnell zu Ende.

Am Abend vor dem Tode stand Julia allein am Bette der Kranken. Das war ihr immer sehr unbehaglich, der Ernst der augenblicklichen Lage erdrückte sie; unfaßlich war es ihr, daß die junge Rottraut dem allen so mutig entgegen trat!

„Setz dich doch, Julia,“ bat die Kranke. „Hier auf den Bettrand; da hab' ich dich um so näher. So. — Es ist doch gut von dir, Julia, daß du gekommen bist. Ich hab' so wenig von dir gehabt im Leben. Nun lern' ich dich doch jetzt zuletzt noch kennen!“

Julia schwieg beschämt.

„Ist denn dein Mann einverstanden damit, daß du solange fortbleibst?“

Julia sah unwillkürlich aufstrahlend zu ihr nieder. „O — der erlaubt mir alles! Der ist so gut —“ Sie fing fast an zu weinen; denn sie hatte längst schon wieder Sehnsucht nach ihm.

Die Kranke beobachtete sie scharf. „Wie mich das freut!“ sagte sie. „Weißt du, Julia, ich habe einmal rechte Sorge um dich gehabt!“

„Warum?“ fragte sie unangenehm berührt.

„Nun damals — verzeih, wenn ich davon spreche, du hast es nie hören wollen — als ich so manches über deine erste Ehe von dir hörte, und dann deine Scheidung, und deine schnelle Wiederverheiratung. Du hieltest dich auch so fern von uns seit deines Vaters Tode —“

„Ich war damals jahrelang in einer Stimmung, in der ich für niemand und nichts zugänglich war, als nur für eins —“ sagte Julia gepreßt.

„Ich fürchtete, du seist auf einem gefährlichen Wege —“

„Das war ich auch,“ rief Julia. „Aber Björn hat mich gerettet.“

‚Sollte es wirklich einmal vorgekommen sein, daß eine böse That eine gute Frucht zeitigt?‘ dachte die Kranke.

„Wenn das, was aus dir geworden, wirklich Björns Werk ist, so ist er ein guter Mann und hat nicht ein leichtsinniges Glück gesucht, als er dich heiratete," sagte sie nachdenklich. „Du hast dich sehr verändert, seit ich dich zuletzt sah —"

„Und wenn Björn mich nicht geheiratet hätte," rief Julia eifrig, „so wäre ich heute auch eine andre, so wäre ich unglücklich und schlecht. Damals war ich nur leichtsinnig —"

Sinnend sah die Kranke mit ihren matten Augen zu der immer noch jugendfrischen Frau auf.

„Du hast wenig von deinem Vater," meinte sie.

„Ja, ich war immer der Mutter ähnlich."

„Wärest du ihm ähnlich — ich habe ihn sehr geliebt, obwohl ich ihn nur kurze Zeit besaß — so würde es mir leichter werden, dir etwas zu sagen —"

„Aber warum denn? Wenn ich etwas helfen oder nützen kann — Björn sagt, er sei mit allem einverstanden."

„Ich sagte schon, du seist so ganz anders geworden, Julia. Ich habe dich ordentlich lieb gewonnen. Ich habe Vertrauen zu dir. Was meinst du, Julia, würdet ihr es als große Last empfinden, euch meines Kindes etwas anzunehmen?"

Julia war so betroffen von dieser ganz unerwarteten Frage, daß sie diese anfangs kaum begriff, geschweige denn gleich Antwort geben konnte. Die Kranke hielt ihr Schweigen schon für eine halbe Ablehnung und fuhr hastig fort:

„Das Kind hat keine Heimat mehr, wenn ich sterbe. Meine wenigen nähern Angehörigen sind mir zum Teil nicht vertrauenerweckend genug — eine Mutter ist ängstlich und anspruchsvoll, Julia — zum Teil leben sie unter Verhältnissen, die ihnen einen solchen Familienzuwachs sehr unbequem erscheinen lassen würden. Ich kann mein Kind niemand aufdrängen. Es wäre mir schrecklich, zu denken, sie bekäme eine Art Gnadenbrot, womöglich noch mit einem unfreundlichen Gesicht. — Wenn du sie mitnehmen könntest, Julia — wenn sie bei euch bleiben könnte, nicht für immer, nur für den Anfang, bis sich etwas andres für sie gefunden haben wird —"

‚Ein Mann,' dachte Julia, und setzte in Gedanken hinzu: ‚wo soll ich den für sie herholen — bei uns!' Überhaupt wurden ihre Gedanken sehr aufgeregt durch die Worte der Kranken. So eine Gefährtin, wie Rottraut, um sich zu haben — das würde ihr manches, namentlich die große, große Einsamkeit, unendlich erleichtern! Aber sie sagte immer noch nichts.

„Ich glaube nicht, daß sie euch zur Last fallen würde," fuhr die Kranke matt fort. „Sie ist einfach und tüchtig erzogen und ist ein zufriedenes Gemüt. Wir haben uns ja doch auch sehr einschränken müssen. Ich hatte gar nichts, von deinem Vater blieb mir auch nicht viel. Rottraut hat nun alles, was ich besitze. Sie braucht nicht umsonst eure Güte in Anspruch zu nehmen."

„Nun, davon wird Björn nichts hören wollen," sagte Julia endlich, auf das Nebensächlichste zuerst eingehend. „Aber will denn Rottraut überhaupt mit mir kommen?"

„Ich habe sie gefragt. Sie sagte: ‚Ja'. Sie hat dich lieb."

„Nun — ich kann' mir ja nichts Angenehmeres wünschen," entgegnete Julia. „Ich bin dann nicht mehr so allein. Und was sollte Björn dagegen haben?"

„Meinst du wirklich?“ Die Kranke hatte noch allerlei Bedenken, die Julia ihr indes geschickt ausredete. Und je mehr sie das that, desto mehr leuchtete ihr das Wünschenswerte der Verwirklichung dieses Planes ein, für den sie endlich ganz erwärmt war. Sie versprach, gleich am folgenden Morgen an Björn zu schreiben.

„Nun kann ich ruhiger sterben,“ sagte die Kranke und streckte sich müde aus. „Wochenlang habe ich Tag und Nacht diese Sorge in meinem Herzen herumgewälzt —“

Der Brief, den Julia schreiben wollte, blieb einstweilen ungeschrieben. Am andern Morgen war der Zustand der Kranken so bedenklich, daß niemand an etwas andres dachte, als an sie. Am Nachmittag starb sie.

Rottraut hielt ihre zuckenden Hände im letzten Todeskampf und drückte ihr die Augen zu. Dann brach das durch monatelange Pflege, Nachtwachen, Sorgen und Kummer überanstrengte Mädchen kraftlos zusammen.

Julia hatte eine grauenhafte Angst vor dem Tode. Sie stand im Nebenzimmer, zitternd und weinend, und wagte lange nicht, hereinzukommen.

Als es dann an die Besorgung der äußerlichen Geschäfte ging, war es umgekehrt Julia, welche sich als brauchbar und thätig erwies.

Während Rottraut, ganz gebeugt von ihrem Schmerz, der jung und heftig über sie hintobte, kaum körperliche Kraft zum Notwendigsten hatte, fuhr und lief Julia in der Stadt umher, um alles zusammenzubringen, der Entschlafenen eine würdige Totenfeier zu veranstalten.

Daß sie Rottraut mitnehmen würde, war stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen.

Am Begräbnistage kam ein langer Brief von Björn, den Julia bei der Heimkehr vom Kirchhofe vorfand. Sie setzte sich ins Wohnzimmer zu der weinenden Waise und las ihn erst für sich. Sie hatte Björn erst eine kurze Todesnachricht und unmittelbar darauf einen langen Brief geschickt, in welchem sie ihm die über Rottraut gefaßten Pläne unterbreitete. Dies war nun die Antwort auf beides. Er erklärte sich darin völlig einverstanden mit allem, was Julia beschließen würde, und bat sie nur, den Tag ihrer Heimkehr zu bestimmen und anzugeben, welches Zimmer für Rottraut hergerichtet werden sollte.

Julia antwortete ihm darauf voll warmen Dankes für sein gütiges Entgegenkommen. Wann sie zurückkehren werde, ließe sich noch nicht ganz bestimmen; es gäbe hier noch viel aufzulösen und zu ordnen, wobei sie Rottraut nicht hetzen könne. Er möchte anordnen, daß das Giebelzimmer nach dem Garten zu, über dem Eßzimmer, für Rottraut eingerichtet werde; es sei das größte und sonnigste. Auch möchte er Sorge tragen, daß alles bequem und freundlich zurechtgemacht werde, die Fenster geputzt, die Gardinen geklopft würden. Es müsse auch ein Glas mit Blumen auf dem Tisch stehen, wenn sie ankämen. Schneeglöckchen und Weidenkätzchen würde es ja wohl schon geben.

Björn machte ein frohes Gesicht, als er diesen Brief las. Julia schien die junge Stiefschwester ja sehr in ihr Herz geschlossen zu haben, daß sie so zart um sie besorgt war, wie es sonst gar nicht in ihrer Art lag. Da würde ihr an derselben vielleicht eine Gefährtin erwachsen, die sie die Einsamkeit und Eintönigkeit ihres Lebens

minder drückend empfinden ließ. Wie Rottraut sein möge, darüber dachte er nicht nach; er wollte es vor sich selbst nicht aufkommen lassen, daß er sich für seine Person wenig Annehmlichkeiten versprach vom Umgang mit einem Menschen, den Julia so zu lieben schien. Er war entschlossen, ihrem Wohlbehagen jedes Opfer persönlicher Bequemlichkeit zu bringen. — Und so kam er Julias Wünschen über Rottrauts Empfang und Aufnahme in weitgehendster Art nach.

Er kontrollierte die Säuberung und Einrichtung des Giebelzimmers; einige fehlende und zur Bequemlichkeit doch wünschenswerte Kleinigkeiten ließ er aus der Stadt mitkommen. Er ging mit Harry in den Garten und schnitt eine Handvoll Kätzchen an langen, schlanken Zweigen ab, während Harry Schneeglöckchen pflückte. Beides wurde dann sehr gewissenhaft teils in Julias, teils in Rottrauts Zimmer gestellt. Er machte den Küchenzettel für das Mittagessen, das auf etwas später angesetzt wurde, weil die Reisenden erst nach der gewohnten Essensstunde ankommen konnten.

Das ganze Haus war in Aufregung um die Wiederkehr der Hausfrau sowohl als um den Einzug des fremden Gastes. Denn seit Julia hier war, hatte sich noch niemand „von draußen“ herverflogen. — Selbst der Himmel schien das zwiefache Ereignis feiern zu wollen. Ein frischer Wind hatte alle Wolken fortgefegt. Rein und blau spannte er sich über der Erde aus, in deren verschwiegenste Falten der letzte Rest saumseligen Schnees sich mürrisch verkroch. Die Gjelsau strömte geschwollen und eilig durch die nassen Weiden; sie sah trübe und schmutzig aus und warf gelbe Schaumflocken ans Ufer. Hier und da schwamm noch ein Stückchen Eis auf ihren krausen Wellen.

Zugleich mit den Kiebitzen und Staren kamen Julia und Rottraut nach dem Norden. Die ziehenden Vögel begleiteten sie oder saßen schon, Nahrung suchend, auf den Wiesen und Sümpfen, die der Zug durchbrauste, blinzelten mit den Augen, legten den Kopf zur Seite und schrien und schwatzten geschäftig, als wollten sie sagen: wir sind auch schon da!

Björn fuhr selbst zum Bahnhof, um die beiden abzuholen. Er war in einer ruhigen, beschaulichen Stimmung. Ihn regte die bevorstehende Veränderung seines häuslichen Lebens wenig auf, denn er war der Ansicht, daß er kaum davon berührt werden würde.

Schon lange, ehe der Zug einlief, sah er ihn weit, weit hinten am Horizont auftauchen und langsam durch das nasse, flache Land daher kommen. Er überlegte bei sich, wie es doch merkwürdig sei, daß er sich so gar nicht auf Julias Heimkehr freuen könne. Er fürchtete sich nicht etwa davor — nein, er nahm ihre Heimkehr ebenso als selbstverständlich hin, wie man sich darin findet, daß es alle Tage Abend wird. Es mußte so sein.

Julia stieg zuerst aus und nahm kurze Zeit seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Sein so lange entbehrter Anblick versetzte sie in einen Taumel von Glück-

seligkeit, dem sie zügellosen Ausdruck lieh. Ein Sturm heißer Zärtlichkeit ergoß sich über ihn; er hielt ihm geduldig still.

Dann, als Julia sich satt geküßt hatte, wandte er sich zu der andern, die es schweigend erwartete, daß sie an die Reihe kommen werde.

„Sei mir herzlich willkommen, liebe Schwägerin,“ sagte er in zwangloser Vertraulichkeit und gab ihr die Hand und schüttelte sie kräftig. Unter dem schwarzen Schleier sah er zwei samtweiche, braune Augen sich erstaunt und erfreut ihm entgegen öffnen; aber eine Antwort bekam er nicht.

Sie nahmen Platz im Wagen; ein paar kleine Koffer waren unterzubringen, die größten folgten mit der Fracht. Björn saß vorn neben dem Kutscher. Julia hatte ihm viel zu erzählen und sprach immerfort. Björn mußte sich selbst sagen, daß die Familienangelegenheiten sich hier zur Besprechung nicht eigneten. Dennoch hätte er gewünscht, Julia möchte weniger vergnügt von lauter bloßen Äußerlichkeiten reden; er gewann fast den Eindruck, als sei das Sterben der Stiefmutter das Nebensächlichste ihrer Reiseerlebnisse gewesen und habe auf dem flachen Sandboden ihres Herzens keinen Eindruck hinterlassen. Ihr Geschwätz peinigte ihn, weil er es rücksichtslos und verletzend gegen die Waise fand.

Rottraut saß ganz schweigsam dabei. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, ihre braunen Augen gingen wie große, erwartungsvolle Fragen über das Land; ihr etwas blasses, angegriffenes Gesicht wurde von dem rüstigen Märzwind rosig angehaucht. Sie beteiligte sich gar nicht an der Unterhaltung, kaum schien sie zu merken, daß eine solche geführt wurde. Plötzlich atmete sie tief auf und sagte:

„Wie wunderbar gut ist diese Luft! Hier muß man gesund sein!“

Björn sah sie gerührt an. Es beglückte ihn stets, wenn jemand irgend etwas Gutes über seine Heimat sagte. Julia lachte und meinte:

„Nun, wie du siehst, fehlt es daran bei uns auch nicht!“

In der That sah Björn gerade jetzt ganz besonders braun und frisch aus — mochte wohl von der Märzsonne kommen. Auch Julia sah aus, als käme sie von einer Erholungsreise. Sie war noch voller und runder geworden; ihr Gesicht glich trotz ihrer dreiunddreißig Jahre einer Pfirsichblüte. Und sie hatte einen ungewöhnlich vergnügten, zufriedenen Ausdruck. Die Trauerkleider paßten nicht recht zu alledem.

Auf dem Hof kam ihnen Harry entgegen und lief jauchzend neben dem Wagen her.

„Du hast ihn gut gepflegt, Björn,“ meinte Julia. „Es kommt mir fast so vor, als ob ich hier gar nicht vermißt worden wäre.“

Im grellen Nachmittagssonnenschein hielt der Wagen vor der Thür des schlichten, weißen Hauses. Björn sprang herunter und half den andern beiden beim Aussteigen. Dann nahm er Rottrauts Hand und führte sie über seine Schwelle.

„Gott segne deinen Eingang, liebe Schwägerin,“ sagte er ernst und schlicht. „Ich hoffe, du sollst dich wohl bei uns fühlen.“

Sie erwiderte seinen Händedruck schnell und heftig und lief dann eilig hinter Julia her, die sie ihr zu folgen bat. Die Thränen waren ihr in die Augen geschossen.

„Mach dich schnell zurecht und komm herunter, wir wollen dann Mittag essen!“ Mit diesen Worten ließ Julia ihre junge Stiefschwester in deren Zimmer allein.

Rottraut streifte langsam die Handschuhe von den schmalen, kräftigen Händen und sah sich dabei in diesem Zimmer um, das nun für eine kurze oder lange Zeit, je nachdem die Verhältnisse es fügen würden, ihre Wohnung sein sollte. Es war sehr verschieden von den städtischen Einrichtungen, die sie bisher gewohnt gewesen. Fast wie eine Bauernstube, aber wie eine direkt aus der Werkstatt gekommene. Einfach und hell, von den weißen Gardinen an den Fenstern bis zu den naturhölzernen, steifbeinigen und geradlinigen Möbeln und den frischgescheuerten Dielen. Die Tapeten waren weiß und grün, wie der Schneeglöckchenstrauß auf dem Tisch mit der leinenen Decke. Durch die offenen Fenster schien die Sonne, daß es fast blendete, und dieselbe schöne Luft, die draußen über die Felder und Weiden wehte, füllte den ganzen Raum. Alles heimelte Rottraut an. In einer solchen Umgebung, schien ihr, müsse alles gesund und schlicht und wahr und fröhlich sein. Und auf alles aufgeprägt waren die Worte, die dieser neuen Umgebung von vornherein den Charakter des Fremdartigen genommen hatten: „Gott segne deinen Eingang.“

Als sie herunterkam, standen Björn, Julia und Harry schon ihrer wartend im Speisezimmer. Zum erstenmal saß sie nun mit ihnen an einem Tisch. Sie war sehr still; es gelang bis zuletzt nicht, in ein Gespräch mit ihr zu kommen. Björn ließ sie nach einigen vergeblichen Versuchen in Frieden. Er begriff, daß ihr weh zu Mut sein mußte nach allem, was sie erlebt, und nach dem Abschied, den sie genommen hatte.

Auch er war stiller als gewöhnlich. Es wurde ihm fast schwer, Julias außerordentliche Gesprächigkeit zu ertragen. Er fand, es wäre rücksichtsvoller gewesen, wenn sie weniger lebhaft und weniger vergnügt geplaudert hätte. Und als er sah, daß des jungen Mädchens Gesicht immer abgespannter und nervöser wurde, beschleunigte er die Mahlzeit so viel wie möglich.

Rottraut ging gern auf den Vorschlag ein, sich ein paar Stunden zu ruhen.

„Willst du sie nicht hinaufbringen?“ sagte Björn zu Julia. Aber Rottraut wehrte es ihr.

„Bemühe dich doch nicht — ich finde mich sehr gut allein. Wenn du mir nur sagen lassen möchtest, wann ich wieder herunterkommen soll!“ Sie nickte freundlich zurück, indem sie aus der Thür schlüpfte wie ein schwarzer Schatten.

Als Björn mit Julia in seinem Zimmer allein war, fragte sie sogleich mit neugieriger Spannung:

„Wie findest du sie, Björn?“

Er antwortete nicht gleich. „Ich habe sie ja kaum gesehen,“ sagte er endlich ruhig. „Und sie ist noch zu befangen und zu traurig, um aus sich herauszukommen. Aber sie hat einen angenehmen, kindlichen Ausdruck.“

„Das freut mich, daß du das findest. Ich mag sie sehr gern. Mir war es ein sehr tröstlicher Gedanke, sie mit her zu nehmen. Ich bin dann nicht mehr so viel allein. — Hoffentlich bist du doch wirklich einverstanden mit dieser Einrichtung?“

„Gewiß, Julia. Dein Wunsch allein war schon Grund genug für mich, einverstanden zu sein. Es ist für mich kaum weniger wichtig, als für dich, daß du dich

hier wohl fühlst. — Ich werde mich mit ihr schon einrichten, ich bin ja wenig berührt von dieser Veränderung —“

Julia sah ihn etwas erstaunt an. Dann fiel ihr ein, daß er im Frühling und Sommer thatsächlich wenig im Hause war und nicht viel von dem neuen Zuwachs merken würde.

„Zunächst wirst du nicht viel von ihr verlangen dürfen,“ fuhr Björn nach einer Pause fort. „Sie trauert und wird Ruhe und Schonung bedürfen. Thue, was du kannst, ihr beides zu gewähren und ihr den Aufenthalt hier wohlthuend zu machen. Sie wird dann eines Tages um so verständnisvoller und bereitwilliger den Ansprüchen genügen, die du an sie stellst. — Willst du mir nun aber nicht von der Verstorbenen erzählen? Es giebt doch gewiß noch allerhand zu besprechen!“

So liebenswürdig und unerschöpflich Julia von anziehenden und angenehmen Dingen zu plaudern verstand, so schnell versiegte ihr der Redequell, wenn es an ernste und traurige Eindrücke ging. Sie nahm nicht viel davon in sich auf, und das Wenige haftete nicht lange; so daß sie also auch nie viel davon wiederzugeben hatte. Björn kannte das und rechnete damit. Er fragte ihr einfach ab, was ihm zu wissen von Wert war. Julia antwortete, so gut sie konnte. Aber hier wie überall, wo es auf ein wärmeres Empfinden ankam, versagte ihr Gemüt. Es war keine Tiefe unter der schillernden Oberfläche.

‚Auf die Erleichterung wohlthuender Aussprachen wird Rottraut verzichten müssen,‘ dachte Björn bei sich.

Mit einer Absichtlichkeit, die aus logischer Überlegung entsprang, kümmerte sich Björn so gut wie gar nicht um das Thun und Treiben der Frauen in den ersten Wochen. Er wollte, daß sie sich ineinander einrichten sollten, und das geschah am besten ohne einen dritten. — Ohne daß er es sich ganz eingestand, gewährte es ihm eine Erleichterung, daß Julia nun nicht mehr allein auf seine Gesellschaft angewiesen war. Wenn er draußen auf dem Felde beschäftigt war, so beunruhigte ihn nicht der Gedanke, daß sie nun schon wieder sehnsüchtig auf ihn warte. War er einmal den ganzen Tag abwesend, was selten genug vorkam, so ließ er sie nicht allein zurück. Sie hatte fortan Gesellschaft und Unterhaltung auch ohne ihn. Eine Menge lästigen Kleinkram, mit dem ihre unselbständige Natur ihn sonst quälte, bekam er nun gar nicht mehr zu hören, weil sie eine andre dafür hatte. Er fühlte sich entlastet und befreit, und es war ihm wohl dabei zu Mut.

Die mancherlei Frühlingsarbeit im Freien füllte um diese Jahreszeit seine Tage immer voll aus. Kam er dann mit sinkender Dämmerung müde nach Hause, so stand sonst Julia meist an der Thür oder am Fenster und erwartete ihn ungeduldig; war wohl gar verstimmt und in Thränen, weil sie sich einsam gefühlt und gelangweilt hatte. Dann mußte er sie trösten und erheitern, ob ihm selbst schon oft nicht heiter zu Mut war. Er bewies dabei immer eine unendliche Sanftmut und Güte. Nie ließ er sie rauh an; keiner, und Julja am wenigsten, ahnte, welche Selbstbeherrschung es ihn kostete, sie zu ertragen und so zu behandeln.

Jetzt, wenn er nach Hause kam, wartete niemand auf ihn mit Thränen und Launen. Er hatte nicht mehr das bedrückende Gefühl, in seinen Kerker zurückzukehren,

wenn er Julias Zimmer betrat. Denn da drin war man jetzt immer frohgemut, trotz der Trauerkleider, und vor allem: man war fleißig.

Rottraut schneiderte und nähte sich ihre einfachen Sommerkleider. Auf irgend eine eben so geräuschlose wie unbegreifliche Weise hatte sie Julia vermocht, ihrerseits für sich Nadel und Faden zu rühren. Julia hatte angefangen, es ihr gleichzuthun, erst aus Neugierde, dann, weil sie sich dem Fleiß der jüngern gegenüber ihrer eignen Unthätigkeit schämte; und schließlich fand sie Gefallen daran. Sie stellte sich herzlich ungeschickt an, aber Rottraut spielte die Lehrmeisterin mit unermüdlicher Geduld und Freundlichkeit, und das erste Lachen, das in diesem Hause von ihren Lippen kam, galt der Unbeholfenheit ihrer großen Schülerin.

Björn, der gerade hereinkommen wollte, hörte dieses Lachen und zögerte noch einen Augenblick vor der Thür. Man lachte so selten in seinem Hause, und er hatte sich immer verantwortlich dafür gefühlt. Nun lachte man ohne sein Zuthun. Es stimmte ihn fast dankbar gegen das fremde Mädchen, das er sich noch kaum ordentlich angesehen hatte. In dieser Stimmung trat er ein.

Julia saß am Fenster, umgeben von allerlei Nähzeug, und sah mit kindlich hilflosem Ausdruck zu Rottraut auf. Die stand vor ihr, mit dem Rücken nach der Thür, lang und schlank, hielt mit beiden Händen ein Stück Zeug ausgebreitet, von dem man noch nicht recht sah, was es werden sollte, und setzte Julia lachend auseinander, daß sie den Ärmel verkehrt eingenäht habe. Bei Björns Eintritt wandte sie sich hastig um; als sie ihn erkannte, wurde ihr Gesicht sofort ernst, fast verlegen; sie setzte sich hin und fing an, den Ärmel auszutrennen. Björn kam näher und sah interessiert auf ihre fleißigen Finger. Dabei empfand er es angenehm, daß Julia es sich ganz abgewöhnt hatte, sofort bei seinem Eintritt auf ihn zu stürzen und ihn mit ihren Zärtlichkeiten zu überschütten.

„Was wird denn das?“ fragte er, auf das blaue Etwas deutend, daran Rottraut trennte.

„Ein Kittel für Harry,“ erklärte Julia.

„Und das?“ fragte er weiter, auf einen dünnen, schwarzen Stoff zeigend, der neben Rottraut auf der Diele lag.

„Davon näht sich Rottraut ein Sommerkleid!“

Björn sah von neuem auf Rottrauts Hände, dann auf ihr gesenktes Gesicht. „Wo hast du das alles gelernt, Rottraut?“ fragte er.

„Zu Hause,“ sagte sie und sah nur flüchtig von ihrer Arbeit auf. „Wir hatten es nötig, unser Leben so einfach und billig einzurichten als möglich. Mutter hat mich alles lernen lassen, was dazu nötig war.“

Björn sah das schmale Kindergesicht gerührt an. „Und nun nimmst du Julia in die Lehre?“

Sie hörte einen Vorwurf daraus und errötete.

„In unsrer Abgelegenheit hier,“ sagte sie entschuldigend, „ist es doch viel praktischer, selbst zu nähen, als sich alles von weit her schicken zu lassen. Was soll man denn auch den ganzen Tag machen —“

„Ich habe sonst nie etwas gethan,“ sagte Julia ehrlich. „Es war auch wirklich oft tödlich langweilig. Aber allein ist alles langweilig. Allein hätte mir auch das Nähen keinen Spaß gemacht.“

„Macht es dir denn jetzt Spaß?“ fragte Björn.

„O ja, freilich — ich sah Rottrauts Eifer, und da kam mir auch die Lust. Ich bin aber noch sehr ungeschickt.“

„Das findet sich,“ tröstete Rottraut. „Es macht mir große Freude, dich etwas lehren zu können.“

Björn fühlte sich von dem ungewohnten Anblick des Fleißes in seinem Hause unwiderstehlich angezogen. Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich zu den arbeitenden Frauen. Julia erzählte ihm eifrig und umständlich von all den Blusen, Röcken, Kitteln und sonstigen nützlichen Dingen, die sie noch verfertigen würden; während er mit halbem Ohr zuhörte, betrachtete er zum erstenmal aufmerksam die neue Hausgenossin.

‚Sie hat doch kein Lot Fleisch auf dem Leibe,‘ dachte er bei sich. Sie war Julia überhaupt in keiner Weise ähnlich. Sie hatte dunkles Haar, das dick und locker ihren schmalen Kopf umgab und ganz kunstlos nach hinten gestrichen war. Auch ihre Hautfarbe hatte einen dunkeln Ton, obgleich sie rein und frisch war. An Julia war alles weich und rund, an Rottraut alles schmal, fast scharf. Dabei machte sie durchaus keinen schwächlichen Eindruck. Sie hatte Blut in ihren magern Gliedern, viel Blut, warmes Blut. Man sah es pulsieren unter der feinen Haut, man spürte, wie es sie ganz und gar mit kräftigem Leben durchrann. Hübsch war sie nicht — dazu war sie viel zu mager; aber sie hatte irgend etwas an sich, was sie sehr lieblich machte. Es kam Björn so vor, als ob es nötig sei, daß man ihr recht viel Liebes und Gutes thue, und es fiel ihm ein wenig aufs Gewissen, daß er sich in diesen vier Wochen, die sie nun hier war, gar nicht um sie gekümmert, kaum einmal mit ihr von ihrer Mutter gesprochen hatte. Er wußte nicht, ob Julia das that, er nahm es aber nicht an. Er wußte auch nicht, ob Julia gut und rücksichtsvoll gegen sie war, ob sie sich in seinem Hause wohl fühlte. Er hatte sich bisher immer damit zufrieden gegeben, die beiden freundlich miteinander verkehren und Rottraut ein gleich bleibend liebenswürdiges Gesicht machen zu sehen.

Er war letzthin so wenig im Hause gewesen; er hatte dem sonderbaren Gefühl der Entlastung allzusehr nachgegeben und war wirklich auf dem besten Wege, seine Hausgenossen zu vernachlässigen. Es wunderte ihn nur, daß Julia es noch nicht empfunden und ihn mit Thränen und Küssen deshalb zur Rede gestellt hatte.

‚Um so besser,‘ dachte er. ‚Aber ich darf mich doch nicht gehen lassen. Ich kann ja auch vielleicht für mich an dem neuen Familienzuwachs Freude finden.‘ Und aus seinen Überlegungen heraus sagte er:

„Hast du dich nun schon ein wenig eingelebt, kleine Schwägerin?“ Sie ließ die Arbeit sinken und sah flüchtig auf. Ihre schönen braunen Augen waren erstaunt und wurden traurig.

„O ja,“ entgegnete sie mit einem kleinem Seufzer. „Julia meint es gut mit mir.“ Da Björn ein schlechtes Gewissen hatte, hörte er daraus einen Vorwurf gegen sich.

„Glaubst du, daß du es in unsrer Einsamkeit wirst aushalten können?“ fragte er weiter.

„So lange ich etwas zu thun habe, und so lange ich euch nicht zur Last falle —“ es kam sehr schüchtern heraus.

„Unsinn,“ sagte Julia. „Du fällst niemand zur Last; es ist ein wahrer Segen, daß du da bist.“ Es entfuhr ihr so schnell, und dann erschrak sie, denn Björn sah sie aufmerksam an. „Ja,“ erklärte sie, „es ist wirklich ein Segen, denn ich war zu viel allein. Du mußt doch selbst sagen, Rottraut, er ist zeitweise kaum im Hause. Und dafür eben ist es ein Segen, daß du da bist. Denn ich kann nicht allein sein. Namentlich ohne dich kann ich nicht sein, Björn,“ rief sie, warf das Nähzeug fort, setzte sich auf seinen Schoß und küßte ihn. „Und wenn ich niemand habe, der mir deine Abwesenheit verschmerzen hilft, so bin ich ganz unglücklich.“

Rottraut bückte sich tiefer über ihre Arbeit. Es war das erste Mal, daß Julia in ihrer Gegenwart zärtlich mit Björn war, und es machte sie verlegen, weil sie dergleichen überhaupt nicht kannte. Auch Björn war aus irgend einem Grunde verlegen und bemühte sich, Julia loszuwerden.

„Du bist nicht ganz schuldlos an dem vielen Alleinsein,“ sagte er. „Du hast von Anfang an kein Gefallen daran gefunden, mich auf meinen Wegen zu begleiten. Ich konnte deinetwegen nicht meine Wirtschaft vernachlässigen; namentlich im Anfang, wo ich selbst noch unerfahren war und viel zu lernen hatte.“ Julia stand da wie ein gescholtenes Kind, und Björn war verstimmt, weil er sich über sich selbst ärgerte. Da sagte Rottraut mit energischer Frische:

„Eigentlich hat dein Mann ganz recht, Julia. So lange ich wenigstens hier bin, sind wir noch nicht ein einziges Mal ordentlich gegangen. Ich weiß noch nicht, wie es hinter dem Garten aussieht!“

„Das geht aber doch gar nicht!“ rief Björn, die Ablenkung dankbar aufgreifend. „Wißt ihr, morgen machen wir zusammen einen großen Spaziergang! Nicht wahr, Kind, es ist dir recht?“ wandte er sich mit rührender Freundlichkeit an Julia. „Versuch es nur mal wieder, vielleicht findest du jetzt mehr Gefallen daran! Es muß dir doch auch Spaß machen, Rottraut unser Gut und Eigentum zu zeigen!“

„Und noch eins,“ fuhr er fort, als Julia sich einverstanden erklärt hatte; „am Ostertage fahren wir zu den Eltern, nicht wahr? Ich muß auf jeden Fall hin, ich war zu lange nicht dort. Und ich denke, du kommst auch mit,“ wandte er sich an Rottraut. „Es ist niemand da außer uns. Du wirst dich durch nichts verletzt fühlen in deiner Trauer. Und es ist einmal eine Abwechslung.“

„O — ich sehne mich durchaus nicht nach Abwechslung,“ sagte Rottraut. „Aber ich fürchte mich auch nicht davor. Und wenn du es wünschest, komme ich selbstverständlich mit.“

„Ich wünsche nichts, was dir schwer fällt,“ entgegnete Björn. „Du brauchst dich ja nicht schon heute zu entscheiden. Heute ist erst Montag —“

Und dabei blieb es.

Am andern Morgen war es sehr windig. Nach vielem Hin- und Herschwanken und langem Zureden von Björn entschloß sich Julia endlich, es trotzdem mit dem Gehen zu versuchen. Aber schon auf dem Hof erklärte sie, es sei ihr unmöglich,

weiter mitzukommen. Der Wind zerre sie an den Kleidern und benähme ihr den Atem.

„Versuche es doch, liebes Herz,“ bat Björn. „Es macht nur, weil du es so gar nicht mehr gewöhnt bist!“

Er hatte sich wirklich gefreut auf diesen gemeinsamen Gang, und darauf, Julia wieder einmal die frisch bestellten Felder und die neu bearbeiteten Wiesen, die Koppeln mit den jungen Kälbern und Füllen zu zeigen. Aber Julia blieb dabei, es sei ihr unmöglich. Gerade, weil sie es nicht mehr gewohnt sei, müsse sie an einem recht schönen, windstillen Tage anfangen. Es war nicht Laune von ihr, es wurde ihr selbst schwer, nun doch zurückzubleiben; sie hatte sich eben durch jahrelange, unbesiegbare Trägheit vollkommen verzärtelt. Björn hatte nie ein Machtwort sprechen mögen — nun konnte er es jetzt erst recht nicht.

„Schade —“ sagte er ein wenig gereizt. „Dann muß ich mit Rottraut allein gehen.“

„Ach nein —“ rief Rottraut; es klang förmlich erschrocken. „Es ist doch besser, ich bleibe dann auch hier, und wir gehen ein andermal alle zusammen.“

„Aber warum denn — Julia läßt dich sehr gern mit mir gehen. Also wenn dir das Wetter nicht unangenehm ist —“

„Ich glaube wirklich, Julia sieht es lieber, wenn ich bei ihr bleibe,“ beharrte Rottraut nun beinahe ängstlich.

„Nun, Julia? Äußere dich!“ Björn fing an, ungeduldig zu werden.

„Wenn ihr mich fragt,“ sagte Julia sehr harmlos, „so ist es mir natürlich sehr viel lieber, wenn Rottraut bei mir bleibt. Morgen hat der Wind vielleicht schon nachgelassen.“

Eine Wetterwolke zog flüchtig über Björns Stirn. Er kämpfte den Unmut aber schnell nieder.

„Wie ihr wollt — also auf Wiedersehen zu Tisch.“ Damit drehte er ihnen den Rücken zu und ging davon. Er war ernstlich geärgert. Die beiden Zurückbleibenden fühlten es, aber sie schwiegen darüber: Julia, weil sie sich schämte; Rottraut, weil sie doch nicht hätte sagen können, warum sie Björn nicht allein begleiten mochte. Das hätte zu unnützen Erörterungen und Aussprachen geführt. Und Rottraut kannte Julia gut genug, um zu wissen, daß sie sich zur Vertrauensperson nicht eigne.

Der Wind hielt mehrere Tage an, und von einem gemeinsamen Spaziergang war nicht mehr die Rede. Björn schien seinen flüchtigen Vorsatz, etwas mehr Gemeinsamkeit im Familienleben anzustreben, wieder aufgegeben zu haben. Die, die diesen Vorsatz in ihm wachgerufen hatte, war nun seiner Ausführung ein Hindernis geworden. Er merkte, daß Rottraut sich aus irgend einem ihm unerklärlichen Grunde scheu von ihm fernhielt, und es fiel ihm nicht ein, ihr seine Gesellschaft aufzudrängen oder sich durch ihr Wesen verletzt oder geärgert, ja nur beunruhigt zu fühlen.

Am Ostersonnabend war er früh aufgestanden. Er hatte ein krankes Pferd im Stall, nach dem er sich umsehen wollte. Aber das Tier hatte sich über Nacht erheblich gebessert, es gab weiter nichts dabei zu thun. Unschlüssig stand Björn vor der Stallthür. Es war halb sechs. Im Osten ging eben hinter einer schmalen Wolkenwand die Sonne auf; die Lerchen sangen und jubelten ihr entgegen, eine kräftige Brise strich

vom Meer über das grüne Land herüber. Es war ein frischer, würziger, urgesunder Frühlingsmorgen; viel zu schade, um noch einmal ins Haus zu gehen. Björn beschloß, einen weiten Gang zu machen, obgleich er draußen nichts zu thun hatte. Aber gerade diese zweck- und ziellosen Wanderungen waren seinem Herzen dann und wann Bedürfnis. Sie waren seine Ruhestunden, seine Gottesdienste.

Er ging ums Haus herum durch den Garten. Julia und Harry schliefen noch hinter fest zugezogenen Vorhängen. Rottrauts Giebelfenster stand weit offen; aber die schlief immer bei offenem Fenster, gerade wie er selber. Sie hatte recht wenig vom Stadtkind an sich.

Durch die Pforte im dicken Heckenzaun trat Björn auf die Wiesen, die dicht hinter dem Garten anfingen und sich längs des Flüßchens breit und grün dahinzogen. Das Gras fing eben an zu sprießen, hier und da blühten Gänseblumen und Wiesendotter. Längs des Wassers war alles gelb von den dicken, fleischigen Blütenköpfen. Es war sehr naß, der Tau lag in großen, breiten Tropfen, als ob es geregnet hätte; je höher die Sonne über dem Wolkensaum heraufschwebte, je lustiger funkelte und glitzerte es überall.

Björn hatte dicke Stiefel an und ging unbesorgt um die Nässe bis an das Wasser, und dann am Bache aufwärts. Das frische Rauschen und Plätschern war eine angenehme Musik; jeder Uferstein war sauber gewaschen, und immer doch von neuem spülten und wischten die kleinen Wellen darüberhin. Hier und da wuchs eine Weide und ließ ihr knospenvolles Gezweig ins Wasser hängen. Wunderlich verbogen und verkrüppelt neigten sich die alten Stämme, der eine hierhin, der andre dahin, und unter dem Umkreis ihrer schattenden Äste — jetzt freilich noch schattenlos — war das Wiesengras abgetreten von tränkendem Vieh und ruhendem Menschenvolk.

Björn schlenderte in tiefen Gedanken weiter. Es kamen doch immer noch Zeiten, wo er zu kämpfen hatte mit dem Schicksal, in das er sich nun doch endlich gefunden zu haben meinte; Zeiten, in denen er es nicht lassen konnte, sich auszumalen, wie sein Leben sich gestaltet haben würde, wenn nicht — Julia hineingekommen wäre. Zeiten, in denen er sich ganz vergeblich sagte, daß solche Gedanken unfruchtbar und verderblich seien, daß sein Leben eben so geworden sei, wie er es sich gemacht habe, und daß er es folglich auch geduldig und tapfer zu Ende führen müsse; in denen er sich vergeblich an alles Gute und Schöne erinnerte, das dies Leben ihm noch gelassen hatte und ihm täglich neu schenkte — seine Gesundheit, seinen Besitz, sein Kind und noch viel mehr — und sich vergeblich bemühte, um dessentwillen das andre zu verschmerzen. War denn das eine, das er nicht hatte, die Hauptsache? War es nur dadurch zur Hauptsache geworden, daß es ihm versagt geblieben war und versagt bleiben mußte?

Seine Gedanken schienen heute keinen wohlthuenden Ausweg zu finden. Ärgerlich über sich selbst, schüttelte er energisch den Kopf, als könne er damit die Gedanken abschütteln wie taube Blüten, und beschloß, sich an dem schönen Morgen zu freuen.

Das erste, was sein wieder erhobener Blick mitten in diesem schönen Morgen entdeckte, war Rottraut, die wenige Schritte vor ihm an einem Weidenstamm lehnte, ihm den Rücken zugekehrt, und irgend etwas im Arm hatte, daß sie zärtlich streichelte. Björn war so überrascht, daß er ohne weiteres Überlegen schnell den kurzen Raum durcheilte, der ihn von ihr trennte, und ihr einen fröhlichen Morgengruß zurief.

Rottraut fuhr zusammen und wandte ihm langsam ihr schmales braunes Gesicht zu. Sie hatte nicht einmal einen Hut auf. Verweint sah sie aus und wurde purpurrot unter seinem erstaunten Blick.

„Sieh mal, was ich gefunden habe!“ sagte sie hastig, als wolle sie jeder Frage seinerseits zuvorkommen. Dabei zeigte sie ihm ein ganz junges Häschen, das ängstlich die Nase in ihre Ärmelfalten steckte. „Hier in der Wiese saß es, ganz allein. Ein Raubvogel wollte eben darauf niederstoßen. Ich kam gerade noch zur Zeit. Ich wußte es nicht anders zu retten, als daß ich es auf den Arm nahm. Der Vogel muß es wohl schon lange verfolgt und gehetzt haben — es war ganz matt. Wenn es sich erholt hat, setze ich es wieder aus.“

Er hatte sie noch nie soviel zusammenhängend sprechen hören. Sie sprach sehr erregt, hastig und abgerissen. Er war überzeugt, daß diese Erregung noch andre Gründe hatte, als das kleine Abenteuer mit dem Häschen. Einstweilen ging er indes eifrig ein auf das, was sie ihm erzählte.

„Schade, daß ich nicht ein wenig früher kam und eine Flinte hatte; da hätte ich dem Raubzeug gleich den Garaus machen können. Zeige mal — wie verängstigt das arme Tierchen ist! Es begreift natürlich nicht, daß du es gerettet hast, und hält auch dich für irgend einen grausamen Feind!“ Er stand dicht vor ihr, und seine große braune Hand glitt liebkosend über das haarige Fell in ihrem Arm. Dabei kam es ihm vor, als sei es nicht allein das verängstigte Tier, was so zitterte, sondern das ganze Mädchen.

„Du bist ja ganz naß, Rottraut,“ sagte er, ihren schwer hängenden Kleidersaum und ihr durchweichtes Schuhzeug gewahrend. Sie sah kaum danach hin.

„Das schadet nichts. Ich habe keine so zimperliche Gesundheit. Das heißt,“ verbesserte sie sich erschrocken, „ich wollte damit nichts Unfreundliches gegen Julia sagen. Julia hat wirklich eine weniger robuste Natur, wie ich.“

„Von Julia ist ja gar nicht die Rede,“ wehrte er, peinlich berührt. „Und wo hast denn du als Stadtkind deine robuste Natur her?“ fragte er. Sie zuckte die Achseln und starrte in die Sonne.

„Mein Vater war ja auch ein Landmann,“ sagte sie nebenbei.

„Wie alt warst du denn, als er starb? Hast du noch eine Erinnerung an ihn? Du hast mir noch nie etwas von deinem Leben erzählt —“

„Wir haben ja überhaupt noch kaum zusammen geredet,“ sagte sie. Er schwieg beschämt still. Sie fing wieder an, ihren Hasen zu streicheln, als sei er nicht da.

„Was machst du eigentlich hier, zu dieser Stunde!“ begann Björn wieder. „Wie kommst du auf den abenteuerlichen Gedanken, vor Tau und Tage allein spazieren zu laufen?“

„Der Tau ist da und der Tag auch,“ versetzte sie ein wenig spöttisch. „Und warum es abenteuerlich sein soll, weiß ich nicht. Ich bin gewissermaßen darauf angewiesen, allein spazieren zu gehen. Da thue ich es natürlich zu einer Zeit, wo Julia mich nicht vermißt.“

„Du bist rührend gegen Julia —“

„Gar nicht! Ich bemühe mich nur, ihr zu danken. Und das kommt mir von Herzen.“ — Wieder eine lange Pause.

„Warum behauptest du, auf das Alleingehen angewiesen zu sein?“ fragte endlich Björn. „Ich wollte neulich mit dir gehen, aber du hattest nicht Lust.“

Sie sah ihn mit großen Augen flüchtig an und schwieg.

„Und warum kommst du just heute auf den Einfall, spazieren zu gehen? — Oder hast du das schon öfter gethan?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Nun also — beichte. Einen besondern Grund hat es. Ich weiß es. Denn du hast geweint.“

Sie wurde wieder dunkelrot, senkte den Kopf ganz tief und schwieg.

„Willst du es mir nicht sagen? Gut — ich will dich nicht quälen. —“ Es schien, als ob er gehen würde. Ihr wenigstens schien es so. Und da sagte sie hastig, während zwei große Thränen auf den weichen Hasenpelz fielen:

„Heute ist Mutters Geburtstag.“

Den zwei Thränen folgten noch zwei — und noch zwei — und eine nach der andern; und das Mädchen schämte sich seiner Thränen und konnte sie nicht einmal verbergen, weil es die Hände nicht frei hatte.

„Gieb mal her!“ sagte Björn plötzlich. Seine Stimme klang sehr bewegt. Er nahm ihr ohne weiteres das Tier ab, setzte es ein paar Schritt seitwärts ins Gras und ließ es laufen. „Dem ist viel wohler so —“

Als er zurückkam, hatte Rottraut das Taschentuch vor das Gesicht gedrückt und schluchzte herzbrechend. Dabei hörte man, wie sie sich krampfhaft bemühte, aufzuhören. Björn wurde ganz weich.

„Mein Kind — mein armes, liebes Kind! Weine dich nur ordentlich aus! — Ich habe ja keine Ahnung davon gehabt!“

Er wartete geduldig, bis sie sich beruhigt haben würde. Derweil überlegte er sich, daß sie ihn doch für einen recht gefühllosen Menschen halten mußte, weil er sich um den Schmerz, den sie so frisch mit hierher gebracht, noch gar nicht bekümmert hatte.

„Sage mal, Rottraut,“ begann er, als sie stiller wurde, „du hast wohl eigentlich gar kein Vertrauen zu mir?“

„Wie kommst du darauf?“

„Es scheint mir, als ob du es absichtlich vermiedest, in nähere Berührung mit mir zu kommen. Und ich habe mich ja wohl auch nicht besonders vertrauenerweckend betragen?“

Sie schlug die verweinten, schönen, sanften Augen zu ihm auf, und es schien, als überlege sie. Dann gestand sie etwas zaghaft:

„Ich habe geglaubt, du seist nicht einverstanden mit meinem Hiersein.“

„Warum glaubtest du das?“

„Weil du dich gar nicht um mich kümmertest. Weil du es kaum der Mühe wert hieltest, mit mir zu reden. Weil ich dich überhaupt kaum sah. Ich bildete mir ein, du miedest das Haus, weil meine Anwesenheit darin dir unangenehm sei, und

du duldetest mich nur Julias wegen. Und aus diesem Grunde überlegte ich mir heute früh, ob ich nicht lieber wieder gehen sollte."

Das war eine solche Fülle von Offenbarungen und Anschuldigungen, daß er nicht so schnell darauf antworten konnte.

„Da ist es ja ein wahres Glück, daß ich gerade bei diesen Überlegungen dazu komme," sagte er endlich, „um ein großes Unheil zu verhüten. Denn du hast dir da wirklich ganz falsche Begriffe in den Kopf gesetzt. — Sieh mal, kleine Schwägerin, als von deinem Kommen die Rede war, da habe ich es in der That zunächst als eine für Julia sehr willkommene Veränderung und Verbesserung ihres Lebens gehalten — du weißt selbst, Julia fühlt sich einsam hier, und man kann es ihr auch nicht ganz verdenken; nur ist es nicht zu ändern — und schon allein aus diesem Grunde habe ich dein Kommen freudig begrüßt. Wenn ich mich dann so wenig um euch kümmerte, so lag das zumeist daran, daß ich dachte, ihr, die ihr doch fortan am meisten aufeinander angewiesen sein würdet, könntet euch am besten und am schnellsten einleben, wenn ich euch möglichst euch selbst ließe. Und dann — siehst du, ich bin manchmal etwas angegriffen, nervös, schlechter Laune — nenn's wie du willst; kurzum, es ist mir manchmal gut, wenn ich recht viel allein sein kann; und das Bewußtsein, daß Julia nun nicht mehr auf mich angewiesen sei, sondern durch deine Gesellschaft Ersatz habe, bestärkte mich noch in der Hingabe an diese meine Sonderbarkeit — —"

Es wurde ihm nicht leicht, ihr diese unzureichende und etwas erzwungene Erklärung zu geben. Er fühlte, daß sie ihm nicht recht glaubte oder mindestens erstaunt war und ihn groß ansah.

„Du begreifst das vielleicht nicht," fuhr er fort, „und ich kann es dir auch weiter nicht erklären. Aber ich bitte dich, mir zu glauben, daß mein Benehmen mit dir nicht zusammenhängt."

„Ich konnte es auch nicht recht begreifen," meinte sie, immer noch ungewiß. „Ich hatte dir doch nichts gethan. Und wenn du mit meinem Kommen nicht einverstanden warst, hättest du es ja nicht zugeben brauchen. Und zu allererst, als ich ins Haus kam — da warst du so gut — da war ich ordentlich glücklich —"

Die Thränen kamen schon wieder. Während sie sich mühte, ihrer Herr zu werden, suchte er vergeblich, sich zu erinnern, was er besonders Gutes bei ihrem Eintritt in sein Haus gethan oder gesagt habe.

„Um so unbegreiflicher war es mir nachher," fuhr sie fort. „Ich hatte immer Angst vor dir —"

„Aber mein liebes Kind!" sagte er und nahm ihre herabhängende Hand väterlich fest in seine beiden. „Das muß ja schrecklich für dich gewesen sein! Das habe ich ja nicht geahnt! Denn ich war so gänzlich fern von all den Gedanken, die du mir da unterschiebst! — Wirst du mir nun auch glauben, daß ich dich von ganzem Herzen bei mir aufgenommen habe und mir ebenso von ganzem Herzen wünsche, daß du dich bei mir glücklich fühlen und recht lange bei mir bleiben möchtest?"

Sein ganzes Herz voll Güte und Mitleid gegen die arme Waise, der er ahnungslos so weh gethan hatte, trat in seine Augen, die er dringend und bittend auf ihr Gesichtchen heftete. Sie stieß ein letztes, stoßendes Schluchzen heraus.

„Ach — ich bin so dumm — so kindisch —"

„Du bist gar nicht dumm. Aber ich war dumm, thöricht und verblendet, daß ich mir nicht selber sagte, wie weh es dir gerade in deiner verwaisten, traurigen Stimmung thun mußte, so verständnislos behandelt zu werden. Willst du mir das verzeihen? Willst du mir glauben?“

„Ja, ja, ich glaube dir!“ unterbrach sie. „Ich bin auch jetzt schon ganz glücklich! Ich danke dir! Nun ist ja alles gut!“

Er sah sie noch eine Weile besorgt an. Sie wurde verlegen, entzog ihm ihre Hand und sah sich um.

„Ist er weg?“ fragte sie zerstreut. Er konnte sich erst gar nicht erklären, wen oder was sie meinte.

„Das Häschen — ach so, ja, das ist weg. Das freut sich seines Lebens. Und wir wollen jetzt auch weitergehen; vom Stehen bekommen wir nur kalte Füße. — Willst du dich meiner Führung anvertrauen? Aber wenn du lieber allein bleibst — heute?“

„Nein, ich will gern mitkommen,“ sagte sie mit einem guten, sonnigen Blick, der ihn unbeschreiblich freute.

„Na, dann komm.“ Und als könne er ihr nicht deutlich genug zeigen, daß er es gut mit ihr meine, zog er ihren Arm durch den seinen und hielt obenein noch ihre Hand fest, die ganz kalt geworden war. So gingen sie einträchtig die nasse Wiese entlang, an der Gjelsau hinauf, in Morgenduft und Sonnenschein.

„Also deiner Mutter Geburtstag ist heute,“ begann Björn nach längerm Schweigen, „Ich kann mir denken, wie solch Erinnerungstag deine Trauer ganz besonders wach ruft. — Wie habt ihr diesen Tag sonst gefeiert?“

Es wurde ihr schwer, zu antworten. Teils wollten immer von neuem die Thränen ihre Stimme ersticken; teils war es noch die Scheu vor ihm, die sie nicht so schnell ganz ablegen konnte. Aber er half ihr liebreich ein, wo sie nicht weiter fand, und stellte seine Fragen so, daß ihre Antworten möglichst kurz sein konnten. Mit der Zeit beruhigte sie sich und wurde ganz zutraulich. Er fühlte mehr und mehr, daß es ihr eine große Wohlthat war, von alledem zu reden.

„Sprichst du oft mit Julia von deiner Mutter?“ fragte er plötzlich. Sie antwortete nicht gleich. Dann meinte sie ausweichend:

„Julia hat sie so wenig gekannt —“

Als Björn darauf ganz stumm blieb, glaubte sie, etwas Thörichtes oder Unvorsichtiges gesagt zu haben, und fügte schnell hinzu:

„Es ist auch viel besser, wenn wir nicht soviel davon sprechen. Ich bin doch hier, um Julia Gesellschaft zu leisten und zu erheitern —“

„Sie hat es eigentlich nicht nötig, erheitert zu werden,“ sagte er ziemlich scharf. „Du bist diejenige, die Trost bedarf!“

„Es ist viel besser, wenn man nicht so viel getröstet wird,“ meinte Rottraut freundlich. „Man legt sonst dem eignen Kummer leicht zu große Wichtigkeit bei. Julias Natur bedarf heiterer Einflüsse und Eindrücke; indem ich mich bemühe, sie ihr zu verschaffen, verschaffe ich sie zugleich mir selbst, und komme leichter hinweg über das, was ich nun doch einmal überwinden muß.“

Björn sah mit einem Gemisch von Rührung und Bewunderung auf das junge Ding nieder, dessen Mund so einfache, große, rührende Worte sprach.

„Ich danke dir, daß du so gut bist,“ sagte er, und drückte unwillkürlich ihren Arm fester. „Du beurteilst Julia vielleicht ganz richtig. Sie hat den Ernst, das Traurige des Lebens nie recht vertragen können. Vielleicht ist ihre Heiterkeit auch von einigem Wert für dich? —“

„O, gewiß, von großem Wert; sie hilft mir über manche trübe Stunde hinweg.“

„Nun, siehst du — so giebt einer dem andern. Du sollst aber in keiner Weise darunter leiden, mein gutes Kind. Wenn dir einmal weh ums Herz ist — wenn du dich einmal aussprechen, einmal ausweinen möchtest, dann komm zu mir. Mich bedrückt das nicht; mich macht es froh, wenn ich andern ein Leid tragen helfen kann. — Willst du das thun? Wirst du genug Vertrauen zu mir haben?“

Er blieb stehen, ohne ihre Hand loszulassen, und sah sie unverwandt an.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie leise, nicht wagend aufzusehen.

„Nimm es dir vor! Sage: ‚ich will!‘“ bat er. „Gieb mir damit die Möglichkeit, wieder gut zu machen, was ich in diesen ersten Wochen gedankenlos versäumt habe!“

„Ich will!“ sagte sie fast feierlich, drückte herzlich seine Hand und sah ihn fest an. Sein warmer Ton und Blick hatten ihm ihre Seele erschlossen.

„Das ist brav!“ rief er erfreut. „Du sollst sehen, es wird dir nicht schwer werden, und wir sind bald die allerbesten Freunde! — Und nun sieh — hierher wollte ich dich führen. Von dieser kleinen Anhöhe kann man das ganze Gut übersehen, und noch ein gut Stück darüber hinaus. Hier sieh dich einmal um — du weißt ja überhaupt noch kaum, wie es bei uns aussieht.“

Und Rottraut sah sich um, lange, still und aufmerksam, während er ihr alles erklärte; die Gehöfte, die man sah, wie sie hießen und wem sie gehörten; die Wege, wohin sie führten; die Merkmale, an denen sie die Grenzen seines Grundstückes erkennen konnte; was Wiese war und was Weide; auf welchen Ackerstreifen Gerste gesät war, und auf welchen Kartoffeln und Futterrüben gepflanzt werden sollten.

„Und da drüben, hinter jenem Höhenzuge, über den du eben den Kranichflug ziehen siehst, da wohnen meine Eltern.“

Rottraut hörte aufmerksam zu und folgte seinem weisenden Finger mit immer leuchtenderen Augen. Als er geendet hatte, breitete sie plötzlich extatisch die Arme aus, um sie dann im Genick zu verschränken, und rief begeistert:

„Ach — ich finde es so schön hier! So grün — und weit — und frei — — ich begreife nicht —“ sie stockte und wurde verlegen.

„Was begreifst du nicht?“ Und als er keine Antwort bekam, fuhr er bedrückt fort: „Du begreifst nicht, daß Julia anders denkt; daß es ihr in mehr als sechs Jahren nicht gelungen ist, sich hier einzuleben. Oder vielmehr, daß es mir nicht gelungen ist, ihr mehr Liebe für meine Heimat einzuflößen. Ich weiß das: sie hat mir nie ein Hehl daraus gemacht. — Nun, Rottraut, versuche du es noch einmal. Vielleicht gelingt es dir. Dein Beispiel scheint ja auf sie zu wirken. Sie hat schon das Nähen von dir gelernt, vielleicht lernt sie auch noch von dir dies Stück Erde zu lieben — überhaupt das Zufriedensein,“ setzte er leiser hinzu.

„Wenn ich das könnte — wenn ich mich damit dir dankbar erweisen könnte —“

„Laß doch das Wort aus dem Spiel,“ bat er. „Wir wollen uns doch nicht auf den Standpunkt stellen, daß wir einander zu alle möglichen Gegenleistungen verpflichten. Dann kommen wir nie zu einem zwanglosen Verhältnis.“

„Aber du kannst mir doch nicht verbieten, euch dankbar zu sein!“ Ein süßes Schelmenlächeln lag auf dem verweinten Gesicht. Er war betroffen.

„Nein, Traute, — gewiß nicht,“ sagte er zerstreut.

Sie war ganz blaß geworden bei dieser Anrede, die ihm so unwillkürlich über die Lippen gekommen war, und starrte ihn sekundenlang an. Er merkte es nicht.

„Komm, wir wollen nach Hause gehen,“ sagte er. „Wir dürfen Julia nicht warten lassen mit dem Frühstück.“

Zerstreut ging sie neben ihm her. Er schien auch das nicht zu merken. Er plauderte in zwangloser, gemütvoller Weise von hunderterlei Dingen, als thäte es ihm gut, einmal so plaudern zu können; und endlich wurde sie von seiner ihr so seelenverwandten Art angesteckt und mitgerissen.

„Wie alt bist du eigentlich?“ fragte er mitten dazwischen.

„Zweiundzwanzig Jahre —“

„Zweiundzwanzig —“ Er sah sie nachdenklich an. „Du siehst noch so kindlich aus.“

„Aber ich bin nicht kindisch,“ sagte sie lachend.

„O, nein — das meinte ich auch nicht. Du bist sogar, glaube ich, ein sehr verständiges, tapferes Mädchen.“

Sie sagte nichts darauf. Nach einer Weile fragte sie befangen:

„Wie kamst du vorhin darauf, mich Traute zu nennen?“

„Nannte ich dich so? Ich weiß es gar nicht.“

„Aber i c h weiß es. Es hat mich noch nie jemand so genannt — außer meiner Mutter. Darum erschrak ich fast —“

„Verzeih, mein Herz — ich wußte es nicht. Ich werde dich nicht wieder so nennen, wenn dir das schmerzlich ist.“

„O, nein — so meinte ich es nicht. Ich werde mich sogar sehr, sehr freuen, wenn mich wieder jemand so nennt —“ sie hatte Thränen in den Augen. Ihm aber hätte sie keinen bessern Beweis ihres schnell entstandenen Vertrauens zu ihm geben können, und er sagte ihr das.

„Also Traute — von dieser Stunde an sind wir gute Freunde, nicht wahr?“ rief er, als sie sich dem Hause näherten.

„Ja,“ stimmte sie freudig zu. „Heute früh noch bildete ich mir ein, du fändest mich gräßlich; jetzt weiß ich, daß das ein Irrtum war — und bin von ganzem Herzen froh darüber!“ —

Julia saß schon mit Harry beim Frühstück und schien ein wenig verstimmt darüber, daß man sie allein gelassen hatte.

„Wo wart ihr denn? Ich habe dich überall gesucht, Rottraut?“ sagte sie nicht sehr freundlich. Rottraut flog ihr um den Hals.

„O — sei nicht böse, Julia! Der Morgen war so verlockend zum Spazierengehen!“

„Und den schönen Morgen haben wir benutzt, um Freundschaft zu schließen!“ rief Björn vergnügt. Er sah so frisch und heiter aus, als habe er die ganze kräftige Sonnenluft mit hereingebracht. Julia blickte von einem zum andern und hatte eine Falte auf der Stirn.

„So —“ meinte sie gedehnt. Es schien sie nicht zu interessieren, was Björn da sagte, wenigstens nicht zu erfreuen.

Ostern war vorüber. — Der Mai blühte in Gärten und Wiesen; in die Frühlingsatmosphäre mischten sich sommerliche Lüfte. Die Sonne schien manchmal erdrückend warm. Man sah förmlich, wie Laub und Gras wuchs und sich breitete.

Harry lief in den blauen Kitteln umher, die Rottraut ihm genäht hatte, und Björn meinte, es habe ihn noch nie ein Anzug so gut gekleidet.

Die Näherei hatte allmählich ein Ende genommen. Der Sonnenschein lockte ins Freie, aber um draußen mit der Handarbeit zu sitzen, war es noch zu feucht. Es gab ja auch andre Arbeit genug. Rottraut stand täglich viele Stunden im Garten, grub, hackte, goß und pflanzte, daß es eine Lust war. Wo sie das alles gelernt hatte, wußte kein Mensch. Sie war mehrere Tage lang mit dem Tagelöhner, der sonst unter Björns Anweisung die Gartenarbeiten machte, herumgegangen und hatte sich dann einfach ans Werk gemacht. Julia hatte gelacht, und Björn hatte widersprochen und gescholten — sie blieb dabei:

„Ich muß etwas zu thun haben. Ich bin nicht glücklich, wenn ich nicht arbeite. Ich bitte euch, erlaubt es mir!“

Da hatte man sie gewähren lassen. Sie entwickelte viel Geschick und war nebenbei eine wirkliche Arbeitskraft. Und täglich zeigte sich deutlicher, wie gut ihr diese Arbeit im Freien that. Ihre bräunlichen Wangen bekamen eine frischere Farbe; ihre Augen, aus denen noch deutlich die Trauer um die Tote klagte, strahlten in froherem Glanz. Sie wurde überhaupt heiterer und frischer. Sie lachte herzlich, so daß es durch den ganzen Garten schallte, und tollte mit Harry die geraden Wege entlang wie ein übermütiges Kind.

Julia fand an dieser neuen Liebhaberei ihrer Schwester keinen großen Gefallen. Hatte sie sich entschlossen, ihr zu Liebe zu nähen und zu trennen, so gewann sie es doch nicht über sich, ihre zarten, weißen Hände in die schwarze Gartenerde zu stecken. Sie stand nur bei Rottraut herum, wenn diese arbeitete, schüttelte den Kopf und langweilte sich.

„Man hat gar nichts mehr von dir,“ klagte sie eines Tages. „Den ganzen Vormittag arbeitest du wie ein Knecht, und nachmittags machst du es ebenso, wenn wir nicht gerade andres vorhaben —“

Rottraut stand auf einem langen, schmalen, saubergeharkten Beet und steckte Bohnen. In der aufgebundenen weißen Schürze trug sie die blanken, weißen Samenkerne; in der einen Hand einen Holzlöffel, mit dem sie die Löcher aushob, in welche die andre Hand je drei und vier Bohnen versenkte. Es ging so schnell, daß man

kaum begriff, wie sie es machte. Bei Julias Worten sah sie auf — einen Hut trug sie natürlich nicht, trotz der Sonne; den hätte der Wind ihr zu oft abgeweht — und lachte sie fröhlich an.

„Du solltest mir helfen, das wäre viel hübscher. Du mußt nur nicht bange sein, dir die Finger schmutzig zu machen!"

Julia seufzte. Im Grunde ihres Herzens beneidete sie Rottraut, daß sie Gefallen an all diesen Arbeiten fand, die ihr reizlos und entwürdigend dünkten.

„Du sollst mal sehen," fuhr Rottraut fröhlich fort und arbeitete unverdrossen weiter, „wie prächtig mir nachher die Früchte meiner Arbeit schmecken werden! Und was übrig bleibt, schicken wir in die Stadt auf den Markt. Prölsen —" das war der Gartenarbeiter — „meint, wenn der Garten nur ordentlich gepflegt und bearbeitet würde, müßte er das Doppelte tragen; er habe nur nie Zeit genug, alles rechtzeitig und gründlich zu besorgen. Nun will ich meine Ehre darein setzen, die Arbeitslücken mit meinen eignen Händen auszufüllen. Ich beabsichtige, eine große Ernte zu machen. Und den Erlös von dem, was ich mit Prölsen verkaufe, den liefere ich dir dann ab; den kannst du auf die Sparkasse tragen für Harry. Weißt du, er möchte so gern ein Pony haben!" Sie hielt einen Augenblick in ihrer Arbeit inne und sah halb schwärmerisch, halb glücklich zu dem kleinen Schlingel hinüber, der an einem Kirschbaum verzweifelte Kletterversuche machte.

„Du hast dir ja ein recht hübsches Ziel gesteckt!" spottete Julia.

„Ich wollte, ich hätte es erst erreicht," sagte Rottraut und arbeitete weiter.

Jeden Abend kam Björn und ließ sich zeigen, was sie geschafft hatte. Wenn er sie dann lobte und bewunderte, glühte ihr Gesicht vor Freude. Sie entwickelte ihm all ihre Pläne und änderte, was er unpraktisch daran fand. Manchmal tadelte er auch dies oder jenes, was sie aus Mangel an Erfahrung versehen hatte. Dann verbesserte sie den Irrtum sofort oder war untröstlich, wenn das nicht mehr anging.

„Heute hab' ich Zwiebeln gesteckt," sagte sie einmal, als er sie gegen Abend im Garten aufsuchte und bei dem kleinen Gerätschuppen im hintersten Winkel entdeckte. „Das war eine greuliche Arbeit."

„Du bist doch ein braves Mädel," sagte Björn und sah gerührt in ihr frisches, von Eifer und Gesundheit belebtes Gesicht. „Zeig mal deine Hände her!"

Rottraut machte ein erschrockenes Gesicht und versteckte die Hände auf dem Rücken.

„Ich habe sie noch nicht gewaschen," sagte sie verlegen.

„Um so besser! Ich will sehen, ob du das alles wirklich eigenhändig machst!" Sie wußte nicht recht, ob er im Ernst oder Scherz sprach. Die Möglichkeit, daß er ihren Fleiß anzweifle, entrüstete sie aber.

„Da, sieh her!" rief sie und streckte ihm ein Paar Hände entgegen, deren rosige Haut nur spärlich durch graugetrocknete Erde hindurchschimmerte. Björn nahm diese kleinen schmutzigen Hände, betrachtete sie eine Weile ernst und aufmerksam und drückte dann einen herzhaften Kuß auf jede.

„Was thust du denn? —" rief Rottraut erschreckt und entriß sie ihm.

„Was sie verdienen, diese fleißigen Finger —". Er lachte.

„O — und sie riechen noch dazu so schlecht —“ sagte sie bedauernd, aber dabei sah sie ganz glücklich aus.

Eines Tages konnte sie Björns und Julias Zimmer mit großen Sträußen von Tausendschönchen und roten Primeln schmücken, die sie selbst gepflanzt hatte.

„Erst, wenn man sie selber pflegt, weiß man, was Blumen für eine Freude sein können!“ sagte sie vergnügt.

„Es ist nicht zu glauben, daß du ein Stadtkind bist!“ meinte Björn mit einem nachdenklichen Blick über sie hin. Dann fiel ihm auf, daß Julia ein bedrücktes Gesicht mache. Er verstand sofort, was in ihr vorging, und sie that ihm leid. Sie konnte ja nicht für das, was sie war —

Er nahm aus einem Glase ein Bündel Primeln, schüttelte die Wassertropfen ab und ging zu Julia hin.

„Gieb mal das Köpfchen her!“ Er steckte mit vieler Vorsicht die roten Blumen in ihrem goldblonden Haarschopf fest. Sie lehnte den Kopf fest an seine Brust dabei, und ließ ihn liegen, als Björn längst fertig war.

„So — nun sieh uns mal an —“ sagte er und wollte sie aufrichten. Da merkte er, daß sie weinte. „Aber Julia? —“

Diese Thränen konnte er sich nun doch gar nicht erklären. Er streichelte sie und versuchte sie aufzurichten.

„Hab mich lieb, Björn!“ flüsterte Julia. „Ich habe Sehnsucht nach dir!“

„Aber mein süßes Kind — ich bin ja doch da —“ sagte er ratlos.

„Du mußt mich immer lieb haben — sonst werde ich schlecht. Versprichst du mir das?“

„Aber natürlich — wie kommst du nur darauf!“ Sie schlang statt aller Antwort die Arme um ihn und küßte ihn leidenschaftlich. Er begriff ihre Erregung ganz und gar nicht. Aber er war sehr gut und freundlich mit ihr.

Rottraut war zartfühlend hinausgeschlichen.

Nach immer wiederholtem Zureden hatte Julia endlich doch wieder angefangen, spazieren zu gehen. Es kamen auch windstille Tage, wo es besser und leichter ging, und wo sie Gefallen daran fand. Die eigentliche Triebfeder bei diesen Unternehmungen war Rottraut. Seit jenem einsamen Morgenspaziergang hatte sie eine wahre Begeisterung für das Umherstreifen durch Feld und Flur gepackt. Und als sie merkte, daß Julia es nicht gern sah, wenn sie sich stundenlang von Haus entfernte, ließ sie nicht nach mit Bitten und Zureden, bis Julia sich bereit fand, sie zu begleiten.

Eines Nachmittags überraschten sie Björn ziemlich weit draußen an der Grenze, wo er einen großen Torfstich angelegt hatte.

Björn traute seinen Augen kaum, als plötzlich die beiden Frauen, von Harry begleitet, hinter dichtem Werftgestrüpp unmittelbar vor ihm auftauchten.

„Aber das ist ja etwas ganz Neues!“ rief er und eilte ihnen vergnügt entgegen. „Wie hast du denn das fertig gebracht, Traute?“ setzte er hinzu, indem er Julias Hände ergriff und Rottraut ansah. — Julia, die sich zuletzt wirklich gefreut hatte, ihren Mann zu überraschen, schien ein wenig unzufrieden, daß er jene lobte, statt ihrer. Rottraut sah und fühlte es und meinte schnell:

„Ich habe weiter kein Verdienst dabei, Julia wollte dir eine Freude machen.“ — Es war so neu, so unglaubwürdig, daß Julia sich ein Opfer oder auch nur eine Unbequemlichkeit auferlegt haben sollte, um ihm eine Freude zu machen, daß er es nicht recht glauben konnte. Aber er schluckte seine Zweifel hinunter, er wollte nicht die Stimmung verderben.

„Das ist brav, Julia,“ lobte er. „Nun komm, und sieh dir an, wie meine neue Torfmaschine arbeitet!“ Er zog ihren Arm durch den seinen und ging mit ihr davon. Rottraut sah ihnen eine Weile sehr nachdenklich nach. Dann seufzte sie ein wenig und strich sich mit einer ungeduldigen Bewegung ein paar widerspenstig flatternde Haare unter den großen schwarzen Strohhut zurück.

„Komm, Harry!“ rief sie, und begann — selbst wie ein Kind — mit dem Knaben herumzutollen. Im Moor gab es eine Menge merkwürdige Dinge: dicke, fleischige Blumen, die eben mühselig aus den Deckblättern krochen; breite, grünliche und bräunliche Frösche, die schwerfällig zwischen den groben Gräsern umherplumpsten; kleine Schnecken in zerbrechlichem Gehäuse; hier und da einen Schmetterling, der ungeduldig um halb erschlossene, duftlose Blumenknospen flatterte. Dann sahen auch sie der Arbeit zu. Harry zeigte ein großes Interesse für die viereckigen, schwarzen, feuchten Erdstücken, welche die Maschine aushob und die von schnellen Händen zum Trocknen ausgelegt wurden, und Rottraut ließ sich von Björn ganz genau alles erklären und, was noch mehr war, verstand auch alles.

„Das war ein zu hübscher Einfall von euch,“ sagte Björn auf dem Heimweg, den sie gemeinsam antraten. „Hoffentlich hast du Geschmack daran gefunden und thust es öfter,“ wandte er sich an Julia. Er sah den ganzen Abend sehr zufrieden, beinahe heiter aus, und Rottraut war glücklich, etwas gethan zu haben, was ihn freute.

Hätte sie nicht einen so gewaltigen Respekt vor ihm gehabt, so wäre ihr Gefühl für ihn vielleicht Mitleid gewesen, entspringend aus dem Bedürfnis, irgend etwas zu thun, was die ernste Schwermut seines Wesens ein wenig milderte. So aber dünkte er sie viel zu selbständig, zu erhaben über irgend welche Abhängigkeit von Menschen und Verhältnissen, als daß ihr Thun von Wichtigkeit für ihn sein könne.

Julia zeigte wirklich den redlichsten Willen, ihre Faulheit und Schwerfälligkeit zu überwinden. Sie brachte es darin so weit, daß sie sich jeden Nachmittag zur verabredeten Stunde zum Spazierengehen einfand, und einige Male auch wirklich mitging. Aber ihr Vergnügen an diesen Wanderungen war nur ein erzwungenes. Bald war es ihr zu windig, bald fand sie den Weg zu sandig oder zu schmutzig, oder das Ziel zu weit, oder sie bildete sich ein, zu Hause noch etwas Notwendiges zu thun zu haben. Allmählich wurde es zur stillschweigend angenommenen Gewohnheit, daß Julia mit Harry nach etwa halbstündiger Wanderung wieder umkehrte, während Björn und Rottraut weitergingen. Rottraut hatte sich nur ungern darein gefunden. Im Grunde hielt sie es für ihre Pflicht, Julia heimzubegleiten. Aber ihre Vorliebe für frische Luft, für Bewegung, für diese ganze geheimnisvoll anziehende, ernste, liebliche Natur siegten.

Mit Björn spazieren zu gehen, war auch noch ein ganz besonderer Genuß. Abgesehen von dem Interesse, das sie seiner Wirtschaft und allen darin vorkommenden

Arbeiten entgegenbrachte, eröffnete sich ihr auf diesen Gängen noch eine ganz andre Seite des Lebens: nämlich die eigentliche Seite *seines* Lebens.

Er lehrte sie die Sprache der Natur verstehen, wie er sie verstand. Und indem er sie ihr zeigte und erklärte, verwandelten sich ihr die einfachsten Dinge, die alltäglichsten Erscheinungen in tiefsinnige Wunder; sah sie in ihnen, wie überhaupt in der ganzen Natur, die für manchen nur der Acker ist, auf dem ihm das Brot wächst, eine göttliche Offenbarung.

„Du mußt doch glücklich gewesen sein, Björn," meinte sie einmal nach solchem Gespräch, „als du hierher zurückkommen konntest!"

Björn schwieg. — Die Sonne ging eben am flachen Horizont unter; eine Gruppe schlanker Birken stach schwärzlich und scharf gegen den flammend goldgelben Himmel ab. Kiebitze strichen in der hellen Luft umher, dann und wann brüllte und wieherte das junge Weidevieh.

„Wie konntest du es nur in der Stadt aushalten," fuhr sie harmlos und ahnungslos fort, „mit deiner Liebe für die Natur, mit deinem Verständnis für ihr verborgenstes Wesen — —"

„Ich war mit Leib und Seele Soldat," sagte er einfach.

„Das kann ich mir gar nicht denken! Das Soldatenleben ist so ganz anders. Hast du nicht immer Heimweh gehabt?

„O, nein — gar nicht." Er lächelte. „Ich habe sogar daran gezweifelt, daß ich mich jemals auf dem Lande wohl fühlen würde." Sie sah ihn ungläubig an.

„Ich habe mich aber da in mir selbst getäuscht," fuhr er schnell fort. „Ich wußte nicht, daß ich viel mehr Anlage zum Landmann wie zum Soldaten in mir habe. — Sieh mal," sprach er weiter, in dem Bestreben, das Gespräch von sich abzulenken, „du bist auch ein Stadtkind, und zwar viel mehr, wie ich jemals war, denn du hast seit deiner frühesten Kindheit in der Stadt gelebt. Und trotzdem hast du dich in das Landleben gefunden wie wenige, die darin aufgewachsen sind. Hast all deine städtischen Gewohnheiten abgeschüttelt, stehst mit den Hühnern auf, arbeitest im Garten mit schmutzigen Fingern, gehst hochgeschürzt spazieren auf Wegen, die eigentlich gar keine sind. Du rettest kleine Hasen und streichelst schmutzige Kälber —"

„O, die sind nicht schmutzig —"

„Kurz und gut," fuhr er in fröhlichem Eifer fort, „du bist ein Landkind, wie ich es mir nicht anders wünschen kann. Und was das Beste ist: ich glaube, du bist glücklich dabei!"

Er beobachtete sie verstohlen. Er wollte gern wissen, ob er das Rechte glaubte. Rottraut atmete tief; sie machte ein ernstes Gesicht, ihre Augen bekamen einen bewegten Ausdruck und richteten sich verträumt in die golddunstige Ferne.

„Ja," sagte sie. „Ich bin glücklich; so glücklich, wie ich sein kann, seitdem ich das Liebste verlor —"

„Erzähle mir von deiner Mutter!" rief er. „Du hast es nie mehr gethan seit jenem Morgen, obschon du es mir damals versprachst!"

Björn hatte die Absicht, ihr wohlzuthun, indem er ihr Gelegenheit gab, von ihrem Kummer und von ihrer Toten zu reden. Aber er ahnte nicht entfernt, wie

wohl er ihr that. Rottraut hatte oft ein brennendes Heimweh nach der Mutter. Sie lag oft nachts und weinte heiße Thränen um die eine, die ihr Mutter und Freundin, Rat und Fürsorge, Teilnahme und Verständnis, alles in einem gewesen war; denn das alles war nun mit der einen dahin. Selbständig, selbstverantwortlich war sie ins Leben hinaus geworfen worden, und wenn auch gute Menschen sie in ihrer schützenden Mitte freundlich aufgenommen hatten, wenn sie auch äußerlich versorgt und geborgen war — es war doch anders. Nicht das schreckte sie, daß sie bei allen ferneren entscheidenden Schritten ihres Lebens auf ihr eignes Gutdünken und Entschließen angewiesen sein würde — sie besaß Mut, Selbständigkeit und Frische genug, um den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Aber daß sie mit ihrem jungen Herzen einsam war, das fiel ihr schwer zu tragen. — Julia geriet trotz ihres redlichen Bemühens, es zu verbergen, allemal in eine unbehagliche Stimmung, wenn Rottraut über ihre Trauer sprach und traurig war; und wenn sie vollends gar weinte, so war Julia außer sich und ratlos. Und da Rottraut selbstlos und taktvoll war und nichts so sehr scheute, als andern lästig zu fallen, hörte sie schnell ganz auf, ihre eignen Angelegenheiten zum Gesprächsgegenstand zu machen. Julia beruhigte sich dabei. Sie glaubte, Rottraut habe sich getröstet, und fragte nicht mehr danach.

Aber nicht solche Aussprache allein war es, was Rottraut schmerzlich vermißte. Der ganze rückhaltlose Gedankenaustausch, den sie mit ihrer Mutter in inniger Herzensgemeinschaft gepflegt hatte, die innere Wechselwirkung zweier Menschen aufeinander, das sympathische Ineinanderströmen von Seele zu Seele war es, was sie viel empfindlicher vermißte, und was sie oft mit dem traurigen Gefühl innerer Verödung quälte. — Julia war gut und liebenswürdig; aber außer über Wirtschaft, Kleider und allerlei Tagesklatsch war mit ihr nicht zu reden. Und Björn war ja nie vorhanden. Tags über war er draußen — abends am Schreibtisch.

Weil Rottraut ein verständiges Mädchen war und niemand mit sentimentalen Gesichtern oder selbstsüchtigen Klagen behelligte, sondern von dem Standpunkt ausging, daß es ihre Aufgabe sei, Björn und Julia die Aufnahme in ihr Haus täglich und stündlich zu danken, daß sie nichts zu verlangen, sondern nur zu vergelten habe, so zweifelte niemand daran, daß sie vollkommen zufrieden sei.

Seit Björn mit ihr spazieren ging, war diesem Mangel abgeholfen. Seine Art flößte ihr ein unbegrenztes Vertrauen ein und that ihr unbeschreiblich wohl. Sie fühlte sich ihm nah und vertraut und scheute sich nicht, ihre geheimsten Gedanken vor ihm auszukramen. Sie kam nie auf den Einfall, daß er ihr Geplauder langweilig oder lächerlich finden könne — er hatte Verständnis und Erklärung für alles. Diese Spaziergänge waren ihre Erholungsstunden, von denen sie sich eine Portion Frische und Freudigkeit heimbrachte, mit welcher sie allen ihrer guten Laune auferlegten Proben frohgemut stand hielt.

Es gab eine ganze Menge solcher Proben für sie. Julia war ein verzogenes Kind, und mit solchen ist nicht immer leicht fertig werden. Das einzige, was vom Weibe in ihr war — die anbetende Leidenschaft für Björn — das ging ja Rottraut nichts an; das verlieh in ihren unschuldsvollen Augen Julia nur einen gewissen rührenden, geheimnisvollen Reiz.

Seit sie nun auch mit Björn von ihrer Mutter sprach, war die letzte Scheu vor ihm von ihr gewichen. Seitdem hängte sie sich an ihn mit einer grenzenlosen Dankbarkeit.

„Ich danke dir, daß du so gut zu mir bist!“ sagte sie mit unterdrückter Heftigkeit, als sie sich dem Hofe näherten; schob ihren Arm zutraulich in den seinen und drückte ihr Gesicht an seinen Ärmel. Er stand erschrocken still.

„Aber Traute — aber Kind — ich habe dir ja gar nichts gethan —“ Sie richtete sich auf und schien verlegen über ihre impulsive Vertraulichkeit. Doch ihre Augen strahlten, als sie sagte:

„Du bist aber so gut —“

Björn brauchte in der That eine ganze Weile Überlegung, um zu begreifen, was ihm solche heiße Dankbarkeit eingetragen. Und als er es begriff, wurde er sehr ernst. Er sah an diesem Abend mehreremale zu Julia hinüber und unterdrückte einen Seufzer. Und wenn er dann Rottraut anblickte, flog über sein Gesicht ein sehr weicher, gerührter Ausdruck.

Julias Wirtschafterin war krank geworden und mußte außer der Zeit entlassen werden. Julia war unglücklich über die Störung im Haushalt, über die ihr daraus erwachsenden Mühen und Unbequemlichkeiten, über die voraussichtliche Unmöglichkeit, vor Ablauf des Vierteljahrs einen Ersatz zu finden.

„Beunruhige dich doch nicht so sehr deshalb,“ sagte Rottraut in ihrer freundlich beschwichtigenden Art. „Ich werde so lange Wirtin spielen!“ Julia sah ganz verblüfft auf.

„Du? — Kannst du denn kochen?“

„Mutter hat es mich ein wenig gelehrt, so die ersten Grundlagen. Das einfache Essen, das ihr gewohnt seid, wird mir schon glücken. Das Küchenmädchen ist ja auch ganz anstellig —“

„Aber das ist doch eine schreckliche Beschäftigung — in der Junihitze!“

„O, es ist nicht so schlimm. Du besuchst mich mal bei der Arbeit und überzeugst dich davon!“

„Aber das Einmachen — all das Obst und Gemüse —“ jammerte Julia. „Und all das kleine Vieh im Hühnerstall? —“

„Ja — kannst du denn nicht einmachen?“ fragte Rottraut ein wenig zaghaft.

„Wie sollte ich? — In der Stadt lernt man das nicht. Hier hatte ich immer eine gute Wirtin und habe mich nie darum gekümmert.“

‚Ja — was hast du denn den ganzen Tag gethan?‘ dachte Rottraut und sah Julia verwundert an. Aber sie faßte sich schnell und sagte:

„Hm — das ist dumm; ich kann es auch nicht. — Weißt du was? Wir bitten Litta, daß sie kommt und uns hilft; die thut es sicher gern!“ Julia fand den Vorschlag nicht sehr angenehm, sah aber doch ein, daß er gut war.

„Und das kleine Federvieh,“ fuhr Rottraut unermüdlich fort, „das will ich schon besorgen. Du hast ja ohnehin den ganzen Tag eine alte Frau zum Hüten auf dem Grashof — die wird mir schon von allem Bescheid sagen. Das Ausführen ist dann eine Kleinigkeit.“

Julia schüttelte verständnislos den Kopf und seufzte. Es war ihr unbegreiflich, wie man an all diesen unangenehmen Arbeiten ein Vergnügen finden, wie man sie gern thun könne. Daß man auch einmal aus Notwendigkeit, aus Pflicht etwas Unangenehmes thun, und es, eben weil es Pflicht ist, gern thun könne, begriff sie noch weniger. Da es ihr aber auf sehr angenehme Weise aus der Verlegenheit half, so nahm sie nach einigem Hin- und Herreden Rottrauts Anerbieten willig an.

Mit einem wahren Feuereifer stürzte sich Rottraut in die Obliegenheiten ihres neuen Amtes. Heimlich — Björn durfte nichts davon wissen, weil er es sonst am Ende nicht gelitten hätte — stand sie täglich eine Stunde früher auf, fütterte das Federvieh und besorgte das Frühstück. Sie stand vormittags mit hochroten Backen am Herde, und was sie dann auf den Tisch brachte, wurde mit jedem Tage besser und appetitlicher. Sie hatte zu allem Talent, auch zum Kochen. Julia sah es mit wehmütigem Neide an, fühlte aber nicht einmal den Wunsch, es ihrerseits zu versuchen.

Björn war anfangs mit dieser Einrichtung durchaus nicht einverstanden gewesen, und es hatte vieler Klagen von Julia und vielen Schmeichelns und Zuredens von Rottraut bedurft, bis er endlich darein willigte. Die ersten Tage war er sichtlich verstimmt und beobachtete Rottrauts Gesicht mit heimlichem Mißtrauen, ob es nicht Spuren von Überanstrengung zeige. Schließlich konnte er ihrem immerfrohen Wesen, mit dem sie ihrer Arbeit nachging, den strahlenden Augen, mit denen sie die Erzeugnisse ihrer Kochkunst auf den Tisch kommen sah, nicht mehr widerstehen.

„Na, Traute — wenn es dir solchen Spaß macht, dann darf ich dir ja wohl den Spaß nicht verderben,“ sagte er eines Tages; und nun fing er an zu essen, wie ein Ferienkind und behauptete, es habe ihm noch nie so gut geschmeckt, und sagte das jeden Tag, nur, um Rottraut eine Freude zu machen, denn es schmeckte keineswegs immer köstlich. Er wollte sie auf irgend eine Weise für ihren Fleiß und ihre Emsigkeit belohnen, und es gelang ihm. Sie wurde feuerrot vor Freude, wenn er sie lobte. Aber auf Julias Stirn erschien eine trübe Falte.

„Mein armer Garten kommt zu kurz über meiner Küchenthätigkeit,“ meinte Rottraut eines Abends bedauernd, als sie mit Julia die arg verunkrauteten Steige entlang schritt. „Die Bohnen müssen gehäufelt werden, und die Erbsen müssen Strauch haben, und alles Gemüse muß gehackt werden — Prölsen verläßt sich jetzt ganz auf mich und denkt, wenn er begießt, so hat er genug gethan. Ich werde Björn fragen, ob ich morgen ein paar Frauen bekommen kann — du könntest sie doch beaufsichtigen, während ich in der Küche zu thun habe!“

Julia seufzte ein wenig, widersprach aber nicht.

„Mein ganzer, schön erträumter Gelderwerb geht mir verloren,“ fuhr Rottraut in fröhlichem Unmut fort. „Das kommt davon, wenn man zu vielerlei vornimmt; oder vielmehr, wenn man seine Zeit so schlecht einteilt, daß nicht jede Pflicht zu ihrem Recht kommt!“ Mit gerunzelter Stirn, als habe sie ernste Sorge, ging sie zwischen

den Beeten umher, dabei laut überlegend, was morgen alles gemacht werden müsse, und wie die Arbeit am richtigsten einzuteilen sei.

„Die Erdbeeren sind auch ziemlich reif; von morgen ab kann ich welche auf den Tisch bringen. Und heute noch schreibe ich an Litta, daß sie kommen möchte. Vielleicht giebt es bis dahin auch noch grüne Erbsen, soviel, daß wir ein paar Büchsen davon einmachen können und ich es dabei lerne —"

Während sie so sprach und sann und dachte, kam Björn des Weges daher. Sie bemerkte ihn erst, als er schon dicht herangekommen war, und rief ihm mitten aus ihren Gedanken heraus zu:

„Ach, Björn, du kommst wie gerufen! Kannst du mir morgen ein paar Arbeitskräfte in den Garten geben? Sieh nur, wie das hier aussieht — ich schaffe es nicht mehr allein, ich habe jetzt zu wenig Zeit!"

Björn sah die verwilderten Beete, sah ihr bekümmertes Gesicht und lächelte.

„Selbstverständlich, Traute. Ich werde heute abend noch anordnen, daß ein paar Mädchen oder Frauen von der Heuarbeit zurückbleiben."

„Von der Heuarbeit — o, das ist aber sicher sehr unbequem?"

„Du kannst Leute haben, wann und wieviel du willst," sagte er kurz und bestimmt.

„Wenn ich einmal Leute in den Garten haben wollte, warst du nicht so bereitwillig," meinte plötzlich Julia und machte ein gekränktes Gesicht. Björn sah sie überrascht an.

„Das war auch etwas ganz andres —"

„So — warum denn? Muß man gegen Fremde immer gefälliger sein, wie gegen die eigne Frau?"

„Nein, durchaus nicht. Aber du hast dich nie eingehend und regelmäßig um den Garten gekümmert. Du hast ein oder zwei Sommer hindurch Leute gehabt so oft du wolltest und so schwer sie mir manchmal zu entbehren waren. Hätte ich irgend einen Erfolg gesehen, so hättest du die nötige Hilfe auch weiter bekommen. Aber du wirst zugeben, daß der Erfolg fehlte. Und da meinte ich natürlich: Das Wenige, was bei all dem Aufwand an Arbeit und Kosten gewachsen ist, kann auch Prölsen allein besorgen. Und er hat es ja auch besorgt."

„Und nun — glaubst du denn, daß Rottraut mehr Erfolge erzielen wird?" Björns Blick streifte die langen Beete, auf denen es trotz Unkraut von kräftig entwickelten Pflanzen und Stauden strotzte, mit wohlwollendem Blick:

„Ja, nach dem, was ich sehe, glaube ich das. — Ich mache dir ja keinen Vorwurf daraus, liebes Herz," fuhr er gutmütig fort, und schlang seinen Arm um Julias Schultern. „Gartenbau ist eben Talentsache, und was kann man dafür, ob man ein Talent hat oder nicht. Rottraut hat auch mehr Zeit wie du. Du hast mich und den Jungen und die Wirtschaft — alle erheben Anspruch an dich; da konntest du dich nicht einer Sache so ausschließlich widmen, wie es nötig war, um etwas darin zu leisten."

Julia schmiegte sich an ihn an und lauschte gierig auf jedes seiner schonenden Worte. Rottraut hatte sich abgewandt. Sie hatte manchmal so ein sonderbares Gefühl im Herzen, wenn der Mann so nachsichtig, so großmütig, so unendlich zart

und liebreich mit seiner Frau umging, wie mit einem Kinde. Ein sonderbares Gefühl, das sie nicht verstand, und das ein Gemisch von Bewunderung und Erbarmen war.

„Und wenn Rottraut keine nennenswerten Erfolge erzielt,“ fuhr Björn beinahe neckisch fort und sah fröhlich zu dem schmächtigen Mädchen hinüber, „so bekommt sie nächstes Jahr auch keine Leute mehr! Also — nimm dich zusammen, Traute!“

Sie konnte ihn nicht im Stich lassen; sie mußte ihm zu Hilfe kommen. Und so rief sie vergnügt:

„Nächstes Jahr bekommt Harry von den Früchten meiner Arbeit einen Pony, und damit wird er mir Gartenfuhren leisten, damit ich noch mehr verdienen kann! Hurra!“ Und sie ergriff den Jungen, der hinter seinem Vater hergelaufen war, bei der Hand und lief mit ihm davon.

Rottraut hatte ein reines Herz und ein fröhliches Herz. Und mit diesem Herzen war sie des Hauses Sonnenschein und ganz besonders Björns Sonnenschein. Sie war seinem Gemüt eine Erquickung mit ihrer taugigen Frische und seiner Seele eine Wohlthat mit ihrer impulsiven Wärme, mit ihrer ernsten Tiefe. Er sonnte sich förmlich in dem Zauber ihres Wesens, und das Licht, das er im Umgang mit ihr einsog, strahlte zurück aus seinen Augen, die noch nie so heiter gelacht hatten, als jetzt.

Am andern Morgen traten sechs stramme Weiber zur Gartenarbeit an. Rottraut verteilte sie an den verschiedenen Beeten bei verschiedenen Beschäftigungen. Als sie zum ersten Frühstück hereinkam, sagte sie zu Julia:

„So, wenn du nun so gut sein willst, ab und zu nachzusehen, ob sie fleißig sind und ihre Sache gut machen —“

„Laß nur,“ Julia blickte nicht von ihrer Tasse auf; „bleibe du nur im Garten. Ich habe mir vorgenommen, heute einmal zu kochen.“ Rottraut sah erstaunt, beinahe erschrocken aus.

„Aber das kannst du ja gar nicht!“

„Das werden wir sehen.“

„Und es ist dir doch auch so unangenehm —“ Es wollte Rottraut durchaus nicht in den Sinn, was Julia da vorhatte.

„Das kann dir ja gleichgültig sein,“ entgegnete Julia eigensinnig. „Ich habe mir das nun einmal so ausgedacht.“

Rottraut schwieg und ließ ihr den Willen.

Zu Mittag kam ein Gericht auf den Tisch, von dem man nicht recht erkannte, was es sein sollte.

„Was stellt denn das vor?“ fragte Björn, der sonst nichts weniger als ein Feinschmecker war.

„Das hat Mutter gekocht,“ rief Harry; er hatte den ganzen Vormittag sehr interessiert bei Julias Unternehmungen zugesehen. Björn sah auf — Julia war erhitzt und nicht in bester Laune; Rottraut sah verlegen auf ihren Teller nieder. Björn begriff.

„Ach so,“ sagte er mit dem Ausdruck rührendster Güte; „darum schmeckt es auch so schön —“

Er aß tapfer und anscheinend mit dem größten Behagen.

„Aber wie kommst du denn plötzlich darauf, zu kochen?“ fragte er belustigt. Julia schluckte ein paarmal an Thränen.

„Rottraut hatte ja im Garten zu thun — und es machte mir Spaß —“

„Es wäre gar nicht nötig gewesen,“ mischte sich Rottraut darein. „Aber Julia wollte mir durchaus helfen — und nun sieh nur, wie nett sie es gleich das erste Mal gemacht hat!“

Sie nickte ihr vergnügt zu. Aber Julia bemühte sich vergebens, über das unverdiente Lob erfreut zu thun. Schweigend ließ sie es geschehen, daß Björn seinen ganzen Teller leerte und ihn sich dann noch zum zweitenmale füllte.

Nach Tisch pflegte Björn ein Viertelstündchen zu ruhen. Auch Julia und Rottraut saßen oder lagen dann wohl eine Weile in traulichem Nichtsthun beisammen.

Heute warf sich Julia mit einer Gebärde gänzlicher Mutlosigkeit in einen tiefen Lehnsessel — die Einrichtung ihres Zimmers war noch dieselbe, die sie als Eberhard Altefahrs Frau besessen — und sagte, die Arme im Genick verschränkend und zur Decke starrend:

„Morgen koche du nur wieder, Rottraut. Ich bin ja doch nichts nütze —“ und dann brach sie in Thränen aus.

Das junge Mädchen war furchtbar erschrocken; blickte Julia sekundenlang fassungslos an, kniete dann neben ihr nieder und überschüttete sie mit Zärtlichkeiten.

„Aber Julia — liebe, einzige Julia, wie kannst du dir das nur so zu Herzen nehmen, daß dir mal was mißglückt ist — es war doch dein erster Versuch —“ so und weiter bemühte sie sich aus treuem, warmem Herzen die Thränen zu stillen, die sie besser zu verstehen und zu würdigen wußte, als Julia es ahnte.

„Du kannst alles — und ich kann nichts —“ schluchzte Julia.

„Du kannst nichts, meinst du, weil du gerade zufällig nicht kochen kannst —“ rief Rottraut unter Küssen und Streicheln; „du kannst so vieles andre! Du kannst, zum Beispiel, lieben —“ es entfuhr ihr so, und sie wurde dunkelrot dabei.

„Und ich glaube,“ fuhr sie eifrig fort, „wichtiger als alles andre an seiner Frau ist dem Manne, ob sie ihn liebt oder nicht!“

Julia starrte trübsinnig vor sich hin.

„In den ersten Monaten vielleicht — nachher nicht mehr. Nachher treten andre Dinge in den Vordergrund!“

Zum erstenmal in ihrem Leben litt Julia entsetzlich unter ihrer eignen Untüchtigkeit.

Am andern Tage kam Litta zum Erdbeereneinkochen. Rottraut ging eifrig bei ihr in die Lehre, und Julia, die ihre gute Laune wiedergefunden hatte, that so, als helfe auch sie.

Rottraut hatte sich in Björns Familie schnell die ungeteilteste Zuneigung gewonnen. Nicht durch das, was Björn von ihr erzählte — Björn erzählte nie etwas von ihr —, sondern lediglich durch das, was sie war; durch ihre Natürlichkeit und Warmherzigkeit, durch ihre Tüchtigkeit und Brauchbarkeit, wo immer das Leben sie hinstellte.

„Wenn doch Rottraut seine Frau wäre!" so dachten sie alle; so sprachen sie wohl auch zueinander in vertraulichen Augenblicken. Natürlich waren sie viel zu taktvoll und zartfühlend, um es Julia oder, schlimmer noch, Björn empfinden zu lassen. Aber Julia fühlte es trotzdem. Sie argwöhnte diese Empfindung, weil sie selbst sie allzu natürlich fand. Es füllte sie mit gekränktem Stolz, mit schmerzendem Trotz. Aber sie ließ sich nichts merken und verzehrte sich in schweigendem Herzweh.

„Das nächste Mal kannst du es allein — du bist ja eine fabelhaft geschickte kleine Person!" sagte Litta, als sie die schön gefüllten Gläser zuband. Sie nannte sich längst „du" mit Rottraut und hatte überhaupt ein sehr vertrautes Verhältnis mit ihr. — Rottraut errötete vor Freude über das Lob und nahm sich sofort vor, es auch wirklich das nächste Mal allein zu machen.

Litta war lange nicht dagewesen und hatte beschlossen, über Nacht zu bleiben. Es gab viel Neues zu sehen, und Litta interessierte sich für das Geringste in ihres Bruders Wirtschaft. Björn schlug einen großen Spaziergang vor. Julia erklärte von vornherein, ihn nicht mitmachen zu können; sie wußte, daß ein Marsch mit diesen beiden kernigen Menschen ihre Kräfte überstieg. Rottraut beschloß, bei Julia zu bleiben, soviel diese auch dagegen redete. In Wirklichkeit war sie ein wenig abgearbeitet und hatte außerdem noch im Garten zu thun; mochte aber von beidem nicht reden.

So gingen die Geschwister allein. — Es war eine Lust, Litta gegen den immer wehenden Wind ausschreiten zu sehen. Björn sah ihren ruhigen, kraftvollen Bewegungen mit Wohlgefallen zu.

„Du kannst doch noch besser marschieren, wie Rottraut!"

„Die ist ja auch wie ein Grashalm," sagte Litta fast mitleidig. „Ihr müßt sie besser pflegen."

„Ich glaube nicht, daß es daran liegt. Ich habe nie den Eindruck gehabt, als ob sie schwächlich sei. Im Gegenteil, sie ist ungemein leistungsfähig. Sie steckt voller Blut und hat Muskeln von Draht. Sie ist nur so schmal und geschmeidig — wie eine junge Pantherkatze. Sie wird nie einen stämmigen Eindruck machen."

„Wie kommt sie denn mit Julia aus?"

„Sehr gut; sie lieben sich, wie es scheint, aufrichtig. Zweifeltest du daran?"

„Das nicht gerade — aber du weißt ja, wie das oft ist mit Stiefschwestern. Und sie sind doch sehr verschieden —"

Björn hatte nicht Lust, auf diese Verschiedenheit näher einzugehen, und fing von etwas anderm an.

Bei den Koppeln hielten sie sich länger auf. Von allem Landwirtschaftlichen liebte Litta das Vieh ganz besonders.

„Du solltest nur sehen, wenn Rottraut mit Harry die Füllen herumjagt," sagte Björn so beiher und sah ganz vergnügt aus bei der bloßen Vorstellung. „Man weiß nicht, wer besser springt von den jungen Geschöpfen, die vierbeinigen oder die zweibeinigen!"

„Interessiert sich denn Rottraut für das alles?"

„O, sehr. Sie versteht sogar schon eine ganze Menge davon."

„Nun ja, das habe ich ja eigentlich selbst längst gemerkt —" meinte Litta nachdenklich.

Dann, auf dem kleinen Hügel an der Gjelsau, wo ein paar einsame Birken ein windschiefes Dasein fristeten, stand er still.

„Hier halte ich immer gern eine kurze Umschau. Ich mag den Platz gern. Er ist auch schon Rottrauts Lieblingsplatz geworden.“

„Geht sie viel spazieren?“ fragte Litta.

„Ja, viel und gern. Wir gehen oft zusammen. Julia ist ja leider nicht dazu zu bewegen.“

Heimkehrend, kamen sie an dem Grashof hinter dem Hühnerstall vorbei; ein altes krummes Weiblein trieb eben mit vieler Mühe ein stattlich Häuflein allerhand flatternden, hüpfenden und piependen Getiers dem hintern Eingang zu. Litta interessierte sich sofort lebhaft dafür und wollte allerlei darüber wissen.

„Da mußt du Rottraut fragen,“ sagte Björn. „Seit Julia so plötzlich ihre Wirtin entlassen mußte, hat sie die Aufsicht über den Hühnerstall.“ Litta schwieg. Dann wünschte sie, noch den Gemüsegarten zu sehen.

„Wir sind nun gerade mal unterwegs, und wer weiß, was morgen für Wetter ist.“ Björn war ihr gern zu Willen.

Es war schon Feierabend, der Garten lag still und verlassen. Nach der eben vollendeten Säuberung sahen die Beete und Pflanzen doppelt stattlich und lustig aus. Manche waren frisch gegossen; das junge Grün hing schwer darnieder unter der Last der Tropfen, die noch an Blättern und Stengeln hafteten.

„Was ist denn hier für eine Veränderung vorgegangen?“ rief Litta überrascht. „Sonst war euer Garten doch immer ein Stückchen Wildnis —“

„Ja — das ist Rottrauts Verdienst,“ sagte Björn beinahe verlegen. „Sie wollte durchaus ihre Künste auch auf diesem Gebiet erproben und hat die Absicht, große Einnahmen zu erzielen.“

„Wo nimmt sie nur die Zeit dazu her?“ fragte Litta und sah sich bewundernd um.

„Ich weiß es selber nicht; sie ist emsig wie eine Biene von früh bis spät, und je mehr sie zu thun hat, um so fröhlicher ist sie.“

Harry hatte durchs Fenster den Vater und Tante Litta entdeckt und kam herausgestürzt aus dem Hause, ihnen nachzueilen. Jubelnd schoß er den Weg entlang in Littas ihm entgegengebreitete Arme.

„Er sieht prächtig aus!“ sagte sie, ihn zärtlich betrachtend. Dann, mit einem Kennerblick seinen Anzug musternd: „Und wer hat ihm denn den allerliebsten Kittel genäht?“

„Tante Rottraut!“ rief das Kind mit stolzem Augenleuchten.

Björns Gesicht trug wieder den schwermütig lächelnden, unendlich guten Ausdruck, der Rottraut manchmal zu Thränen rührte. Es war nicht recht zu erkennen, ob er das Kind ansah oder den Kittel.

„Rottraut scheint ja hier eine sehr wichtige Persönlichkeit geworden zu sein.“ Litta lachte dabei; eigentlich aber war sie sehr ernst gestimmt.

„Ja,“ sagte Björn ruhig. „Sie ist wie ein Sonnenschein und ein Vogellied. Es ist ein rechtes Glück für Julia.“

Spät abends, als schon jeder sein Schlafzimmer aufgesucht hatte, schlich Litta, bereits halb ausgezogen, über den Gang und klopfte leise bei Rottraut an.

„Mach mir noch einmal auf!“ bat sie hinter der Thüre. Rottraut öffnete sofort und sah den späten Gast ein wenig erstaunt an. Auch sie hatte ihr schwarzes Kleidchen bereits ausgezogen und einen weißen Frisiermantel um die schmalen Schultern gehängt. Ihr dunkles Köpfchen mit dem bräunlichen, warm gefärbten Gesicht hob sich überraschend scharf und wirksam von dem hellen Weiß ab.

Litta betrachtete sie von oben bis unten, während Rottraut die Thür hinter ihr zumachte und ihr einen Stuhl herbeitrug.

„Du müßtest immer helle Farben tragen,“ sagte sie. „Du siehst ja ganz fabelhaft hübsch darin aus!“ Rottraut lachte kurz und herzlich.

„Kommst du nur, um mir das zu sagen?“

„Nein, bewahre — ich war ja auf diesen Eindruck gar nicht vorbereitet. — Ich wollte noch ein wenig mit dir plaudern. Wir haben uns den ganzen Tag nicht einen Augenblick allein gehabt —“

Sie setzte sich behaglich auf dem Stuhl zurecht, den Rottraut für sie hingeschoben hatte. Das große, blonde, breit und kräftig gebaute Mädchen bot einen schroffen Gegensatz zu dem feingliedrigen, dunkelfarbigen Geschöpf, das einige Schritt von ihr auf der Kante seines schmalen weißen Bettchens hockte. Sie waren fast gleich alt, und doch sah Rottraut aus wie ein Kind gegen die reifer entwickelte Gefährtin.

„Eigentlich —“ begann Litta, ohne die klaren, blauen Augen von Rottraut zu wenden, „bin ich nur gekommen, um dir zu sagen, daß ich dich bewundere. Ich wollte dir das nicht in Julias Gegenwart sagen, denn ich dachte, es könnte sie traurig machen —“

Rottraut sah erstaunt und unschuldsvoll zu der Sprecherin auf.

„Was meinst du denn?“

„Nun — du machst doch jetzt hier alles. Was früher ein andrer oder niemand that, das thust du. Alle Unordnung bringst du in Ordnung. In jede Lücke springst du helfend ein. Es ist in allem ein ganz andrer Zug —“

„Aber Litta, du übertreibst ja furchtbar!“ rief Rottraut, die dunkelrot geworden war. „Ich mache mir etwas zu thun — nun ja, das ist wahr, aber das ist doch nur natürlich. Was sollte ich wohl den ganzen Tag machen? Meine Mutter hat mich immer zum Arbeiten angehalten. Und da ist es auch weiter ganz natürlich, daß ich mir solche Arbeiten vornehme, womit ich Julia ein wenig nützen kann. Denn ich bin ihr doch auch sehr, sehr viel Dank schuldig!“

„Dafür, daß sie dich aufgenommen hat? Nun — ich finde, sie kann sich freuen, daß sie dich unter ihrem Dache hat. Glaube mir, es weht jetzt hier eine ganz andre Luft!“

„Ach Litta —“ es klang bedrückt, und Rottraut legte die Stirn in die Hand; „ich mit meinen Trauerkleidern und mit meinem — glaube mir's! — oft recht traurigen Herzen!“

Da saß Litta neben ihr auf der Bettkante und drückte sie zärtlich an sich.

„Du armer, verwaister Vogel! Wer wollte dir's verdenken! Aber gerade um so mehr bist du zu bewundern und zu loben, daß du so viel schaffst und thust, mit

dem betrübten Herzen und den — sei nicht böse — erbärmlichen kleinen Gliedern! Und wenn du merkst, wieviel Gutes du hier thust, so wirst du allein dadurch mit der Zeit schon Glück und Befriedigung finden!“

Rottraut hob das Gesicht aus den Händen. Ihre Augen leuchteten noch wärmer durch die Thränen, die sich rasch darin gesammelt hatten.

„Ich bin so gern hier, Litta. So sehr, sehr gern!“

Litta sah sie nachdenklich an. „Hast du Julia lieb?“

„Ja. Julia ist gut und freundlich; und ich glaube, es ist ihr gut, daß sie nicht mehr so viel allein ist.“

„Sie brauchte nie allein zu sein,“ sagte Litta ein wenig streng. „Wenn eine verheiratete Frau an Alleinsein leidet, so ist das ihre Schuld.“

„Wieso?“

„Weil sie ihren Mann nicht genug zu fesseln verstand.“

„Das ist doch hart geurteilt, Litta. — Julia ist sehr ungern allein; sie hätte es gewiß verhindert, wenn sie es vermocht hätte. Aber sie kann oft körperlich nicht so, wie sie wohl möchte.“

„Wie meinst du das?“

„Nun — Björn ist ein Landkind und eine kernige, zähe Natur. Er ist bei Wind und Wetter den ganzen Tag im Freien; er muß es auch, denn es ist sein Beruf. Julia kann es aber einfach nicht. Sie ist ein verzärteltes Stadtkind —“

„Ach was,“ stritt Litta mitleidslos; „das ist alles Gewohnheit. Wenn sie nur von Anfang an gewollt hätte! — Du hast es doch auch gelernt!“

„Ich habe eben eine andre Natur, wie Julia. Das ist Anlage; dafür kann man nichts.“ Litta schwieg ein Weilchen.

„Gut —“ meinte sie dann. „Nehmen wir an, du habest recht. Es ist das Los mancher Frau, täglich stundenlang sich selbst überlassen zu sein. Es liegt aber ganz an ihr, wie sie diese Zeit ausnützt. Jede Frau, namentlich auf dem Lande, findet genug Gelegenheit zu nützlicher und zeitkürzender Beschäftigung; es ist sogar ihre Pflicht, zu arbeiten und zu schaffen. Julia aber hat das nie gethan. Natürlich haben sich ihr die Stunden des Alleinseins zu endloser Öde gedehnt, in der sie Grillen fing und sich unglücklich fühlte. Das letztere kann ich ihr nicht einmal verdenken. Ich wäre verrückt geworden bei einem Leben, wie sie es hier all diese Jahre geführt hat.“

„Du mußt sie nicht so hart beurteilen,“ sagte Rottraut begütigend. „Bedenke, was ihr früheres Leben war. Sie hat es nie gelernt, zu arbeiten.“

„So hätte sie es hier lernen können. Sie war noch nicht zu alt dazu. Damit, daß sie ein Stadtkind ist, kannst du sie nicht entschuldigen. Du bist auch ein Stadtkind —“

„Du mußt mich nicht immer mit ihr vergleichen. Ich bin ganz anders erzogen, wie sie.“

„So hätte sie sich sollen durch das Leben weiter erziehen lassen. Und du kannst mir glauben, wenn sie die rechte Liebe zu Björn hätte, so würde sie manches gelernt haben. Denn wir Frauen haben die Gabe, aus Liebe das zu werden, als was die Männer uns haben möchten. Aber es muß die rechte Liebe sein. Und die hat Julia nicht.“

„Aber Litta — wie kannst du das behaupten?“ rief Rottraut ganz entrüstet. „Julia liebt Björn leidenschaftlich; sie betet ihn an, sie vergöttert ihn geradezu! Ich weiß es, denn ich sehe und erlebe es täglich!“ Ihre Augen flammten, sie war ganz erregt.

„Das gebe ich alles zu,“ sagte Litta mit überlegener Ruhe. „Trotzdem ist ihre Liebe nicht die rechte. Denn es ist eine selbstsüchtige und kindische Liebe; eine Leidenschaft, die nur nach Genuß und Befriedigung strebt, die nur das eigne Glück sucht, und nicht das des andern.“ Sie schwieg. Rottraut senkte den Kopf und schien angestrengt nachzudenken. Endlich seufzte sie kurz auf.

„Du mußt nicht so von Julia sprechen. Julia ist wirklich gut und kann sehr reizend sein. Und oft, weißt du, thut sie mir leid. Ich glaube, sie wäre ganz anders, wenn sie könnte. Aber sie kann eben nicht anders sein, wie sie ist.“

„Damit kann man freilich vieles entschuldigen —“

„Man muß auch so viel wie möglich entschuldigen.“

Litta stand auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Rottraut blieb ruhig in ihrer kauernden Stellung sitzen.

Plötzlich machte Litta dicht vor ihr Halt.

„Rottraut,“ fragte sie mit gedämpfter Stimme, „glaubst du, daß Björn glücklich ist?“

Langsam sah die Angeredete auf. Ihr Auge war durchsichtig wie ein helles Fenster.

„Natürlich ist er glücklich,“ sagte sie, beinahe lachend über die seltsame Frage. Aber Litta lachte nicht mit.

„Warum: natürlich!?“

„Weil ein Mann, wie Björn, gar nicht anders als glücklich sein kann.“

„Wie meinst du das: ein Mann wie Björn?“

„Ein Mann,“ erklärte Rottraut, „der seine Arbeit mit soviel Liebe thut und mit soviel Erfolg, der gegen alle Menschen gut und freundlich ist, der die Natur so liebt, der einen so selbstständigen, festen Charakter hat und ein so zufriedenes Gemüt.“

„Nun ja — das alles sind sehr schöne Gaben und Eigenschaften; sie helfen das Leben ertragen und verschönern. Aber glücklich ist man dadurch allein noch nicht!“

„Ja — was meinst du denn?“

„Ich meine: ob Björn Julia liebt?“

Rottraut antwortete darauf nicht gleich. Es war, als überlege sie, warum Litta diese Frage stelle. Und darum klang ihre Antwort auch weniger ungezwungen, als vorhin:

„Aber natürlich liebt er sie!“

Litta war entschieden nicht befriedigt von dieser Antwort. Sie warf Rottraut einen mißtrauenden Blick zu und ging wieder einigemale auf und ab. Dann setzte sie sich abermals neben Rottraut nieder, zog sie vertraulich an sich und sprach warm und ehrlich zu ihr.

„Du mußt nicht denken, ich wolle dich aushorchen über das Haus, in dem du verwandtschaftliche Aufnahme gefunden hast. Das wäre ja abscheulich von mir. Aber

siehst du, wir machen uns manchmal Sorge um Björn. Er war früher ganz anders. Er ist so verschlossen geworden; wir wissen gar nicht mehr, wie es in ihm aussieht. Und gerade das macht uns besorgt. Denn wenn es heiter und glücklich in seinem Herzen aussähe, so würde er uns doch nicht geflissentlich jeden Einblick verwehren! — Wenn ich nicht überzeugt wäre," fuhr Litta fort, als Rottraut schwieg, „daß du die beiden lieb hast, wenn du nicht so ein verständiges Mädchen wärst, dem man vertrauen kann, so würde ich gewiß nicht mit dir darüber sprechen. So aber dachte ich, könnten wir getrost einmal davon reden, als von zwei Menschen, deren Glück uns am Herzen liegt!"

Rottraut schwieg noch immer, und Litta fing an, sich zu beunruhigen. War sie vorschnell gewesen mit ihrem Vertrauen?

„Wenn du mich indiskret findest, so sage es nur," meinte sie ein wenig gekränkt. Rottraut sah langsam zu ihr auf.

„Ich finde dich gar nicht indiskret. Ich denke nur darüber nach. Und ich kann nur wiederholen: natürlich liebt er sie."

„Warum glaubst du das?"

„Weil er die Güte und Freundlichkeit selbst ist gegen sie. Weil er immer und bei allem zuerst denkt, ob es Julia freuen wird oder nicht. Weil er alles thut, was er ihr an den Augen absehen kann. Weil sein ganzes Wesen Rücksichtnahme und Aufmerksamkeit gegen sie ist."

„Hm —" meinte Litta nachdenklich; „das haben wir ja auch eigentlich immer gefunden — und uns doch nicht dabei beruhigt. Glaubst du nicht, daß er das alles doch vielleicht nur aus — Pflichtgefühl thut. Du weißt, unter welchen Umständen er sie geheiratet hat, und du kennst seinen Charakter —"

Sie beobachtete Rottraut beinahe ängstlich. Die sah aus, als ob sie angestrengt nachdenke und als ob dies Nachdenken ihr weh thue.

„So, wie Björn zu Julia ist," sagte sie dann langsam und bestimmt, „so kann man nicht aus Pflichtgefühl sein. So kann man nur sein aus großer, treuer Liebe."

Es war nicht zu erkennen, ob Litta überzeugt war. Und Rottraut fühlte plötzlich den heftigen Wunsch, Litta zu überzeugen. Als sei sie es Björn schuldig, jeden Zweifel an seinem Glück aus dem Herzen seiner Angehörigen zu verscheuchen. Und so fuhr sie eifrig fort:

„Ich habe mich ja oft selbst gewundert, wie die beiden zueinander passen möchten. Aber wir wollen uns doch darüber freuen und nicht daran rühren. Ich glaube, es wäre Julias Tod, wenn sie dächte, es könnte anders sein."

„Bewahre!" rief Litta ganz erschrocken. „Du wirst mir doch nicht zutrauen, zu ihr etwas von diesen Gedanken zu äußern!"

Sie sprachen noch dies und das; aber sie waren beide zerstreut. Litta war durch den Inhalt dieses Gesprächs eher erregt als beruhigt. Als sie einander Gute-nacht sagten, hielt sie Rottraut innig umschlungen und sagte leise:

„Du mußt Björn immer recht lieb haben, hörst du?"

„Ich? Warum denn ich?" Rottraut riß die Augen weit auf und wußte nicht, sollte sie das ernst oder scherzhaft nehmen.

„Ich glaube,“ sagte Litta bewegt, „du bist so eine Art Sonnenschein für ihn. Es wird ihm wohl thun, wenn du recht gut zu ihm bist!“

Sie gab ihr noch schnell einen Kuß auf jede Backe.

„Gutenacht, Traute!“ Dann lief sie hinaus.

Rottraut blieb mitten im Zimmer stehen und sah ihr verblüfft nach. Sie wußte nicht recht, warum es ihr unlieb war, daß Litta sie „Traute“ nannte. Bis jetzt hatte das nur Björn gethan. War denn das ein besonderes Vorrecht, das er mit keinem teilen sollte?

Die ganze Nacht mußte sie darüber nachdenken, ob Björn glücklich sei; ob er Julia liebe; ob sie zu ihm passe — oder nicht; Gedanken, die sie noch niemals gehabt hatte.

Am andern Morgen war sie befangen und scheu ihm gegenüber, als habe sie ein schlechtes Gewissen. Namentlich in Littas Gegenwart wagte sie kaum die Augen aufzuschlagen. Und gerade heute blieb Björn im Hause, weil er von seiner Schwester soviel wie möglich haben wollte.

Es wollte Rottraut scheinen, als ob sich in Littas Zärtlichkeit für den Bruder etwas wie Mitleid mische, und das empörte sie. Niemand sollte Björn bemitleiden. Zu beneiden war er, und nicht zu bedauern. Es giebt Menschen, für die kann man im allergrößten Unglück nur Bewunderung und Hochachtung, aber nicht Mitleid haben. Zu denen gehörte Björn. Und Björn war nicht einmal unglücklich —

Der Schluß des Wirtschaftsjahres brachte Björn viel schriftliche Arbeiten. Stundenlang saß er abends am Schreibtisch, rechnete und ordnete in seinen Büchern bis in die Nacht hinein.

Eines Vormittags hatte er mit Julia eine sehr lange und sehr ernste Unterredung. Es war auch in diesem Jahre wieder im Haushalt zu viel verbraucht worden, und er machte ihr in der liebevollsten Weise sehr ernste Vorstellungen darüber.

„Wir müssen uns durchaus nach unsrer Decke strecken, und unsre Decke ist nicht sehr lang. Du mußt mit dem reichen, was ich dir nach sorgfältiger Berechnung und mit Rücksicht auf unsre Gesamteinnahmen zubilligen kann. Unser Haushalt ist einfach: wir leben still, ich mache gewiß keine großen Ansprüche. Ich begreife nicht, wo all die Naturalien bleiben, ganz abgesehen von deinem ziemlich hohen Wirtschaftsgeld!“

Da Julia wußte, daß seine Unzufriedenheit begründet war, und weder die Fähigkeit, noch den ernsten Willen hatte, der Ursache abzuhelfen, brach sie in Thränen aus und versuchte, durch zum Teil recht kindische Klagen sein Herz zu rühren. Und es war leider eine von Björns wenigen Schwächen, daß er Julia nicht weinen sehen konnte. Er kam sich fast wie ein Barbar vor, solchen Thränen gegenüber, die er veranlaßt hatte. Sie war ihm eben — ohne daß er sich vielleicht ganz klar darüber war — nur ein Kind, von dem man nichts verlangen, dem man nichts aufbürden

durfte, weil es nichts leisten und nichts tragen konnte; gegen das man nur unbegrenzte Nachsicht üben mußte.

„Sei doch nicht gleich so unglücklich darüber, liebes Herz," tröstete er. „Ich weiß ja, daß du es besser machen würdest, wenn du es verständest. Aber weil du es doch eben allein nicht kannst, müssen wir es einmal gemeinsam ernstlich besprechen. Denn es geht wirklich nicht weiter so. Wir haben gute Jahre gehabt, ich habe mit Glück gearbeitet, und wir haben trotzdem keinen Pfennig zurückgelegt. Kommen einmal schlechte Jahre, so müssen wir Schulden machen. — Und wenn wir wenigstens von dem Geld, das du ausgiebst, etwas Bemerkenswertes hätten! Aber ich weiß in der That nicht, wo du es läßt!"

Da Julia es selbst nicht wußte, konnte sie ihm auch keine Auskunft darüber geben, und fuhr fort, zu klagen und zu weinen. Björn entwickelte eine fast unnatürliche Langmut. Als er endlich fühlte, daß ihm doch die Geduld zu schwinden begann, brach er die Unterredung ab.

„Ich habe keine Zeit mehr," sagte er. „Ich bin ja auch keine Hausfrau und könnte dir vielleicht nicht sagen, wie du es besser machen sollst. — Sprich doch mal mit Rottraut darüber; die ist so praktisch veranlagt und weiß vielleicht, wie es sich sparsamer einrichten ließe."

Rottraut — ja, das war ein Hoffnungsstrahl. Aber Rottraut stand voraussichtlich in der Küche und hatte keine Zeit. Julia ging indes trotzdem hin, nachzusehen.

Nein, Rottraut sei im Garten beim Erdbeerenpflücken. Morgen sollte Saft gekocht werden.

Julia ging und suchte sie im Garten. Unter ihrem großen Strohhut kniete Rottraut in den Beeten und suchte zwischen dem in der schattenlosen Sonne würzig duftenden Blattwerk nach den reifen, roten Früchten. Ein paar Mädchen halfen ihr.

„Kannst du ein Weilchen mitkommen?" fragte Julia. „Ich möchte etwas mit dir besprechen."

Rottraut war nicht eben entzückt über die Störung. Als sie aber bemerkte, daß Julia verweint und bedrückt aussah, stellte sie sofort ihren irdenen Topf hin, stand auf und lief leichtfüßig zu ihr hinüber.

„Da!" sagte sie und schob ihr eine besonders fleischige, große Beere, die sie schnell noch abgezupft hatte, in den nur unlustig sich öffnenden Mund. „Was giebt's denn?" fragte sie, nahm ihren Arm und ging mit ihr den Steig entlang, nach einer Weinlaube am andern Ende. — Mit beredten Worten schüttete Julia ihr Herz aus; Björns Unzufriedenheit, und ihre völlige Ratlosigkeit. Sie gewährte ihr einen vollständigen Einblick in alle hier mitsprechenden Verhältnisse, wobei sie weinend versicherte, daß sie es nie nötig gehabt habe, zu rechnen und zu sparen, und daß sie das auch niemals lernen werde.

Rottraut hörte sehr ernst, sehr aufmerksam zu und that dann und wann eine kurze sachliche Frage. Und als sie nichts mehr zu fragen und Julia nichts mehr zu sagen hatte, blieb sie in der Laube aufrecht stehen, während Julia mutlos auf die Holzbank niederfiel, stemmte die schmalen Hände in die schlanken Hüften, sah unter

dem großen Hut hervor mit nachdenkenden Augen in das sommerliche Land hinaus und sagte sehr energisch:

„Ja, da muß natürlich Abhilfe geschaffen werden!"

„Aber wie?" seufzte Julia.

„Das findet sich schon mit der Zeit. — Zum Beispiel —" fing sie an, direkt auf das Ziel lossteuernd und Julia dabei frisch ansehend — „was ich schon lange gedacht habe: warum willst du durchaus wieder so eine teure Wirtin nehmen?"

„Ach — darauf kommt's doch nicht an?"

„Eins kommt zum andern, und dies eine halte ich gar nicht für so unwichtig. Denke doch: erstens der hohe Lohn! Zweitens haben solche Personen meist eine sehr großartige Manier, aus dem Vollen zu wirtschaften. Ich habe längst gefunden, daß in eurem einfachen Hause für solchen Posten gar kein Platz ist. Nimm eine einfache, tüchtige Köchin, die Fleisch und Gemüse kochen kann und weder hohen Lohn noch Selbständigkeit beansprucht, sich kontrollieren läßt und thut, was sie soll. Wenn mal etwas Besonderes auf den Tisch kommen soll — das werde ich schon machen, und mit der Zeit lernt sie es auch."

„Ach nein — das geht doch nicht. Dann kommt es doch wieder darauf heraus, daß du Wirtin spielst —"

„Ich denke nicht daran!" rief Rottraut heiter. „Das sind immer nur die ersten Wochen, die etwas mühsam sind, bis man sich das Mädchen angelernt hat. Und was thut's, wenn man sich dauernd etwas eingehender um die Wirtschaft kümmert — das ist im Gegenteil eine sehr nützliche Folge einfacher Köchinnen. Und dir, liebe Julia, schadet es gar nichts, wenn du den Verbrauch in der Speisekammer etwas genauer überwachst!"

Julia ließ den Kopf hängen und wurde immer unfroher, je mehr Rottraut auf sie einredete. Endlich rief das Mädchen ärgerlich:

„Weißt du, Julia, wenn ich du wäre — es würde mir eine wahre Wonne sein, für meinen Mann zu arbeiten, und ich wäre stolz über jeden Groschen, den ich ihm durch meiner Hände Arbeit erspare oder einbringe."

Julia sah das Mädchen und seinen lieblichen Eifer freudlos an.

„Wenn es nur nicht so unbequem wäre —" sagte sie und wurde dabei rot vor Scham über sich selber. Rottraut sah es und unterdrückte in schnell aufsteigendem Mitleid ein hartes Wort.

„Du bildest dir nur ein, daß es unbequem ist. Aller Anfang ist schwer. Und denke mal an den süßen Lohn —" Julia sah fragend auf. „Stelle dir mal vor," fuhr Rottraut mit einem reizenden Schelmenausdruck fort, „du hast dich einen Tag lang redlich geplagt, vielleicht auch Ärger und Unannehmlichkeiten gehabt, und bist abends rechtschaffen müde — meinetwegen auch ein wenig verstimmt — und dann kommt Björn und hört und sieht, was du geleistet hast, und weiß, daß es dir recht sauer geworden ist — und dann strahlt er dich mit seinen guten Augen so recht anerkennend an und lobt dich und giebt dir gar noch einen Kuß — was meinst du, würdest du noch einen Augenblick an die Mühe denken, die du gehabt hast? Würdest du nicht vielmehr stolz sein auf das, was dir seine Anerkennung erwarb?"

Rottraut war im Eifer des Sprechens ganz heiß geworden, ihre Augen strahlten Julia ermutigend und lachend an. Sie sah entzückend aus, und Julias Blick hing gefesselt an ihr.

„Du hast eigentlich recht," sagte sie endlich. „Er ist es wert, daß man sich für ihn plagt."

„Siehst du wohl!" rief Rottraut, schnell befriedigt. „Und die Plage, die von dir verlangt wird, ist nicht einmal besonders groß. Nichts mehr und nichts weniger, als was jede fleißige Hausfrau thut. — Wir werden uns redlich in die Arbeit teilen, dann merken wir beide nicht viel davon. Heut nachmittag wollen wir weiter überlegen, gründlich und in Ruhe. Jetzt muß ich zu meinen Erdbeeren, sonst gehen die guten ins Kröpfchen und die schlechten ins Töpfchen. Weißt du — schreibe einstweilen an die Mietsfrau wegen der Köchin, es ist doch eilig. Das kannst du ganz gut allein."

„Du könntest es aber lieber nachher lesen —"

„Ja, natürlich, wenn du willst?"

„Und Björn — was wird er dazu sagen?"

„Er wird unsern Unternehmungsgeist anstaunen und loben!" rief Rottraut. Sie war selbst ganz glücklich in dem Gedanken, ihm eine Freude zu machen, indem sie Julia bewog, seinen Wünschen entgegenzukommen. Und Julia war getröstet durch die Aussprache mit Rottraut und ermutigt durch die Gewißheit ihrer unverdrossenen Mitarbeiterschaft.

Sie arbeiteten zusammen ein förmliches Spar- und Ordnungssystem aus; Rottraut stellte Zahlen und Zahlen einander gegenüber. Soviel war bis jetzt verbraucht worden — soviel hofften sie in Zukunft zu ersparen. Den ganzen Nachmittag brachten sie dabei zu. Abends unterbreiteten sie Björn ihre Pläne. Julia legte ihm die Berechnung vor, und Rottraut hielt den erläuternden Vortrag dazu.

Björns Antlitz war den ganzen Tag umwölkt gewesen. Nun war es, als gleite eine Lichtwelle darüber hin. Sein Mund lobte Julia, die selig dabei errötete: sein Auge suchte Rottraut — aber die sah es nicht. Dann bückte er sich tief über den vollgekritzelten Bogen, bis Zahlen und Buchstaben vor seinen Augen zu tanzen begannen. Endlich merkte er, daß es still um ihn geworden war. Er sah auf. Julia war hinausgegangen. Rottraut stand ihm gegenüber auf der andern Seite des Tisches. Sie schien ihn beobachtet zu haben, denn sie wandte den Kopf ab und ward rot dabei.

„Komm einmal her, Traute," sagte er.

Sie kam herum, stand neben ihm und wußte nicht, was er wollte.

„Ich danke dir, Traute!" Seine Stimme klang bewegt. Er ergriff ihre kleine Hand und drückte sie an seine Lippen. Ihr Herz begann ängstlich zu flattern.

„Wofür dankst du mir denn —" Sie versuchte, ihm ihre Hand wegzuziehen.

„Ich danke dir, daß du Julia immer so schön hilfst —". Dabei sah er sie mit einem jener unbeschreiblichen Blicke an, die sie nicht ertragen konnte.

„Ach — das ist ja ganz selbstverständlich und gar nicht der Rede wert!“ sagte sie noch, während sich ihre Kehle zusammenschnürte. Ganz sacht machte sie sich von ihm los und verließ langsam und unauffällig das Zimmer. Einmal draußen, lief sie schnell und leise die Treppe hinauf in ihr Stübchen, zog die Thür hinter sich zu und brach in ein haltloses Schluchzen aus. Es that ihr gut, wie ein warmer Regen. Plötzlich nahm sie die Hände vom Gesicht und sah sehr erstaunt aus.

‚Was fällt mir nur ein — warum weine ich nur? Ich glaube gar, ich werde nervös!‘

Mit Rottrauts Hilfe oder, besser gesagt, unter ihrer Leitung wurde die neue Ordnung allmählich eingeführt. Julia wollte oft dabei ermatten und bei jeder Schwierigkeit den Mut verlieren; aber Rottraut zog sie immer wieder mit sich, ermunterte, schalt auch mitunter, und ging stets mit gutem Beispiel voran. Julia folgte — seufzend zwar, aber sie folgte doch. Hätte Rottraut sie weniger lieb gehabt, so würde sie sie wahrscheinlich gering geschätzt haben wegen ihrer Unfähigkeit, Tüchtiges zu leisten. So hatte sie nur schonendes Mitleid für sie; machte ihr alles so leicht wie möglich, that immer das Schwierige und Unangenehme selber und überließ Julia das Leichte und Angenehme. Schließlich beschäftigte sie Julia nur mehr zum Schein, und verstand es dabei in zartester Weise, ihr das Bewußtsein ihrer Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit, und dadurch Befriedigung und Freudigkeit zu geben, während in Wirklichkeit doch Rottraut das treibende Rad und die schaffende Kraft war oder mehr und mehr wurde.

Julia ließ sich täuschen und nahm mit seliger Genugthuung von Björns Lippen das Lob hin, das im Grunde Rottraut gebührte. Und Rottraut stand neidlos dabei und freute sich über Julias Freude. Einen andern Lohn brauchte und suchte sie nicht.

Björn aber ließ sich nicht täuschen. Und wenn er Julia lobte, wo Rottraut es verdiente, so geschah das, weil er bereitwillig mitarbeitete an dem frommen Trug, den Rottraut spann.

Hätte er Julia geliebt, so würde er anders gehandelt haben. So aber scheute er sich, sie rauh anzufassen und von ihr zu verlangen, was sie doch niemals mehr lernen würde. Er wußte, daß sie unter seiner Unzufriedenheit entsetzlich leiden, sich aber dennoch nicht mehr ändern würde. Wozu also sie seine Unzufriedenheit erst fühlen lassen?

Er glaubte sich immer in ihrer Schuld, gegenüber ihrer jeweilig ausbrechenden, heißen Leidenschaft für ihn; und er suchte diese Schuld beständig abzutragen durch eine Güte, Geduld und Nachsicht, die ans Unwahrscheinliche streifte. Rottraut erleichterte ihm das wunderbar, indem sie seinem Streben in verständnisvollster Weise entgegenkam.

Manchmal machte ihn das stutzig. Durchschaute sie ihn und sein Verhältnis zu Julia?

Die Dankbarkeit gegen sie brachte es mit sich, daß er sie immer freundlicher und rücksichtsvoller und aufmerksamer behandelte. Ohne viel Worte und Thaten fand er überall Gelegenheit, ihr seine liebevollste Verehrung zu beweisen. Manchmal wußte sie gar nicht, daß sie diese oder jene Erleichterung ihres Tagewerkes seinen heimlichen Anordnungen zu danken habe, und es war ihm am liebsten, wenn sie seine

Gefälligkeiten hinnahm, ohne zu ahnen, daß sie von ihm kamen. Und wenn sie es doch einmal erfuhr und ihre braunen Samtaugen ihn dankbar froh anstrahlten, so that ihm das gut bis ins Herz hinein.

Sie war in Wahrheit sein Sonnenschein. Sie hatte sich tiefer eingenistet in seinem Herzen mit dem sanften Strahl ihres Wesens, als er ahnte. Es war gut, daß er es nicht ahnte; zu ändern wäre es ja doch nicht gewesen. —

Hochsommer war es geworden und drückend heiß. Die gemeinsamen Wanderungen waren seit lange unterblieben; einesteils wegen der drückenden Schwüle, andernteils, weil Rottraut den ganzen Tag zu thun hatte und abends oft zu müde war. Björn fing an, unzufrieden darüber zu werden.

„Du überanstrengst dich. Ich will nicht, daß du ausgenützt wirst," sagte er ziemlich schroff in Julias Gegenwart; sie hatte ihm wieder ihre Begleitung abgeschlagen — aus Müdigkeit, wie sie sagte; in Wahrheit aber aus Rücksicht auf Julia, die es immer unliebsamer empfand, wenn Rottraut sie allein ließ. „Ich glaube, du bist noch magerer geworden, als du schon warst!" schloß er mit einem flüchtigen Blick über ihre Gestalt hin.

„O bewahre," rief Rottraut erschrocken und schielte bange nach Julia hin. „Das Arbeiten ist mir sehr gesund. Ich habe mir sogar meine Kleider weiter machen müssen."

„Wie lange wirst du denn noch Trauer tragen?" Björn fragte es abschweifend in ruhigerm Ton. „Bei dieser Hitze müssen die schwarzen Kleider doch sehr lästig sein!"

„Man trauert ein Jahr um eine Mutter," sagte Julia trocken.

„So mag es Sitte sein; Gesetze giebt es doch darüber nicht. Hast du die Absicht, es damit so genau zu nehmen, Traute?" Er sah sie zärtlich an. Aber sie merkte es nicht, weil sie verlegen um eine Antwort war, die jeden von beiden befriedigte.

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht," sagte sie sanft. „Aber wenn du es wünschst, kann ich die Zeit ja abkürzen. Alle Männer haben eine Abneigung gegen Schwarz."

„Man braucht aber doch nicht aus Rücksicht auf den Geschmack der Männer die gute Sitte zu verletzen!" warf Julia ein. „Ich habe meine rechte Mutter ein volles Jahr betrauert."

„Das war auch anders. Du lebtest in der Welt, wo es all der Unbeteiligten wegen mehr auf die peinliche Befolgung äußerer Gebräuche ankommt. In unsrer Abgeschiedenheit ist es harmloser. Da bleibt es lediglich Gefühlssache."

„Nun, da Rottraut ihre Mutter sehr geliebt hat, wird es ihren Gefühlen wohl mehr entsprechen, sie noch eine Weile zu betrauern."

„Auf die Kleider kommt es dabei am Ende nicht so viel an —"

„Aber das äußere Benehmen ist immer ein Abbild des innern Empfindens!" beharrte Julia.

Rottraut begann, das ganze Gespräch äußerst peinvoll zu finden. Sie versuchte das selten versagende Mittel, einen Scherz daraus zu machen.

„Ihr werdet euch doch nicht über meinen Anzug streiten, über so etwas Unwichtiges! Meine liebe Mutter legt gewiß keinen Wert darauf, daß ich ein genau gemessenes Jahr hindurch in Schwarz gehe. Sie weiß, daß mein Herz unberührt davon bleibt. Ich habe noch ein paar weiße Kleider liegen — wenn Björn es doch so gern will, mache ich sie mir zurecht und trage sie Sonntags. Nicht wahr, Julia? Wenn man einander mit solchen Kleinigkeiten gefällig sein kann, soll man es thun!“

Julia antwortete nicht und schien verstimmt. Und ihre Verstimmungen, so unwichtig sie an und für sich waren, hatten stets etwas Bedrückendes für ihre Umgebung.

„Ich finde es sehr überflüssig, daß Björn sich um deinen Anzug kümmert,“ sagte sie spitz, als er schweigend das Zimmer verlassen hatte.

Rottraut begann, sich zu ärgern.

„Aber Julia — wie kannst du nur! Er sagte doch das nur, weil es ihm eben einfiel, wie man von hundert andern gleichgültigen Dingen auch spricht. Im Grunde ist es ihm wahrscheinlich sehr unwichtig, ob ich Schwarz oder Weiß trage.“

„Nun also — dann trage nur ruhig weiter Schwarz.“

Rottraut biß sich auf die Lippen und schwieg. Sie hätte Björn gern den Gefallen gethan; außerdem war ihr — einmal angeregt — der Gedanke sehr angenehm, das hitzende Schwarz gegen luftiges Weiß zu vertauschen. Aber obschon sie nicht begriff, was Julia für ein Interesse daran haben könne, sie in schwarzen Kleidern zu sehen, beschloß sie, nachzugeben und die Sache nicht mehr zu erwähnen.

Aber am nächsten Sonntag, als sie in ihrem einfachen Trauerkleidchen neben der in hellem Lila prangenden Julia erschien, fragte Björn sofort: „Ich denke, du wolltest heut ein weißes Kleid anziehen, Traute?“

Das Mädchen wurde rot vor Schreck und warf Julia einen hilfesuchenden Blick zu.

„Warum willst du sie denn durchaus zwingen, ihre Trauer abzulegen?“ sagte Julia. Björn sah sehr erstaunt aus.

„Ich will sie gar nicht zwingen. Ich frage ja nur.“ Dann sprach er von andern Dingen und schien die Kleiderangelegenheit zu vergessen. Rottraut aber fühlte, daß er nicht zufrieden war.

Nach Tisch ging sie zu Julia, als diese allein war.

„Sage mir, Schwesterherz,“ begann sie freundlich und kniete neben dem Sofa hin, auf dem sich Julia mit einem Buch ausgestreckt hatte, „hast du eigentlich irgend einen vernünftigen Grund dafür, daß du mich nicht in hellen Kleidern sehen willst?“

Julias Gesicht, das längst wieder den Ausdruck ruhigen Behagens angenommen hatte, umdüsterte sich schnell.

„Ich dachte, in deinem Sinne zu handeln, indem ich Björn widersprach,“ sagte sie scharf. Rottraut aber hörte diese Schärfe nicht, sondern rief fröhlich:

„O — das ist gut — dann hast du also nichts dagegen, und ich kann ihm den Gefallen thun. Mir ist es ganz gleich — und meiner Mutter auch, das weiß ich!“ Sie wollte aufspringen; Julia aber hielt sie am Handgelenk fest.

„Liegt dir denn so sehr viel daran, ihm einen Gefallen zu thun?“ Ihre Blicke bohrten sich in Rottrauts Augen.

„Aber gewiß — ich wollte, ihr hättet alle Tage neue Wünsche, die ich euch erfüllen könnte!“ Sie sah so hell und heiter aus wie ein Kind, das sich über ein neues Spielzeug freut.

„Nun — so geh nur — mach ihm die Freude und zieh dich um!“ Rottraut gab ihr einen dankbaren Kuß und sprang hinaus. Julia sah ihr nach — das Herz ward ihr schwer. Seufzend kehrte sie sich nach der Wand um.

Im Sommer vesperte man immer hinter dem Hause unter den Ulmen. Rottraut machte den Kaffee und strich für Harry eine Semmel mit goldgelbem Honig, wobei sie heiter mit ihm plauderte. Sie hatte ein weißes Waschkleid an und einen schwarzen Bandgürtel dazu — unbeschreiblich einfach und anspruchslos. Durch das grüne Laub fielen ein paar verirrte Sonnenstrahlen mit grünlichem Licht über sie hin. Zwischen den Stühlen auf dem Kies hüpften ein paar Spatzen, die sie mit Krümchen fütterte.

Björn trat aus der Hausthür. Er blieb verdutzt stehen, als er Rottraut sah. Sie merkte es, errötete und wurde so verlegen, wie ein junges Mädchen, das zum erstenmal einen Ballsaal betritt. Und diese unschuldige Befangenheit machte sie ganz besonders reizend und anmutig.

„Also doch!“ sagte er näher tretend, ohne sie aus den Augen zu lassen. „Warum habt ihr denn erst solche Komödie aufgeführt?“ Rottraut wurde immer verlegener.

„Wir hatten uns mißverstanden, Julia und ich!“ Sie sah nicht von ihrer Kaffeekanne auf. „Jetzt haben wir uns geeinigt.“

Merkwürdig — Björn konnte die Augen gar nicht loslassen von ihr. Er stand ihr schweigend gegenüber, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und betrachtete sie immerfort mit selbstvergessenen, zärtlichen Blicken. Er hatte es schon lange als ein großes Glück betrachtet, so ein junges, frohes, gesundes Geschöpf im Hause zu haben. Ihre sonstigen Reize waren ihm noch nie bewußt geworden.

„Traute, was bist du hübsch!“ sagte er ganz glücklich.

In diesem Augenblick trat Julia aus dem Hause. Sie hörte noch diese Worte; und ehe sie Zeit hatte, darüber nachzudenken, kehrte sich Björn zu ihr und fuhr fort:

„Ist sie nicht reizend, Julia?“

Julia nahm ihren gewohnten Platz ein und streifte das Mädchen mit einem gleichgültigen Blick.

„Sieht sie denn anders aus als sonst?“

„Die schwarze Hülle ist gefallen — ein weißer Falter ist ihr entflattert,“ rief Björn fröhlich. „Auf die äußere Hülle kommt es ja schließlich nicht an; aber es ist mir doch lieb, daß ich nun weiß, was dahinter steckt!“ schloß er lachend.

Rottraut fühlte sich wieder peinvoll bedrückt, ohne recht zu wissen, warum.

„Nimm doch die Sache nicht so wichtig,“ schalt sie. „Ich komme dir ungewohnt vor — das ist alles. In einer halben Stunde wirst du dich daran gewöhnt haben und nichts Neues mehr an mir finden. So, der Kaffee ist fertig — willst du einschenken, Julia? — Setz dich, Harry, mit Honigsemmeln muß man nicht umherlaufen; das ist gefährlich. — Sieh mal, Björn, was dein Jagdhund wieder für Löcher im Rasen gekratzt hat, du mußt ihn wirklich an die Kette legen!“

So plauderte sie, erst etwas gezwungen und absichtlich, dann bald ganz harmlos und vergnügt, und stellte das gestörte Gleichgewicht schnell wieder her. Auch Björn war gut aufgelegt, stimmte in ihren Ton ein und sah sie immer wohlgefälliger an. Nur Julia blieb verstimmt. Er merkte es wohl, beachtete es aber anfangs nicht. Nach einigen vergeblichen Bemühungen, sie ins Gespräch zu ziehen, sagte er zu Rottraut, während er Julias Hand ergriff, die auf dem Tische lag:

„Weißt du, warum Julia so gern solche lila Kleider trägt? — Sie hatte lauter solche Kleider, als wir uns kennen und lieben lernten — und sie weiß, daß es mir Freude macht, diese Farbe zu sehen, die mich an jene Zeit erinnert. — Weißt du noch, der Ball beim Präsidenten, Julia? Ich war an jenem Abend sehr unglücklich, weil ich mir vorgenommen hatte, mich für immer von dir zu trennen. Ich Thor —“ Er sah sie besorgt an; er hoffte, sie zu erheitern mit diesen Rückerinnerungen.

Anfangs wollte sie sich nicht erheitern lassen. Dann gewannen die Erinnerungen Gewalt über sie. Sie sah auf und lächelte durch Thränen.

„Ja, und wenn ich nicht alles aufs Spiel gesetzt hätte, so wären wir vielleicht wirklich für immer getrennt gewesen. Aber ich wollte dich nicht loslassen; ich konnte nicht sein ohne dich. Ich habe dich gezwungen zu deinem Glück!“

„Ja — zu meinem Glück —“ wiederholte er gedankenschwer. Über Rottrauts Seele sank es plötzlich wie eine dunkle Wolke. Sie hörte Litta fragen: ‚Ist er glücklich?‘ und es befiel sie eine jähe Angst, daß irgend jemand darauf antworten könne. Und als Harry eben den Wunsch aussprach, daß man ihm auf seine Schaukel helfen möchte, sprang sie bereitwillig auf und ging mit ihm. — Björn hatte alles gemerkt.

„Wie zartfühlend sie ist —“ meinte er.

„Zartfühlend? Wieso?“ Julia schien sogleich abgekühlt.

„Sie denkt, diese Unterhaltung bedürfe keines Zuhörers. Sie denkt vielleicht auch, ich wollte dir einen Kuß geben —“

„Als ob du das noch nie in ihrer Gegenwart gethan hättest!“

„Nicht oft. Und dann kommt es auch auf die augenblicklichen Umstände an.“

„Wie meinst du das?“

„Nun — wenn ich meiner Frau Gutentag oder Gesegnete Mahlzeit sage und gebe ihr dabei einen Kuß, so kann das jeder sehen. Wenn ich aber am Sonntagnachmittag mit meiner Frau unter den Ulmen sitze, und sie ist ein wenig schlechter Laune, und ich schmeichle ihr, um sie wieder zu erheitern, und sie sieht das ein, und schämt sich ein wenig — nun, den Kuß, den sie mir dann giebt, braucht nicht jeder zu sehen!“

„Ach, Björn!“ Es klang wie Lachen und Schluchzen durcheinander, und dann hing sie an seinem Halse und küßte ihn und war froh, daß er nicht nach dem Grunde ihrer Verstimmung fragte. Sie ahnte nicht, daß er ihn besser kannte, als sie selber.

„Es ist wirklich gut und nett von dir, mein altes Kind,“ sagte er, zog sie neben sich auf die Bank und sah sie beinahe gerührt an, „daß du immer noch mir und der alten Zeit zuliebe lila Kleider trägst —“

„Aber Björn,“ sie barg verschämt ihr Gesicht an seiner Schulter, „das ist ja nicht allein der Grund. Ich weiß sehr gut, daß diese Farben mir am besten stehen.“

„Wirklich? Ich finde, jede Farbe steht dir gut. Ich finde dich überhaupt immer hübsch.“

Sie richtete sich sehr plötzlich auf und sah ihn scharf an.

„Findest du mich auch hübscher als Rottraut?“ Sie verriet sich. Aber er that aus Rücksicht auf sie, als sei er ahnungslos.

„Bist du etwa eifersüchtig auf ihre blühende Jugend?“ lachte er. „Das lohnt sich nicht, Herzblatt; es giebt allzuviel hübsche junge Menschen. Je älter wir werden, um so mehr Veranlassung zur Eifersucht fänden wir da.“

„Du kannst sie ja hübsch finden,“ sagte Julia bedrückt. „Ich sehe ja selbst, daß sie hübsch ist. Aber du sollst sie deshalb nicht lieber haben, als mich!“

Sekundenlang stand Björn das Herz still. Dann besann er sich. Sie war ja ein Kind; sie wollte nur eine Scene.

„Du mußt nicht solche häßlichen Späße machen, Julia,“ erklärte er gütig und streng. „Das ist unzart gegen uns alle drei.“

„Es soll kein Spaß sein,“ entgegnete sie trotzig, wagte aber nicht, ihn anzusehen, als sie weiter sprach. „Daß du sie jemals lieber haben könntest, als mich, fällt mir natürlich nicht ein zu glauben. Aber ich bin doch nicht blind; ich sehe doch, daß sie viel besser und tüchtiger, viel tiefer und zuverlässiger und darum also viel liebenswerter ist, als ich. Und du siehst das auch, ebensogut oder vielleicht noch besser als ich. Und darum ist mir oft so bange —“

„Aber Julia — Herzenskind —“

„Und nun hast du auch noch ihre Schönheit entdeckt!“ rief sie aufschluchzend und versteckte wieder ihr Gesicht an ihm.

Björn war tief erschrocken und wußte nicht, wie er diese Sache anfassen sollte. Es war ihm alles so neu, so unerhört, was sie da sagte! — Und nun weinte sie auch noch.

„Sage nur, Julia, wie kommst du auf solche Gedanken!“

„Ich weiß es selber nicht —“ stieß sie unter Thränen hervor und drängte sich immer fester an ihn. „Ich sehe nur täglich deutlicher den Unterschied zwischen ihr und mir, und was sie leistet, und wie du sie verziehst —“

„Ja, aber eben weil sie so viel leistet, muß ich sie doch ein wenig verziehen —“

Julia hörte nicht darauf.

„Und du vernachlässigst mich seit einiger Zeit so sehr,“ sagte sie.

„Ich vernachlässige dich — ja, wie mache ich denn das?“

Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust und schwieg.

Björn dachte nach. Dabei legte sich ein tiefer, schwermütiger Ernst über sein Gesicht; über seinen ganzen Menschen. Halb unbewußt, wie aus treuer Gewohnheit, streichelte er dabei Julias blonden Kopf. Und sie wurde ruhiger bei dieser Liebkosung.

„Höre mal zu, Julia,“ sagte er endlich; „aber ganz still und verständig. Hast du schon jemals an meiner Liebe zu dir gezweifelt oder daran, daß du und dein Glück mir mehr am Herzen liegt, als alles andre in der Welt?“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Nun denn — ist es hübsch von dir, wenn du mir bei der ersten besten, echt weiblichen Eifersuchtsregung, die ebenso folgenlos vorübergehen wird, wie sie grundlos entstand, Dinge zutraust, die mein Herz und meine Mannesehre verletzen müssen?"

Er wußte, daß er am meisten Gewalt über sie hatte, wenn er sie ernst nahm.

„Sei nicht böse, Björn," flüsterte sie. „Das kommt ja alles nur, weil ich dich so liebe. Ich müßte verrückt werden, wenn ich an dir zweifeln müßte, ich würde sterben, wenn ich dich verlöre —"

„Du mußt nicht so aufgeregt sein, Liebling. Sieh mal, wenn man jemanden lieb hat, so recht echt und wirklich lieb, so quält man ihn nicht mit Mißtrauen und Eifersucht, sondern man vertraut ihm. Nicht wahr?" Sie nickte.

„Nun also, dann vertraue mir und fülle dir nicht den Kopf mit Hirngespinsten an. Und vor allen Dingen, laß Rottraut nichts von diesen Gedanken merken; ich traue ihr zu, daß sie dann davonginge —"

„Und das möchtest du auf alle Fälle verhindern, nicht wahr?"

„Ja," sagte er ruhig und verschluckte den Ärger, den diese häßliche Bemerkung ihm verursachte. „Ich wäre in der That außer mir, wenn deine Thorheit diesem verwaisten und schutzlosen Kinde die Heimat nähme, die ich ihm unter meinem Dache zu gründen bemüht war. Und niemand würde Rottraut schmerzlicher vermissen, als du selber."

Wenn er so energisch sprach, hatte sie eine unbegrenzte Scheu vor ihm; sie war dann allemal ernüchtert und wußte, wie sie sich zu benehmen hatte. Er war aufgestanden und schien sehr erregt zu sein, und sie wagte nicht, ihn anzureden oder auch nur anzurühren. Eine Zeitlang schien er sie ganz zu vergessen. Plötzlich wandte er sich um und sah sie ermutigend an.

„Komm, mein Herz!" Er zog sie, die nur allzu bereit war, in seine Arme. „Ich hoffe, die Sache ist erledigt, und wir sind wieder gute Freunde —"

„Gute Freunde —" es klang enttäuscht und unzufrieden.

„Also Liebesleute, wenn dir das besser gefällt."

Eine Viertelstunde später gingen sie Arm in Arm durch den Garten, Rottraut und Harry zu suchen. Sie fanden beide auf dem entlegenen Platz, wo Harrys Turngeräte standen. Rottraut half ihm mit verständnisvollen Griffen, seine kleinen Kunststücke ausführen und neue dazu lernen. Sie sah ein wenig ängstlich auf, als die beiden herankamen. Als sie Julias wieder ganz vergnügtes Gesicht sah, fiel ihr ein Stein vom Herzen.

Jedenfalls hat er ihr wieder eine Liebeserklärung machen müssen, um ihre Laune zu verbessern — dachte sie und war im stillen empört über Julias kindisches Benehmen, mit dem sie Björn nur allzu oft quälte.

„Kommst du mit, Traute? Ich geh' ins Moor, Enten schießen!“

Er stand vor der Hausthür, im graugrünen Leinenrock, die Flinte über der Schulter, den Hund neben sich. Es war gegen Abend an einem gewitterschwülen Augusttage.

Rottraut kam aus dem Hühnerstall. Sie trug eine weiße Battistbluse und eine große weiße Leinenschürze. Am Arm hing ihr ein Körbchen mit Eiern. Bei Björns Frage leuchtete ihr ganzes Gesicht auf.

„Ach ja — gern!“ sagte sie. „Aber ich möchte erst mit Julia sprechen.“

„Nun, dann lauf schnell! Ich warte hier auf dich!“ Sie ging ins Haus, und er setzte sich auf die Bank neben der Thür. Der Hund streckte sich in den Sand, ließ die Zunge aus dem Maule hängen und stieß ab und an ein kurzes, ungeduldiges Bellen aus.

Björn hatte sein Benehmen gegen Rottraut nicht geändert. Er hätte sich damit nur Julia gegenüber schuldig bekannt und des Mädchens Aufmerksamkeit — wenn nicht andres — erweckt. Es wäre ihm auch schwer geworden, seinem Umgang mit ihr Zwang anzuthun. Sie verdiente in vollstem Maße die Achtung und zärtliche Zuneigung, die er ihr bewies. Und sie war je länger je mehr der Sonnenschein seines pflichttreuen Daseins geworden.

Nach wenigen Minuten erschien Rottraut wieder in der Thüre.

„Julia möchte lieber, daß ich bei ihr bleibe. Sie hat Kopfschmerzen. Ich soll ihr vorlesen,“ sagte sie, tapfer bemüht, eine große Enttäuschung lächelnd zu leugnen. Björn unterdrückte eine ärgerliche Aufwallung.

„Hm — vorlesen scheint mir nicht sehr angebracht bei Kopfschmerzen. Aber meinetwegen. — Dann schick' mir, bitte, den Jungen.“

Rottraut ging ins Haus zurück. Abermals nach einigen Minuten kam sie wieder heraus und meldete:

„Julia meint, es sei zu weit und zu spät für Harry.“

Mit einer heftigen Gebärde fuhr er auf. „Wo ist Julia?“

„In ihrem Zimmer.“

„Wo ist der Junge?“

„Er spielt im Garten.“

„Sei so gut und sorge dafür, daß er lange Stiefel anzieht und schicke ihn hierher. Ich werde ihn auf alle Fälle mitnehmen.“ Damit ging er an ihr vorbei ins Haus.

Julia saß am Fenster und stickte irgend etwas. Sie sah sehr blühend und gar nicht nach Kopfweh aus. — Als Björn bei ihr eintrat, hatte er seinen Ärger bereits hinuntergezwungen.

„Willst du denn alles für dich allein behalten?“ scherzte er, doch so, daß sie den Ernst wohl durchhörte. „Wenn du Rottraut zu deiner Gesellschaft hier behalten willst, so kannst du mir doch den Jungen lassen.“ Julia zuckte die Achseln.

„Wenn du ihn durchaus überanstrengen willst —“

„Ich weiß so gut wie du, wieviel er leisten kann, und werde ihn nicht überanstrengen. Wohl aber werde ich ihn an das Gehen gewöhnen, und ihn fortan öfter

mitnehmen. Erstens ist das sehr gesund für ihn. Zweitens habe ich nicht Lust, dauernd allein umherzulaufen. Bei meiner Frau habe ich es ja leider nicht durchsetzen können, daß sie mich begleitete. Bei meinem Sohn werde ich es einfach befehlen. — Du hast Kopfschmerzen?" fragte er dann, in einen andern, sehr freundlichen Ton verfallend. „Das kommt gewiß von der Hitze. Ich denke, wir bekommen heute noch ein Gewitter —"

„Das denkst du — und dann willst du das Kind mitnehmen?" rief sie auffahrend.

„Aber einziges Herz, was schadet es denn dem Jungen, wenn er mal naßregnet!"

Sie versuchte vergeblich, es ihm auszureden. Was sie anfangs nur aus Laune hatte verhindern wollen, machte ihr nun Angst. Aber er blieb dabei.

„Kurz und gut, der Junge geht heute mit. In zwei Stunden sind wir wieder hier. Ihr wartet wohl auf uns mit dem Abendbrot?"

Harry war glückstrahlend, daß er seinen Vater begleiten durfte. Er lief vor ihm und neben ihm her, und sein kindliches Fragen und Plaudern zerstreute des Mannes schwere Gedanken. Zuletzt leuchtete es sonnig auf in seinen Augen, wie ein erster Sonnenblitz nach einem schwülen Wetter.

„Komm mal her, Junge!" Er hatte sich auf einen Baumstumpf gesetzt, inmitten eines dichten Werftgestrüpps am Rande des Torfmoors, von wo aus er das Wassergevögel am besten belauschen und treffen konnte. — Vorläufig schien er indes daran noch nicht zu denken. Er nahm den Jungen zwischen seine Knie und sah ihn zärtlich an.

„Wem bist du eigentlich ähnlich, kleiner Schlingel?"

„Die traute Tante sagt, ich sehe aus wie Mutter."

„So. Es heißt aber nicht: traute Tante, sondern: Tante Traute."

„Ach, Vater — ich kann so nicht sagen. Ich verspreche mich immer."

Er strich ihm die Locken aus dem erhitzten Gesicht. „Bist du müde, Bübchen?"

„Nein. Aber heiß!" Harry machte eine Bewegung des Erstickens.

„Nun, mir ist auch heiß. Setz dich hier neben mich ins Gras und kühl dich ab. Und paß fein auf, daß wir keine Ente entwischen lassen."

Lange regte sich nichts. Nur zahllose Mücken summten und surrten, und Harry erschlug eine nach der andern auf seinen bloßen Armen.

„Die traute Tante sagt, man darf nicht Tiere töten, außer wenn man ihr Fleisch oder ihr Fell braucht. Aber Mücken darf man doch töten, nicht wahr, Vater?"

Björn lächelte. '„Ich glaube nicht, daß der liebe Gott darüber böse ist. Aber du kannst sie auch leben lassen, für die Schwalben und Fliegenschnäpper. Ich werde mir eine Cigarre anstecken, das hilft auch."

Harry fand ein ganz neues Vergnügen daran, zu beobachten, wie die kleinen, blutgierigen Plagegeister vor den bläulichen Rauchwölkchen Reißaus nahmen.

Ein paar Enten flatterten aus dem Röhricht auf und strichen vorüber. Björn legte an, zielte und schoß vorbei.

„Aber, Vater —" sagte Harry enttäuscht und weinerlich.

„Ich habe zu spät aufgepaßt,“ lachte Björn. „Das nächste Mal mache ich's besser.“ Aber wieder eine lange Weile rührte sich nichts.

„Komm, wir wollen ein paar Schritt gehen. Ich werde den Hund hineinschicken. Bleib immer ganz dicht hinter mir.“

Eine halbe Stunde später hing Björns Jagdtasche schwer von gefiederter Beute. Den schönsten, grünblau schillernden Vogel schleppte Harry. Er war außer sich vor Vergnügen.

„Willst du öfter mit mir kommen?“ fragte Björn, als sie den Heimweg antraten.

„Alle Tage!“ rief der Knabe begeistert.

„Nun — wir wollen mal sehen; wenn's nicht zu weit ist, und wenn's Mutter erlaubt —“

Am westlichen Himmel sammelte sich blauschwarzes Gewölk, darin es manchmal feurig zuckte. Es war trotz der vorgerückten Tagesstunde immer noch drückend schwül. Die ganze Natur lag lautlos, in ängstlichem Harren.

Björn schritt langsam aus; es war Rücksicht für das Kind, aber es kam auch daher, weil er sich in solch einer stillen Feierabendstimmung befand. Er hätte gemocht, daß jetzt jemand käme und ihm den Kopf streichelte, wie seine Mutter es ihm gethan, als er noch ein Junge war — und dann später noch einmal, an einem unvergeßlichen Abend —

Unsinn, jetzt hatte er selbst einen Jungen zum Streicheln, und für sentimentale Anwandlungen war er zu alt.

„Was willst du eigentlich einmal werden, Kind?“ fragte er, in dem Bedürfnis nach Gedankenablenkung.

„Soldat, wie du einer warst,“ erwiderte Harry prompt.

„Woher weißt du denn, daß ich ein Soldat war?“ Björn war erstaunt. Er hatte ihm nie davon gesprochen. Er sprach überhaupt nicht mehr von jener Zeit.

„Mutter hat mir Bilder gezeigt, wo du als Soldat darauf bist. Sie sagt, du seist der allerschönste Mann gewesen. Und dann haben wir dich geküßt, und Mutter hat gesagt, wenn ich groß bin, darf ich auch Soldat werden. Ich weiß nur noch nicht, ob ich lieber einen blauen Rock mit Silber haben möchte, oder einen grünen. Aber ich glaube, ein blauer ist hübscher!“

Er dachte diesem schwierigen Problem noch eine Weile schweigend nach. Dann plötzlich:

„Vater —“

„Nun? Was ist?“

„Denke mal, Vater —“ und nun lachte er, „die traute Tante sagt, sie findet deine grünen Jagdröcke viel hübscher, wie alle Uniformen! Das ist aber doch falsch, nicht wahr?“

„Warum?“ sagte Björn. „Ich finde dasselbe.“

„Aber Vater —“ klang es bedauernd.

„Ich will dir sagen, mein Junge, man liebt gewöhnlich am meisten den Rock, in dem man am glücklichsten ist.“

Harry konnte sich nicht Rechenschaft darüber geben, warum ihn diese Antwort nicht befriedigte. Die traute Tante konnte doch nicht wissen, in welchem Rock sie sich am glücklichsten fühlen würde!

Zu Hause warteten sie schon mit dem Abendessen. Julias Kopfschmerz schien vergangen zu sein — wenigstens war sie ganz vergnügt —, und als hinge von ihrer Laune die aller übrigen ab, wurde es noch ein sehr fröhliches kleines Mahl.

Julia konnte sich überzeugen, daß Harry durchaus nicht überanstrengt war, und das Gewitter kam erst spät in der Nacht zum Ausbruch.

Die gereinigte und gekräftigte Luft, der balsamische Odem, den Erde, Kraut und Baum am andern Morgen ausströmten, der Vogelsang und das blitzende Sonnenlicht über allem ließen Rottraut keine Ruhe im Hause. Heimlich stahl sie sich hinaus, um vor dem Frühstück noch schnell ein wenig querfeldein zu laufen. Sie kam ohnehin jetzt so selten dazu. — Durstig trank sie den duftenden Äther in die Lungen, in denen sich Staub und Hitze der letzten Tage förmlich angesammelt zu haben schien. Einen Hut trug sie nicht. Der Morgentau, die Regentropfen, die von den Zweigen fielen, hängten sich feucht und schwer in ihr Haar, und näßten ihre dünnen Schuhe.

Es lag so etwas heilig Reines über der morgendlichen Erde, das sie zwang, die Hände zu falten und die Augen nach oben zu richten. In dieser Stellung, mit dem ernsten, unschuldigen Ausdruck sah sie aus wie die jungfräuliche Priesterin dieser unentweihten Morgenstunde.

Als sie heimkam, hatte sie noch Zeit genug, im Garten ein paar Rosen zu schneiden; damit wollte sie Julia begrüßen. Wie sie damit beschäftigt war, entdeckte sie Björn, der am offenen Fenster seines Zimmers stand.

„Guten Morgen, Traute!“ Er sprang mit einem jugendlichen Satz aus dem niedrigen Geschoß ins Freie.

„Julia schläft noch,“ fuhr er fort. „Sie hat eine unruhige Nacht gehabt wegen des Gewitters. Ich wollte nach dir schicken, aber Julia meinte, du fürchtetest dich nicht.“

„Keine Spur!“ rief sie munter. „Kaum aufgewacht bin ich. Mein Schlaf ist viel zu fest und gesund!“

„Und nun bist du natürlich wieder die erste auf —“

„Morgens habe ich nie lange Ruhe, das kennst du ja. Wegen der Wirtschaft wäre es gar nicht nötig, früh aufzustehen — Christine hat sich sehr gut eingelebt und angelernt —“

„Ja, im vorigen Monat ist sehr viel weniger gebraucht worden von allem —“

„Siehst du — und ich hoffe, es soll noch weniger werden!“ Er mochte sie nicht loben und hatte überhaupt keine Lust, jetzt von diesen alltäglichen Dingen zu reden.

„Bist du schon lange auf?“

„Ja; ich bin spazieren gegangen.“

„Warum hast du mir nichts davon gesagt?“

„Ich wußte ja nicht, ob du schon auf warst.“

„Du hättest es mir schon gestern abend sagen können!“

„Gestern abend wußte ich noch gar nicht, daß ich heute früh spazieren gehen würde!“ lachte sie.

„Ach, Traute, du bist unfreundlich. Mit mir zu gehen, hast du nie mehr Zeit. Allein zu gehen — immer. Nun — wenn es dir mehr Spaß macht, in deiner eignen Gesellschaft herumzustrolchen —“

Sie sah ihn erschrocken an; da merkte sie, daß er nur Spaß mit ihr treibe, und fing herzlich an zu lachen. Plötzlich legte sich ein tiefer Ernst über ihr frisches, junges Gesicht.

„Ich will dir etwas sagen, Björn — ganz im Vertrauen —“

„Nun —?“

„Ich glaube, Julia fühlt sich vernachlässigt, wenn wir beide sie stundenlang allein lassen. Ich habe das so allmählich begriffen und meine, es ist besser, du gehst allein.“

„So soll sie doch lieber mitkommen!“ rief er unwillig.

„Das kann sie nicht. Nein, sie kann es wirklich nicht,“ beteuerte Rottraut. „Sie hat ihren Körper nie an dergleichen Übungen gewöhnt.“

„Und weil sie nicht kann, sollst du auch nicht — —“

„Laß nur, Björn! Es ist besser so. Harry wird ja nun auch immer größer —“

Björn sah ihr gedankenvoll zu, wie sie eine Rose nach der andern abschnitt. Wie sah sie süß und frisch aus — und dabei doch ein wenig wehmütig. Galt das den vereitelten Spaziergängen?

„Ja, ja,“ sagte er aus seinen Gedanken heraus, „Julia ist etwas anspruchsvoll — wie ein verwöhntes Kind —“

„Und wer hat sie denn verwöhnt? Wer verwöhnt sie denn noch alle Tage?“ rief sie neckisch.

„Hätte ich es nicht thun sollen?“ fragte er ernst.

„Aber natürlich — es war und ist das einzige Rechte. Es ist ja ihr ganzes Glück, sich von dir verwöhnen zu lassen!“

Wieder blieb er nachdenklich.

„Aber Traute —“ rief er dann belustigt, „du schneidest ja den ganzen Rosenstock kahl!“

Vor Schreck fielen ihr alle Rosen aus der Hand, und sie starrte mit kläglicher Miene die wahrhaft traurig zugerichtete Krone an.

„Ach — ich bin doch auch zu dumm —“

„Laß nur,“ tröstete er lachend; „es wachsen neue.“ Dann kniete er auf dem feuchten Erdboden hin und begann, die zerstreuten Rosenblumen zu sammeln. Rottraut war so verwirrt, daß sie es schweigend geschehen ließ, regungslos vor ihm stehen blieb und ihm eine Rose nach der andern, wie er sie ihr zureichte, aus der Hand nahm. Er war in übermütigster Laune und machte lauter neckende Bemerkungen.

„Bekomme ich nicht eine einzige zum Lohn?“ fragte er, indem er ihr die letzte rosenrote Knospe hinreichte. Rottraut zog die Hand wieder zurück, die schon danach griff.

„Behalte sie,“ sagte sie und ärgerte sich, daß sie nicht selbst auf den Gedanken gekommen war. Er wollte sie in seine Joppe stecken, kam aber nicht recht zu stande damit.

„Wart' ich werde dir helfen," sagte sie und that es. Er lag immer noch mit einem Knie auf der Erde und sah ihr lachend in das rosige Gesicht, das sich ein wenig über ihn beugte.

Plötzlich fiel ihm etwas Merkwürdiges ein; etwas, das gar nicht hierher gehörte. Eine Unterhaltung mit seiner Mutter, ein ganz zusammenhangloses Stück daraus:

‚Wenn du die einzige Frau bleiben solltest, vor der ich knien kann, wäre das so schlimm, Mutter? Und kann man nur lieben, wo man knien kann?'

Björn fühlte plötzlich, daß der Erdboden kühl und feucht war. Er stand auf. Das Lachen auf seinem Gesicht erstarb. Die Rose saß fest in seinem Knopfloch, und Rottraut sah ihn erstaunt an.

„Ich danke dir," sagte er zerstreut. „Komm, es ist längst Frühstückszeit."

Von dieser Stunde an schien irgend etwas auf Björns gleichmäßig gute Laune zu drücken. Er gab sich alle Mühe, sich nichts merken zu lassen; war aufmerksamer und zuvorkommender gegen Julia, denn je; machte sich den ganzen Tag zu thun, trotz Hitze und Sonnenbrand, und ging regelmäßig abends mit Harry spazieren; er zeigte die gewohnte Teilnahme für große und kleine Vorkommnisse; die gewohnte liebevolle Fürsorge für alle Hausgenossen. Und doch war etwas um und in ihm, das ihn veränderte; ein grüblerischer Ausdruck in seinen Augen, ein Schatten von Kümmernis um seine ganze Erscheinung. Er hielt oft den Kopf tief gesenkt, wenn er ging, was er sonst nie that, und es kam vor, daß er zerstreut und gedankenabwesend war. Abends sah er oft müde und angestrengt aus und zog sich früher zurück als die andern.

Die einzige, die von dieser Veränderung etwas merkte, war Rottraut. Sie wurde aufmerksam darauf, nachdem sie ihn einmal, als er unter dem Vorwand großer Müdigkeit Gutenacht gesagt hatte, etwa eine Stunde später von der Gartenseite her leise hatte ins Haus schleichen hören.

‚Er trennt sich von uns also nicht, weil er müde ist, sondern weil er allein sein will,' folgerte sie. Und nachdem ihre Gedanken einmal auf diesen Weg gebracht waren, beobachtete sie unwillkürlich weiter. Kraft irgend eines ihr unbewußten Sinnes sah und verstand sie all die kleinen, unscheinbaren Färbungen seines Wesens.

Es war augenscheinlich, daß etwas ihn bedrückte, beunruhigte oder ängstigte. Je mehr er sich bemühte, heiter, sorglos und liebenswürdig zu sein, um so weher that es Rottraut. Sie konnte es oft nicht ertragen, wenn sein Mund gleichgültige und lustige Dinge sprach, während in seinen Augen die schwermütige Finsternis saß. Dann ging sie unter irgend welchem leichtgefundenen Vorwand davon.

Sah denn Julia nicht, was sie, die Fremde, sah? Oder wußte sie darum, trug sie es mit ihm, verbarg sie es gleich ihm? — Nein, Julia war nicht die Frau, Kümmernisse irgend welcher Art lächelnd zu ertragen; überhaupt nicht eine Frau, die etwas tragen konnte. Es war daher viel natürlicher, daß Björn ihr gar nicht erst davon sprach.

Armer Björn! Nicht einmal die Wohlthat der Aussprache war ihm vergönnt. Rottraut fing an, zu begreifen, daß mancher Segen, manches Glück ihm in seiner Ehe versagt geblieben war.

Nein, Julia sah und merkte nichts. Sie lebte gedankenlos weiter in den Tag hinein, ließ sich von ihm verhätscheln, küßte ihn dafür mehr als gut war und quälte ihn reichlich mit ihren kindischen Launen und Verständnislosigkeiten.

Rottraut überlegte, ob sie Julia auf Björns veränderte Stimmung aufmerksam machen solle. Aber sie sagte sich bald, daß sie damit nichts Zweckmäßiges erreichen, daß sie Björn durchaus keinen Gefallen damit thun würde.

Da sie sich nicht berufen fühlte, mit ihm darüber zu sprechen, begnügte sie sich damit, ihn wo sie konnte durch zarte Rücksichten und kleine Aufmerksamkeiten zu erfreuen; und wenn es weiter nichts war, als daß sie ihm seine Lieblingsgerichte kochen ließ, ihm täglich frische Rosen in sein Zimmer stellte oder ihm einen kalten Trunk, eine Schale frisches Obst brachte, wenn er heiß und müde vom Felde kam.

Er dankte ihr fast nie für all diese Aufmerksamkeiten; und sie wollte auch seinen Dank gar nicht. Er sah sie nur manchmal so gerührt an, und in seinen Augen zitterte dann etwas wie Glück und tiefes Unglück zugleich. Sie blickte dann allemal weg, weil ihr das Herz weh that.

„Warum bist du immer so besorgt für mich?“ fragte er einmal und hielt die Hand fest, die ihm soeben ein Glas Wasser gereicht hatte. Sie senkte errötend den Kopf.

„Ich thue ja gar nichts Besonderes —“ stammelte sie.

„Du thust mir wohl. Ich danke dir, Herzenskind du —“

Rottraut schlüpfte hinaus, sobald sie konnte. Im hintersten Winkel des Gartens hockte sie nieder und weinte bitterlich.

Die Erkenntnis, gegen die sie sich gesträubt hatte, Wochen und Monate hindurch, war nun doch über sie gekommen. Sie wußte, daß er unglücklich war.

Wenn sie nur erst wußte, weshalb und wodurch?

Eigentlich wußte sie auch das; ihr Gefühl sagte es ihr, aber sie wollte es nicht glauben. Gefühle täuschen.

Harry hatte sich eine kleine Erkältung zugezogen. Julia schob es natürlich auf die unvernünftigen Abendspaziergänge und erklärte, daß es nun vorläufig damit ein Ende haben müsse. Björn sprach mit keinem Wort dagegen. Er küßte das Kind, das kaum die Thränen über das Verbot zurückdrängen konnte, zärtlich auf Stirn und Augen und ging hinaus. Schon in der Thür, grüßte und winkte er noch einmal liebevoll zurück.

Rottraut schwoll das Herz bis in die Kehle. Sie war empört über die Frau, die beständig verwöhnt und auf Händen getragen werden wollte, und all die ihr entgegengebrachte himmlische Güte durch nichts vergalt, als durch gelegentliche launenhafte Zärtlichkeitsausbrüche.

„Da Harry jetzt nicht mit seinem Vater spazieren gehen soll,“ sagte sie mit mühsam beherrschter Erregung, „so werde ich Björn begleiten, bis der Junge wieder gesund ist.“

„So —“ meinte Julia gedehnt. „Du weißt ja gar nicht, ob er dich mitnehmen will!“

„Ich werde ihn fragen.“

„Und deine Arbeiten?“ fragte Julia spitz.

„O — abends bin ich damit noch immer fertig gewesen. Außerdem wäre es Grund genug, meine Tageseinteilung zu ändern.“

„Du wirst ja sehr eigenmächtig!“ höhnte Julia.

„Aber liebste Julia,“ sagte Rottraut einlenkend, „ich kann doch über meine Zeit verfügen — ich bin doch kein Dienstbote! Du kannst sicher sein, daß ich keine meiner freiwillig übernommenen Pflichten vernachlässigen werde. Das heißt — wenn Björn etwas von mir verlangen würde, so würde es mich stets meine oberste Pflicht dünken, seinem Verlangen nachzukommen.“

„Ich weiß gar nicht, warum du dich so ereiferst,“ sagte Julia. Rottraut begann zu fürchten, daß sie zu weit gegangen sei, und that sich Gewalt an.

„Ich weiß es eigentlich auch nicht —“ sie lachte etwas gezwungen. „Also nicht wahr, du bist einverstanden, daß ich mitgehe, und beurlaubst mich?“ setzte sie freundlich bittend hinzu.

„Ja — meinetwegen — geht nur —“ seufzte Julia; und dann fuhr sie verstimmt fort: „Ich weiß nicht — früher ist doch Björn immer allein gegangen!“

„Ja, früher — das war auch anders,“ sagte Rottraut in harmlosem Eifer. „Harry war da noch zu klein, und ich war nicht da. Wenn man etwas nicht haben kann, so denkt man nicht daran und kommt gar nicht erst so weit, es zu vermissen. Wenn man es aber gehabt hat oder haben könnte, dann empfindet man den Mangel um so schmerzlicher!“

‚Von mir spricht sie schon gar nicht mehr,‘ dachte Julia. ‚Warum sollte sie auch? Ich bin ihm nichts — wie sollte er mich vermissen —‘

Sie war unlogisch und ungerecht, wie immer, wenn sie ärgerlich war.

Rottraut ging indessen hinaus, Björn zu suchen. Sie freute sich ordentlich in dem Gedanken, ihm eine Freude zu machen, indem sie ihm ihre Begleitung anbot.

In seiner Stube war er nicht zu finden; auch nicht auf dem Hofe. Ein Knecht hatte ihn in den Garten gehen sehen.

Sie durchsuchte im Laufschritt den ganzen Garten. Rufen mochte sie nicht. Beinahe schon hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihn zu finden — da sah sie ihn sitzen, auf einer einsamen Bank an der Hecke, hinter welcher das Wasser plätscherte. Er kehrte ihr den Rücken zu, hatte die Stirn in die Hände gestützt und rührte sich nicht.

Rottraut überlegte, ob sie auf ihn zugehen oder lieber wieder umkehren solle. Dann beschloß sie das erstere zu thun.

Er war wohl tief in Gedanken, und sie hatte einen leichten Schritt. Er hörte sie nicht. Als sie nahe herangekommen war, trat sie fester auf, und als auch das nicht half, räusperte sie sich. Da richtete er sich auf und sah sich um.

Wie kummervoll sah er aus! Und es war ihm sichtlich unangenehm, daß sie ihn hier aufsuchte.

„Was willst du denn, Kind? Oder bist du zufällig hier?“

„Ich lief dir nach,“ sagte sie und stützte sich leicht auf die Lehne in seinem Rücken. „Ich wollte dich fragen — da der Junge nicht mitgehen darf — ob du mich mitnehmen willst?“ Es klang unsicher, beinahe ängstlich. Er sah lange auf seine zwischen den Knien gefalteten Hände nieder.

„Hat es Julia erlaubt?“ fragte er dann.

„Ja.“

„Aber am Ende that sie es nur aus Rücksicht und freut sich doppelt, wenn du trotzdem bei ihr bleibst!“ Er sah nicht auf. Rottraut fühlte sich enttäuscht.

„Ich sehe aber doch nicht ein —“ meinte sie — „Julia hat immer Gesellschaft, und du bist immer allein!“

Er sah noch immer nicht auf. Es war so still — er konnte ganz genau des Mädchens leisen, schnellen Atem hören. Und dann fühlte er einen ganz leichten Druck auf seiner Schulter.

„Björn,“ sagte eine zitternde Stimme, „hast du Sorgen?“

Er zuckte zusammen. Der Druck auf seiner Schulter hörte auf; Rottraut hatte im ersten Schreck über die unbedacht entschlüpften Worte ihre Hand wieder zurückgezogen.

„Wie kommst du darauf, Traute?“ fragte er und sah sie groß an. Sie begann, sich zu fürchten.

„Weil du so traurige Augen machst — und so gedrückt bist — trotz aller Verstellungskunst —“

„Woher weißt du denn, daß ich mich verstelle?“

„Aber Björn —“ sie sah ihn hilflos an. „Das merkt man doch, wenn man jemanden kennt!“ schloß sie mutig.

„So? — Hat Julia es auch gemerkt?“

„Nein,“ sagte sie und schämte sich in Julias Seele. Björn hüllte sich wieder in Schweigen.

„Ich dachte auch,“ fuhr Rottraut fort, indem sie sich krampfhaft an der hölzernen Lehne festklammerte, „weil du damals das mit dem großen Verbrauch im Haushalt so ernst nahmst — man fängt ja oft erst an zu sparen, wenn es zu spät ist —“

„Und da hast du gemeint, ich hätte Geldsorgen?“

„Sei nicht böse, Björn —“ Er sah nicht im mindesten böse aus; er lächelte sogar ganz glücklich.

„So — also darum hast du gearbeitet und dich geplagt von früh bis spät?“

„Nein, darum nicht,“ fiel sie hastig ein. „Damals dachte ich an all das noch gar nicht. Ich arbeitete, weil ich gern thätig bin — und für euch noch ganz besonders gern.“

Björn sah sie immer noch an mit diesem ganz merkwürdigen Lächeln, aus dem sie nichts zu machen wußte. Endlich sagte er:

„Komm, setz dich zu mir, Traute.“

Sie nahm neben ihm Platz, aber sie fühlte sich unsicher und beklommen. Er faßte eine ihrer Hände und streichelte sie mechanisch.

„Wie braungebrannt sie ist —“ bemerkte er so nebenbei. Sie kämpfte mit den Thränen und mit einer qualvollen Verlegenheit. Sie glaubte indiskret gewesen zu sein, und das war ihr schrecklich. Björn fühlte, was in ihr vorging.

„Du mußt dir nicht solche Gedanken machen, mein Herzenskind,“ sagte er. „Sieh mal, es kommt wohl für jeden Menschen ab und zu eine Zeit, wo etwas ihm

drückt, wo er etwas mit sich abzumachen hat. Solche Zeiten sind notwendig und gut. Aber es giebt Dinge, die muß man ganz allein ausfechten. Niemand kann dabei helfen; man kann zu niemand davon sprechen. Dafür hat man den lieben Gott, das Gewissen und den freien Willen. Es ist schon eine große Wohlthat und Erleichterung, in solchen Zeiten ein Wesen um sich zu haben, das zart und schonend mit einem umgeht. Verständnisvoll, obwohl es ahnungslos ist. Und wenn du mir diese Wohlthat gewähren willst, Traute, dann sei weiter so zu mir, wie du bis jetzt warst — und frage weiter nicht. Willst du?"

Sie nickte heftig, und dabei fiel eine Thräne auf ihre ineinandergelegten Hände.

„Aber Traute — meine liebe Traute —" rief er erschrocken.

„Laß nur —" wehrte sie verzweifelt. — „Ich glaube, ich bin etwas nervös heute. Ein Spaziergang wird mir gut thun. Nimmst du mich mit?" Sie war aufgesprungen und stand fragend vor ihm.

„Gewiß!" rief er und erhob sich gleichfalls. „Aber dann wollen wir gleich gehen. Und nun will ich dir etwas sagen," fuhr er lebhafter fort, „seit einigen Tagen steht ein Rehbock auf meinem Revier — unten in den Moorwiesen — ein Ereignis in dieser waldarmen Gegend; wahrscheinlich ein Überläufer von den Woyenser Höhen. Den wollen wir anpürschen. Das Wetter ist günstig. Ich hole mir schnell die Büchse —"

Über dem Moor lag die ganze, schwere Melancholie des Sommerabends. An den trocknern, inselartig aus dem binsendurchwucherten Torfsumpf sich abhebenden Stellen stand das Heidekraut in Blüte. Die Strahlen der Abendsonne vergoldeten die bräunlichen Spitzen und durchglühten die winzigen, rötlichen Blütenglöckchen, über denen trunkene Schmetterlinge schwerfällig flatterten. Nur der klagende Schrei des Brachvogels klang durch die Totenstille.

Die beiden, die rüstig durch den müden Abend schritten, empfanden lebhaft den poesievollen Zauber der Stunde und kämpften vergebens gegen die große Schwermut an, die mit tragischem Flügelschlag unsichtbar darüber schwebte. Sie waren still geworden; das wohlthuende Schweigen zweier Menschen, die einander auch ohne Worte verstehen und einander oft durch Schweigen mehr Verständnis beweisen, als durch Sprechen.

Plötzlich ergriff Björn Rottrauts Arm und nötigte sie, still zu stehen.

„Sieh hin — da steht er!"

Weiterhin, in den Wiesen, am Rande einer stillen, schwarzen Wasserlache stand der Bock und tränkte. Dann hob er den schlanken Hals und äugte umher.

„Wie schön er aufgesetzt hat!" lobte Björn. Rottraut rührte sich nicht. Das Tier schien nichts gefunden zu haben, was es beunruhigte, ging ein paar Schritt tiefer in die Wiese hinein und äste sorglos weiter.

„Komm," sagte Björn. „Wir schleichen nun hinter dem Gestrüpp und Röhricht entlang auf die Jenseite — ich weiß, wo er seinen Wechsel hat. Irgendwo da herum liegt im Gebüsch ein gestürzter Weidenstamm — das giebt einen guten Beobachtungsposten. Geh aber recht vorsichtig — tritt nicht auf trocknes Reisig, sonst verrät uns das Knacken."

Behutsam ging sie hinter ihm her, immer in seine Fußstapfen tretend; sie schwebte fast. Einmal sah er sich um, weil er sich überzeugen wollte, ob sie ihm überhaupt gefolgt sei. Sie waren noch schweigsamer als im Anfang.

Immer das arglos äsende Wild im Auge behaltend, gewannen sie den von Björn bezeichneten Platz. Auf dem bemoosten Stamm, der wuchtig und schwer im wuchernden Grase lag, wuchs allerlei kleines Unkraut mit unscheinbaren Blütchen. Das Gezweig der Büsche wölbte sich darüber zu einer engen Laube. Rottraut setzte sich. Björn blieb neben ihr stehen und lehnte die geladene Büchse vorsichtig gegen das Geäst. Dann sah er schweigend lange auf das Mädchen nieder, das mit großen Augen durch das feine Blattwerk hinausspähte. Sie hatte den Hut auf die Knie gelegt und das schmale Köpfchen lauschend nach vorn geneigt. Björns Gesicht wurde immer weicher und wehmütiger, je völliger er sich in ihren Anblick versenkte.

„Glaubst du wirklich, daß er hier vorüberkommt?“ fragte sie plötzlich mit gedämpfter Stimme. Er hatte eben noch Zeit, fortzusehen, bevor sie zweifelnd zu ihm aufblickte.

„Ja, ich glaube es. Er wird hier herum Deckung suchen. Jedenfalls ist hier der einzige Ort, wo wir ihm auflauern können. Aber es kann freilich noch eine Weile dauern. Wirst du auch nicht die Geduld verlieren?“

„O nein — ich könnt' hier noch stundenlang sitzen —“

Ihre Zweifel und Sorgen waren zerstreut. Sie fühlte sich zufrieden und glücklich. Es war immer ein unendliches, wohlthuendes Behagen, solch eine zufriedene Stille in ihr, wenn sie bei Björn war. Das lag an dem Einfluß seines ernsten, gesammelten Wesens; weil sie ihm so unbedingt vertraute nnd weil sie ihn so herzlich lieb hatte, mit einer Liebe, die manchmal ordentlich weh that, wenn sie dachte, daß er nicht glücklich sei. — Jetzt, in dieser vergoldeten und verklärten Abendstunde dachte sie nicht mehr daran. Sie schien im Gegenteil frohe und glückliche Gedanken zu haben, denn es lag ein sonniger Ausdruck über ihrem Antlitz.

„Kann ich dir etwas erzählen,“ fragte sie nach einem langen Schweigen, „oder meinst du, daß es ihn stört?“

„Erzähle nur — du kannst ja ein wenig leise sprechen.“

Da fing sie an zu plaudern, im Flüsterton, in ihrer vertraulichen, offenen Art. Erst von allerlei kleinen wirtschaftlichen Sorgen und Nöten, die sich viel besser als mit Julia mit ihm besprechen und erledigen ließen. Dann von Harry, von allerhand kleinen Witzen und Streichen, die er losgelassen hatte. Dabei lachte sie ganz leise, als wenn ein Vögelchen zwitschert. Und endlich von allerlei Gedanken und Betrachtungen, die sie in ihrem rastlosen jungen Geist bewegt hatte.

Da Björn Mühe hatte, ihre gedämpfte Sprache zu verstehen, setzte er sich neben sie. Und während er seine Aufmerksamkeit dem Wild zuzuwenden schien, verlor er doch kein Wort von dem, was sie sagte, und hatte eine wohlthuende Freude daran, auf ihre Erzählungen und Gedanken einzugehen und dafür seinerseits Ansichten und Meinungen vor ihr auszukramen.

„Ach, Björn,“ sagte sie aufatmend, „du glaubst gar nicht, wie ich es liebe, so mit dir zu plaudern. Ebenso machte ich es früher mit Mutter. Ich habe damals geglaubt, niemals wieder würde ich einen Menschen finden, der mich so geduldig

anhört und so gut versteht, wie sie es that. Aber du verstehst mich fast noch besser. Es bringt mir etwas von dem stillen, unberührten Glück jener Zeit wieder, wenn wir so miteinander reden —"

„Trauerst du denn immer noch so sehr um jene Zeit?"

„In gewissem Sinne werde ich nie aufhören, darum zu trauern, weil ich nie aufhören werde, Mutter zu lieben. Andrerseits habe ich nicht für möglich gehalten, daß ich mich so schnell in das veränderte Leben finden, daß ich so zufrieden darin sein könnte. Das liegt auch in der Hauptsache an dir, Björn, ich kann es ja getrost aussprechen. Ohne dich hätte ich mich doch wohl dauernd etwas vereinsamt gefühlt. — Schade, daß unsre schönen Spaziergänge jetzt so selten geworden sind!"

Er wandte sich nach ihr um und sah sie scharf an.

„Ja — warum sind sie denn so selten geworden?" fragte er und bereute die Frage in demselben Augenblick.

Rottraut aber schien sie gar nicht gehört zu haben. Sie bog plötzlich den Oberkörper vor und spähte durch das Gezweig hinaus; dabei legte sie unwillkürlich ihre Hand auf seinen Arm, als wolle sie ihn vor jeder unvorsichtigen Bewegung hüten.

„St! Da ist er!"

Björn sah hin — wirklich, er hätte es beinahe verpaßt. Dreißig Schritt vor ihnen stand der Bock und kam langsam, ruhig weiter äsend, immer näher. Dann mußte er irgend etwas gehört haben — er stutzte, hob den Kopf und äugte regungslos nach dem Busch hinüber, in dem Björn und Rottraut verborgen saßen.

Björn machte sich schußfertig. Rottraut wagte kaum zu atmen.

Drüben ging die Sonne unter in einem von Staub und Hitze erzeugten, rötlichen Nebel. Ein trüber Dunst hüllte den Horizont ein. Die Luft war beklemmend still. In den Moorlachen schrien die Unken mit ihren kläglich heulenden Stimmchen.

Rottraut stieß einen kurzen Seufzer aus — ihr Herz klopfte so sehr in Erwartung des Schusses. Langsam sah sie sich nach Björn um. Er stand dicht neben ihr, hatte die Büchse an der Schulter und hielt sein Opfer fest ins Auge gefaßt. Wie unerbittlich scharf und fest konnte dieses schöne, warme Auge blicken! Wie war es überhaupt möglich, daß dieselben Hände, die sonst nur liebkosten und wohlthaten, sich nun erhoben, um ein unschuldiges Geschöpf zu töten!

Sie schalt sich sentimental, und doch lief ihr ein kleiner Schauder den Rücken herunter.

In demselben Augenblick setzte Björn das Gewehr wieder ab.

„Er steht zu spitz von vorn. Ich muß warten, bis er sich wendet. — Was hast du denn?" unterbrach er sich, ihr Zusammenschauern bemerkend. Sie schämte sich ihrer Thorheit.

„Ich weiß nicht — mich fröstelt ein wenig —"

„Bei der Wärme? Hast du dich etwa erkältet? Du bist ja ganz blaß!" Er sah sie besorgt und liebevoll an.

„Du hast wohl wieder zu viel gewirtschaftet," fuhr er, immer im vorsichtigen Flüsterton, fort, „und bist übermüdet. Setz dich wieder hin — so — mein Liebling." Er strich mit der Hand über ihr lockeres Haar. Die Hand war schwer und zitterte.

„Jetzt — Björn — sieh.“ Mit ausgestrecktem Finger zeigte sie nach vorn. Der Bock hatte sich gewendet und zeigte dem Schützen die ganze schlanke Breitseite. Björn legte hastig an — es dauerte lange; sein Auge war trübe geworden und seine Hand unsicher. Aber nun — — Da machte das Tier wieder eine unerwartete Bewegung und äugte von neuem herüber. Der Busch da mußte ihn doch nicht ganz geheuer dünken.

Rottraut war aufgesprungen, und dabei hatte ihr Kleid geraschelt. Sie legte abermals ihre Hand auf seinen Arm — beinahe auf die Finger, die den Hahn spannten und nun unwillkürlich abließen.

„Schieß ihn nicht, Björn!“ sagte sie mit erstickter Stimme. „Heute nicht! Jetzt nicht! Bitte, bitte!“

Er sah sich erstaunt um. Ihre Augen ruhten ineinander; die ihren mit einem ängstlichen, für die eigne Thorheit um Nachsicht flehenden — die seinen mit einem gerührten, nachdenklichen, sehr ernsten Ausdruck. Dann setzte er die Büchse ab und entlud sie.

„Nein, du hast ganz recht. Es wäre schade um den Frieden dieser Stunde.“

Bei dem kräftigen Aufsetzen der Büchse auf den unebenen Boden knackte ein Zweig. Der Bock schreckte und ging in langen Sprüngen ab. Nun that es Rottraut doch leid.

„Es war doch wohl recht kindisch von mir, Björn,“ meinte sie schüchtern. Er steckte die Patrone in die Tasche und sah sie nicht an.

„Einem lieben Kinde einen Wunsch zu erfüllen oder seiner Stimmung Rechnung zu tragen, ist für einen Mann eine ganze besondere Art von Freude.“

„Ja — aber vielleicht ist er nun ein- für allemal auf und davon!“

„Nun, das wäre auch nicht das Schlimmste.“ Er hängte die Büchse über die Schulter und bog vor ihr das Gestrüpp auseinander, daß sie unbehindert durch das Dickicht hinausschlüpfen konnte.

Schweigsam traten sie den Heimweg an. Sie konnte sich des bedrückenden Gefühls nicht erwehren, ihn durch eine sentimentale Laune um ein Vergnügen gebracht zu haben. Björn fing nach einiger Zeit eine harmlose, fröhliche Unterhaltung an; aber es dauerte lange, bis sie an die Echtheit dieses zur Schau getragenen Frohsinns glaubte.

‚Was werden wir Julia sagen?‘ dachte sie zwischendurch. Aber ein unbekanntes Gefühl hinderte sie, die Frage laut werden zu lassen.

Julia empfing die Heimkehrenden nicht allzu freundlich. Man hatte sie warten lassen, und das konnte sie nicht vertragen.

„Nun — und der Bock?“ fragte sie mit höhnendem Anflug im Ton.

„Ich bin nicht zu Schuß gekommen,“ sagte Björn ruhig und lehnte die Büchse an die Wand.

Julia warf dem Mädchen, das ihr den Rücken drehte und geschäftig am Speiseschrank herumhantierte, einen mißtrauenden Blick zu, in dem nichts Gutes geschrieben stand.

III.

Rottraut verlebte schlimme Tage.

Julias Benehmen ihr gegenüber hatte sich aus irgend einem unbekannten Grunde sichtlich verändert. Sie war reizbar und empfindlich, mit nichts zufrieden, verletzte das Mädchen mit unfreundlichen, spitzfindigen Bemerkungen oder kümmerte sich so gut wie gar nicht um sie.

Sie hetzte sie im Hause herum wie ein Dienstmädchen und machte sie verantwortlich für jeden umherliegenden Papierfetzen, für jedes Spinnennetz und für jeden Fliegenfleck. Rottraut ertrug es mit bewundernswerter Geduld und Liebenswürdigkeit, konnte es dennoch in nichts recht machen und wurde um so schlechter behandelt, je großmütiger sie es sich gefallen ließ.

Während sonst nie mit einem Wort die Rede gewesen war von irgend einer Stellung, die Rottraut im Hause einzunehmen hatte — sie war eben aufgenommen als ein Familienmitglied und stets als solches gehalten worden — benutzte Julia jetzt jede Gelegenheit, um ihr anzudeuten, daß sie nur aus Mitleid aufgenommen worden sei und sich dafür erkenntlich zu zeigen habe; daß jede Vertraulichkeit, überhaupt jede Gleichstellung mit ihr und Björn ein taktloses Überschreiten ihrer Grenzen sei, die Zartgefühl und Dankbarkeit ihr nicht eng genug stecken könnten.

Nur in Björns Gegenwart nahm sich Julia zusammen. Sie hatte Angst vor ihm. Ihr Instinkt sagte ihr, daß er Rottraut in Schutz nehmen würde, und darauf wollte sie es nicht ankommen lassen. Sie fand aber allemal bald einen Vorwand, Rottraut zu entfernen, wenn Björn anwesend war.

Rottraut schob solch unfreundliches, launenhaftes Benehmen anfangs auf körperliche Mißstimmung. Julia litt im Sommer viel an Kopfweh und sah in letzter Zeit überhaupt nervös und blaß aus. So oft sie aber etwas Derartiges andeutete oder es sich einfallen ließ, sie schonen und pflegen zu wollen, wurde Julia aufgebracht und böse und machte die unverständlichsten Redensarten.

„Es wäre dir wohl gerade recht, wenn du mich in die Krankenstube einsperren könntest!“

„Aber Julia, was fällt dir nur ein!“ rief Rottraut ärgerlich. Und dann, bei solchen gelegentlich energischen Worten geschah es wohl, daß Julia in Thränen ausbrach, Rottraut mit Zärtlichkeiten und Liebesbeteuerungen überschüttete und ihr all ihre Unfreundlichkeiten himmelhoch abbat.

Rottraut kam endlich zu der Überzeugung, daß Julia ein beschwertes Gemüt habe und selbst kreuzunglücklich sei. Einmal von dieser Überzeugung durchdrungen, wurde ihr Benehmen gegen die Stiefschwester noch rücksichtsvoller und liebreicher.

„Was ist dir denn eigentlich, Julia?“ fragte sie einmal zart und teilnehmend, als Julia nach solchem Thränenerguß ganz matt und apathisch auf ihrem Sofa lag. „Willst du dich nicht einmal aussprechen? Sage mir doch, was dich beunruhigt!“

„Mich beunruhigt nichts,“ erwiderte sie abweisend.

„Hast du irgend einen Kummer?“

„Was sollte ich wohl für einen Kummer haben!“ lachte sie rauh. Ja — das hätte Rottraut selbst nicht gewußt. Diese Frau hatte ja alles — man breitete ihr die Hände unter und streute ihr Rosen; sie brauchte nur darauf zu treten.

„Und du bestreitest auch, daß dir gesundheitlich etwas fehle — ja, aber was ist es denn? Irgend einen Grund muß es doch haben, daß du so verändert bist!“

„So? Bin ich verändert?“

„Aber, liebe Julia — du warst sonst immer so gut gegen mich, es war nie etwas zwischen uns. Und nun — nun bist du so — ja, gelinde gesagt, wunderlich!“

„So? Wirklich?“

„Ich will dir nicht etwa Vorwürfe machen und mich beklagen,“ fuhr Rottraut mit unendlicher Sanftmut fort. „Es wäre ja thöricht, wenn ich das nicht ertragen könnte, wo ich weiß, daß sich doch innerlich zwischen uns nichts geändert hat. Ich betrachte es nur als einen Ausfluß deiner innern Stimmung, die doch keine glückliche zu sein scheint —“

„Du suchst also Grund und Schuld dieser sogenannten Veränderung nur in mir?“ fragte Julia und machte die Augen weit auf. Rottraut erschrak über den lauernden, grausamen Ausdruck darin und schwieg betroffen still.

„Einer allein hat selten schuld an einem beginnenden Mißverhältnis,“ fuhr Julia rücksichtslos fort.

Diese Worte gaben Rottraut ein neues Rätsel auf. Ihr Gewissen war so rein, ihr Herz war sich nur dankbarer und guter Gesinnungen gegen Julia bewußt. — Trotzdem begann sie über sich nachzudenken und nach ihrem Anteil an Schuld zu suchen. Aber wenn sie auch alles, was sie seit ihrem Eintritt in dies Haus gearbeitet, geschafft und geleistet hatte, als einfache Pflichterfüllung aus der Reihe ihrer Verdienste strich — wenn sie sich überhaupt keinerlei Verdienste zuerkannte und all ihr Thun und Sein als einen diesem Hause zukommenden Dankeszins betrachtete, so blieb doch neben diesem noch ein ganzer Reichtum von Liebessaat übrig, der weder aus Dankbarkeit noch aus Pflichtgefühl, sondern nur aus der Aufrichtigkeit eines warmen und guten Herzens kommen kann. —

Björn merkte lange nichts von dem häßlichen Wurm, der an den Pfosten seines Hauses zu nagen begann. Er war wenig mit den beiden Frauen zusammen, und in seiner Gegenwart beherrschte sich Julia. Noch wagte sie es nicht, ihrer Mißstimmung gegen Rottraut ihm gegenüber Luft zu machen, denn sie hätte keine Gründe dafür anzugeben gewußt.

Und noch viel weniger kam es Rottraut in den Sinn, sich bei Björn zu beklagen, um so weniger, je fester sie innerlich davon überzeugt war, daß er ihr recht geben würde.

Sie wußte, es würde das Verhältnis nicht verbessern, sondern verschlechtern. Wozu da erst Scenen heraufbeschwören und Björn Ungelegenheiten machen!

Die zarte, verständnisvolle Rücksicht auf Björn war die unbewußte Triebfeder all ihres Handelns. Aus Rücksicht auf Björn nahm sie Rücksicht auf Julia und ertrug schweigend und mit freundlichem Gesicht alle schlechte Behandlung.

Sie kam stillschweigend mit ihm darüber überein, daß man in jeder Weise auf Julia Rücksicht zu nehmen habe.

Aber sogar über solch selbstloses Eingehen auf ihre Wünsche konnte Julia gereizt und empfindlich sein.

„Wo ist Björn?“ fragte sie eines Tages gegen Abend. Rottraut stand im Garten und beaufsichtigte das Einernten des Wintergemüses. Sie sah flüchtig auf und sagte:

„Er ist mit der Flinte fortgegangen. Wohin — weiß ich nicht.“

„Warum bist du nicht mitgegangen?“

„Er hat mich gar nicht aufgefordert!“ rief sie heiter. „Außerdem hätte ich heute keine Zeit gehabt,“ schloß sie mit einem Blick auf die Häufchen roter und weißer, sauber entblätterter Rüben rings umher am Boden.

„O — sonst hattest du doch immer Zeit!“ sagte Julia herausfordernd. Rottraut schwieg.

„Warum gehst du denn jetzt nie mehr mit ihm?“ Rottraut beherrschte nur mühsam ihre Ungeduld.

„Habt ihr euch gezankt?“ fragte sie immer gereizter. Rottraut sah endlich ein, daß sie eine Antwort nicht würde umgehen können.

„Nein, wir haben uns nicht gezankt. Wir denken aber, daß es dir lieber ist, wenn ich zu Hause bleibe.“

„So — also ganz stillschweigende Abmachung! Warum habt ihr mich denn nicht danach gefragt? Wenn es mir nicht paßte, euch zusammen gehen zu lassen, so hätte ich ja mitkommen können!“

„Ja, Julia, das hättest du nur schon längst thun sollen! Übrigens meinte ich auch nicht, daß es dir unangenehm sei, wenn ich mit Björn ginge, sondern wenn du allein bliebest. Und das kann ich dir ja auch nachfühlen,“ setzte sie versöhnlich hinzu. Aber Julia war gar nicht versöhnlich gestimmt.

„Du bist sehr gnädig. Aber ich verlange eure Rücksichten gar nicht. Ihr sollt euch meinetwegen keinen Zwang auferlegen. Du denkst wohl gar, ich sei eifersüchtig!“

Rottraut sah die Frau, die so häßliche Worte sprach, mit einem großen, reinen Blick voll heiliger Entrüstung an.

„Pfui, schäme dich,“ sagte sie und kehrte ihr den Rücken zu.

„Thu nur nicht so!“ lachte Julia schrill auf. Dann, begreifend, daß sie zu weit gegangen, fing sie an, von den Gartenarbeiten zu sprechen. Rottraut aber blieb einsilbig und unzugänglich.

„Nun sei auch noch empfindlich!“ spottete Julia. Endlich ging sie davon. Es war ihr unbehaglich zu Mut.

Als sie außer Sicht war, stellte Rottraut ihre Arbeit ein.

„Macht nur so weiter,“ sagte sie zu den schaffenden Mägden, „ich komme dann wieder und sehe nach.“

Dann ging sie über das Beet und den Weg entlang nach dem baumreichern Teil des Gartens. Während sie ging, fing sie an zu weinen; große Thränen perlten über ihre Wangen und fielen auf ihre helle Schürze. Auf der Bank an der Hecke, wo sie damals Björn hatte trösten wollen, setzte sie sich nieder. Es war der einzige Platz, der von allen Seiten durch Buschwerk versteckt war.

Sie fragte sich von neuem, womit sie diese Behandlung von Julia verdient habe, und warum sie dieselbe immer noch schweigend ertrage. Ihre Pflicht war es doch nicht; Not zwang sie auch nicht dazu. Sie war ja frei — sie konnte jeden Tag in die Welt hinausgehen. Eine Stelle, die ihr die Möglichkeit gab, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, würde sie schon finden.

Dann dachte sie, daß das doch recht undankbar wäre. Wieviel Liebe, wieviel Gutes hatte sie in diesem Hause genossen — nun wollte sie es bei der ersten Unannehmlichkeit verlassen?

Ja, wenn sie nur wüßte, ob diesem Hause mit ihrem Bleiben gedient war? Wenn wirklich sie die Ursache von Julias Stimmung war, so mochte es viel richtiger sein, wenn sie fortging. Denn mit der Zeit würden nicht nur sie, sondern unfehlbar auch Björn und das Kind unter dieser Stimmung leiden.

Wenn Julia doch nur mit sich reden lassen, ihr einen unverschleierten Einblick in ihre Gedanken gewähren wollte! Wenn sie diese Gedanken kannte, würde es sicher ein Leichtes für sie sein, das Rechte zu finden und zu thun. Aber Julia entzog sich hartnäckig, schlau und eigensinnig jedweder Aussprache, als ob eine solche schlimmer sei als alles andre.

‚Du denkst wohl, ich sei eifersüchtig!‘ Bei diesem Ausruf blieben Rottrauts Gedanken schließlich wie vor einer Mauer stehen. Eifersüchtig! Du lieber Gott — worauf denn? Sie war hübscher, sie war glücklicher, sie war reicher; sie war die Hauptperson und wurde ganz ungebührlich verwöhnt und berücksichtigt, namentlich von Björn. Oder fand Julia etwa, daß Björn zu viel Freundlichkeiten für das herzugelaufene Waisenkind hatte? Dann konnte sie es ihm einfach sagen, und er würde sicher sein Benehmen sofort ändern; und Rottraut würde sich darein finden, obgleich ihr das Herz bluten würde.

Nein, sie hatte keinen Grund. Sie bestritt es ja auch selber durch ihre höhnende Frage. — Aber wenn sie nun doch eifersüchtig war?

Ja, dann — ob mit oder ohne Grund — dann war Rottrauts Zeit hier abgelaufen. Dann konnte sie nicht einen Tag länger bleiben. Das war sie Björn, das war sie Julia, das war sie am meisten sich selbst schuldig. —

Während dessen schlenderte Björn mit der Flinte durch die Felder, ohne auch nur im geringsten auf ein Beutestück zu achten. Er wollte nur aus dem Hause fort sein, aus dem Hause, in dem sich ihm alles mehr und mehr in Qual verwandelte. Wenn er sich tagsüber rechtschaffen müde machte, so hatte das auch noch den Vorteil, daß er dann nachts besser schlief und nicht mit nervöser Hartnäckigkeit auf jedes Geräusch in und außer dem Hause lauschte.

Er hatte heute den ganzen Vormittag junge Pferde zugeritten. Alle Glieder thaten ihm weh. Es war eigentlich ein Unsinn, jetzt noch umherzulaufen; obendrein allein —

Früher, als er beabsichtigt, kehrte er heim.

‚Ich will doch noch durch den Garten gehen und nachsehen, was Traute macht,‘ dachte er und kam unmittelbar von den Weiden durch einen Schlupf in der Hecke herein. Er fand die arbeitenden Frauen ohne Aufsicht; sie gaben ihm die Richtung an, in der Rottraut sich vor kurzem entfernt haben sollte.

Er fand ihre Fußspuren auf den sauber gehaltenen Wegen und folgte ihnen. Und so fand er auch Rottraut.

„Aber Traute — was ist denn los?“ rief er ganz erschrocken, als sie sich vergeblich bemühte, ihm ihr verweintes Gesicht zu verbergen.

„Ach — nichts. Eine dumme Laune. Wirklich, weiter nichts. — Es ist übrigens gut, daß du kommst. Ich wollte dir noch sagen, wir haben viel zu viel Wintergemüse für den eignen Bedarf. Es kann über die Hälfte davon verkauft werden. Das giebt eine schöne Einnahme.“ Er schien gar nicht zu hören, was sie sagte, sondern sah sie immer nur besorgt an.

„Hast du kein Vertrauen zu mir, Traute?“ fragte er. Sie stutzte; dann zuckte es schelmisch um ihren Mund.

„Du hast mir ja damals auch nicht sagen wollen, was dich drückte —“

„Aber Traute!“ klang es vorwurfsvoll.

„Nicht etwa, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten wollte,“ lenkte sie schnell ein. „Ich bin nur zufällig in einer ähnlichen Lage. Ich kann auch nicht sprechen über das, was mich eben traurig machte; weil ich mich schäme, weil es so unwichtig ist und gar nicht der Mühe wert, darüber zu reden, geschweige denn zu weinen. Und nun komm, du mußt dir wirklich meinen Gemüsereichtum ansehen und darüber bestimmen!“

Er folgte ihr willig aber gedankenschwer, und es kam ihn hart an, dem praktischen Vortrag zuzuhören, den sie ihm zwischen den durchwühlten Beeten hielt.

Von nun an hatte Björn ein aufmerksameres Auge auf Rottraut. Er blieb sogar mehr im Hause, um besser beobachten zu können. Eingetretenes, frühherbstliches Regenwetter gab ihm einen willkommenen Vorwand.

Und da mußte er es endlich merken: Julias scharfes, gereiztes Wesen sowohl als Rottrauts rührende Sanftmut dem gegenüber.

Björn beurteilte die Sachlage sofort ganz richtig. Er beschloß indes, zu thun als merke er nichts, in der festen Annahme, Julia werde sich mit der Zeit von selbst wieder beruhigen und zur Vernunft kommen.

Er irrte sich. Es wurde nicht besser, sondern täglich schlimmer. Er entdeckte oft, daß Rottraut rote Augen hatte, und würde auch ohnedem gemerkt haben, daß sie litt. Sie hatte so etwas Unsicheres, Geängstetes in ihrem Wesen. Und endlich hielt er es für seine Pflicht, ihr zu Hilfe zu kommen.

Er benutzte dazu eine Stunde, in welcher der Ärger, der jetzt oft in ihm kochte, schwieg und einer überlegenen Beurteilung Platz gemacht hatte. Es war abends, und Rottraut hatte, Müdigkeit vorschützend, bereits ihr Zimmer aufgesucht.

„Sage doch, Julia,“ begann er sehr ruhig, „was hat Rottraut seit einiger Zeit?“ Julia wurde ein wenig blasser.

„Was soll sie haben?“ fragte sie, erstaunt thuend.

„Sie ist stiller und gedrückt. Sie zieht sich auffallend zurück. Und sie sieht öfter verweint aus.“

„So — das ist mir ja noch gar nicht aufgefallen. Ich beobachte sie freilich wohl auch nicht so aufmerksam wie du!“

„Dazu gehört keine große Beobachtung. Das sieht man, ohne es sehen zu wollen.“

Julia sagte nichts mehr, sondern fing an zu lesen.

„Möchtest du nicht das Buch hinlegen, wenn ich mit dir spreche!“ sagte er in so strengem Ton, daß sie vor Schreck augenblicklich gehorchte. „Wenn du meine Frage nicht beantworten kannst,“ fuhr er fort, „so werde ich sie anders stellen: Was hast du seit einiger Zeit gegen Rottraut?“

„Ich —?“ meinte Julia unschuldsvoll und wurde noch blasser dabei.

„Ja, du. Du bist geradezu unausstehlich mit ihr.“

Sie lachte gezwungen. „Wirklich? — Ach — weißt du, ich überlege mir gar nicht, wie ich mit ihr bin.“

„Um so schlimmer, wenn dies Benehmen dir unwillkürlich und ein Ausfluß deiner Gesinnung gegen sie ist.“

„Aber Björn —“ sie wurde nun doch etwas unsicher — „ich habe wirklich nicht die Absicht, unfreundlich gegen sie zu sein. Ich bin eben auch mal angegriffen oder nervös — dann kann man nicht immer schmelzend liebenswürdig sein.“

„O, es ist ein großer Unterschied und leicht zu merken, ob es nur an der Liebenswürdigkeit, oder an der Liebe fehlt!“

„Und wenn es an der Liebe fehlt,“ rief sie trotzig, „was geht's dich an?“

„Es geht mich wohl etwas an!“ Er hielt noch immer an sich. „Ich kann es nicht dulden, daß irgend jemand, dem ich in meinem Hause Heimatsrecht gab und den ich in meinen Familienkreis aufnahm, von dir schlecht behandelt wird.“

„Wieso behandle ich sie denn schlecht?“ fragte Julia herausfordernd. Er hielt es nicht der Mühe wert, darauf zu antworten.

„Du nimmst das alles viel zu tragisch,“ sagte sie einlenkend. „Rottraut hat dir vielleicht einmal etwas vorgeweint —“

„Sie hat mir nie etwas vorgeweint,“ unterbrach er; „sie ist viel zu stolz und viel zu rücksichtsvoll dazu.“

„Nun — dann wird sie es wohl selbst nicht so schlimm finden. Sie ist überdies sehr empfindlich, das gute Kind —“

„Wenn sie das, was du ihr zumutest, nicht empfinden sollte, so müßte sie kein Herz oder keine Ehre haben. Und selbst angenommen, es wäre an dem, so werde ich es doch wegen meines Hauses Ehre nicht dulden. Kurz und gut, Julia, ich verlange von dir, daß du dich zusammennimmst, deine Launen beherrschst und Rottraut den Aufenthalt in meinem Hause nicht unerträglich machst. Hast du mich verstanden?“

Er sprach fast nie in diesem Ton zu ihr. Es that ihr entsetzlich weh, und daß er um dieses Mädchens willen so zu ihr sprach, brachte sie fast um die Besinnung. — Sie brach in Thränen aus.

„Sei nicht so hart gegen mich, Björn! Du weißt nicht, wie unglücklich ich bin!“

Ihr Weinen stimmte ihn nubehaglich. „Warum bist du unglücklich?“ sagte er rauh. „Du hast nicht die geringste Veranlassung dazu!“

„So? Keine Veranlassung — — —“

Er wandte sich schroff zu ihr um. „Und was denn für eine?“ In seinen Augen funkelte etwas so Drohendes, Warnendes, daß sie nicht den Mut hatte, es auszusprechen. Dieser drohende Blick, der ihn so männlich machte, der ihr Angst einflößte, entfesselte ihre ganze Leidenschaftlichkeit.

„Björn!“ rief sie außer sich, sprang auf, kniete vor ihm hin und legte ihr weinendes Gesicht in seinen Schoß, wie sie immer that, wenn sie sich vor Liebe zu ihm nicht lassen konnte, „Björn, es kommt ja doch alles nur, weil ich dich so über alle Vernunft und Einsicht liebe! Weil ich es nicht ertragen kann, wenn du mit einer andern freundlich bist — freundlicher als mit mir, ja, das bist du oft! Und am wenigsten kann ich ertragen, wenn ich sehe, daß die andre es mehr verdient, als ich! Wenn du meiner überdrüssig bist, wenn ich dir nicht genüge — ich kann es dir ja nicht verdenken, ich weiß überhaupt keine, die genug für dich ist — so schick mich doch fort, so trenne dich doch von mir, du thust dann nichts Schlechteres, als ich mit Eberhard gethan habe! — Aber das sag' ich dir,“ rief sie leidenschaftlich, ballte die Faust, hob den Kopf, und ihre Augen funkelten wild, „wenn du das thust — ich ertrag's nicht, ich ermorde dich oder mich — oder uns beide! Ich lasse dich keiner andern!“

Sie zitterte am ganzen Leibe. Björn sah traurig auf sie nieder. Was sie sagte, überraschte ihn nicht sehr; er war darauf vorbereitet gewesen. Aber ihre zügellose Heftigkeit erschreckte ihn.

„Du sollst mich lieb haben, Björn,“ rief sie außer sich und warf sich schluchzend an seine Brust. „Lieber als alle andern!“ Er zog sie vollends auf seinen Schoß und legte die Arme um sie wie zum Schutz gegen ihre eigne Leidenschaftlichkeit.

„Ich habe dich ja lieb, Julia!“ sagte er mühsam.

„Du sollst es nicht bloß sagen — ich will es auch fühlen, ich will ganz fest davon überzeugt sein!“

„Was soll ich denn thun, um dich zu überzeugen!“ Sie antwortete nicht; aber sie erstickte ihn beinahe in ihren Armen. Björn fing an, sie zu streicheln und zu liebkosen; er küßte sie auch, sanft und innig, wie man ein aufgeregtes Kind küßt, und hielt sie dabei fest in seinen Armen, wie ein Engel der Barmherzigkeit. Sie weinte sich aus, und er wartete geduldig, bis sie fertig sein würde. — Allmählich beruhigte sie sich.

„Nun sage mir nur, mein einziges Kind,“ fragte er liebreich, ohne sie loszulassen, „warum machst du dir und mir solche Aufregungen?“

„Ach — ich liebe dich so!“ Das war ihre einzige Antwort auf all seine Fragen, auf all sein verständiges, gütiges Zureden. Das war ihre Erklärung, ihre Rechtfertigung, ihre Entschuldigung. Alles in ihr war Kind geblieben. Nur diese Liebe hatte zügellosen Umfang angenommen.

„Und was sollen wir denn nun mit Rottraut machen?“ fragte er zuletzt, doch ein wenig unsicher. „Sollen wir sie wegschicken?“

„Ach nein —“ rief sie erschreckt. Diese Folge ihres Benehmens schien ihr doch zu ernsthaft in jeder Beziehung. Er atmete unwillkürlich auf.

„Dann wirst du dich doch wohl bemühen müssen, den alten Ton ihr gegenüber wiederzufinden! Ihr waret doch so gut miteinander und hattet euch so lieb! Laß doch euer Verhältnis nicht an solchen unsinnigen Wahnvorstellungen

scheitern! Du hast doch selbst so viel gewonnen durch ihren Eintritt in unser Haus!"

Julia sah bedrückt vor sich nieder.

„Sie war mir auch wirklich sehr lieb geworden," gestand sie beschämt.

„Nun, siehst du — so beraube dich nicht selbst der fast einzigen Gesellschaft, die du hast!"

Mehr als all sein freundliches Zureden half es, wenn er sie zwischendurch streichelte und küßte. Endlich war sie wieder ganz getröstet. Und wie immer, einzig nur mit sich beschäftigt, entging es ihr, daß sein Gesicht kummervoll blieb.

Es war spät geworden, und die maßlose Aufregung hatte sie müde gemacht. Mehreremale hatte sie Björn schon Gutenacht gesagt und konnte sich noch immer nicht aus seinen Armen lösen.

„Geh nur," sagte er endlich und schob sie sanft von sich. „Ich komme nach." Da ging sie, zögernd, als klebten ihre Sohlen an den Dielen; als läge Gefahr darin, wenn sie ihn nur einen Augenblick aus den Augen ließ.

Als sie oben an Rottrauts Thür vorüberkam, glitt ein zufriedenes Lächeln über ihr Gesicht. Rottraut wußte nicht, wie seine Küsse thaten, und würde es nie erfahren — —

Björn unterdrückte ein Stöhnen, als sie hinaus war. Er reckte sich, als sei ein Panzer von ihm abgefallen.

Möchte Gott ihn vor mehr solchen Stunden bewahren; diese war eine der schwersten seines Lebens gewesen, und er war sich nicht sicher, eine häufige Wiederholung ertragen zu können. Und doch sagte er sich, daß noch schlimmere Stunden ihm bevorstanden.

Einstweilen hieß es abwarten und soviel als möglich ausgleichen. Für heute schien es ihm gelungen, Julias eifersüchtige Zweifel niederzuschlagen; eine Weile mochte es nun wieder gehen. Es ging vielleicht um so länger, je zärtlicher er mit ihr war, je mehr von seiner Zeit er ihr widmete.

Rottraut würde zu kurz dabei kommen; sie würde nun auch noch von ihm zurückgesetzt werden. Aber das half nichts, das war nicht die Hauptsache.

Wenn es nicht anders wurde, so mußte Rottraut fort. Wie und wohin würde sich schon finden.

Björn wurde blaß; er schloß die Augen, seine Lippen preßten sich aufeinander wie in heftigem Schmerz, und sein frisches, jugendliches Gesicht bekam einen alten, müden Zug.

Eine Weile ging es auch.

Es war nicht die alte Unbefangenheit zwischen ihnen, und die Fröhlichkeit hatte oft etwas Erzwungenes. Aber man zankte sich doch nicht, es fielen keine gehässigen Bemerkungen, es gab keine Thränen und Scenen. Aber es gab auch kein helles Lachen, kein harmloses Scherzen, keine rechte Gemeinsamkeit im Arbeiten und im

Genießen. Jeder hielt sich für sich, ging schweigsam seinem Tagewerk nach und sprach nicht viel davon. Es war etwas Totes in diesem Frieden.

Björn erkannte Julias Bestrebungen, höflich und freundlich zu sein, an, und ermunterte sie durch häufiges Lob. Er ließ sich täuschen; denn Julia nahm sich nur aus Angst zusammen, und nicht etwa, weil sie die Unsinnigkeit ihrer erregten Gedanken eingesehen hätte. Heimlich beobachtete sie ihren Mann und das Mädchen unausgesetzt, und hatte keine Auffassung dafür, daß es sie selbst entwürdigte, wenn sie den beiden beständig nachspürte. Daß sie nichts, auch nicht das Geringste entdecken und erspähen konnte, was ihr Mißtrauen gerechtfertigt hätte, erhöhte es, statt es zu zerstreuen, und verschärfte ihre eifersüchtige Qual, statt sie zu lindern.

Björn merkte es nicht, weil er es nicht merken wollte. — Aber Rottraut fühlte alles nach wie vor, sie litt schweigend weiter darunter. Daß Julia sich zusammennahm, war auch keine Linderung für sie. Mit ihrem hellem Verstande führte sie den Zwang, den jene ihren Launen anthat, auf eine Auseinandersetzung mit Björn zurück, von der sie zwar nie erfuhr, die aber ihrer Ansicht nach zweifellos stattgehabt haben mußte.

Sie wurde noch bestärkt in dieser Annahme durch die auffallende Zurückhaltung, mit der Björn sie behandelte. Sie zürnte ihm nicht darum, sie war ihm dankbar dafür; sie wußte, es geschah aus Rücksicht auf Julia, und es erwuchs ihr selbst eine wesentliche Erleichterung dadurch, so schmerzlich sie seine warmherzige Güte gerade jetzt vermißte.

Daß Björn um alles wußte, teils aus eigner Beobachtung, teils aus Julias Klagen, war ihr sonnenklar. Und das fiel ihr fast am schwersten. Sie schämte sich schrecklich vor ihm, obwohl sie keinen Grund dafür hatte. Es erfüllte sie mit heißem, ohnmächtigem Zorn, wenn sie sah, wie Björn mit dieser Frau und ihren Schwächen umging, und wie sie es ihm lohnte. Sie sehnte sich danach, mit Björn über das alles zu sprechen; aber sie wußte, das war unmöglich.

Mehr und mehr erwog sie den Gedanken, dieses Haus zu verlassen und sich anderswo einen Platz und eine Pflicht zu suchen. Sie sah voraus, daß es eines Tages so kommen mußte, wenn Julias Stimmung eine dauernde blieb; und sie sagte sich, daß es am besten sein möchte, wenn sie mit einem raschen Entschluß der nahenden Notwendigkeit zuvorkäme. — Aber wie sollte sie einen solchen Entschluß begründen? Würden dadurch nicht gewaltsam Dinge ans Licht gezogen, die besser nie beleuchtet wurden?

Und noch eins ließ sie immer wieder wankend werden in ihrem Entschluß. Das war die Todesangst, die sie ergriff bei dem Gedanken an eine Trennung von hier. Sie erschrak über die schmerzhafte Gewaltsamkeit ihrer Empfindungen für dies Haus. Aber sie hätte sich ja lieber hier auf dem kleinen Kirchhof begraben lassen, als fern von hier weiter zu leben.

So behielt sie einstweilen ihre Gedanken für sich und litt und liebte und wartete schweigend weiter.

Es war Ende September noch einmal sehr heiß geworden. Am Tage hatte die Luft nichts von herbstlicher Frische und Reine, sondern lastete still, schwer und blendend auf dem flachen Lande und seinen abgeernteten Feldern. Nur zur

Nachtzeit kam wohlthätige Abkühlung. Dann öffnete man alle Fenster, um sie einzulassen.

Rottraut schien sehr mitgenommen von der Hitze; sie sah oft welk und matt aus, und ihre Fröhlichkeit, mit der sie immer von neuem unverdrossen den Bann zu sprengen suchte, der auf ihnen dreien lastete, hatte etwas Wehmütiges. Ihr ernstes, oft schmerzlich grüblerisches Gesicht zu sehen, machte Björn unruhig; aber ihr rührendes Lachen zu hören, schnitt ihm ins Herz. Er sagte nie etwas darüber, auch nicht über ihr ermüdetes Aussehen. Er vermied es überhaupt soviel wie möglich, mit ihr zusammen zu sein.

Um so besorgter war er um Julia. Er verzog und verhätschelte sie, obgleich sie das Bild der Gesundheit und des Behagens war. Er las ihr die Wünsche von den Augen ab und nahm die unbegreiflichsten Rücksichten auf sie. Er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sich in Ritterdiensten gegen diese Frau zu erschöpfen. Und Julia nahm das alles hin wie einen ihr zukommenden Tribut. Sie setzte eine selbstbewußte, triumphierende Miene auf, wenn Rottraut zugegen war, und trug eine siegesgewisse Zärtlichkeit gegen Björn vor ihr zur Schau.

War sie allein mit ihm, so hatte er es schwer mit ihr. Sie war über alle Begriffe launenhaft in ihrer Stimmung; bald stieß sie ihn zurück mit den unsinnigsten Beschuldigungen — bald erschöpfte sie sich in heißen Liebesbeteurungen. Fortwährend verlangte sie, daß er ihr seine Liebe beweise.

„Ich will sie fühlen, ich will ganz überzeugt davon sein!“ Er ertrug alles mit bewundernswerter Ruhe und Geduld. Aber das paßte ihr erst recht nicht. Er hätte rasen sollen — natürlich nicht gegen sie.

Rottrauts Namen hatte sie nicht wieder vor ihm zu nennen gewagt. Sie hatte immer im untersten Grunde ihrer Seele die Angst, sich seine Liebe zu verscherzen, wenn sie seinen Unwillen erregte. Aber einmal, durch seine unerschütterliche Geduld und Sanftmut gereizt, ließ sie sich doch wieder hinreißen.

„Du behandelst mich wie ein thörichtes Kind. Aber ich bin nicht so dumm, und was ich nicht höre, das fühle ich. Denkst du, ich lasse mich dadurch täuschen, daß du mit Rottraut nicht mehr sprichst? Sehe ich doch die zärtlichen Blicke, mit denen du sie immer beobachtest —“

Sie hielt inne, erschrocken über sich selbst, und sah ängstlich nach ihm hin. Er war ganz bleich geworden unter seiner braunen Haut, und ein heiliger Zorn machte seine Augen leuchten und seine Gestalt beben.

„Ich verbiete dir ein für allemal, solche leichtfertigen Reden zu führen. Du solltest dich ihrer schämen, vor dir und vor mir. Meine Geduld mit dir ist groß; aber das erträgt sie nicht.“

Ohne einen weitern Blick, ein weiteres Wort verließ er festen Trittes das Zimmer und klinkte die Thür hinter sich ein. Julia stand sekundenlang wie versteinert. Dann warf sie sich auf den ersten besten Stuhl und weinte wie eine Verzweifelte.

Da trat Rottraut ein. Sie hatte eine wirtschaftliche Meldung machen wollen. Bei dem Anblick, der sich ihr bot, erstarb ihr das Wort auf den Lippen, und sie blieb stumm vor Schreck.

„Julia — um Gotteswillen — was hast du denn?“ sagte sie endlich und trat zögernd näher. Niemand hätte Julia in diesem Augenblick unwillkommener sein können. Sie wollte zu weinen aufhören und die Unbefangene spielen; aber ihr, die nie hatte Selbstbeherrschung üben können, gelang das natürlich nicht.

„Geh!“ sagte sie heiser hinter ihrem Taschentuch hervor. „Ich will allein sein.“

Aber Rottraut ging nicht. Es wuchs ihr plötzlich ein großer Mut. Sie kam und kniete vor Julia hin und bemächtigte sich der Hand, die unruhig in ihrem Schoß hin und her zuckte.

„Julia, sag mir doch, was dir ist! Sprich dich aus, es wird dir gut thun!“

„Geh — ich kann dich nicht brauchen!“ rief Julia und riß ihre Hand aus Rottrauts Fingern. Aber Rottraut ging immer noch nicht.

„Julia,“ sagte sie weich und dringend, beinahe zärtlich, „warum willst du denn durchaus nichts von mir wissen? Wir haben uns doch so lieb gehabt! Denke doch an die Stunden, die wir zusammen verlebten, als wir uns kaum kannten, am Sterbebett meiner Mutter! Wie schnell brachten sie uns einander nah! Und dann, als ich zu euch kam — was für stille, schöne, friedliche Zeiten haben wir verlebt! Wie hat mir dein Frohsinn geholfen in meinem Kummer! Wie oft hast du mir gesagt, daß dir meine Anwesenheit dein Leben angenehmer und leichter mache! — Ist denn das nun alles aus und vergessen? — Sieh, ich habe dich lieb, Julia, herzlich lieb, und du thust mir weh, so wie du zu mir bist. Ich will mich darüber nicht beklagen. Ich weiß, daß du mich auch lieb gehabt hast. Ist denn das alles erloschen in deinem Herzen? — Du hast mir doch sonst alles erzählt; es gab nichts, was wir nicht gemeinsam besprochen hätten. Willst du denn nun gar kein Vertrauen zu mir haben?“

Julia schüttelte heftig den Kopf. Rottrauts Reden machten sie weich. Aber sie wollte nicht weich werden.

„Ich kann nicht,“ sagte sie.

„So überwinde dich selbst und sage mir, was ich dir gethan habe, und warum du weinst! Es ist ja aufreibend, in diesem Zustand zu leben und nicht zu wissen, wie man ihn ändern kann!“

„Ich weine gar nicht um dich,“ sagte Julia, als endlich eine Pause in ihrem Schluchzen eintrat. „So wichtig bist du überhaupt gar nicht. — Schick mir Björn!“ rief sie fast heftig und drückte von neuem das Taschentuch vor das Gesicht. Bereitwillig erhob sich Rottraut.

„Weißt du, wo er ist?“

„Wenn du es nicht weißt — wie sollt' ich es wissen!“ Rottraut warf ihr einen langen, sonderbaren Blick zu; beinahe verächtlich. Dann ging sie nach der Thür.

„Nein — bleib hier!“ rief ihr Julia hastig nach. „Rufe ihn nicht.“ Rottraut blieb unschlüssig stehen und unterdrückte einen unmutigen Seufzer.

„Was willst du nun eigentlich, Julia?“ fragte sie ratlos.

„Ach, ich bin so unglücklich!“ schluchzte Julia.

„Dazu hast du aber doch wirklich keine Veranlassung!“ Julia sah betroffen auf — dasselbe hatte neulich Björn gesagt. Hatten sie sich verabredet? — Und Julia

fühlte sich noch unglücklicher; geradezu kläglich. Die Sehnsucht nach Björn, die Angst vor seinem Unwillen gewannen wieder die Oberhand.

„Ich habe wohl Veranlassung. Björn ist böse mit mir. Du kannst das natürlich nicht verstehen. Du weißt ja nicht, was es heißt, lieben und geliebt zu werden — von solchem Manne!“

„Wenn ihr euch gezankt habt,“ sagte Rottraut ziemlich kalt, „so wirst du wohl schuld haben. Also geh hin und bitte um Verzeihung.“

„Natürlich!“ lachte Julia auf. „In euren Augen habe ich ja immer schuld — in Björns Augen dir gegenüber, in deinen Augen ihm gegenüber.“

Rottraut überhörte großmütig auch diesen Stich. „Angenommen also, du habest nicht schuld — so betrachte es als dein schönes Frauenrecht, dennoch die erste zu sein, welche die versöhnende Hand reicht!“ Aber Julia schüttelte wieder den Kopf.

„Nein, nein, es geht nicht. Ich habe Angst vor ihm. Ich habe etwas gethan, gesagt, was er mir niemals verzeihen kann!“

Rottraut machte ein betroffenes Gesicht. Was mußte sie gesagt haben, das sie selbst für unverzeihlich hielt! — Und wie konnte sie Angst haben vor Björn, vor ihm, der gegen niemand so gut und so nachsichtig war, wie gegen diese Frau!

Der Wunsch, zu helfen, beseelte ihren sinkenden Mut.

„Julia, Julia,“ sagte sie traurig und liebevoll, „warum beschwörst du immer von neuem solche Scenen herauf, die euch beide unglücklich machen! Diese Scenen haben keinen Grund — aber sie können endlich die Veranlassung werden, daß Björns Liebe zu dir sich abkühlt. Vergiß das doch nicht! Es gehört oft eine wahre Engelsgeduld dazu, deine Launen zu ertragen. Dazu hast du ihn doch nicht geheiratet, um deine Launen an ihm auszulassen!“

Zum erstenmal seit langer Zeit war Julia wieder einmal zugänglich für solche Worte. Zarter, liebevoller wie Rottraut, und doch dabei so ernst und ehrlich, hätte keiner mit ihr über diese Dinge reden können. Und doch würde es nicht viel nützen können, denn jede hütete sich ängstlich, an die Wurzel alles Übels zu rühren. Julia, weil sie wußte, daß sie dann vor eine peinliche Entscheidung gestellt werden würde; Rottraut, weil sich ihre reine Seele immer noch dagegen sträubte, an solche Gründe zu glauben.

Nachdem es ihr beinahe gelungen war, Julia von ihrer Schuld an allem zu überzeugen und ihr begreiflich zu machen, daß sie allein es in der Hand habe, die gestörte Harmonie wieder herzustellen, ging es plötzlich über das ruhiger gewordene Gesicht der Frau wie eine dunkle Wolke, die der Schatten eines finstern Gedankens schien, der durch ihre Seele zog.

„Warum giebst du dir eigentlich soviel Mühe mit mir?“ fragte sie mit einem lauernden Blick. Rottraut sah ahnungslos auf und verstand nicht.

„Nun — meinetwegen und um mir zu helfen doch gewiß nicht!“

„Nur deshalb!“ rief Rottraut freudig. „Natürlich — wenn dir geholfen ist, so ist uns allen geholfen,“ setzte sie hinzu.

„Siehst du?“ sagte Julia bitter. „Wenn es dir gelänge, meine Zweifel zu zerstreuen und mich in so eine recht tiefe Ruhe einzuwiegen, so hättest du ja viel

leichteres Spiel. Und für Björn wäre es ja auch viel angenehmer, wenn ich dauernd erblindete und nicht sähe, was um mich her vorgeht —"

Julia glaubte selbst nicht die Hälfte von dem, was sie sagte. Es war nur ihre Taktik, durch solche verletzenden Andeutungen die Wahrheit herauszubekommen.

Rottraut war bei ihren Worten gewesen, als sei in ihrem Herzen etwas gemordet worden. Eine Totenstille kam über sie, und die Glieder wurden ihr schwer.

„Laß gut sein, Julia," sagte sie sanft und beschwichtigend. „Ich weiß etwas, das wird dir gut thun —"

„Nun —?" fragte Julia, etwas eingeschüchtert durch die unerwartete Wirkung ihrer Worte.

„Ich kann es dir nicht jetzt gleich sagen —"

„Du mußt es wohl erst mit Björn besprechen?"

„Nein. Aber mit mir selber." Es wäre ihr in der That unmöglich gewesen, das verhängnisvolle Trennungswort in diesem Augenblick zu sprechen. „Ich hoffe, es läßt sich machen," setzte sie noch hinzu. „Und nun — weshalb ich vorhin kam — die Waschfrauen müssen noch Seife haben. Willst du mir die Vorratsschlüssel geben?"

Schweigend nahm sie sie in Empfang; schweigend ging sie hinaus. Julia sah ihr mit Herzklopfen nach.

„Sie will fort!" sagte sie sich und wußte nicht, ob sie Freude oder Angst dabei empfand. „Es wäre noch das beste, wenn sie selbst zu gehen verlangte. Hierbleiben kann sie nicht. Ich ertrage es nicht. Ob ich recht habe oder nicht mit meinen Vermutungen — schon der bloße Gedanke macht mich rasend. — Aber was wird Björn sagen —?" Plötzlich strahlte ihr Gesicht auf wie bei einer Entdeckung. „Dabei wird es sich ja herausstellen, ob er lügt oder nicht. Liebt er mich am meisten, so wird er einsehen, daß sie gehen muß. Liebt — er — sie — mehr —" sie würgte an dem Gedanken und dachte ihn nicht weiter. „Schließlich ist es doch recht unangenehm, wenn sie wirklich fortgeht, dann fängt meine Einsamkeit wieder an!"

Inzwischen stand Rottraut in der Vorratskammer und zählte die viereckigen, schön gelbglänzenden Seifestücke in den Korb.

‚Ich muß es ihm sagen, heute noch. Ich muß es ihm sagen.' — Es war schon später Nachmittag, und den ganzen Abend fand sich keine Gelegenheit für sie, Björn zu sprechen. Es war ihr auch fast lieb, denn sie hatte noch keine Ahnung, wie und was sie ihm sagen wollte, was sie sagen mußte. Und hätte sie es gewußt, so hätte ihr der Mut gefehlt.

Julia war sehr freundlich gegen sie; als ob sie etwas wieder gut machen oder etwas aus ihr herausbekommen möchte. Aber Rottraut schien ihre Freundlichkeit gar nicht zu bemerken und that im übrigen, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen. Ebenso schien auch Björn den Auftritt, den Julia ihm gemacht hatte, überwunden und verziehen zu haben. Sonst freute sich Rottraut über solch großmütiges Einlenken seinerseits. Heute ließ es sie völlig kalt.

Sie sagte ihm Gutenacht, ohne daß sie ihr Anliegen hatte anbringen können.

‚Also morgen —' sagte sie sich, als sie schweren Herzens ihr Giebelzimmer betrat.

In der Nacht kam ein Gewitter. Rottraut, die schlaflos auf ihrem Bette lag, hörte es von weitem leise grollen und murren. Sie setzte sich auf und sah es in dem dichtgeballten Gewölk zuckend leuchten. Sie liebte die Gewitter; heute besonders war ihr so recht danach zu Mut, es um sich herum toben und stürmen zu hören. Sie stand auf, kleidete sich notdürftig an und setzte sich an das offene Fenster. Und während das Wetter näher kam, die Wolken sich über den halben Himmel breiteten, die Blitze schärfer und der Donner lauter wurden, bewegte sie in ihrem Herzen immer nur die eine Frage:

„Wie sag' ich es ihm! Wie sag' ich es ihm! So, daß er es einsieht, und daß es ihn doch nicht kränkt! So, daß er mir den Willen läßt und Julia darum nicht zürnt!“

Aus der Ferne nahte sich ein hohles Brausen, das in wenigen Sekunden die Kronen der Bäume im Garten auseinanderbog. Große, schwere Tropfen fielen klatschend nieder. Welke Blätter wirbelten in der Luft herum und zum Fenster herein. Ein Fauchen und Heulen stob durch das ganze Haus, und dann flog mit lautem Klirren ein Fenster zu.

Rottraut fuhr erschreckt auf. Erst jetzt dachte sie daran, daß man vor dem Zubettgehen unten alles geöffnet hatte, um die Nachtkühle in die schwülen Stuben einziehen zu lassen. Schnell warf sie eine Jacke über und schickte sich an, hinunter zu gehen. Das Licht, das sie angezündet hatte, löschte der Zug ihr sofort wieder aus. Da tastete sie sich mit Leichtigkeit den wohlbekannten Weg im Dunkeln hinab.

Sie ging durch die ganze Zimmerreihe, behutsam ein Fenster nach dem andern schließend. Nur an Björns Stube ging sie vorbei. Sie wußte selbst nicht, warum — sie mochte da nicht ungerufen eintreten.

In Julias Zimmer war das Fenster zerbrochen. Als Rottraut den im Winde hin und her schwankenden Flügel zumachen und festriegeln wollte, fielen ein paar große Glasstücke mit lautem Geklimper zersplitternd auf die Diele.

„Wenn nur niemand davon aufwacht!“ dachte sie unwillkürlich. Da kam wieder ein greller Blitz und gleich darauf ein heftiger Donner. Rottraut faltete unwillkürlich die Hände.

„Wäre es doch nur erst gesagt!“ dachte sie mitten in allem Schreck und Schauder.

Plötzlich ging eine Thür auf, und ein blendender Lichtschein erfüllte die Dunkelheit. Björn stand im Zimmer, die Lampe in der Hand.

Er prallte förmlich zurück, als er Rottraut stehen sah. Sie selbst war in peinlichster Verlegenheit. Ihr unvollkommener Anzug, der lange Zopf, der ihr den Rücken hinunterhing, ihr verweintes, vergrämtes Gesicht — all das war ihr wohl bewußt und machte, daß ihr das heiße Blut bis in die Schläfen stieg. Sein Blick glitt erstaunt über sie hin.

„Aber Traute — was machst du denn hier — mitten in der Nacht?“

„Ich hörte das Fenster klirren — da fiel mir ein, daß alles offen stand — da kam ich herunter —“ stotterte sie.

„So — nun, aus demselben Grunde bin ich hier. Es klirrte ja wohl schon zum zweitenmal —“ er stellte die Lampe aus der Hand. „Laß mal sehen — ist das

Fenster entzwei?“ Er kam heran und untersuchte den Schaden. Es war zu merken, daß er es nur that, um die Zeit auszufüllen. Er faßte das Glas so gedankenlos an, daß es ihn in die Hand schnitt.

„Morgen müssen wir nach dem Glaser schicken. Das Wetter kann jähe Abkühlung bringen. — Fürchtest du dich oben allein, Traute?“

„O — keine Spur; ich will jetzt auch wieder gehen. Verzeih nur —“ schloß sie mit einem beredten Blick auf ihren Anzug.

„Du siehst sehr angezogen aus,“ tröstete er. Das schien sie zu beruhigen. Plötzlich, schon im Gehen begriffen, drehte sie sich um und stand still.

„Es ist zwar ein sehr unpassender Augenblick,“ sagte sie und wagte nicht aufzusehen, „aber ich möchte es dir doch jetzt sagen — ich weiß nicht, wann ich sonst dazu komme. — Ich muß fort, Björn.“

Nun war es heraus, und sie fühlte sich fast erleichtert.

„Du mußt fort — so! Warum denn, wenn ich fragen darf?“ Er stand breit und fest vor ihr und sah sie gleichfalls nicht an.

„Ich kann ja doch nicht dauernd hier bleiben — euch zur Last fallen — ich muß ordentliche Pflichten haben — mir etwas verdienen. Später werde ich ja doch wohl auf eignen Füßen stehen müssen — da ist es doch besser, ich gewöhne mich bald daran — statt mich hier von d— — von euch verziehen zu lassen —“ stammelte sie immer verwirrter und unsicherer. Er hatte währenddessen langsam den Kopf gehoben und sah sie nun mit traurigen Augen an.

„Und das alles ist dir so plötzlich eingefallen — muß so eilig ausgeführt werden, daß du es mir mitten in der Nacht sagen mußt?“ Sie wollte etwas erwidern, sah ihn aber nur kläglich an und schwieg. Da atmete er tief auf.

„Laß nur, mein Herzenskind,“ sagte er. „Ich weiß schon, warum du gehen willst; ich kann es dir nicht einmal ausreden. Du bist die einzige von uns, die den Mut hatte, das Notwendige zu sagen und zu thun —“

Also er widersprach ihr nicht, legte ihr keine Schwierigkeiten in den Weg; er war einverstanden mit ihrer Absicht.

Sie sah zu ihm auf, erleichtert und doch sehr, sehr unglücklich. Er konnte es nicht mehr ertragen, sie so zu sehen. Seine Kraft wankte.

„Geh nur jetzt wieder zu Bett, Traute. Morgen besprechen wir das Weitere. Du kannst natürlich fort, wann und wohin du willst.“

Sie neigte ergeben das Köpfchen und wollte gehen.

Da öffnete sich noch einmal die Thür. Auf der Schwelle erschien Julia. Sie hatte ein ganz verzerrtes Gesicht und trug nur ein kurzes dünnes Röckchen über ihrem weißen Nachthemd. Björn schämte sich, als er sie sah.

„So!“ rief sie und lachte mißtönend, „also darum warst du noch nicht müde, Björn! Die dunkle Nacht benutzt ihr zu eurem Treiben, und meine Zimmer entweiht ihr dazu?“

Rottraut stand wie gelähmt. Leichenblaß, starrte sie Julia an mit Augen, die ihr fast aus dem Kopf sprangen vor Angst und Zorn. Björn aber sagte mit unnatürlicher Ruhe:

„Du bist nicht gescheit, Julia! Das Fensterklirren — du hast es doch wohl auch gehört — rief sie und mich herbei —“

„Ich habe nichts gehört!“ sagte sie feindselig.

„Du kannst dir ja die zerbrochene Scheibe ansehen,“ meinte er mit einer lässigen Handbewegung. „Ich habe mich sogar in den Finger geschnitten,“ fuhr er fort, und wickelte sein Taschentuch um die blutende Stelle. Sie zuckte die Achseln.

„Der Wind that euch vielleicht den Gefallen,“ meinte sie boshaft. „Mich werdet ihr nicht dumm machen. Aber ich habe es jetzt satt —“

„Rottraut hat es auch satt,“ sagte Björn und stellte sich unwillkürlich zwischen beide.

„Warum ist sie dann noch hier?“ rief Julia trotzig.

„Aus Rücksicht auf mich wahrscheinlich.“

„Sie hat keine Rücksichten zu nehmen auf dich — nur auf mich!“

„Liebe Traute,“ sagte Björn, sich zu dem Mädchen wendend, „ich bitte dich, geh hinauf! Thu es mir zuliebe!“

Rottraut ging ohne Widerrede.

„Wenn du wieder einmal nachts umgehst, so zieh dich wenigstens anständig an,“ rief Julia ihr hämisch nach. Sie erwiderte keinen Ton; aber Björn sah noch, wie sie zusammenzuckte.

„Meinst du etwa, du seist anständig angezogen?“ fragte er scharf. „Oder du betrügest dich anständig? Schämen solltest du dich, diesem Kinde einen solchen unwürdigen Auftritt zu machen.“

„Du brauchst sie gar nicht in Schutz zu nehmen —“

„Jawohl werde ich sie in Schutz nehmen. Ich werde es auf keinen Fall dulden, daß jemand, der unter meines Daches Schutz steht, schlecht behandelt und gar beleidigt wird. Und weil es nicht in meiner Macht steht, dies zu verhindern, so wird Rottraut dieses Haus morgen verlassen.“

Das kam ihr denn doch überraschend.

„Was hat sie dir gesagt —“

„Das kann dir ganz gleichgültig sein. Wenn du behauptest, du seiest nicht blind — nun, so bin ich es auch nicht. Sie hätte kein Wort zu sagen brauchen — sie hat auch, glaube ich, keins gesagt — es war nicht schwer zu erfahren, wie du mit ihr umgingst. Lange genug habe ich still geschwiegen. Und wenn sie mir nicht soeben selbst den Wunsch ausgesprochen hätte —“

„Aha — so war es doch nicht nur das Fenster!“

„— von hier fortzugehen, wer weiß, wann ich den Mut gefunden haben würde, ihr die Notwendigkeit auszusprechen. Denn weißt du, Julia, ich schäme mich; schäme mich ganz entsetzlich in deiner Seele!“ Es war, als ob ihr diese Worte, mehr noch der sie begleitende Ausdruck einen Stoß versetzten.

„Björn — du bist doch nicht böse auf mich —“

„Ja, ich bin sehr böse. Ich bin außer mir über dich.“

„Björn — du kannst es mir nicht verdenken! Sie hat meinen Frieden gestört, mein Glück untergraben. Sie stiehlt mir deine Liebe.“ Er fuhr auf, als wolle er sie schlagen.

„Du überlegst wohl nicht, was du sprichst,“ sagte er eisig.

„Ja, ich überlege es wohl. Ich weiß, was ich damit sage. Und wenn ich ein wenig übertreibe — über kurz oder lang wäre es doch wahr geworden. Denke doch nicht immer nur an sie, denke doch auch an mich! Das einzige, was ich habe, bist du! Ich liebe dich, ich vergöttere dich. Und du ziehst mir eine andre vor, du nimmst sie in Schutz gegen mich, du schiltst mich ihretwegen —“

„Weil du mich fortwährend in die Notwendigkeit versetzt, sie gegen deine ungerechten Anschuldigungen zu verteidigen.“

„Wenn du mich allein liebtest, so wäre dir das alles gleichgültig. Du würdest gar nicht danach fragen, ob sie glücklich oder unglücklich ist.“

„Beruhige dich — das nimmt ja nun alles ein Ende. Sie geht morgen fort.“

„Wohin —“

„Das weiß ich noch nicht. Das muß ich noch mit ihr besprechen.“

„Natürlich. Nun — vielleicht habt ihr dann die Güte, es mir mitzuteilen.“

„Selbstverständlich. Ich bitte dich, Rottraut morgen nicht mehr zu sprechen. Diese letzte Rücksicht kannst du wohl noch auf sie nehmen.“

Julia wurde blaß.

„Es ist doch am Ende mehr ihre Sache, zu vermeiden, daß sie mir nochmals unter die Augen tritt!“

Er hatte nicht Lust, diese Unterhaltung fortzusetzen, nahm die Lampe und wollte gehen.

„Björn —“ rief sie ängstlich, „willst du mich so verlassen?“

„Was erwartest du denn noch?“ fragte er kalt.

„Ein gutes Wort, Björn —“

„Das verdiene dir erst wieder.“

„Björn —“

Er hörte nicht auf diesen klagenden Schrei. Er ging hinaus, schloß die Thür und dachte nicht einmal daran, daß er sie im Dunkeln sitzen ließ. In seinem Zimmer riegelte er sich ein.

Julia überließ sich einem wahren Verzweiflungsanfall. Daß sie ihn erzürnt hatte, das war ihr das ärgste von allem.

„Ach was —“ dachte sie endlich — „wenn Rottraut erst fort ist, dann findet sich das alles wieder. Dann hat er ja nur noch mich — und ich werde ihn wieder haben!“

Und bei verliebten Träumereien beruhigte sie sich über die große Tragik, die unerkannt und schweigend im Hause lagerte.

Rottraut fand die ganze Nacht keinen Schlaf mehr. Als der Tag dämmerte, stand sie auf, zog sich vollständig an und begann ihre Sachen einzupacken. Es stand bei ihr fest, daß sie heute noch fort mußte; wohin — das würde ihr Björn schon sagen.

Das Fenster hatte dauernd offen gestanden; es hatte eingeregnet, Vorhänge und Fußboden waren naß; die Luft im Zimmer war erquickend kühl und that Rottrauts schmerzendem Kopf, ihren heißgeweinten Augen wohl. Sie ging geschäftig hin und her, und bemühte sich, mit rüstigem Thun die Gedanken zu bändigen.

Gegen sieben Uhr klopfte Björn bei ihr an. Er streifte sie mit einem besorgten Blick und sah sofort, wie elend ihr zu Mut war.

„Guten Morgen, Traute," sagte er herzlich und unbefangen, wie in solchen Augenblicken nur Menschen miteinander reden können, die innerlich eins sind und einander felsenfest vertrauen. „Das war eine schlechte Nacht. Hast du noch ein wenig schlafen können?"

Sie schüttelte betrübt den Kopf. Mitten im Zimmer stehend, betrachtete er die unvermeidliche Unordnung des Packens.

„Du machst dich wohl schon reisefertig?" Sie nickte. Er trat ans Fenster und blieb dort eine Weile schweigend stehen. Dann setzte er sich auf das Fensterbrett, verschränkte die Arme über der Brust und sprach, ohne sie aus den Augen zu lassen:

„Ich habe mir überlegt, was nun werden soll. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen. Ich bringe dich jetzt gleich zu meinen Eltern. Die Hauptsache ist, daß du schnell hier fortkommst. Einmal dort, kannst du in Ruhe weiter überlegen. — Bist du einverstanden?"

Es schien nicht ganz so. Sie ließ den Kopf tief sinken.

„Was wirst du deinen Eltern sagen, um mein Kommen zu erklären?"

„Die Wahrheit natürlich." Sie schüttelte sich leicht.

„Es ist schrecklich —" hauchte sie.

„Warum ist es schrecklich?"

„Es ist so demütigend, gerade deinen Eltern gegenüber!"

„Gerade meine Eltern werden das alles sehr recht verstehen. Wo solltest du auch sonst hin, so plötzlich? Hier bleiben möchtest du doch gewiß nicht mehr?"

„O, nein — lieber auf der Landstraße!" rief sie erregt, und ihre Augen funkelten. Er hörte und sah es mit Herzweh, und da fühlte sie sofort, daß sie unzart gegen ihn gewesen war.

„Wenn du mich zu deinen Eltern bringen willst, und wenn deine Eltern mich eine Weile beherbergen wollen, so werde ich sehr, sehr dankbar sein," sagte sie weich. Es that ihm so leid; er konnte es kaum noch mit ansehen.

„Du sollst sehen, Traute," tröstete er, „du wirst dich bei meinen Eltern sehr bald wohl fühlen. Sie haben dich herzlich lieb, und an Litta wirst du eine muntere Gefährtin haben."

Sie mochte nicht widersprechen; mochte nicht sagen, daß sie nirgends anders mehr glücklich werden zu können meinte, und nickte nur gedankenvoll mit dem Kopfe.

„Nun, es ist mir lieb, daß du einverstanden bist," sagte er. „Ich werde gleich den Wagen bestellen. Wenn du fertig bist, dann komm doch herunter zum Frühstück. — Du brauchst ja nur das Nötigste mitzunehmen — alles andre schicken wir dir nach."

Wie eilig er es hatte, sie zu entfernen! Aber sie freute sich doch sehr, daß er sie noch hinausbegleiten wollte. Ob Julia damit einverstanden war?

Sie fürchtete, Julia unten zu sehen. Aber als sie herunterkam, saß Björn allein am Frühstückstisch. Er hatte ihre Tasse bereits gefüllt und ihr sogar das Weißbrot zurechtgemacht.

„Julia läßt dir Lebewohl sagen," bestellte er mit befangener Stimme, was ihm gar nicht aufgetragen worden war; denn seit sie erfahren, daß Björn Rottraut begleiten werde, hatte sie ihn keines Blickes mehr gewürdigt.

Um nichts zu versäumen, betrat er noch einmal ihr Schlafzimmer, als der Wagen schon vorgefahren war.

„Gott befohlen, Julia. Morgen zu Tisch bin ich wieder hier." Sie antwortete nicht und drehte den Kopf weg.

„Hast du etwas zu bestellen an die Eltern oder Litta?" Sie schüttelte den Kopf.

„Na — dann lebe wohl."

Sie hatte gehofft, er würde kommen und ihr einen Kuß geben. Nun er gegangen war, ohne es zu thun, war sie außer sich, daß sie ihn nicht geküßt hatte.

Björn hatte ein paar junge, flotte Pferde einspannen lassen und fuhr selber. Seine sichere Hand bändigte die übermütigen Tiere mit kräftigem Griff und weichem Spiel. Sie schäumten ins Gebiß und griffen aus, daß es eine Lust war.

Es war an und für sich schon schön, an diesem klaren Morgen durch die neugereinigte, starke Luft dahinzufliegen. Kein Wölkchen am Himmel, kein Staub auf der Erde. Aber Herbst war es geworden. Der Gewittersturm hatte das Laub der Bäume gelichtet, vom Horizont war der sommerliche Dunst verschwunden, und aus der Atmosphäre die sommerliche Schwüle. Die große Schwermut lagerte wieder in erhöhtem Maße über dem weiten Lande.

Björn und Rottraut sprachen wenig. Von dem, was ihre Herzen füllte, konnten sie nicht reden des Kutschers wegen; hätten es auch sonst vielleicht nicht gethan. Zu dem fröhlichen Geplauder sonstiger Zeit waren sie erst recht nicht aufgelegt. Er fragte nur manchmal, ob sie auch bequem säße, oder machte sie auf das und jenes in der Natur und der Umgebung aufmerksam. Im übrigen widmete er sich den Pferden.

Rottraut kämpfte anfangs fortwährend mit den Thränen. Allmählich beruhigte die kräftige Morgenluft ihre erregten Nerven.

Als der kleine weiße Kirchturm von Björns Heimatsdorf über den grünen Herbstweiden auftauchte, atmete sie hoch auf. Björn sah zu ihr nieder.

„Was hast du, Traute?"

„Ich freue mich, daß du mit mir bist!" sagte sie.

„Du Herzenskind —" murmelte er. Aber so leise es gesprochen war, sie hörte es doch; es freute sie; es bewies ihr, daß er ihr keine Schuld beimaß; denn so nannte er sie nur in seinen besten Augenblicken.

Man wollte eben zu Tisch gehen, als Björns Wagen vorfuhr. Den Schwarm von staunenden und erfreuten Fragen schlug er von vornherein nieder mit den lauten Worten:

„Ich möchte dich gleich einen Augenblick allein sprechen, Mutter!"

Während er sich mit ihr in ein anstoßendes Zimmer zurückzog, erzählte Rottraut ein wenig krampfhaft von Harry, von Julia, von der Wirtschaft und vom Garten.

Endlich, endlich ging die Thür wieder auf. Björn kam heraus; er sah sehr bewegt aus — beinahe als ob er weinen wolle.

„Komm, Traute — geh einmal hinein zur Mutter!“

Sie gehorchte blindlings, aber ihr armes, wundes Herz hämmerte. Und da, mitten im Zimmer, stand Magna Heddenholm mit ausgebreiteten Armen.

„Mein Kind, mein gutes, liebes Kind!“ rief sie mit Thränen in den Augen, „Björn bringt dich mir — komm, hab Vertrauen! Du sollst es nicht bereuen, ihm gefolgt zu sein!“ Und Rottraut stürzte aufschluchzend in die geöffneten Arme, an das Mutterherz.

Rottraut bekam ein helles, freundliches Stübchen im Mansardenstock, mit Littas Zimmer durch eine Thür verbunden; das war fast so gut, als wenn sie zusammen wohnten. Magna Heddenholm hatte sofort beschlossen, sich liebevoll um das ihr anvertraute Mädchen zu bekümmern und es möglichst wenig sich selbst zu überlassen; Litta sollte sie darin unterstützen. In diesem Sinne war das Zimmer gewählt worden.

„Wir wollen hier oben gute Nachbarschaft halten, nicht wahr?“ sagte Litta, die Rottraut hinaufbegleitet hatte. „Und allemal, wenn dir's einsam zu Mut ist, schlüpfst du schnell bei mir unter!“

Bei Tisch vereinigten sich alle stillschweigend in dem Bestreben, Rottraut die Situation zu erleichtern. Man unterhielt sich in gewohnter Weise, und an Rottrauts zurückkehrender Unbefangenheit merkte man, daß sie anfing, sich wohlzufühlen.

Björn richtete nicht ein einziges Mal das Wort an sie; es schien ihm überhaupt von allen am schwersten zu werden, an der allgemeinen Unterhaltung teilzunehmen. Manchmal ruhte sein Blick voll trauriger Gedanken auf dem Mädchen, daß sich so tapfer zusammennahm.

Nachher fand er, daß sie etwas ruhen müsse nach der unruhigen Nacht und der langen Fahrt, und seine Mutter bestärkte ihn darin. Rottraut aber zögerte, obwohl sie sehr müde war.

„Ich möchte doch nicht die letzten Stunden unsers Zusammenseins verschlafen,“ sagte sie unsicher, und nahm ihn zärtlich bei der Hand.

„Geh du nur und ruhe aus; ich bleibe bis morgen!“

Ein Lichtstrahl glitt über ihr Gesichtchen.

„Bis morgen — o, ich danke dir!“ Er strich flüchtig mit der Hand über ihr Haar, und sah ihr nach, so lange er konnte.

Litta ging mit ihr hinauf und legte sie trotz ihres anfänglichen Sträubens aufs Bett. Dann setzte sie sich noch einen Augenblick zu ihr.

„Soll ich die Thür auflassen?“ fragte sie.

„Wie du willst — du wirst doch wohl hinuntergehen zu den andern —“

„Wenn es dir lieber ist, bleibe ich ebensogern oben.“

„Nein — geh nur. Sage mir, Litta,“ sprach sie lebhafter, während es heiß und rot in ihre Wangen stieg, „weißt du schon, weshalb ich hier bin?“

„Ja — so ungefähr. Das Nähere kann ich mir denken.“

„Ich wollte dir nur sagen, Litta — sei nicht böse, wenn ich nicht mit dir davon spreche. Ich kann nicht darüber reden, zu keinem, höchstens zu deiner Mutter. Du mußt versuchen, dir vorzustellen, wie schrecklich das alles für mich ist.“

Litta beugte sich über sie und küßte sie zärtlich.

„Sei unbesorgt, du scheuer Vogel — ich werde dich nicht quälen. Und das freut mich, daß du zur Mutter Vertrauen hast!“

Derweil sprachen sie unten von denselben Dingen. Björn war sehr bedrückt und gab sich jetzt, wo Rottraut nicht zugegen war, auch keine besondere Mühe, es zu verbergen.

„Ja, ja,“ sagte Arwin Heddenholm in seiner gutmütigen Derbheit, „es ist allemal sehr peinlich für den Mann, wenn die Frau sich thöricht beträgt. Und deine Julia — du weißt, ich habe sie sehr gern und wir sind immer gut miteinander fertig geworden — aber sie ist doch in vieler Beziehung ein rechtes Kind!“

„Darum muß man ihr auch vieles verzeihen,“ sagte Björn. „Ihre Fehler sind zum Teil auch meine Schuld.“

„Nun ja, ich weiß ja, du willst nie leiden, daß man etwas gegen sie sagt. Aber bei dieser Großmut ziehst du den Kürzern. Es thut mir wirklich leid für dich, daß du die Kleine hergeben mußt. Ist denn keine Aussicht vorhanden, daß sie wieder zurückkommt?“

„Nein. Ich will es nicht,“ sagte Björn ungewöhnlich schroff.

„Nun — du mußt es ja am besten wissen. Aber schade ist es — schade! Litta sagte immer, sie sei ein Sonnenschein für euer Haus.“

Über Björns braunes Gesicht zuckte es verräterisch, und er seufzte tief.

„Für sie ist es am schlimmsten,“ sagte er. „Sie hätte bei uns eine dauernde Heimat haben können; nun ist sie wieder einsam und schutzlos in die Welt hinausgestoßen. Und wenn die Thatsache schon traurig ist — die Art, in der das alles geschah, ist das Traurigste. Durch sie muß so ein reines, junges Gemüt in seinen zartesten Empfindungen tötlich verwundet werden!“

Arwin Heddenholm, der eine große Schwäche für das seinem Schutz so unerwartet übergebene Geschöpf hegte, schalt in seinem Innern in den härtesten Ausdrücken über Julias kindisches und selbstsüchtiges Benehmen. Magna dachte gar nicht an Julia. Die dachte nur an Björn. Sie sah ihn sitzen, gebückt, grüblerisch, kummervoll. Und sie sah tiefer, als irgend ein andrer. Sie wußte am besten, wie das alles hatte kommen können, und warum es ihrem Jungen so furchtbar nah ging. Sie hatte es schon lange kommen sehen — es hatte gar nicht anders werden können. Sie allein von allen hatte seine Ehe am richtigsten beurteilt; sie allein hatte sein Herz gekannt, kannte es auch heute, und wußte, warum es ihm fast brechen wollte. Am liebsten hätte sie ihn in ihre Arme genommen, schützend, tröstend und rettend, wie dazumal, als er noch ein ganz kleines Kind war. Sie konnte sich gar nicht darin finden, seinen Kummer machtlos und hilflos mit ansehen zu müssen.

„Mutter,“ sagte Björn, und ergriff ihre Hand, „willst du mir etwas recht Liebes thun? — Sei gut mit dem Kinde, so gut du kannst. Ich weiß, du kannst sehr gut sein. Nimm dich ihres verwaisten Herzens an —“

„Es soll geschehen, mein Junge,“ sagte sie mit erstickter Stimme, und wußte fortan, wie sie ihn in seinem Schmerz am besten trösten und beruhigen konnte.

Als Rottraut nach einigen Stunden wieder herunterkam, sah sie frischer aus. Ihr erster Blick suchte Björn und leuchtete auf bei seinem Anblick. Sie schien sich vorgenommen zu haben, ihm einzureden, daß sie ganz zufrieden sei und sich die Sache nicht so sehr zu Herzen nähme, denn sie plauderte ganz vergnügt. Sie wollte es ihm dadurch leichter machen. Aber Magna Heddenholm bemerkte wohl, daß sie alle Augenblick nasse Augen bekam.

„Wollt ihr nicht noch einmal durch den Garten gehen, ehe es dunkel wird?" sagte sie nach beendeter Vespermahlzeit. „Ihr habt gewiß noch dies oder das zu bereden!"

Sie hätten sich beide nichts Lieberes wünschen können, und gingen gleich durch die Glasthür hinaus ins Freie. Magna Heddenholm stand am Fenster und sah ihnen nach. Rottraut hängte sich zutraulich an Björns Arm; an ihrem zu ihm erhobenen Gesicht merkte man, daß sie zu ihm sprach. Und er ging nebenher, steif und aufrecht, aber mit tiefgesenktem Haupt.

„Schade — schade —" seufzte seine Mutter aus tiefster Seele.

Rottraut strengte ihre ganze Willenskraft an, um heiter und gefaßt zu bleiben und so auch Björn zu erheitern. Aber er blieb zerstreut und wortkarg, und kein Lächeln war ihm zu entlocken.

„Wir wollen nach dem Kiek-Öwer gehen," schlug Rottraut vor. „Da sitzt man so hübsch und so ungestört." Willenlos folgte er ihr.

Er konnte den Platz nie mehr betreten, ohne an jene Unterredung zu denken, die er hier vor Jahren mit seiner Mutter gehabt hatte. Er dachte auch jetzt wieder daran, als er mit Rottraut auf der schmalen Bank saß. Damals war Frühling gewesen voll schwellender Knospen und Vogelgesang. Heute war es Herbst; am Boden lagen welke Blätter, und durch die Luft zogen Kraniche mit sehnsüchtigem Geschrei dem entflohenen Sommer nach.

Er vertiefte sich so sehr in all diese Erinnerungen, daß er Rottrauts Gegenwart fast vergaß. Sie that auch lange nichts, um sich bemerklich zu machen; sie rang lautlos mit einem übervollen Herzen und wurde dabei immer blasser.

„Björn —" sagte sie endlich schüchtern. Er horchte auf.

„Björn — ich muß dir etwas sagen. Ich will dir noch danken für alles, was ich bei euch gehabt habe —"

Er ergriff die kleine Hand, die sich leise durch seinen Arm stahl, und drückte sie herzlich.

„Wir haben dir ebensoviel zu danken, Traute. Und dir obenein noch vieles abzubitten —"

„Ach — sprich davon nicht. — Björn," fuhr sie fort, und man hörte an ihrer Stimme, wie bange ihr Herz klopfte, „nicht wahr, du glaubst es mir, daß ich keine Schuld habe, wenigstens keine wissentliche!" Sie beugte sich vor und schien ihm die Antwort aus dem Gesicht lesen zu wollen, ehe sein Mund sie sprach. Über alle andern Wünsche ging ihr der, vor seinen Augen rein dazustehen.

„Ja, Traute; ich bin fest überzeugt davon. Ich weiß es." Sie atmete befreit auf.

„Und noch eins, Björn — versprich mir, daß du mit Julia nicht böse darum bist. Ich weiß, sie ist unglücklich in ihrem Innern. Nimm dich ihrer an, sie ist jetzt ganz allein auf dich angewiesen. — Es ist deine Pflicht, Björn!“ schloß sie energisch, als er nicht gleich antwortete.

„Gewiß, mein Kind,“ sagte er mechanisch.

„Und von mir kannst du Julia einen Gruß bestellen und ihr sagen, sie möchte sich nun keine Gedanken mehr über mich machen, sondern die Sache ausgestanden sein lassen. Es thäte mir ja sehr leid, daß wir so auseinander gegangen wären, aber ich würde meinen Weg schon finden. — Vielleicht kommen wir später noch einmal zusammen, wenn alles vergessen ist —“

Er sagte nichts, sondern streichelte nur ihre Hand. Die Rührung würgte ihm an der Kehle.

„Wenn du nach Hause kommst,“ fuhr Rottraut fort, „so hole dir doch aus meiner Stube die Gartenbücher; ich habe sie auf meinen Schreibtisch gelegt. Es stimmt alles. Die letzten Einnahmen habe ich dir vorgestern noch abgegeben. — Ich habe auch ein Verzeichnis gemacht von dem Gemüse, das verkauft werden kann, und von dem Obst, das bist jetzt abgenommen ist. — Ich hätte so gern noch die Äpfel geerntet — ich werde immerfort denken müssen, ob es wohl auch rechtzeitig und gut gemacht wird! Ich bin recht eingebildet, nicht wahr? Als ob es nicht früher auch ohne mich gegangen wäre!“

„Ja — aber wie?“ entfuhr es ihm.

„Du mußt nicht zu viel von Julia verlangen,“ fuhr sie in ihrer rührenden, sanften Art fort. „Und wenn es jetzt manchmal in der Küche nicht recht klappt — drücke ein Auge zu, Björn, bitte! Du weißt doch — die junge Köchin — ich habe doch ziemlich viel selbst machen müssen seit sie da ist!“

„Nun — wenn es nicht geht, müssen wir eben wechseln.“

„Das wäre schade, sie hat sich schon ganz nett angelernt und ist willig und anstellig.“

„Aber wenn es für Julias Bequemlichkeit wünschenswert ist —“

„Ja — dann freilich wird es nichts helfen.“ Rottraut mußte sich in solchen Augenblicken immer Gewalt anthun, um nicht auf Julia ernstlich böse zu sein.

„Dann wollte ich dich noch wegen meiner Sachen bitten — es ist alles eingepackt, aber ich brauche es vorläufig nicht; es hat Zeit, bis einmal Gelegenheit ist. Ein paar Kleinigkeiten habe ich auf dem Tische liegen lassen; die sind für Harry; er spielte immer so gern damit, wenn er mich oben besuchte —“

Björn konnte es gar nicht mehr mit anhören; es war gerade als ob sie ihr Testament machte.

„Nun, Traute,“ sagte er, das Gespräch gewaltsam ändernd, „ich hoffe, es geht dir gut hier. Und wenn du dich einlebst, und gern hier bist, so bleibe, so lange du willst, und beschwere dir den Kopf einstweilen nicht mit Zukunftsgedanken.“

„Ach ja, Björn; das werde ich doch wohl thun. Wenn ich überhaupt einmal etwas Selbständiges ergreifen will — und darauf bin ich doch schließlich angewiesen — ist es besser, keine Zeit zu versäumen. Das Herumsitzen kann ich nicht ertragen; man verwöhnt sich dabei und fühlt sich dennoch unbefriedigt. Ohne undankbar zu sein,“ ergänzte sie schnell. „Du weißt, wie ich es meine.“

Ja, er wußte es, und er verstand es. Sie besprachen kühl und sachgemäß, welcher Beruf sich am besten für sie eignen würde. Er setzte ihr klar und objektiv die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Erwerbszweige auseinander, die für sie in Frage kamen. Die ganze Unterhaltung war ihm eine Qual; aber er ließ es sich in keiner Weise merken.

„Nun kannst du dir das alles überlegen," schloß er endlich, „und dann nach eignem Ermessen Schritte thun. Mutter wird dir in allem mit Rat und That beistehen; habe nur immer Vertrauen zu ihr. — Und eins versprich mir noch, Kind: fasse keinen endgültigen Entschluß, sprich kein bindendes Wort, ohne mich vorher in Kenntnis zu setzen."

Sie versprach es ihm und gab ihm die Hand darauf.

Dann schien es, daß sie einander weiter nichts mehr zu sagen hatten. Jeder hing den eignen Gedanken nach und sah schweigend vor sich nieder.

Plötzlich fing Rottraut an zu weinen. Stundenlang hatte sie sich zusammengenommen — nun ging es nicht mehr. Der Abschied rückte immer näher. Immer näher kam der Augenblick, der sie endgültig losreißen würde von dem Hause, in dem sie so glücklich gewesen war; von dem ernsten Mann, der neben ihr saß. — Hätte sie gewußt, daß sie ihn im Glück zurückließ, so wäre ihrem Abschiedsschmerz der bittere Stachel genommen gewesen. Aber sie wußte jetzt, daß er unglücklich war.

Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß sie die Macht gehabt hatte, ein wenig Sonnenschein in sein Leben zu zaubern und daß es jetzt um so dunkler und einsamer für ihn werden würde. Aber gerade, weil sie diese Macht besessen hatte, darum mußte sie nun fortgehen aus seinem Hause und aus seinem Leben.

Ihr Schluchzen wurde immer heftiger, je mehr sie sich mühte, es zu unterdrücken. Es schnitt ihm ins Herz; seine Hände zitterten ihm; aber er war nicht im stande, etwas zu thun oder zu sagen.

Da legte Rottraut ihren Kopf an seine Schulter, drückte ihr Gesicht gegen seinen Ärmel, und weinte leise weiter, ihr Schluchzen in den Falten seiner Joppe erstickend.

„Aber Traute — liebe einzige Traute —" sagte er mit schwankender Stimme. Er sah mit erregten Augen auf sie nieder, die sich wie schutzsuchend an ihn flüchtete — aber er rührte keinen Finger. Und als ob sie sich ihrer Schwäche und ihrer Vertraulichkeit schäme, richtete sie sich bald wieder auf.

„Mein Herzenskind," sagte er, „du mußt dich nicht so grämen. Die Welt ist groß, und das Leben ist lang — es wird dir noch viel Schönes darin vorbehalten sein!"

„Ach — am liebsten wäre ich doch bei euch geblieben!" schluchzte sie. Er antwortete nichts; er ließ sie sich ruhig ausweinen. Und allmählich beruhigte sie sich.

„Wollen wir nun nach Hause gehen?" fragte er, sich erhebend. Sie stand gehorsam auf.

„Wir wollen das unsern Abschied gewesen sein lassen," sagte sie. „Morgen, wenn die andern dabei sind, kann ich doch nichts thun und sagen."

Wieder lag so ein seltsames Gemisch von Glück und Unglück in dem Blick, mit dem er sie schweigend betrachtete. Einmal schien es, als wolle er irgend eine Bewegung zu ihr hin machen; aber statt dessen wandte er sich schroff um.

„Wir sehen uns ja wieder —“ sagte er, wie um eine Abschiedsscene zu vermeiden.

Der Abend verlief so, wie es in traulichen, harmonischen Familienkreisen zu sein pflegt, wo einer dem andern in verständnisvoller Liebe die Hände unterbreiten möchte.

Rottraut ging früh zu Bett und weinte sich in den Schlaf. Litta hörte es, nahm aber keine Notiz davon, weil sie wußte, daß es Rottraut eine Wohlthat war, sich ungestört auszuweinen.

Am andern Morgen frühstückten sie noch alle zusammen. Rottraut saß neben Björn und sorgte für seinen Teller. Einmal strich sie ihm leise und zärtlich über die Hand.

Dann fuhr der Wagen vor. Björn sagte Vater, Mutter und Litta Lebewohl und ließ sich von ihnen küssen. Dann kam er zu Rottraut. Sie sah erschreckend blaß aus und reichte ihm wortlos die Hand.

„Lebe wohl, meine Traute —“ sagte er innig. Dann ging er. Er schwang sich auf den hohen Sitz, ergriff die Zügel und trieb die Pferde an. Im Galopp ging es zum Hofe hinaus. Vater, Mutter und Litta sahen ihm nach, jeder mit seinen eignen Gedanken. Als sie sich nach Rottraut umwandten, war sie nicht mehr da.

Als Björn nach vierstündiger Fahrt nach Hause kam, hatte seine Seele sich geklärt unter dem Sturm, der sie durchbrauste, und er hatte neuen Mut gefaßt, das verödete Feld seines Lebens wieder in Angriff zu nehmen.

Es kam ihm niemand entgegen an seines Hauses Thüre. Auf dem bereits gedeckten Eßtisch stand die Blumenschale, die Rottraut vorgestern noch frisch gefüllt hatte; aber die Blumen sahen welk und traurig aus.

Nach kurzem Besinnen öffnete Björn ohne weiteres die Thür zu Julias Zimmer. Sie stand am Fenster und war gut und sorgfältig angezogen. Bei seinem Eintritt wandte sie sich langsam um. Sie prüfte ihn mit einem kurzen, ängstlichen Blick: dann stürzte sie auf ihn zu und lag an seinem Halse, ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah.

„Verzeihe mir, Björn! Bitte, verzeihe mir! Es thut mir so leid!“

„Ja — dazu ist es nun leider zu spät,“ sagte er bitter.

„Wozu ist es zu spät? Zum Verzeihen?“ Sie sah ihn mit zurückgebogenem Kopf angstvoll an.

„Zum Bereuen,“ sagte er. „Du kannst das Geschehene nie wieder gut machen.“ Sie ließ die Arme sinken.

„Ich will dir nur gleich sagen, Björn, daß ich das, was geschehen ist, durchaus nicht bereue. Es ist mir sehr lieb, daß Rottraut fort ist. Es kam ja etwas

plötzlich — aber einmal hätte es doch kommen müssen. Und wenn alles, weshalb mich ihr Fortgang befriedigt, Einbildung wäre, so wäre doch mein durch solche Einbildung gestörter Frieden Grund und Notwendigkeit genug zur Trennung gewesen. Ich hoffe, du siehst das ein. — Aber daß ich dir mit alledem vielleicht weh gethan, daß ich dich erzürnt habe, das bereue ich, und das bitte ich dich, mir zu verzeihen."

„Ja, ja — es ist schon gut —"

„Nein, es ist nicht gut!" rief sie heftig. „Du sollst mich nicht so abfertigen. Du sollst mir verzeihen, du sollst wieder gut zu mir sein!"

„Aber Julia — quäle mich doch nicht!"

„Du quälst mich viel mehr. Du spannst mich auf die Folter, indem du mich ewig an deiner Liebe zweifeln läßt!"

„Was verlangst du denn eigentlich —" fragte er ganz erschöpft.

„Liebe!" rief sie leidenschaftlich. „Nur Liebe!" Er fühlte Mitleid mit dem kindischen Geschöpf, das so zu ihm sprach.

„Es würde mir leichter werden, dich zu lieben, Julia, wenn du es nicht immer als einen schuldigen Tribut mit pünktlicher Beweisführung von mir verlangtest. Außerdem finde ich, daß es in der Ehe mehr darauf ankommt, aus Liebe zu handeln, als von Liebe zu sprechen."

Sie schwieg beschämt. Dann that sie eine Frage nach Rottraut.

„Sie läßt dich grüßen," sagte Björn. Es war ihm nicht möglich, noch mehr zu sagen.

„Und deine Eltern? Die nehmen natürlich ihre Partei. Sie haben ja von Anfang an mit ihr so eine Art Abgötterei getrieben!"

„Meine Eltern werden sie so lange bei sich behalten, bis sie irgend eine passende Anstellung gefunden haben wird." Björn hatte nicht die geringste Lust, sich mit ihr auf Auseinandersetzungen einzulassen. — Julia machte große Augen.

„Also so ernst nimmt sie es mit der Trennung —"

„Wie soll sie es denn anders nehmen? Glaubst du, daß sie jemals hierher zurückkehren möchte — daß ich das erlauben würde?"

„Mein Gott, wie tragisch! Es ist ja auch viel besser, wenn von ihrer Rückkehr keine Rede gewesen ist. Es ist ganz, was ich mir wünsche."

„Nun — so sind wir hierin wenigstens einig. — Wo ist Harry?"

„Im Kinderzimmer wahrscheinlich. Aber lauf' doch nicht schon wieder weg! Kannst du es denn gar nicht mehr mit mir aushalten!" Sie sah ganz verzweifelt aus. Und er erinnerte sich an seine Pflicht.

Das Mittagessen verlief sehr schweigsam. Nur Harry plauderte. Und daß er mit Vorliebe von der trauten Tante sprach, die nun nicht mehr da sei, die aber gewiß bald wiederkommen werde, machte seine Eltern nicht gesprächiger.

Nach Tisch, als Julia sich, wie gewöhnlich, zurückgezogen hatte, stieg Björn hinauf in Rottrauts Zimmer. Man hatte da schon aufgeräumt. Das Bett war abgezogen, die Vorhänge herabgelassen. Die Möbel standen in kahler Ordnung an den Wänden entlang. Der große Koffer versperrte fast den Durchgang. Auf dem Tisch in der Mitte standen und lagen ein paar Porzellanfigürchen ein langer roter

Bleistift und ein kleiner Taschenspiegel; das waren die Kleinigkeiten, die Harry haben sollte. Björn betrachtete sie gerührt. Dann ging er weiter.

Auf dem Schreibtisch lagen zwei Rechnungsbücher und einige lose Blätter, mit Zahlen bedeckt. Björn zog den Vorhang ein wenig zurück, setzte sich und begann in den Büchern zu blättern und zu lesen; lange, sehr lange. Und zuletzt klappte er die Bücher zu, stützte den Kopf in die Hand, und blieb so sitzen; ebenfalls sehr lange.

Endlich stand er auf, nahm die Bücher unter den Arm, zog den Vorhang wieder zu, steckte die bunten Kleinigkeiten zu sich und ging ins Kinderzimmer, wo Harry mit Bleisoldaten spielte.

„Hier, Junge,“ sagte er und begann seine Taschen auszukramen. „Das hat die traute Tante für dich zurückgelassen. Ich soll es dir geben.“ Harry jauchzte auf und stürzte sich auf die oft heimlich ersehnten Gegenstände.

„Warum bist du nicht draußen?“ fuhr Björn fort. „Es kümmert sich wohl niemand um dich? Mach' schnell, komm, wir gehen einmal in die Koppeln — —“

Und so ging der einsame Mann mit seinem lachenden Kinde in den sonnigen Herbsttag hinaus.

Ja, die Sonne schien über Björns Hause — in seinem Herzen schien sie nicht. Sein Herz war beschwert und traurig, und sehnte sich mit seiner ganzen, reifen Kraft nach dem andern Sonnenschein, der ihm erloschen war. Er suchte sich wieder Arbeit, so viel er konnte, und zur Erholung ging er mit Harry spazieren. Abends las er bis in die Nacht hinein in Büchern, die er sich von auswärts verschaffte und die Julia ein Greuel waren. Er schlief schlecht und man sah es ihm an, daß er oft Kopfschmerzen hatte.

Julia bemerkte die Veränderung in seinem Wesen, und wußte auch, worauf sie dieselbe zu schieben hatte. Eine blinde, nagende Eifersucht, verschärft durch das niederdrückende Gefühl eignen Unwerts, bereitete ihr Qualen. Anfangs versuchte sie, Björns Aufmerksamkeit zu erregen, indem sie die Gekränkte spielte. Aber das machte auf ihm gar keinen Eindruck; er schien es nicht einmal zu merken, so gleichgültig war es ihm. Das verursachte ihr einen größern Schrecken, als wenn er heftig geworden wäre.

Nun fing sie es anders an. Sie begann, ihm nachzugehen auf alle mögliche Weise, und mit Worten und Thaten um seine Zufriedenheit, um seine Anerkennung zu betteln. All die kleinen Aufmerksamkeiten, über die sie anfangs gelächelt und dann gezürnt, wenn sie ihm von Rottraut kamen, die hatte sie jetzt für ihn; nur, daß sie alles ein wenig ungeschickter anfing. Sie lief in Hof und Garten herum, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als thue sie etwas. Sie bestellte ihm seine Lieblingsgerichte, und konnte es freilich oft nicht ändern, daß sie mißraten auf den Tisch kamen. Ohne es sich recht einzugestehen, versuchte sie auf alle erdenkliche Art, ihm Rottraut zu ersetzen.

Björn hatte ihre Gekränktheit ebensowohl gemerkt, wie er jetzt ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, bemerkte. Die erstere hatte ihn völlig kalt gelassen. Die letztern nötigten ihm nun doch eine gewisse Rührung ab — um so mehr, je weniger sich bei alledem ihr Wollen mit ihrem Können deckte.

Es kostete ihn indes eine mehrtägige Überwindung, bis er es vermochte, ihr ein anerkennendes Wort darüber zu sagen. Sie wurde rot vor Freude und hatte ordentlich Thränen in den Augen.

„Ach, Björn — wenn du doch immer zufrieden mit mir wärest!“

„Ich bin es ja eigentlich immer,“ sagte er. „Ich kann es dir nur nicht fortwährend sagen.“

„Rottraut hast du so oft gelobt — wo es gar nicht nötig war!“

„Zieh doch nicht immer Vergleiche. Du bist meine Frau und sie war unser Gast. Wir wollen doch überhaupt fürs erste lieber nicht mehr von Rottraut reden.“

Das war eine sehr weise Maßregel; es ging nie ohne Aufregungen ab bei Nennung dieses Namens, die bei Julia um so bemerkbarer sich äußerten, je innerlicher sie bei Björn waren.

Julia sprach niemals den Wunsch aus, Rottraut noch einmal zu sehen, ehe sie vielleicht in kurzem ganz von hier fortging. Es schien ihr nichts daran gelegen, sich mit ihr zu versöhnen. So wenig sie das in Björns Meinung hob, so war er doch fast froh, die mit solchem Wiedersehen notwendig verbundenen Aufregungen und Aussprachen vermieden zu sehen.

Auch daß er selbst ohne alle Verbindung mit Rottraut war, dünkte ihn, obwohl das Schwerste, so doch das Beste. Nur keine halben Maßregeln. Wohl dachte er oft mit Unruhe an sie; namentlich nachts, wenn er Stunde um Stunde verwachte, glaubte er förmlich zu fühlen, daß sie traurig war; einmal bildete er sich sogar ein, sie weinen zu hören, und fuhr aus schwerem Halbschlaf entsetzt empor. Aber er wußte sie bei seiner Mutter in guten Händen; das war ein Trost; und wenn irgend etwas Wichtiges vorfiel, so würde man ihn schon benachrichtigen.

Julia in ihrem beständig wachen Mißtrauen konnte nicht glauben, daß er keinerlei Verkehr mit ihr unterhielt, die er mit That und Wort so kräftig gegen sie in Schutz genommen hatte. Sie war fest überzeugt, daß er heimlich Briefe mit ihr wechselte; aber sie spürte vergeblich nach einem Beweise. Endlich fragte sie ihn geradezu. Er sah sie sehr erstaunt an.

„Nein,“ sagte er kurz. Zwei Tage später kam er gegen Mittag in ihr Zimmer.

„Du fragtest gestern, ob ich Nachricht von Rottraut hätte. Heute habe ich die erste bekommen. Hier ist ein Brief von meiner Mutter.“

„Darf ich ihn lesen?“ fragte sie mit absichtlich zur Schau getragener Diskretion.

„Dazu bringe ich ihn dir,“ erwiderte er ruhig. Nun begann sie zu fürchten, daß etwas Unangenehmes darin stehen könne, und entfaltete ihn mit schlecht verhehlter Hast.

Magna Heddenholm schrieb zunächst von allerhand nebensächlichen Dingen in gewohnter, vertraulicher Ausführlichkeit. Dann sprach sie von Rottraut, und daß es ihm gewiß lieb sein werde, von ihr zu hören, zumal sie selbst ihm wohl keine Nachricht gegeben habe. Es gehe ihr gut, aber sie könne den Abschied doch noch nicht recht verwinden, so tapfer sie sich zusammennähme. Sie stehe in eifrigem Briefwechsel mit verschiedenen Stellenvermittlungsinstituten, aber hoffentlich werde es ihnen gelingen, sie bis Neujahr zu halten, was ihnen um so erwünschter wäre, da sie ihnen täglich lieber würde, ja ein wahrer Schatz im Hause wäre.

Julia legte den Brief aus der Hand und wußte nicht recht, was sie darauf sagen sollte. Es war ihr, als läse sie in Björns Gesicht den stummen Vorwurf: ‚und dieses Schatzes hast du dich und mich beraubt!‘

„Nun, sie scheint ja dort ganz am Platze zu sein,“ meinte sie endlich ein wenig unsicher. Auf diese Worte hin drehte sich Björn nach ihr um, und sah sie lange an mit einem Blick, aus dem sie nichts Rechtes zu machen wußte.

„Sage mal, Julia,“ sprach er endlich sehr ernst, „ist es dir wirklich gleichgültig, daß deine Schwester —“

„Stiefschwester,“ unterbrach sie.

„Der du selbst eine Heimat in deinem Hause angeboten hast, nun gezwungen ist, sich bei fremden Leuten ihr Brot zu verdienen, weil es dir beliebt, ihr diese Heimat wieder zu nehmen?“

Julia fühlte sich ein wenig in die Enge getrieben.

„Wenn ich sie nicht hierher gebracht hätte,“ wehrte sie sich, „so wäre sie wahrscheinlich gleich zu fremden Leuten gegangen, und die Sache wäre dieselbe geblieben.“

„Nein, dann wäre sie ganz anders gewesen,“ sagte er und steckte den Brief wieder ein. Im Grunde war er überzeugt, daß sie den Unterschied nicht verstehen würde.

Sie dachte nicht einmal darüber nach. Sie sah nur mit neu genährter Eifersucht den harmlosen Brief in seine Rocktasche gleiten. Den wird er nun aufbewahren wie ein kostbares Schriftstück, dachte sie ingrimmig. Sie konnte nicht den Mund halten.

„Du legst ihn dir wohl heute abend unters Kopfkissen!“ spottete sie. Sein Gesicht wurde steinern.

„Du hast wohl vergessen, liebes Kind, daß ich mir diesen Ton und diese Redensarten verbeten habe,“ sagte er, und wollte hinausgehen. Da stürzte sie ihm nach. Eine leidenschaftliche Zärtlichkeitsscene war das Ende; und solche waren ihm schwerer zu ertragen, als ihre heftigen Ausbrüche von Ärger und schlechter Laune.

Mit der Zeit fing Björn an, zu wünschen, Rottraut möchte nicht noch bis Neujahr bei seinen Eltern bleiben. Das Weihnachtsfest würde sie unfehlbar wieder zusammenführen, und es war besser, wenn das vermieden wurde. Er hoffte auch, eher wieder ruhig und zufrieden zu werden, wenn er Rottraut nicht mehr immer in erreichbarer Nähe wissen mußte. Er hoffte von Tag zu Tag auf einen Brief von ihr oder seiner Mutter, der ihm eine Entscheidung vorlegen sollte. Aber Tag um Tag verging; solch ein Brief kam nicht; und er rieb sich innerlich auf in täglich sich erneuerndem Kampf.

Dazu kam noch, daß sein altes Leiden, das ihn vor mehreren Jahren einmal monatelang schmerzhaft gepeinigt hatte, sich plötzlich infolge einer Erkältung wieder einstellte und ihn mehrere Tage ans Zimmer fesselte. Die zwangsweise Unthätigkeit war für ihn, der schon in zufriedenen Zeiten die Thätigkeit nicht entbehren konnte, doppelt schwer zu ertragen.

Julia schien gerade hier noch einmal ihre Macht erproben zu wollen. Sie pflegte ihn mit einer bei ihrem Charakter geradezu überraschenden Geduld und

Selbstlosigkeit. Den ganzen Tag dachte sie nur darüber nach, was sie für ihn thun könne. Sie las ihm vor, sie schrieb für ihn; sie rührte ihm mit anerkennenswerter Pünktlichkeit die schmerzstillenden, einschläfernden Pulver ein, die der Arzt ihm verschrieb. Sie lief in Hof und Ställen umher, ja sogar bis hinaus in die Koppeln, um ihm die Nachrichten und Neuigkeiten aus der Wirtschaft zusammenzutragen, von denen sie glaubte, daß sie ihm von Interesse und Wichtigkeit sein könnten. Sie kam sogar auf den Gedanken, ihm die Mutter einzuladen, überhaupt die Seinen; aber sie ließ bald wieder ab davon. Rottraut hätte auf den Einfall kommen können, sie zu begleiten; oder mindestens wäre dann immerfort von ihr gesprochen worden; und schließlich schämte sich Julia doch ein wenig vor ihnen. — Sie wollte abwarten, bis Björn selbst den Wunsch aussprechen würde, die Seinen zu sehen; aber zu ihrer Freude wartete sie vergebens.

Hätte Björns Leiden in irgend einer Weise bedenklich werden können, so hätte die haltlose Angst, die Sorge, der sie noch nie gewachsen gewesen war, es ihr unmöglich gemacht, ihn so zu pflegen. Sie wußte aber, daß die Sache ungefährlich war, und benutzte seine Krankheit nur als Gelegenheit, sich bei ihm einzuschmeicheln.

Bei jeder andern Frau wäre solch Benehmen dem kranken Geliebten gegenüber natürlich und selbstverständlich gewesen. Bei Julia war es immerhin anerkennenswert, und Björn erkannte es auch voll an. Er hatte sich so daran gewöhnt, nichts von ihr zu verlangen, daß auch ihre geringen Leistungen ihn erstaunten und rührten. Es war etwas Niedagewesenes, daß sie die eigne Bequemlichkeit aufgab um eines andern Bequemlichkeit willen. Zum erstenmal schien sie etwas davon zu ahnen, daß vor allem in der Liebe Geben seliger sei als Nehmen.

Aber es machte ihn nicht glücklich; es machte ihn nur noch trauriger. Ja, wenn sie vor sechs Jahren auch schon so gewesen wäre!

Immerhin rührte es ihn. Es kann etwas Ergreifendes haben, wenn große Leute sich noch mit dem Lernen quälen, und wenn in ihren Augen die Furcht vor dem Mißlingen, die Sehnsucht nach Lob geschrieben steht!

„Du pflegst mich so schön, Julia," sagte er eines Tages und zog sie zu sich nieder auf die wuchtige Armlehne seines breiten Sessels. „Ich bin nun auch bald wieder gesund und werde dir keine Mühe mehr machen." Sie errötete vor Freude.

„O — ich wollte du wärest immer krank!" rief sie.

„Warum denn?" meinte er lächelnd.

„Damit ich dich immer ein wenig verziehen könnte!"

„Aber das kannst du doch auch, wenn ich gesund bin!"

„Ach nein. Dann wage ich es nicht."

„Warum nicht?"

„Du kommst mir so vor — so — ich weiß nicht — so erhaben über mir, als wenn ich mich gar nicht an dich herannahen dürfte —"

„Aber Julia, mein Herz, das ist doch wohl nicht dein Ernst! Wenn wir Männer auch noch so klug und groß und erhaben sind — und ich bin nichts von alledem — für eins sind wir doch alle zugänglich und dankbar und oft gar waffenlos: für die zarte Verwöhnung einer treuen, verständnisreichen Frauenliebe" —

Sein Auge schweifte ins Weite mit einem verträumten Ausdruck; sein Mund, um den Körper- und Seelenschmerz seine Falten gezogen, lächelte verklärt. Julia barg den Kopf an seiner Brust.

„Es ist doch am schönsten, wenn wir beide ganz allein sind!“ sagte sie.

Sie hätte es nicht sagen sollen. Sie erinnerte ihn an etwas, an das sie ihn lieber nicht hätte erinnern müssen.

Das Lächeln erlosch in einem wehen Lippenzucken.

Es wurde immer mehr Herbst. Der Himmel war meist von dicken Wolken verhüllt, wilde Stürme tobten über das Land mit klagendem Heulen, als trügen sie von Meer zu Meer eine traurige Kunde. Es war ein Wetter, das auf die Dauer selbst ein fröhliches Gemüt bedrücken kann.

Björn war wieder hergestellt und lief trotz Sturm und Wetter stundenlang im Freien umher; als könnte er sich die Gedanken hinausbrausen lassen aus Kopf und Herzen, oder als treibe ihn eine verzehrende Rastlosigkeit.

Er fürchtete sich vor dem Winter mit seiner totenstillen Verschneitheit, mit seinen langen, dunkeln, einsamen Abenden. Es war ihm, als würde er das nicht ertragen können; als würde er dann eines Tages sich selbst untreu werden. Und er begann auf Mittel und Wege zu sinnen, wie er dem schrecklichen Einerlei dieses Winters entfliehen könne.

„Was meinst du, Julia,“ sagte er eines Abends, als es draußen wieder fegte und stürmte und ein schwerer Regen an die Scheiben klatschte, „wenn wir in diesem Winter eine recht schöne Reise machten?“ — Sie sah ihn ungläubig an. Bis jetzt hatte er nie vom Reisen etwas wissen wollen. Aber sie strahlte vor Entzücken bei dem Gedanken.

„Wir sind jahrelang häuslich gewesen,“ fuhr er fort, „und haben nichts für unser Vergnügen ausgegeben. Du hast lange genug diese Einsamkeit mit mir geteilt — wirklich, du hast dir eine solche Abwechselung verdient. Früher warst du es doch ganz anders gewohnt!“

„Früher hatte ich dich nicht,“ fiel sie ein, mit einem mädchenhaften Erröten und in glücklichem Stolz.

„Nun, und jetzt sollst du noch eine schöne Reise dazu bekommen,“ antwortete er fast fröhlich. „Wir wollen nach Italien gehen, dahin, wo der Winter warm und schön ist. Den Jungen nehmen wir natürlich mit.“

„O, Björn — es wäre über die Maßen herrlich!“ rief sie außer sich vor Freude. „Aber ich möchte nicht, daß du nur meinetwegen —“

„Bewahre!“ rief er heiter. „Ich wünsche es ebensosehr meinetwegen. Auch ich sehne mich nach Abwechselung. Außerdem bin ich doch etwas angegriffen nach meinem letzten Kranksein; die warme Sonne da unten wird mir gut thun.“

„Und wo nehmen wir denn plötzlich soviel Geld her?“

„Das richte ich schon ein,“ tröstete er. „Ich habe in diesem Herbst sehr gute Geschäfte mit dem Torf gemacht. Großen Aufwand dürfen wir natürlich nicht treiben!“

„Das ist auch gar nicht nötig —“

„Und dann, meine ich, reisen wir bald. Oder hängst du sehr daran, Weihnachten hier zu verleben?“

„Aber gar nicht!“ rief sie schnell. „Die Leute können wohl auch einmal ohne uns feiern, und wir können uns unser Bäumchen ebensogut wo anders schmücken.“ Im stillen dachte sie daran, daß sie auf diese Weise um so eher aus Rottrauts Nähe kommen würden.

Nun machten sie jeden Abend Pläne mit Landkarten und Reisebüchern. Nie noch hatten sie ein so gemeinsames Interesse gehabt; es machte sie fast glücklich, und nach langer Zeit flog dann und wann wieder ein ungetrübtes Freudenlicht über Björns ernste Züge. Er hoffte Genesung von dieser Reise, nicht nur für seinen Leib, sondern vor allem für seine Seele; und er freute sich auf diese Genesung.

Am ersten November wollten sie reisen; bis dahin waren noch acht Tage. Selbstverständlich mußte Björn, ehe er sich auf mehrere Monate von Hause entfernte, noch einmal zu den Seinen, die bis jetzt noch nichts von diesem schnell gereiften Plan wußten. Er mußte seinen Vater bitten, sich seiner Angelegenheiten inzwischen anzunehmen; es wäre auch gut, wenn seine Mutter einmal herüberkäme, um das Haus und die Dienstboten zu mustern. Vor allem aber wollte er sich noch um Rottrauts Zukunftspläne kümmern.

Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, diese Fahrt anzutreten, sondern verschob sie von einem Tage zum andern. Er konnte sich nicht einmal entschließen, davon zu sprechen. Er hoffte, Julia würde von selbst auf den Gedanken kommen, daß er hinüber müsse, und davon reden, und sich erbieten, mitzufahren. Aber er überschätzte sie; den Gedanken hatte sie wohl — aber sie hütete sich, ihn auszusprechen. Sie zitterte davor, daß er Rottraut noch einmal sehen könne; sie glaubte, seine gute Laune, am Ende gar seine Reiselust würden an solchem Wiedersehen unfehlbar scheitern.

Da Björn wieder einen kleinen Schmerzenanfall gehabt hatte, war er einen Tag im Zimmer geblieben. Er saß mit Julia am Tisch bei den Reisebüchern; sie hatte rote Backen vor Eifer und Freude; aber er war zerstreut; er fühlte sich unfrisch, und der Gedanke an die immer dringender werdende Notwendigkeit jenes Besuches beunruhigte ihn. — Auf der Erde saß Harry und baute aus Büchern und Bauklötzen Brücken und Bahndämme.

Als die frühe Dämmerung anbrach, trat Björn ans Fenster. Der Himmel hatte sich bezogen. Im Westen ballten sich dicke, bleigraue Wolken in schwerfälligen Massen.

„Es wird Schnee geben, oder irgend ein Unwetter,“ sagte Björn.

„Ach,“ rief Julia und blickte von ihrer Lektüre auf, „und wir wollten doch morgen zur Stadt fahren, um die letzten notwendigen Einkäufe zu machen!“

„Wir hätten es heute thun sollen. Aber ich habe nicht daran gedacht. Nun ist es zu spät.“

In diesem Augenblick wurde ihm ein Brief von seiner Mutter eingehändigt, den soeben ein reitender Bote gebracht hatte. Mann und Frau sahen einander unwillkürlich an.

„Von der Mutter — durch einen Boten — das muß etwas Eiliges, mindestens etwas Wichtiges sein," sagte Björn und brach den Brief auf; dabei verriet nichts die Aufregung, die sich seiner bemächtigte. Julia war blaß geworden und beobachtete ihn in ängstlicher Spannung.

Magna Heddenholm schrieb ihm, daß sich für Rottraut eine sehr passende und vorteilhafte Stellung gefunden habe, die sie auch gesonnen sei anzunehmen. Da sie aber versprochen habe, keine endgültige Entscheidung ohne Björns Urteil und Einwilligung zu treffen, so bäte sie ihn, zu diesem Zweck hinüberzukommen, und zwar möglichst bald; denn wenn Rottraut nicht binnen acht Tagen erklärt haben würde, daß sie die Stellung annähme, so würde man ihre Bewerbung nicht weiter berücksichtigen können.

„Es ist gut," sagte Björn, nachdem er den Inhalt überflogen, zu dem wartenden Dienstmädchen. „Der Bote kann natürlich hier nächtigen."

Das Mädchen aber sagte, daß der Mann es vorziehe, nur eine Stunde zu ruhen und heute noch zurückzukehren, da voraussichtlich morgen sehr schlechtes Wetter sein würde.

„So soll er bestellen, daß ich kommen würde," sagte Björn. „Es trifft sich ganz gut," fuhr er dann zu Julia gewendet fort. „Ich hätte doch noch einmal hinüber gemußt vor der Reise."

„Die Eltern hätten ja auch herkommen können," bemerkte Julia gereizt; ihre heitere Stimmung war wie weggeblasen; sie zitterte vor Ungeduld.

„Das kannst du doch kaum verlangen. Wir waren seit Monaten nicht dort. Außerdem handelt es sich hier zunächst um Rottraut, und du mußt einsehen, daß sie die nicht mitbringen können."

„Warum kann Rottraut ihre Angelegenheiten nicht allein besorgen?" sagte Julia hart. „Sie ist alt genug dazu. Außerdem hat sie deine Mutter, die ihr helfen kann."

„Ich habe ihr das Versprechen abgenommen, nichts ohne mich zu beschließen; ich bin also gezwungen —"

„Warum verlangst du ihr solche Versprechungen ab?"

„Weil mir ihr Wohl am Herzen liegt, und weil ich mich nach dem Vorgefallenen geradezu verpflichtet fühle, ihr zu einer angenehmen und sichern Lebenslage zu verhelfen."

„So müßte sie taktvoll genug sein, solche Versprechungen nicht zu geben. Warum that sie es?!"

„Weil sie Vertrauen zu mir hat."

„Ich finde es ganz und gar unpassend," rief Julia, die ihre Erregung nicht mehr meistern konnte, „daß du einen Verkehr weiter unterhältst, den ich abgebrochen habe!"

„Das mußt du meinem Gutdünken überlassen," sagte Björn mit unerschütterlichem Gleichmut, beinahe kalt. Sie schwieg; aber er sah, daß sie vor Aufregung bebte.

„Ich muß dich sogar bitten, mitzukommen," fuhr er fort. „Es wäre doch sehr unhöflich von dir gegen meine Eltern, wenn du ohne Abschied abreistest."

„So muß ich diesmal leider unhöflich sein. Übrigens wird ihnen nicht viel daran liegen, mich noch zu sehen. Rottraut wird dafür gesorgt haben." Björn überhörte diese gehässige Bemerkung und sagte, um dem Streit ein Ende zu machen:

„Nun — dann werde ich also allein fahren. Und zwar heute noch." Julia wußte vor Schreck nicht gleich, was sie sagen sollte.

„Heute noch —" stotterte sie — „aber du sagtest doch eben, es sei zu spät, um nach der Stadt zu fahren — und der Weg zur Stadt ist kürzer —"

„Aus der Stadt hätten wir heute zurückkommen müssen; das macht vier Stunden Fahrzeit. Dazu die Zeit für die Besorgungen. Zu den Eltern gebrauche ich kaum vier Stunden und kann den Rückweg morgen antreten. Ich würde sowieso dort zur Nacht geblieben sein."

Julia hatte auf diese sachliche Erklärung nichts zu erwidern; sie fühlte aber, wie ihre Erregung wuchs; alle ihre Sinne suchten nach einem Mittel, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Sie verfiel in den Ton eines verzogenen Kindes.

„Morgen können wir dann auch nicht zur Stadt fahren," klagte sie, „und übermorgen werden die Pferde ruhen müssen — da geht es wieder nicht."

„So fahre morgen allein; du kannst die Pferde bekommen. Ich werde reiten."

„Nein — ich will aber eben mit dir fahren!" Björn unterdrückte ein unmutiges Seufzen.

„So mußt du bis übermorgen warten; ich verspreche dir —"

„Ich will aber nicht warten!" rief Julia heftig aufspringend. „Ich brauche nicht auf dich zu warten — wegen dieser andern! Ich stehe dir näher als sie, und ich kann verlangen, daß du mich vor ihr berücksichtigst!"

„Aber Julia — darum handelt es sich doch nicht! Rottrauts Angelegenheit erfordert eine schnelle Erledigung —"

„Auf einen Tag wird es dabei wohl nicht ankommen —"

„Deine Fahrt zur Stadt kann ebensogut einen Tag aufgeschoben werden!"

„Nun gut, wenn es sich in beiden Fällen um einen Tag nicht handelt, so kannst du um so eher zuerst *meine* Wünsche berücksichtigen!" Björns Glieder zuckten ungeduldig; aber noch bezwang er sich.

„Ich möchte gern heute noch fahren," sagte er, „weil mich morgen vielleicht das schlechte Wetter daran hindert."

„So wird es dich morgen am Wiederkommen hindern — aber das hoffst du vielleicht — damit du um so länger —"

Er warf ihr einen strengen Blick zu, vor dem sie verstummte.

„Meinetwegen — so fahre!" rief sie unter ausbrechenden Thränen. Dann lief sie hinaus und machte heftig die Thür zu.

Das Kind, das schon lange mit neugierigen Augen die Mutter beobachtet hatte, richtete nun einen ängstlichen Blick auf Björn.

„Ist Mutter böse?" fragte es.

„Nein — Mutter spaßt nur. Mutter wird doch nicht mit mir böse sein!“ scherzte Björn; dabei standen dem Manne die Thränen in den Augen. Arme, kleine Traute! dachte er.

Indes irrte Julia im Hause umher, von allen Furien ohnmächtiger Eifersucht und von ohnmächtiger Auflehnung gegen Björns ruhigen Willen geplagt. All ihr Denken gipfelte darin, wie sie ihn hindern könne, hinüber zu fahren; und dabei wußte sie, daß es ihr ganz gewiß nicht gelingen würde.

Sich selbst zur Qual malte sie sich fortwährend sein Wiedersehen mit Rottraut aus; wie sie sich begrüßen — wie ihre Augen dabei strahlen würden; wie sie miteinander reden würden, und was? Ob auch von ihr? Wahrscheinlich — natürlich. Und dann beim Abschied — wie sie sich die Hände drücken, was sie einander alles Schöne sagen würden! — Ob sie sich wohl auch einen Kuß gaben?

Julia hätte aus der Haut fahren mögen bei dem Gedanken. Sie schämte sich nicht einmal, mit solchen Phantasien ihren Gatten zu beleidigen. Sie war ganz aus den Fugen. Sie faßte sogar vorübergehend den Entschluß, ihn zu begleiten.

Sie sah zum Fenster hinaus auf den Hof und wartete, daß sein Wagen angespannt würde. Aber das geschah nicht. Sie sah den Boten, der den Brief gebracht hatte, zum Thore hinausreiten. Die Stallthüren wurden geschlossen; es wurde dunkel und still draußen. Da ging Julia hinunter ins Wohnzimmer.

Hier war inzwischen die Lampe angezündet worden; Björn saß am Tisch und spielte mit Harry; es sah nicht aus, als ob er heute noch etwas vorhabe. Julia stellte sich vor ihn hin und sah ihn neugierig und ein wenig mißtrauisch an.

„Nun?“ fragte sie gedehnt. Er antwortete nicht gleich. Dann blickte er mit unendlich sanften und dabei sehr traurigen Augen zu ihr auf und sagte:

„Ich möchte dich nicht betrüben. Ich will morgen mit dir zur Stadt fahren.“

Mit einem erstickten Aufschrei fiel sie ihm um den Hals. Nun war alles gut — wenigstens augenblicklich. Sie war zufrieden, verliebt und selig, und merkte nicht, daß er schwermütig aussah.

Über Nacht kam der Schnee mit einem wütenden Sturme. Am andern Morgen waren Wege und Plätze dick verschneit, und an allen Ecken hohe Schanzen aufgetrieben; die Knechte schaufelten Steige. Dabei dauerte das Wetter ungemildert an.

Björn erklärte beim ersten Frühstück, daß es heute unmöglich sein würde, zu fahren, und zuerst war Julia ganz einverstanden damit. Bald aber fing sie wieder an, sich innerlich aufzuregen.

Einen Tag Aufschub duldete Rottrauts Angelegenheit; ob aber zwei, drei Tage? Es war nicht anzunehmen, daß Björn sie solange auf sich warten lassen würde. Wenn das Wetter sich gebessert, würde er also doch zuerst zu ihr fahren wollen.

Schließlich — was änderte es an der Sache, ob er sie einen Tag früher oder später sah? Was war gewonnen, wenn es gelang, das Wiedersehen hinauszuschieben! Es zu verhindern, darauf kam es an!

Wie Julia in den kalten Wind hinaussah, in dem die schweren, feuchten Flocken unmutig tanzten, durchblitzte sie plötzlich ein Gedanke, der so verblüffend war, daß ihr sekundenlang der Atem stockte vor Schreck. Sie erschrak vor Freude und zugleich vor Angst. Dieser Gedanke sprach:

Wenn ich ihn nun doch bewegen könnte, heute zur Stadt zu fahren — er ist ohnehin nicht ganz wohl — so würde er sich bei diesem Wetter zweifellos erkälten. Dann bekäme er seine Schmerzen. Die würden ihn mehrere Tage ans Haus fesseln, jedenfalls an einer abermaligen Fahrt hindern. Dann müßte Rottraut allein entscheiden. Das Wiedersehen wäre nicht mehr sachlich notwendig. Dann würde Björn vielleicht überhaupt auf dieses Wiedersehen verzichten und ohnedem abreisen. Seine Eltern, wenn er es wünschenswert fand, sie noch zu sprechen, würden sicher gern zu ihm kommen, wenn Julia ihnen schriebe, daß die weite Fahrt ihm jetzt nicht zuträglich sei.

Julia stand lange regungslos; nur in ihren Augen zuckte und brannte ein unheimliches, verborgenes Leben.

Um die Mittagsstunde legte sich der Wind, und es hörte auf zu schneien; aber der Himmel blieb dunkel und drohend.

Julia ging zu Björn und bat ihn, nun doch die Fahrt zu wagen. Er blieb dabei, daß es Unsinn sei; außerdem habe er Schmerzen. Sie glaubte ihm nicht — wollte ihm nicht glauben, und fuhr fort, zu bitten. Schließlich machte sie ihm eine Scene; eine jener Scenen, die er haßte, die sein innerstes Gefühl verletzten, und in denen er doch oft nachgab, nur um sie zu beendigen.

Heute, wo er mehr denn seit lange an Rottraut dachte, wo sein Herz voll war von friedlichen, erquickenden Bildern, deren Mittelpunkt sie war, that ihm Julias Art doppelt weh. So gab er denn auch heute nach und bestellte aller Vernunft zum Trotz das Anspannen.

„Wir werden nicht weit kommen,“ sagte er sich. „Und dann wird sie ihre Thorheit einsehen und sich fügen müssen.“

Sobald Julia ihren Willen durchgesetzt hatte, war sie die Liebenswürdigkeit selber; um so liebenswürdiger, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte und auf diese Weise gut machen wollte, was sie an ihm heimlich zu sündigen im Begriff war. Björn ging kaum auf ihr Geplauder ein; er war müde und mürbe.

Gleich nach dem Essen fuhren sie fort. Das Wetter war ganz leidlich; auch der Weg ließ sich besser an, als man dachte.

„Siehst du wohl?“ sagte Julia übermütig und ein wenig nervös; denn wenn es so blieb, erreichte sie am Ende ihren Zweck nicht.

Als sie eine halbe Stunde gefahren waren, fing es wieder an zu schneien; gleich darauf setzte der Wind ein — mit einem heulenden Ton, wie Tauwind. Björn schlug vor, umzukehren; Julia bestand darauf, weiterzufahren.

Der Weg wurde zusehends schlechter. Die Pferde arbeiteten angestrengt, um den Wagen durch die querüber gewehten Schanzen zu ziehen; einen Schlitten hatte man des ungleichen Schneefalles und des aufgeweichten Bodens wegen nicht nehmen können. Björn führe die Zügel, lenkte die Tiere und half ihnen, so gut es ging; er sprach kein Wort mehr. Julia warf ihm manchmal einen scheuen Seitenblick zu; sie

begann, sich ungemütlich zu fühlen; aber sie war zu eigensinnig, um ihre Tollheit einzusehen.

Nach einer weitern Viertelstunde saßen sie im Schnee fest. Die Pferde zogen, bis ein Strang platzte. Sie waren aufgeregt geworden, stampften ungeduldig und hoben sich auf die Hinterbeine.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang Björn vom Wagen herunter, bis über die Knie in den Schnee. Julia schrie auf vor Schreck und machte Miene, aufzustehen.

„Bleib sitzen!“ herrschte er sie an. Dann bemühte er sich gemeinsam mit dem Kutscher, das Gefährt herauszuarbeiten. Der geplatzte Strang wurde durch Stricke ersetzt. Mit den bloßen Händen schaufelten sie den Schnee von den Rädern. Zwischendurch beruhigten sie die schnaubenden Tiere.

Julia stand eine große Angst aus — nicht nur um Björn, sondern auch um sich, denn sie war bei solchen Gelegenheiten nie tapfer. Aber sie wagte sich nicht zu rühren und nicht zu sprechen.

Einmal stieß Björn, der am Vorderrade beschäftigt war, einen dumpfen Laut aus — in demselben Augenblick hatte das Pferd, hinter dem er stand, ausgeschlagen — griff sich an die linke Seite und taumelte ein wenig. Dann arbeitete er weiter; aber sein Gesicht war leichenblaß und schmerzverzogen. Julia starrte mit verängstigten Augen nach ihm hin, getraute sich aber nicht zu fragen.

Endlich gelang es, Wagen und Pferde freizubringen, indem man kurz umwendete, die Pferde am Zaum führend.

„Du hast nun wohl nichts mehr dagegen, daß wir nach Hause fahren,“ sagte Björn, indem er einstieg, sehr ruhig, aber mit großer Schärfe. Julia senkte den Kopf und schwieg. Sie schämte sich und empfand nebenbei eine unbestimmte Angst.

Als Björn sich in die Decke wickelte, sah sie, daß er bis über die Knie durchnäßt war von dem an der Körperwärme geschmolzenen Schnee, und daß jede Bewegung ihm heftige Schmerzen zu verursachen schien. Weiterhin fiel ihr auf, daß er sich ab und zu schüttelte, wie vor Frost.

Der Schnee hatte sich in Regen verwandelt, der in großen, kalten, vom Wind getriebenen Tropfen niederfiel; sie liefen Björn über das nur von einem schmalen Hut bedeckte Gesicht; es machte Julia einen so kläglichen Eindruck — sie wußte selbst nicht, warum. Es dünkte sie eine Ewigkeit, bis sie wieder vor ihrer Thüre hielten; sie litt Folterqualen auf dieser kurzen Rückfahrt.

Björn stieg langsam und vorsichtig vom Wagen, wie ein Verwundeter, und begab sich, ohne ein Wort zu sagen, in sein Ankleidezimmer, aus dem er fürs erste nicht wieder hervorkam. Nachdem Julia in verzehrender Ungeduld vergeblich auf ihn gewartet hatte, schickte sie ihm einen heißen Trunk; sie konnte sich nicht entschließen, ihn ihm selbst zu bringen; sie fürchtete sich.

Bald darauf glaubte sie draußen auf dem Gange seinen Schritt zu hören. Sie lief hinaus, um nachzusehen.

Es war in der That Björn, der augenscheinlich mit großer Mühe und mit unfreien Bewegungen einen Fuß vor den andern setzte. Sie blieb stehen und sah ihn ängstlich an.

„Ich will zu Bett gehen,“ sagte Björn ruhig. „Das wird besser sein.“ Dabei ging er langsam weiter.

„Was ist dir —“ stammelte Julia, „hast du deine alten Schmerzen —?“

„Ja; und noch andre dazu. Ich glaube, ich habe irgend eine innere Verletzung.“ Sie dachte an das ausschlagende Pferd und an den dumpfen Laut, den er ausstieß.

„Fühlst du das jetzt erst?“ fragte sie.

„Nein — schon auf der Fahrt. Aber es ist nicht schlimm; es wird vorübergehen. Ich denke, völlige Ruhe wird mir gut thun.“

Sie ging hinter ihm her, machte alles zurecht und half ihm beim Auskleiden, wobei er scheinbar heftige Schmerzen empfand. Sie wagte nicht weiter danach zu fragen; sie wollte nicht zu fürchten gezwungen sein, daß ihr frevelhafter Leichtsinn schlimme Folgen haben könne; sie klammerte sich an seine beruhigenden Worte: es ist nicht schlimm.

Als er sich niederlegte, schien indes sein Gesicht diese Worte zu widerrufen; sein Mund verzog sich, seine Züge schienen verfallen. Er unterdrückte wohl nur mit Mühe einen Wehelaut. Dann sah er, wie Julia ihn anstarrte.

„Siehst du — das hast du nun davon,“ sagte er, halb ärgerlich halb scherzend. „Nun mußt du doch ohne mich zur Stadt fahren; denn einige Tage wird es wohl dauern —“

Julia konnte kaum ihre Freude verbergen. Wenn es wirklich ein paar Tage dauerte — um so besser. Zeit gewonnen — alles gewonnen. Trotzdem empfand sie ein fröstelndes Unbehagen. Wenn Björn wußte, daß es ihre Absicht gewesen sei, ihn krank zu machen, nur damit er nicht zu Rottraut fahren könne, würde er sehr, sehr böse mit ihr sein. Aber sie wollte das kleine Unrecht, die kleine List gern heimlich — zu ihrer eignen Beruhigung — abbüßen. Sie wollte ihn pflegen — o, mit so viel Liebe!

Sie, und nicht Rottraut.

In der Nacht bekam Björn heftiges Fieber, und die Schmerzen steigerten sich. Gegen Morgen schickte man nach dem Arzt.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt, der Wind gelegt. Die Sonne schien, und der Schnee war schon wieder zum großen Teil geschmolzen. Julia stand im Krankenzimmer am Fenster und versuchte, ihre innere Angst mit allerhand Nachgedanken zu zerstreuen.

„Wenn er vorgestern hinübergefahren und gestern zurückgekommen wäre, hätte er sich auch erkältet. Aber dann könnte ich nichts dafür. — Vielleicht auch wäre er des schlechten Wetters wegen erst heute zurückgefahren. Dann hätte er einen ganzen Tag und zwei Nächte mit ihr unter einem Dache geweilt; wer weiß, was dann alles geschehen wäre. Nein, es war viel besser, daß er hier lag; er könnte es ihr noch danken, daß sie ihm auf diese Weise davonhalf.

Es wurde Mittag, ehe der Arzt kam. Er fand einen akuten Gelenkrheumatismus, der auch das Herz ergriffen hatte. Außerdem hatte sich Björn einige linke Brustrippen gebrochen.

So schonend dies alles auf seinen Wunsch Julia mitgeteilt wurde, merkte sie doch, daß er in Lebensgefahr schwebte. Sie fragte den Arzt geradezu, als sie mit ihm allein war, und er hielt es für seine Pflicht, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

Unter dieser Wahrheit brach Julia haltlos zusammen.

„Rufen Sie einen seiner Angehörigen — seine Mutter — damit Sie nicht so allein sind," riet der Arzt, als er sah, wie sie kaum noch im stande war, seine Anordnungen zu vernehmen — geschweige denn im stande sein würde, sie auszuführen.

Sie sah ihn geistesabwesend an; dann, als er fort war, schlich sie hinauf; an allen Gliedern zitternd, kreideweiß im Gesicht; als gehe sie, um einem Gespenst ins Gesicht zu sehen.

„Du mußt nach Hause schreiben," sagte Björn, als sie wieder an sein Bett trat, „daß und warum ich nun doch fürs erste nicht kommen kann. Es wäre vielleicht auch gut, wenn du die Mutter bätest, zu kommen — zur Unterstützung für dich. Ich fürchte, ich werde dir viele Mühe machen."

„Ich möchte dich lieber allein pflegen," sagte Julia. Als er sie darauf gerührt ansah, schlug sie die Augen nieder.

„Unsre Reise wird einen langen Aufschub erfahren," sprach er matt weiter. „Wie mir das leid thut — du freutest dich so darauf!" Kein Wort des Vorwurfs; als sei er noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß sie schuld sei an seiner Erkrankung. Julia weinte beinahe vor Qual.

„Und um Rottraut kann ich mich nun auch nicht kümmern —" sagte er seufzend und schloß die Augen dabei.

Julias Gesicht wurde hart und böse. Aber er sah es ja nicht.

Sie pflegte ihn den ganzen Tag mit anerkennenswerter Aufopferung und Pünktlichkeit. Trotzdem, und obgleich sie sich der eignen Sorgen möglichst zu erwehren suchte, hatte sie die Überzeugung, daß es stündlich schlechter mit ihm wurde.

Sie verbrachte eine unruhige, schwere Nacht an seinem Krankenlager; voll leidenschaftlicher Angst, und voll ebenso leidenschaftlicher Abwehr gegen diese Angst; gegen die Angst, daß aus ihrem freveln Spiel fürchterlicher Ernst werden könne.

Mehr als einmal zog es sie neben ihm auf die Knie nieder, mit dem Wunsch, ihm alles zu gestehen. Aber sie that es nicht; sie wußte, daß er sie verachten würde.

Am Morgen fragte Björn, ob Julia den Seinen geschrieben habe. Sie verneinte, ohne ihre Verlegenheit verbergen zu können.

„Warum nicht?" fragte er; es klang wie eine traurige Klage. „Ich kann ja leider nicht selbst schreiben," fügte er hinzu, mit einem Blick auf seine eingewickelten Handgelenke. Also bitte, thu es heute; schicke einen Boten!" Sie nickte.

Der Arzt, der im Laufe des Vormittags wiederkam, mußte zwar mit der Pflege zufrieden sein, fand aber den Kranken schlechter. Er beruhigte Julia; sagte ihr, es sei ganz natürlich, daß das Fieber und die Schmerzen zunächst stiegen; nur das Herz mache ihm Sorge; er verordnete Eisumschläge. Er war sehr ungehalten,

daß Julia noch keine Hilfe in der Pflege habe, und machte es ihr zur Pflicht, sich eine solche schnellstens zu verschaffen.

Julia hätte indes weder ihres Mannes Bitte noch seines Arztes Wunsch berücksichtigt, wenn nicht Björn im weitern Verlauf des Tages so starke Fieberanfälle bekommen hätte, daß sie jeden Augenblick glaubte, ihn vor ihren Augen sterben zu sehen. Unter dem Zwang der schlimmsten, feigsten Angst schrieb sie abends an Magna Heddenholm; der Brief konnte indes erst am andern Morgen befördert werden.

Zur Nacht wurde Björn ruhiger. Er bat Julia dringend, sich zu Bett zu legen; er fühle sich ganz wohl und bedürfe nichts. Als sie sah, daß er wirklich schlafen zu können schien, legte sie sich nebenan in den Kleidern auf ihr Bett und fiel nach wenigen Augenblicken in einen tiefen, schweren Erschöpfungsschlaf.

Nach einer Stunde etwa fuhr sie erschrocken auf; sie hatte verworrenes, ungemütliches Zeug geträumt; von durchgehenden Pferden, daß Rottraut geweint und Björn heftig gescholten habe.

Björn!

Eine kalte Angst überlief sie. Beim Schein der Nachtlampe sah sie nach der Uhr; es war Mitternacht vorüber. Sie sprang aus dem Bett und schlich sich leise zu ihm.

Er schlief; er lag auf dem Rücken, die Hände mit den verbundenen Gelenken fest ineinandergegriffen, den Kopf ein wenig zur Seite. Er sah nicht mehr so fieberrot aus, und Julia atmete auf in schnell genährter Hoffnung. Ganz vorsichtig schlich sie wieder zurück, legte sich nieder und schlief abermals ein.

Diesmal erwachte sie erst nach mehreren Stunden und machte sich die bittersten Vorwürfe darüber.

Merkwürdig — Björn lag immer noch so, wie vorhin; er hatte nichts an seiner Stellung geändert; sein Schlaf mußte ein sehr ruhiger sein. Vielleicht war das gestern schon die Krisis gewesen und dies der Genesungsschlaf.

Als gegen Morgen die Leute im Hause erwachten, ging Julia hinaus und befahl ihnen, leise und vorsichtig zu sein, damit sie den schlafenden Herrn nicht störten. Alle Viertelstunde horchte sie an seiner offenen Thüre; wenn nichts sich regte, ging sie befriedigt auf ihr Bett zurück.

Als es hell wurde, fing sein Schlaf an, sie zu beunruhigen. Er mußte endlich einmal wieder seine Arznei nehmen, einen neuen Eisbeutel bekommen.

Die Vorhänge vor den Fenstern hüllten das Krankenzimmer noch in tiefe Dämmerung. Sie sah, daß Björn sich immer noch nicht bewegt hatte; es kam ihr vor, als sei er blaß; die Augen eingesunken.

Sie ging hin und zog den nächsten Vorhang auf. Sie ärgerte sich, weil ihr die Hand dabei zitterte. Dann ging sie zurück zu ihm.

Die Veränderung war nun noch auffallender. — Sie neigte ihr Ohr an seinen Mund — sie hörte ihn nicht atmen. Es dünkte sie auch, als hauche er eine so eigentümliche Kälte aus. Unwillkürlich erfaßte sie seine verschlungenen Hände, als wolle sie dieselben auseinanderreißen, um ihn zu wecken.

Die Hände waren steif und kalt und gaben nicht nach.

Mit einem fürchterlichen Schrei taumelte Julia bis an das Fenster zurück. Ihre gellenden Hilferufe riefen das ganze Hauspersonal zusammen.

Sie schrie und jammerte, man solle seine Eltern rufen und den Arzt. Sie lag neben dem Bett auf der Erde in wilden, beängstigenden Verzweiflungsanfällen. Es dauerte lange, bis sie begriff, daß er eine Leiche war.

Wohlweislich hatte man das Kind ferngehalten. Aber geängstigt durch die allgemeine Verstörtheit und Unruhe im Hause, und gelangweilt, da niemand sich mit ihm beschäftigte, fand es doch endlich den Weg zur Mutter. An der Thür blieb es stehen, eingeschüchtert durch den Anblick, der sich ihm bot. Als man es wegführen wollte, wehrte es sich weinend. Dadurch wurde Julia aufmerksam gemacht. Als sie den Knaben erblickte, rief sie ihn zu sich.

„Komm!“ sagte sie, zerrte ihn hart an der Hand und zog ihn neben sich vor dem Bett auf die Knie nieder. „Hier gehörst du hin! Sieh dir deinen Vater an, wie er aussieht! Hast du ihn schon einmal so gesehen?“ Ihre leidenschaftliche Art, ihre starren Augen, ihr von Verzweiflungsthränen verzerrtes Gesicht entsetzte Harry. Seine Blicke wanderten wie schutzsuchend umher.

„Tot ist er!“ stöhnte Julia. „Weißt du, was das ist: tot?“ Sie schüttelte ihn rauh; dann riß sie ihn heftig an sich und erdrückte ihn fast in ihren Armen.

„Tot — —“ wiederholte Harry, mehr neugierig als erschrocken.

„Ja! Tot! Tot! — Und weißt du auch, wer das gethan hat?“ raunte sie heiser und sah das Kind wild und bange an.

„Der liebe Gott!“ sagte der Knabe feierlich, faltete unwillkürlich seine Hände und sah seinen lieben Vater ehrfürchtig an.

Julia ließ ihn los und stieß ein schreckliches Hohngelächter aus. Harry aber schien allmählich das Furchtbare wenigstens einigermaßen zu begreifen. Seine Augen füllten sich mit Thränen und wurden immer ängstlicher. Endlich legte er seinen Kopf auf die Betten und schluchzte bitterlich.

Zwei Boten waren entsandt worden; einer zu Björns Eltern, der andre zum Arzt. Als letzterer um Mittag eintraf, fand er Julia noch in derselben, haltlos verzweifelten Stimmung. Auf ihre flehentlichen Bitten schickte er sich zu ihrer Beruhigung an, das völlig Überflüssige zu thun: Björn zu untersuchen, um etwaige Belebungsversuche anzustellen. Mit Schauder wandte sie sich ab, während er um den Toten beschäftigt war.

Endlich deckte der Arzt das Betttuch wieder über den stillen Mann und wandte sich tief aufseufzend zu Julia, die ihn nicht anzusehen wagte.

„Hat er irgend eine heftige Erregung gehabt — irgend eine unvorsichtige Anstrengung gemacht?“ fragte er.

„Nicht, daß ich wüßte,“ erwiderte sie.

„Ich sah schon im Anfang, daß die Krankheit das Herz ergriffen habe; ich glaubte aber nicht, daß die Widerstandskraft seiner gesunden Organe eine so geringe sein würde. Der Tod ist durch Herzlähmung eingetreten. Ich glaube Ihnen die tröstliche Versicherung geben zu können, daß sein Ende ein sanftes, von ihm selbst vielleicht nicht empfundenes gewesen ist. Seine friedlichen Züge zeugen davon.“

Was galt ihr diese tröstliche Versicherung gegenüber den Qualen, die ihr Gewissen zerrissen!

Sie hielt sich aufrecht, solange der Arzt da war. Auf seine Frage, ob er ihr noch in irgend einer Weise behilflich sein könne, schüttelte sie stumm den Kopf. Sie hatte keine Ahnung von allem, was nun zu thun sei; nicht die Kraft, darüber nachzudenken.

Die Nachricht, die ohne alle Vorbereitung und ohne alle Schonung am späten Nachmittage in Björns Elternhause eintraf, hatte zunächst ein allgemeines, schreckliches Verstummen zur Folge.

Man saß zusammen; man hatte seit drei Tagen auf ihn gewartet. Man war fest überzeugt, daß er kommen würde, wenn nicht ein unüberwindliches Hindernis ihn zurückhielte. — Nun wußten sie, was für ein Hindernis eingetreten war.

„Mein Junge! Mein lieber, einziger Junge!“ sagte endlich Magna Heddenholm leise aus tiefstem Mutterschmerz heraus, und die Thränen begannen ihr über das Gesicht zu perlen. Aufschluchzend stürzte ihr Litta an die Brust. Und der Vater stützte die Arme auf den Tisch und barg das Gesicht in den Händen, damit niemand sähe, wie der Schmerz ihm ins Innerste riß. So erduldeten und überwanden sie den ersten Anprall.

Plötzlich richtete sich Magna Heddenholm auf und sah sich nach Rottraut um. Niemand hatte in diesem Augenblick an sie gedacht.

Sie stand an der Wand, die Hände nach hinten gestützt, sah fahl und empfindungslos aus und starrte mit leeren Augen ins Ungewisse. Sie war wie ein Mensch, den etwas Unerwartetes, Unbekanntes überfällt, und ihm mit rohem Schlage den Verstand zertrümmert, womit er es begreifen möchte.

„Rottraut!“ rief Magna Heddenholm ganz entsetzt bei diesem Anblick. Sie zuckte sichtlich zusammen, und ihre Augen wanderten langsam herum, ohne an Ausdruck zu gewinnen.

„Nun müssen wir wohl hinüberfahren?“ sagte sie. Der merkwürdige, trockene Ton machte alle stutzig, die ihn hörten. Rottraut ward sich plötzlich ihres seltsamen Benehmens bewußt. Sie errötete kaum merklich, sah sich mit einem hilflosen Blick im Zimmer um und ging langsam hinaus.

Natürlich, nun mußten sie hinüberfahren. Sie wußten ja nichts; nichts als die nackte Thatsache, daß er krank gewesen, daß er gestern abend eingeschlafen und am andern Morgen nicht mehr aufgewacht sei.

Eine Stunde später klopfte Litta an Rottrauts Thür. Sie klopfte sonst nie; aber es war ihr, als sei es heute angebracht.

Rottraut saß im Halbdunkel am Fenster; so saß sie schon, seit sie heraufgekommen war. Sie stand auch bei Littas Eintritt nicht auf. — Litta trug schon schwarze Kleider.

„Mutter läßt fragen, ob du mit uns fahren willst?“ Rottraut hatte gar nicht überlegt, daß dies irgend welchen Zweifel zulasse. Jetzt fiel es ihr schwer aufs Herz, daß es am Ende richtiger und besser sein könne, wenn sie zurückbleibe.

„Ich will thun, was deine Mutter mir rät,“ sagte sie.

„Mutter meint, du möchtest ganz nach deinem Herzen handeln; und es würde wohl in Björns Sinne sein, wenn du mitkämst.“

Das entschied für sie.

Es war eine traurige Fahrt. Der Abend war windstill, aber feucht, dunkel und sternenlos. In rasender Eile jagten die Pferde den ebenen Weg entlang; nasser Sand und gelbe Wassertropfen spritzten umher. — Rottraut saß auf ihren eignen Wunsch vorn neben dem Kutscher und sprach während der ganzen Fahrt nicht ein einziges Wort. Magna Heddenholm sah oft liebevoll besorgt nach ihr hin.

Als sie ankamen, war anfangs niemand da, ihnen das Haus zu öffnen, das ihnen düster und fast lichtlos entgegenstarrte. Sie mußten lange klopfen und sich bemerklich machen. Man fühlte sofort, hier hatte jeder den Kopf verloren.

Julia war die einzige, die den Wagen hatte vorfahren hören. Aber sie fand nicht den Mut, Björns Eltern entgegenzugehen. Bei der Leiche auf dem schmalen, kleinen Betteppich zusammengekauert, die Stirn gegen das Holz gepreßt, unfähig sich zu rühren oder zu sprechen — so fand man sie.

Das Schlafzimmer war noch unverändert seit heute früh. Es hatte noch niemand eine liebevoll pflegende Hand an den Toten gelegt. Magna Heddenholms Mutterherz litt darunter, obwohl sie es kaum anders zu finden erwartet hatte.

Nachdem man Julia mit vieler Mühe und unendlicher Geduld die wichtigsten Umstände seiner letzten Lebenstage, sowie das Urteil des Arztes abgefragt hatte, brachte Magna Heddenholm sie halb mit Liebe, halb mit Gewalt ins Nebenzimmer und zu Bett, wo sie sich alsbald einer völligen Apathie hingab. Dann machte sie sich daran, „ihrem Jungen“ die letzten Liebesdienste zu erweisen. — Litta sollte ihr alles Nötige herbeischaffen.

„Nimm den Schlüsselkorb — er steht da auf dem Ecktisch — und hole dir Rottraut; die weiß Bescheid. Ja — wo ist denn eigentlich Rottraut?“

Seit man den Wagen verlassen, hatte sie niemand mehr gesehen.

„Geh, bekümmere dich um sie,“ drängte Magna. „Sie macht mir Sorge.“ Litta ging.

Lange suchte sie vergebens in den dunkeln Zimmern. Endlich fand sie die Vermißte, in der Kinderstube, wo nur ein mattes Licht brannte. An Harrys Bettchen, das man hier heruntergestellt hatte, der bessern Ruhe wegen, saß sie wie ein stiller, schwarzer Schatten, in der unbequemsten Stellung, halb über das Kind geneigt, das ihre Hand fest gepackt hielt.

„Er lag hier ganz allein und weinte, weil man sein Bett heruntergetragen hatte und niemand bei ihm war. Er freute sich so sehr, als ich kam, und ist dann gleich eingeschlafen,“ flüsterte Rottraut. Es war das erste, was sie wieder sprach; Litta war ordentlich glücklich.

„Ach — es war solche Wohlthat!“ seufzte Rottraut.

„Was war eine Wohlthat?“

„Die Freude von dem Kinde!“ Litta verstand das nicht ganz.

„Du mußt jetzt kommen, Rottraut, und mir die verschiedenen Schlüssel zeigen. Mutter braucht dies und das —“

Vorsichtig löste Rottraut die Kinderfinger von ihrer Hand und kam, an der Thür noch einen lauschenden Blick zurückwerfend.

Sie suchten alles Nötige zusammen; Rottraut wußte ganz genau in jedem Winkel Bescheid. Mit grauser Scheu sah sie, wie Litta sich mit Dingen belud, nach deren Verwendung sie nicht fragen mochte.

„Willst du ihn nicht sehen?“ fragte Litta einmal leise. Rottraut antwortete nicht gleich. Ach ja, sie möchte ihn gern sehen, wiedersehen! Aber nicht, wenn all die andern dabei waren.

„Vielleicht nachher —“ sagte sie. Und dann fragte sie nach Julia.

„Sie ist ganz unzugänglich, wie gelähmt. Mutter hat sie zu Bett gebracht.“

„Weiß sie, daß ich hier bin?“

„Nein, ich glaube nicht.“

„So sagt es ihr lieber noch nicht. Und wenn ihr zu der Überzeugung kommt, daß ihr meine Gegenwart unangenehm sein könnte, dann sage es mir, Litta. Ich gehe dann wieder.“

„O — du —“ Litta hatte in der letzten Zeit eine förmliche Schwärmerei für Rottraut gewonnen.

„Laß mir die Schlüssel hier,“ sagte diese, als Litta sich entfernen wollte. „Ich kann gleich die Betten für euch zurechtmachen lassen.“

„Du bist doch ein tüchtiges Menschenkind!“ sagte Litta zärtlich bewundernd.

Man beschloß, gleich hierzubleiben, bis das Begräbnis vorüber sein würde. Bei der weiten Entfernung war es das Einfachste, und dem Gefühl entsprach es am meisten so. Außerdem war es notwendig.

Julia war vollständig unfähig, irgend etwas anzuordnen, zu bedenken, zu leiten oder gar selbst zu thun. Sie verließ ihr Bett nicht wieder, lag entweder gänzlich teilnahmlos, oder in Thränenströmen, die geradezu in Weinkrämpfe ausarteten. Weder liebreiches noch ernstes Zureden hatte den geringsten Einfluß. Sie selbst konnte oder wollte nicht sprechen, und so prallten auch Worte wirkungslos an ihr ab.

Man verargte es ihr nicht. Man hatte nicht einmal in guten Tagen Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit von ihr verlangt; geschweige denn jetzt in diesen schlimmsten. Man kannte ihre haltlose Seele, deren einzige Stärke mit Björn dahingestorben war. Man verstand, daß dieses Unglück für sie ganz besonders schrecklich war. Und so umgab man sie mit liebevollster Schonung und zartester Rücksichtnahme. Besonders Magna Heddenholm zeigte ihr ein immer gefaßtes Gesicht, hatte immer ein ermutigendes Trostwort für sie, obwohl ihr selbst um Trost sehr bange war. — Litta hatte ihr Nachtlager bei Julia aufgeschlagen; man hielt es für besser, sie nicht allein zu lassen. Und Julia ließ auch dieses ohne Widerspruch und ohne Dank geschehen.

Durch eine Unvorsichtigkeit des sie bedienenden Mädchens erfuhr Julia bereits am ersten Tage von Rottrauts Anwesenheit. Sie war weder erstaunt noch erregt; vielleicht war es ihr jetzt gleichgültig; vielleicht hatte sie es nicht anders erwartet

und sich schon vorher damit abgefunden. — Litta war zugegen, als sie es erfuhr, und freute sich im stillen, daß es ihr gar keinen Eindruck zu machen schien; nicht ein einziges Wort verlor sie darüber.

Am Abend des zweiten Tages kam Rottraut zu den trauernden Eltern, die unten betrübt zusammensaßen.

„Ich wollte etwas bitten,“ sagte sie bescheiden, und doch so, als erwarte sie unbestrittene Gewährung. „Ich möchte diese Nacht bei ihm wachen.“

Arwin und Magna Heddenholm sahen einander betroffen an.

„Ich habe ihn überhaupt noch nicht gesehen,“ fügte Rottraut hinzu.

„Aber, mein Kind — daran hätten wir dich doch nicht gehindert!“

„Ich mochte nicht hineingehen, Julias wegen. Ich fürchtete, die Thür möchte offen stehen, oder sie würde mich nebenan hören und sich darüber aufregen. Aber Litta hat mir heute gesagt, daß sie um mein Hiersein wisse und nichts dagegen eingewendet habe.“

Sie hatten allerlei Bedenken gegen die Erfüllung ihres Wunsches. Endlich sagten sie es ihr zu; wenigstens für die ersten Nachtstunden.

„Willst du bei Harry schlafen — oder ihn zu dir nehmen?“ bat Rottraut weiter, gegen Magna gewendet. „Er fürchtet sich, wenn er allein bleibt!“ Sie versprach ihr auch dieses.

Bis jetzt hatte Rottraut bei ihm geschlafen; sich überhaupt fast ausschließlich mit ihm beschäftigt, als ob das ihre einzige Beruhigung wäre. — Um acht Uhr abends trat Rottraut ihr trauriges Amt an.

Björn lag noch in seinem Schlafzimmer. Man hatte sein Bett frisch bezogen, und die dünne Decke, die man über ihn gebreitet, war mit wintergrünem Laub besteckt. Zu seinen Häupten brannte ein vierarmiger Leuchter, den Magna Heddenholm jeden Abend mit frischen Kerzen besteckte. Das eine Fenster war ein klein wenig geöffnet; die Thür zu Julia hin fest geschlossen.

Seine Mutter führte das Mädchen herein, bis an sein stilles Lager. Rottraut zitterte, vor Kälte oder vor Erregung. Sie sprach kein Wort; sie gab überhaupt keinen Ton von sich. Sie stand regungslos da, mit gefalteten Händen und tief gesenktem Kopf.

„Soll ich nicht doch lieber bei dir bleiben?“ fragte seine Mutter leise. Rottraut bewegte verneinend das Haupt.

„Wirst du dich nicht fürchten?“ Es klang so besorgt; aber Rottraut verneinte wieder stumm und bestimmt.

„Hier hast du einen bequemen Stuhl,“ fuhr seine Mutter im Flüsterton fort. „Und da liegt auch eine Decke — es ist kühl hier, und man friert ohnehin leichter zur Nacht.“ Dann stand sie noch eine Weile neben dem Mädchen, als warte sie auf irgend eine Äußerung. Als keine kam, schlich sie schwerfällig hinaus.

Als die Thür sich leise hinter ihr geschlossen hatte, blieb Rottraut noch geraume Zeit in sich versunken stehen. Dann seufzte sie langsam, hob den Kopf und sah sich mit verschleierten Augen um, als erwache sie aus tiefem Traum in einer fremden Umgebung.

Endlich fielen diese Augen auf Björn. Und je länger sie da ruhten, um so feierlicher und trauriger wurde ihr Gesicht.

„Bist du wirklich tot?“ hauchten ihre Lippen, sich bewegend ohne einen Laut zu bilden. „Was soll denn nun aus uns werden —“ Und wie sie stand und stand und ihn immerfort ansah, als wolle sie diesen Anblick für ewige Zeit in ihrer Seele festhalten, sammelten sich Thränen in ihren Augen und lösten sich und fielen nieder, eine nach der andern. Es waren die ersten, die sie um sein Sterben weinen konnte, und sie thaten ihr wohl — fast so wohl, als ob er sie getrocknet hätte.

„Lieber Björn!“ sagte sie zärtlich, als sie sich sattgeweint hatte; und dann streichelte sie scheu und leise seine gefalteten Hände; sie fühlte deren Kälte nicht, denn auch die ihren waren ohne Wärme.

Und endlich bückte sie sich und küßte seine Hände, ebenfalls scheu und leise, wie man etwas Heiliges küßt.

Dann rückte sie den Stuhl so, daß sie das Bett im Auge behalten konnte, und setzte sich. Es war ihr ordentlich erleichtert zu Mut.

Ob sie sich fürchten würde? Ach, ihr war ja so wohl zu Sinn, so friedlich wie lange nicht. Es kam ihr vor, als ob die heilige Nähe dieses Toten sie gegen alle Unbill der Welt, alle Rauheit des Lebens beschütze. Wer liebt, der fürchtet sich nicht.

Er sah so ernst und so gut aus — so gut wie in seinen besten Stunden. Ein wenig spitz und scharf, als ob er sehr, sehr müde sei. Und die große Schwermut hatte selbst im Tode noch ihren Platz auf seiner geraden Stirn behauptet.

Sie dachte an alles, was sie mit ihm und bei ihm erlebt; wie sie sich erst vor ihm gefürchtet, und wie sie ihn dann so herzlich lieb gehabt; wie sie ihn geachtet und bewundert; wie es sie zuletzt innerlich fast zerbrochen hatte vor Mitleid und vor Zorn, weil sie sah, daß er nicht glücklich war.

Und da nebenan, hinter dieser dünnen Wand, da lag sein Weib, dieses unreife, kindische, untüchtige Weib, das es nicht vermocht hatte, ihn zu beglücken; das ihn selbst und sein großes Herz niemals verstanden und begriffen hatte; das ihn nur quälen konnte mit ihrer ungleichmäßigen Stimmung, ihrer schnell erregten Leidenschaftlichkeit, ihrer selbstischen, genußsüchtigen Liebe. Und er hatte sie getragen mit himmlischer Geduld, mit frauenhafter Selbstlosigkeit, Güte und Schonung. Und warum? Weil er ihre Schwäche kannte; weil er wußte, daß sie nicht mehr anders sein konnte; weil er wußte, daß sie ihn liebte; daß er das einzige war, was ihrem Leben Halt und Richtschnur gab; daß ihre Liebe zu ihm die einzige gute und thatkräftige Empfindung war, die sie beseelte. Weil er ihr Leben mit dem seinen vereint hatte und es nun seine heilige Aufgabe war, ihr Leben zu schützen und zu schmücken. Und endlich, weil er sie liebte. Denn kann sich soviel göttliches Erbarmen mischen in menschliches Thun, ohne große, große Liebe? Ohne die Liebe, mit der er beglückt und — gelitten hatte?

Das stille Totenzimmer wurde ihr zur Kirche, in der sie eine fromme Andacht verrichtete.

„Litta —“ rief Julias Stimme im Nebenzimmer, ängstlich und klagend. Und noch einmal: „Litta!“ schon lauter und ungeduldiger. — War Litta noch nicht oben?

Rottraut zögerte noch, sich zu melden. Dann, als das Rufen sich wiederholte, stand sie auf, ging leise zur Thür und öffnete sie ein wenig.

„Litta ist nicht hier. Aber ich bin da! Rottraut!“

Ein langes, banges Schweigen folgte.

„So — du —“ sagte Julia endlich aus dem matt erleuchteten Schlafzimmer heraus. „Was machst du denn da drin —“

„Ich löse die Eltern ab, für die erste Hälfte der Nacht.“

„Die Eltern,“ sagte sie. Sie schien ja recht intim zu sein mit ihnen. „Ist denn immer einer von euch da drin?“

„Nachts — gewiß.“ Wieder eine lange Pause.

„Komm doch mal her, Rottraut!“ Sie kam, ohne Zögern, mit ihren leisen, leichten Schritten. Sie erschrak tief, als sie Julias Gesicht, von der Nachtlampe beschienen, erblickte. Es sah grau und verfallen aus, wie das Gesicht einer alten Frau. Ein großes Mitleid ergriff sofort Besitz von ihrem Herzen.

Julia sah mit heißen, unglücklichen Augen lange zu ihr auf.

„Woher hast du nur den Mut genommen, wiederzukommen!“ sagte sie dann.

„Aus Liebe,“ erwiderte Rottraut ohne Besinnen.

„Aus Liebe — zu wem? Zu Björn oder zu mir?“

„Zu euch beiden.“ Julia zuckte unruhig mit den Füßen.

„Fürchtest du dich nicht — ganz allein mit ihm?“

„Aber Julia —“ es that ihr weh, sie so sprechen zu hören.

„Ich fürchte mich entsetzlich, sogar hier nebenan. — Wie lange bleibt er noch hier oben —“

„Morgen früh kommt der Sarg,“ würgte Rottraut heraus. „Dann holen sie ihn hinunter.“ Julia stöhnte.

„Ich werde zum Begräbnis nicht aufstehen können, Rottraut!“ Das Mädchen war empört; aber es schwieg rücksichtsvoll.

„Wäre es sehr schlimm, wenn ich nicht mitginge?“

„Wenn du dich zu schwach fühlst, so kann es niemand von dir verlangen,“ erwiderte Rottraut sanft. Und abermals nach einer langen Pause sagte Julia und haschte nach Rottrauts Hand:

„Ich möchte ihn noch einmal sehen. Aber du mußt dabei sein.“ Rottraut half ihr, aufzustehen und zwang sie, etwas Warmes überzuziehen. Auf ihren Arm gestützt, halb von ihm getragen, schwankte Julia an ihres Geliebten Totenbett.

Sekundenlang stand sie wie erstarrt. Dann brach sie in die Knie und überließ sich einem Schmerzensausbruch, der schrecklich anzusehen war und der sogar für Rottrauts unbefangenes Ohr und Auge einen starken Beigeschmack von Reue hatte. Aber Rottraut fand diese Reue ganz am Platz; sie hob Julia in ihrer Achtung. — Endlich konnte sie es nicht mehr mit ansehen und fing an, ihr liebreich zuzureden. Merkwürdig — es hatte einen beruhigenden Einfluß.

„Und nun komm — leg dich wieder hin, liebe Julia. Du machst dich unnütz schwach und elend.“ Julia gehorchte mechanisch.

„Soll ich bei dir bleiben, bis Litta heraufkommt?“ fragte Rottraut, als sie Julia sorglich gebettet hatte.

„Wenn du das wolltest — ich danke dir. Setz dich hier neben mich.“ Rottraut setzte sich zu ihr; sie sprach nicht, in dem Gefühl, daß möglichste Stille jetzt für Julia das beste sei. — Da fing diese an:

„Fahrt ihr nach dem Begräbnis wieder fort?“

„Ich weiß nicht. Ich denke, einer von uns wird bei dir bleiben, wenn du es möchtest.“

„Ach, wie soll das nur alles werden!“ jammerte Julia.

„Das wird sich schon finden,“ beschwichtigte Rottraut. „Darum mußt du dich jetzt noch nicht sorgen. Verbittere dir nicht deinen Schmerz mit Zukunftsgedanken. Seine Eltern werden dir alles aufs beste und angenehmste gestalten.“

„Wer von euch wird denn hier bleiben?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wen du am liebsten hierbehalten willst,“ versicherte Rottraut eigenmächtig.

„Dann möchte ich, daß du bei mir bleibst, Rottraut!“ rief Julia schnell. Sie forderte es im Ton eines kranken, verzogenen Kindes. Es überraschte Rottraut, ohne sie zu erfreuen.

„Gewiß, sehr gern,“ willigte sie trotzdem sofort freundlich ein. „Ich kann ja auch am besten abkommen.“

Darauf schloß Julia beruhigt die Augen und sprach nicht mehr. — Wenn sie so aus der Erinnerung und aus ihrem beiderseitigen Verhältnis streichen wollte, was zwischen ihnen vorgefallen war, so wollte Rottraut dasselbe thun; um Björns willen, und um sein Andenken in Ehren zu halten.

Als Litta heraufkam, war sie sehr erstaunt über das, was sie sah. Aber sie äußerte nichts, sondern tauschte nur mit Rottraut einen innigen, verständnisvollen Blick und Händedruck.

Björn wurde begraben, und sein Weib ging nicht hinter seinem Sarge. Seine Eltern folgten ihm hinaus, und hinter ihnen, Arm in Arm, Litta und Rottraut; die eine bitter weinend, die andre still und blaß, mit einem jämmerlichen Ausdruck in den schönen, sanften braunen Augen.

Und dann kam ein zahlreiches Trauergefolge; lauter derbe, biedere Gestalten, kleine Bauerngutsbesitzer, Pächter und Handelsleute aus der Umgegend. Soweit Björn bekannt war, soweit seine Thätigkeit und sein Einfluß reichten, war er geachtet und geliebt, und keiner wollte fehlen bei der letzten Gelegenheit, einen Beweis davon zu geben. — Und hinter ihnen kam das ganze Dorf; vom ältesten Greise bis herunter zu den Kindern; und alle sahen ernst und traurig aus, und viele weinten.

Sie versenkten Björn auf dem kleinen Dorfkirchhof am Kirchengiebel unter einer alten Linde. Als die ersten Schollen auf den Sarg fielen, zerrissen am herbstlichen Himmel die Wolken, und Sonnenschein lachte darüber hin, als sende die Erde ihrem scheidenden Kinde einen letzten Gruß.

Schweigend, mit gesenktem Haupt und wundem Herzen kehrten die verarmten Angehörigen in das verwaiste Haus zurück.

Julia hatte oben eine entsetzliche Stunde verlebt. Sie war als einzige zurückgeblieben; sogar die Magd, die ihretwegen hatte im Hause bleiben sollen, war im letzten Augenblick heimlich davongeschlichen, und Julia klingelte vergebens.

Sie fühlte sich elend zum Sterben; nicht nur seelisch, sondern auch physisch. Ihre an Behagen und Rücksichten gewöhnte und dadurch verzärtelte Natur war solchen Stürmen nicht gewachsen.

Sie kamen und setzten sich an ihr Bett, ohne viel zu sprechen, nur um ihr durch ihre Gegenwart Trost und Beruhigung zu gewähren. Es war ihnen selbst zu weh zum Sprechen, und Julia würde ja fragen, was sie etwa zu wissen wünschte.

Aber Julia fragte nicht. Die Gegenwart dieser aller, an denen sie ein Verbrechen begangen hatte, war eine namenlose Marter für ihr zertretenes Gemüt. Nur die eine wollte sie um sich haben; nur die eine, die immer Verständnis und Nachsicht für sie gehabt hatte.

Julia vergaß, daß alle Nachsicht mit ihr gehabt hatten, immer, und am meisten in diesen letzten Tagen und heute. Sie vergaß es, weil sie sich in einem dunkeln Drange nur nach dieser einen sehnte.

Endlich waren sie alle fort. Julia hörte den Wagen über den Hof rollen, und atmete erleichtert auf. Sie wartete, daß Rottraut, welche mit hinuntergegangen war, wieder zu ihr heraufkäme. Es dauerte lange, und sie wurde ungeduldig. Wie ein Schreck durchblitzte sie der Gedanke, daß Rottraut am Ende doch mit den andern gefahren sein könne. Aber nein — so war Rottraut nicht.

Endlich, als Julia schon vor Ungeduld fast weinte, kam sie herein.

„Wo bleibst du denn so lange!“ seufzte sie ihr entgegen.

„Verzeih, Julia, wenn ich dich warten ließ,“ sagte Rottraut sanft. „Harry ließ mich nicht los; ich konnt's ihm nicht versagen, ein wenig bei ihm zu bleiben. Der arme Junge ist arg vernachlässigt worden in diesen Tagen, und die Trauer im Hause drückt unbewußt auf seine kleine Seele.“

„Ja, ich bin eine schlechte Mutter, wie ich auch eine schlechte Frau gewesen bin —“

Rottraut fand es nicht an der Zeit, darauf einzugehen.

„Ich wollte dich fragen, Julia, wie du es nun zu haben wünschest — ich habe in den letzten Nächten bei Harry geschlafen und würde das auch gern weiter thun. Wenn es dir aber lieber ist, daß ich zu dir heraufziehe — den Jungen wirst du wohl besser noch unten lassen —“

„Ach ja, Rottraut, komm zu mir herauf mit deinen Betten. Ich kann nicht allein bleiben. Bei Harry kann ja eins von den Mädchen schlafen.“

Rottraut stand an ihrem Lager und strich ihr schweigend mit kühler Hand die Haare aus der feuchten Stirn. Wie das arme Weib sie jammerte!

„Du bist so gut,“ sagte Julia und sah mit elenden Augen zu ihr auf. „Und ich bin so schlecht zu dir gewesen! Verzeihe mir, Rottraut!“

„Ich habe dir längst verziehen. Das ist alles begraben.“

Julia warf sich unruhig umher und griff mit den mager gewordenen Händen in die Betttücher, wie von innerer Angst gepeinigt.

„Willst du nicht versuchen, zu schlafen?“ fragte Rottraut.

„Nein — ich kann nicht. Ich kann nie mehr schlafen!“

„Du wirst es wieder lernen; du mußt es lernen! Du mußt dich gesund und tüchtig machen, für den Jungen!“

Der Lebenszweck, den Rottraut ihr in Erinnerung rief, schien Julia nicht zu erfreuen.

„Glaubst du, daß ich hier wohnen bleiben werde?“ fragte sie nach einer langen Pause.

„Darüber wirst du vielleicht selbst zu entscheiden haben. Wenn es dir hier zu einsam wird, so kann es dir niemand verdenken, wenn du fortziehst.“

„Wo soll ich denn aber hin? — Ich möchte nicht wieder in die Welt hinaus; ich fürchte mich davor. Ich fürchte mich auch vor all der Umstäņdlichkeit, vor dem Neueinleben, vor dem Anfang in neuen Verhältnissen. Ich bin so allein —“

Rottraut begnügte sich damit, ihr weiter beruhigend über die Stirn zu streichen.

„Ich möchte am liebsten hier bleiben,“ sagte Julia und schloß die Augen. „Aber ich weiß nicht, wie ich es aushalten soll —“

„Du wirst es schon lernen, Julia. Du hast das Kind, und du kannst dir ja Arbeit machen.“

„Ja — ach, aber was nützt das alles! — Hast du schon zugeschrieben?“ fragte sie ganz unvermittelt. Rottraut konnte diesem Gedankengang nicht gleich folgen.

„Was meinst du —“

„Ich meine, ob du die Stelle schon angenommen hast, die dir angeboten war?“

„Ich wollte es ja mit Björn besprechen. Nun habe ich noch nicht wieder daran gedacht.“

„Was für eine Stelle ist es denn eigentlich? Gewiß eine sehr vorteilhafte —“

„Als Gesellschafterin eines jungen Mädchens in einem Hamburger Großkaufmannshause.“

„O —“, machte Julia bewundernd. „Und sehr hohes Gehalt, nicht wahr?“

„Ja, sehr hoch,“ gestand Rottraut befangen. Julia überlegte.

„Mutter schrieb, die Leute wollten gleich Antwort haben. Seitdem sind schon vier Tage vergangen. Da wird es nun wohl ohnehin zu spät sein —“

„Ich will es jedenfalls noch versuchen und heute abend schreiben.“

Julias Unruhe wurde immer größer.

„Rottraut — könntest du dich wohl entschließen — die Stellung aufzugeben?“ Rottraut sah die Frau erstaunt an; sie begann zu verstehen —

„Siehst du,“ fuhr Julia fort, immer unsicherer werdend und ohne die Augen aufzuschlagen, „wir sind doch eigentlich von der Natur aufeinander angewiesen — wir stehen beide allein — wir haben doch monatelang so froh und friedlich zusammen Haus gehalten — darum meinte ich, ob du dich wohl entschließen könntest, deine Stellung aufzugeben, um bei mir zu bleiben!“

Es war heraus; es hatte ihr schreckliche Mühe gekostet; die Stirn war ihr wieder feucht geworden.

Rottraut konnte nicht sofort antworten; die Frage kam zu unerwartet, und die Entscheidung war zu ernst.

„Ich glaube, Julia," meinte sie dann zögernd, „du mußt dir das noch überlegen. Ich bin augenblicklich der einzige Mensch, an den du dich in deinem Schmerz und in deiner Verlassenheit klammerst. Das ändert sich aber. Dein Schmerz wird sich beruhigen, du wirst vielleicht ganz andre Ansichten und Pläne über dein Leben haben. Und wenn ich nun heute eine so überaus günstige Gelegenheit vorübergehen lasse, um nach Verlauf von einigen Monaten nach einer andern suchen zu müssen — verzeih mir diese Bedenken, liebste Julia, sie sind doch nicht so ganz unbegründet."

Trotz des trüben Lichtes sah Rottraut, wie eine dunkle Blutwelle in Julias farbloses Gesicht stieg.

„Du hast ganz recht," erwiderte sie leise. „Aber so etwas soll nicht wieder vorkommen; ich verspreche es dir. Ach bitte, bleibe doch bei mir!" rief sie, in Thränen ausbrechend. „Thu es Björn zuliebe und bleibe bei mir!"

Wirksamer hätte sie ihre Bitte nicht begründen können. Rottraut kämpfte noch einige Sekunden still mit sich selbst, und sagte dann fest und ruhig:

„Gut, Julia, ich werde deinen Wunsch erfüllen. Ich bleibe bei dir."

„Björn zuliebe!" dachte Julia; es machte sie bitter und hinderte sie, Rottraut zu danken.

„Nun hör aber auf, über das alles nachzudenken," bat Rottraut liebevoll. „Das wird sich nun schon ganz von selbst einrichten. Dein Schwiegervater hat mich gebeten, ihm Nachricht zu geben, wenn es dir wieder besser geht — dann wird er wiederkommen, um die notwendigen Geschäfte mit dir zu erledigen."

„Ach — ich verstehe ja gar nichts von Geschäften!"

„Vielleicht kann ich helfen. Laß das nur jetzt. Einstweilen bleiben wir ganz allein und ungestört zusammen, bis du dich erholt hast."

Rottraut legte sich an diesem Abend nieder in der Stimmung eines Menschen, der eine gute That gethan hat. Sie schlief auch mehrere Stunden fest und ruhig, zum erstenmal seit Björns Tode.

Mit bitterm, kläglichen Neid lauschte Julia auf ihre ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge; auf diesen Schlaf des guten Gewissens, der ihr niemals wieder beschieden sein würde.

Die fürchterliche Verzweiflung, die Björns Tod an sich ihr bereitet haben würde, war ja nichts gegen die Qual des Schuldbewußtseins, das auf ihre widerstandslose Seele drückte. Sie wagte nicht einmal, um ihn zu trauern, sich nach ihm zu sehnen, nach ihm zu schreien mit ihrer heißen, ungesättigten Seele, weil ein natürlicher Instinkt ihr sagte, daß sie das Recht dazu verloren habe.

„Hast du schon abgeschrieben?" fragte sie am andern Vormittag, als Rottraut ihr das zweite Frühstück ans Bett brachte.

„Ja," sagte das Mädchen.

Zum erstenmal war wieder helles Tageslicht im Zimmer; solange hatte man die Vorhänge nicht zurückgezogen. In diesem hellen Tageslicht bemerkte Rottraut mit Entsetzen, wie Julia sich verändert hatte. Die frischen Farben ihres Gesichts waren verblichen; die jugendlich vollen Züge waren verwelkt; graue Haare zeigten sich an ihren Schläfen, und ihre glänzenden Augen blickten matt und heiß. Sie war um zehn Jahre älter geworden. — Aber sie aß doch wenigstens wieder. — Rottraut

setzte sich neben das Bett und sah nachdenklich zu, wie sie einen Bissen nach dem andern in den Mund schob.

„Ist der Brief schon fort?“ fragte Julia weiter.

„Ja —“ Rottraut wunderte sich über die genauen Fragen — „die Butterfrau hat ihn in aller Frühe mitgenommen.“ Julia atmete lange und tief.

„Es ist so gut von dir —“

„Laß doch — ich thu es ja gern.“ Sie wußte selbst nicht, warum es ihr so unangenehm war, sich von Julia dafür loben zu lassen.

„Willst du nicht heute versuchen, aufzustehen?“ fragte sie. „Du mußt doch einmal nach dem Kirchhof gehen!“

Julia neigte sich tief über ihren Teller und schwieg.

„Es ist heute so schön draußen,“ fuhr Rottraut ermunternd fort. „Die Sonne scheint. Wer weiß, was nachher für Wetter kommt. Du würdest heute einen freundlichen Eindruck von seinem Grabe bekommen. Die Kränze, die obenauf liegen, sind noch ganz frisch —“

„Warst du denn schon dort?“ fragte Julia, rasch aufblickend.

„Ja,“ sagte das Mädchen ruhig. „Mit Harry.“

„Wie kommst du denn darauf, den Jungen mitzunehmen?“

„Er bat mich darum.“

Julia setzte das Eßgeschirr auf den Nachttisch, als sei ihr Speise und Trank plötzlich zuwider geworden, und sank erschöpft in ihre Kissen zurück.

„Rottraut,“ stöhnte sie, „ich bin ein elendes Geschöpf —“

Mitleidsvoll nahm Rottraut ihre Hand und strich sanft darüber hin.

„Niemand kann deinen Kummer so gut verstehen, wie ich, denn niemand kann so gut wie ich, ermessen, was du verlorst.“

Da packte Julia des Mädchens Hand und hielt sie fortan gewaltsam fest.

„Nein, Rottraut, nein — du kannst es nicht wissen. Du hast keine Ahnung davon, wie elend ich bin —“ Rottraut schwieg.

„Ich will es dir aber sagen; dir allein. Ich muß einen Menschen haben, mit dem ich es teile; ich ersticke sonst daran —“

„So sag es doch, liebe Julia! Bei mir ist es wohl verwahrt!“

„Du weißt nicht, was du zu hören verlangst! Du wirst es nicht ertragen können —“

„Ich will versuchen, es dir tragen zu helfen.“ Julia starrte in des Mädchens ernstes, reines Gesicht mit unheimlich erregten Augen.

„Geh hin — schließ die Thüren ab; es soll uns keiner stören!“

Rottraut gehorchte schweigend, obschon sie sich wunderte. Dann nahm sie wieder ihren Platz neben dem Bette ein.

„Erst muß ich etwas fragen,“ begann Julia. „Gieb mir deine Hand — sieh mir in die Augen — antworte mir ehrlich!“ Rottraut sah die erregte Frau mit einem kindlich fragenden Blick an.

„Hast du ihn geliebt, Rottraut?“ Julias Stimme klang wie ein tonloses Zischen; ihre Augen wurden immer starrer. Rottraut schien das gar nicht zu

merken. Es dämmerte in ihrer Seele auf wie seliges Erinnern an gesegnete Feierstunden und legte einen verklärenden Abglanz über ihr junges, blasses Gesicht.

„Ich habe ihn heilig gehalten,“ sagte sie feierlich, und ihr Auge leuchtete.

„Du hast ihn geliebt!“ schrie Julia auf und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. „Du weißt es selber nicht — aber ich sehe es! — Und darum kann ich dir nicht sagen, was ich sagen wollte! — — Doch, ich will es dir dennoch sagen — eben darum; denn damit, daß du ihn liebst, fällt ein Teil meiner Schuld auf dich! Du wirst mich entlasten; du wirst mir tragen helfen — anders als du großmütig dachtest!“ Sie wandte sich wieder um, krümmte sich zusammen wie in körperlichem Schmerz, und sah immer zu jener auf mit diesen schrecklichen Augen, furchterregt und furchterregend.

„Hör mich an — ich will es dir erklären! — Du weißt wohl, daß du Björn versprechen mußtest, keine Stellung anzunehmen, ohne zuvor mit ihm gesprochen zu haben. Weißt du auch, warum er dir das Versprechen abnahm? Weil er dich liebte; weil er sein ganzes Herz an dich gehängt hatte! Ja, erschrick nur nicht so, du arme Seele!“ Julia haschte wieder nach des Mädchens Hand; sie wollte es dicht vor Augen behalten, wollte ganz genau beobachten, welchen Eindruck ihm ihre grausamen Mitteilungen machten. Dann fuhr sie fort:

„Es war an dem Tage, wo der Brief seiner Mutter kam. Ich sah, wie er sich der Gelegenheit freute, dich wiederzusehen; der bloße Gedanke daran erfrischte ihn. Ich wußte ja längst, daß er dich liebte; ich konnt's ihm nicht einmal verdenken; ich war lange nicht gut genug für ihn, und du warst in allem mehr wie ich. Aber ich war nicht groß genug, es ihm zu verzeihen. Ihm nicht und dir nicht. Ich ertrug den Gedanken nicht, daß er dich wiedersehen würde; ich wollte es verhindern, um jeden Preis. Und wenn ich es nur hinausschieben konnte — so fand sich dann schon das Weitere. — Er hatte mir eine Fahrt zur Stadt versprochen, wo ich zu thun hatte. Ich verlangte von ihm, er solle erst diese Fahrt mit mir machen, ehe er zu dir führe. Wir zankten uns darum; d. h. ich zankte; und er gab endlich nach. An dem Tage war es zu spät zu dieser Fahrt. Am andern Morgen war furchtbares Schneewetter. Aber nun bestand ich erst recht auf meinem Willen. Denn siehst du — Rottraut — ich dachte mir, Björn würde sich auf dieser Fahrt erkälten — er war ohnehin nicht ganz schmerzfrei — und dann würde er einige Tage, vielleicht auch länger, ans Zimmer gefesselt sein — würde nicht zu dir können — und die Angelegenheit, derentwegen du ihn zu sprechen wünschtest, müßte dann ohne ihn erledigt werden. — Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er mir den Willen that. Ich hatte keine Vernunft und Überlegung mehr; keinen andern Willen, als den: Euer Wiedersehen zu vereiteln. So fuhren wir los, obgleich Björn ungehalten war. Wir blieben stecken. Er watete bis über die Knie im Schnee herum, um uns frei zu machen. Das eine Pferd schlug nach ihm. Dazu regnete es. Er kam durchnäßt nach Hause; ich war sehr zufrieden mit dem Erfolg meines Unternehmens. Ja, sehr zufrieden. Und an diesem meinem wohlüberlegten und beabsichtigten Unternehmen ist er gestorben.“

Sie ließ Rottrauts Hand fahren, krampfte die Finger zu Fäusten, streckte alle Glieder steif von sich und schloß die Augen.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Rottraut im stande war, zu begreifen, was sie gehört hatte. Es war zu ungeheuerlich, zu unfaßlich für ihre Seele.

„Julia —“ sagte sie endlich, und der Atem ging und kam ihr wie einem Vogel, den die Katze in den Krallen hält, — „ist das wahr — irrst du dich nicht — bildest du dir das nicht ein —“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Julia, beinahe wie mit Genugthuung. Da wich Rottraut zurück von dem Bett, Schritt um Schritt. Es sah aus, als wolle sie rückwärts nach der Thüre gehen. Die Augen hielt sie wie in einem Bann auf Julia geheftet.

Julia sah plötzlich auf, und als sie Rottraut sich entfernen sah, weiter, immer weiter, da stieß das unglückliche Weib einen Angstschrei aus und richtete sich hoch empor.

„Bleib hier,“ schrie sie, und streckte die Hände nach ihr aus. „Geh nicht fort! Du hast mir versprochen, bei mir zu bleiben!“

Richtig — Julia hatte ihr das Versprechen abgenommen, ehe sie ihr das Fürchterliche sagte. O — das war schlau! Aber solche Enthüllungen lösen alle geschlossenen Bande. Rottraut entfernte sich immer mehr.

„Du mußt bleiben!“ rief Julia außer sich. „Du gehörst zu mir! Ein Teil der Last, unter der ich mich winde, ist dein! — Ich beging das Verbrechen — aber du reiztest mich dazu!“

Ein schwacher Ton durchschnitt die Luft. Julia sah, wie Rottraut hinter dem hohen Fußende ihres Bettes verschwand, als sei sie in die Erde gesunken. Ein Geräusch, wie ein Fall — dann Stille; lange, schreckliche Stille.

Julia richtete sich noch mehr auf, rutschte nach dem Fußende und sah über den Bettrand.

Rottraut kniete vor einem Stuhl, der da stand, hatte das Gesicht auf die Arme gepreßt und bewegte sich nicht mehr. Julias Gesicht verriet etwas wie Befriedigung.

Mit einer gewissen Neugier wartete sie, was Rottraut nun weiter thun würde. Aber Rottraut that nichts.

Endlich dauerte es ihr zu lang. Nachdem sie mehrere male vergeblich leise und laut Rottrauts Namen gerufen hatte, stand sie auf — sie war plötzlich kräftig genug dazu — ging auf bloßen Füßen dicht zu ihr heran und berührte nach einigem Zögern ihre Schulter.

Sie taumelte bestürzt zurück, so heftig sprang das Mädchen auf. Seine Augen leuchteten in heiligem Haß.

„Rühre mich nicht an! Geh weg! Du — —“

„Mörderin! Sprich es nur aus!“ lachte Julia gellend auf. „Aber sag es nicht zu laut! Denn du hast deinen Teil daran!“

„Schweig!“ rief Rottraut außer sich. „Schweig mit deinen herzlosen, gottlosen Reden! Die Gedanken, deren du mich beschuldigst, sind in deinem eignen, unreinen Herzen entstanden. Und wenn du an deine frevelhaften Phantasien glaubtest, so hättest du *mich* umbringen sollen. Aber ihn — ihn — womit hat er das um dich verdient?“

„Er hat dich geliebt; ich weiß es!“

„Ich habe nie davon gewußt, und ich glaub's auch nicht. Wenn ich es geahnt hätte, meinst du denn, ich wäre noch eine Stunde länger in deinem Hause geblieben, und wenn ich hätte heimlich und bei Nacht und zu Fuß davonlaufen müssen! — Und er," fuhr sie in immer wachsender Erregung fort, „wie kannst du es wagen, von ihm solche Dinge zu argwöhnen! Jetzt, wo er tot ist! Wie konntest du es wagen, bei seinen Lebzeiten seine selbstlose, große, gute Seele mit so häßlichem Mißtrauen zu verunglimpfen! Ich habe damals geschwiegen, obgleich sich alles in mir empörte — obgleich ich dich beinahe verachtete wegen deines kindischen, unwürdigen Benehmens, mit dem du ihm auf dem Herzen herumtratest! Aber jetzt werde ich reden! Jetzt werde ich alles sagen, was ich über dich denke, und wie erbärmlich, wie feige und schlecht du bist! — Als es hieß, er sei tot, da hast du mich gejammert; da dachte ich nur, wie unglücklich du sein, wie du ihn vermissen würdest. Aber nun muß ich sagen: dir ist ja nur recht geschehen! Du verdientest es ja gar nicht, daß er noch weiterlebte, für dich!" Sie hielt inne, weil die Erregung sie übermannte.

„Du hältst mir ja eine hübsche Strafpredigt!" sagte Julia, deren Seele sich unter all diesen rücksichtslosen Wahrheiten verhärtete. „Und dein ganzer Eifer, den du für ihn an den Tag legst, beweist mir ja nur, daß ich recht habe!"

Rottraut betrachtete sie mit einem Blick eisiger Verachtung. Julia ging nach ihrem Bett zurück, wo sie fröstelnd unter die Decke kroch. Es wollte Rottraut scheinen, als suche sie sich dort vor ihrem eignen Gewissen zu verstecken.

„Nun begreife ich freilich, warum du solche Angst vor seiner Leiche hattest — warum du nicht seinem Sarge folgtest und warum du nicht an sein Grab gehen willst! — Warum bist du überhaupt noch hier?" rief sie in ausbrechender Leidenschaftlichkeit. „Warum entweihst du dies Haus, das er geheiligt hat, mit deiner unheiligen Anwesenheit! Wie konntest du es wagen, seinen Eltern unter die Augen zu treten, seinen Eltern, denen du das Glück und den Stolz ihres Alters genommen hast! Wie wirst du es je vor Gott und Menschen verantworten können, was du gethan hast! Warum bist du noch hier, und verbirgst dich feige, dich und deine Schuld, statt daß du das einzige thust, was dir vor Gott und Menschen die verlorene Ehre wiedergeben könnte — statt daß du hingehst und ihnen deine Schuld bekennst!"

„Rottraut!" schrie die geängstete Frau auf und hielt sich die Ohren zu. „Hab doch Erbarmen mit mir!"

„Nein, ich habe kein Erbarmen mit dir," sagte das Mädchen hart und kalt. „Jetzt nicht mehr."

„Wenn du ahntest, was es heißt, um Liebe leiden —"

„Du bist sehr wunderlich, Julia. In einem Atem wirfst du mir eine Liebe vor — die, wenn ich sie wirklich gefühlt hätte, mir das größte Leid der Welt bedeuten müßte — und sagst du mir, daß ich vom Leid der Liebe nichts wisse. Mir scheint, du weißt noch viel weniger darum, denn Eifersucht ist nicht Liebe. Die völlige, wahre, selbstlose Liebe schließt die Eifersucht aus. Aber du hast nie selbstlos lieben können; du hast immer andre leiden machen — aus Eigenliebe. Und zuletzt, um dir einen Tag selbstgeschaffener, unsinniger, thörichter Qualen zu ersparen, hast du ihn — —" sie sprach nicht zu Ende; es war so fürchterlich, sie brachte es nicht über die Lippen.

„Ich habe es nicht gewollt — ich habe es nicht vorausgesehen. Ich wollte nicht sein Leben aufs Spiel setzen —“

„Du hast nicht nachgedacht. Du hattest nichts andres im Sinn, als dich, dich und immer nur dich!“

Julia stöhnte. Von dieser Seite hatte sie die Sache noch nie betrachtet. Sie hatte immer nur an ihr Unglück gedacht, an ihr tragisches, vernichtendes Unglück.

„Wenn du meinst —“ begann sie stockend und sah scheu nach Rottraut hin, „daß es in seinem Sinne wäre — so will ich hingehen — und es seinen Eltern sagen —“

Wenn es in seinem Sinne wäre — nein, es wäre nicht in seinem Sinne, das wußte Rottraut sofort ganz genau. Es war vielmehr in seinem Sinne, das ganze, schreckliche Geschehnis zuzudecken und zu begraben unter einem großen, alles verzeihenden Erbarmen. — Sie schwieg.

„Laß nur —“ sagte sie endlich mit ganz veränderter, müder Stimme. „Es nützt nichts. Es macht das Häßliche nur noch häßlicher. Mich brauchst du überhaupt nicht mehr zu fragen. Zwischen dir und mir ist es aus —“ Sie ging nach der Thür.

„Rottraut!“ rief Julia, abermals im Bett in die Höhe fahrend, „hab Erbarmen! Verlaß mich nicht in meinem fürchterlichen Elend!“ Aber Rottraut wandte sich nicht mehr um.

„Du brauchst nicht in Sorge zu sein, daß ich dich verrate. Björns wegen werde ich schweigen.“

Mit leeren Augen starrte Julia auf die Thür, die sich langsam und fest hinter dem Mädchen schloß.

Auf der Treppe begegnete Rottraut dem Jungen. Es that ihr weh, ihn zu sehen — obenein in einem bunten Kittel.

„Wo willst du hin —“ fragte sie.

„Ich wollte Mutter Gutenmorgen sagen!“

Unwillkürlich hielt sie ihn am Arm fest.

„Nein — geh nicht hinein —“ Dann besann sie sich. Julia war seine Mutter; sie hatte ein Recht auf ihn; ein Recht, daß ihr nur dann genommen werden könnte, wenn — —

„Geh nur — ich vergaß — Mutter ist schon wach.“ Sie sah ihn über den Gang laufen, hörte ihn artig an die Thüre klopfen, einmal — zweimal — dreimal — und dazwischen aufmerksam lauschen. Dann kam er enttäuscht auf Fußspitzen zurückgeschlichen.

„Mutter antwortet nicht,“ flüsterte er.

„Vielleicht ist sie wieder eingeschlafen.“

„Kann ich da bei dir bleiben, traute Tante?“ fragte er schmeichelnd. Sie hatte allein sein wollen — nun dünkte dieses Kindes Gesellschaft sie eine Wohlthat. Sie ergriff seine kleine weiche Hand fast heftig und ging mit ihm hinunter.

War es nicht um dieses Kindes willen allein schon notwendig, Julias Schuld aufzudecken? Konnte man es verantworten, die Erziehung dieses Kindes, seines Kindes, den Händen einer solchen Frau zu überlassen? — Wenn alles ans Licht käme, so würden Björns Eltern das Kind zu sich nehmen und würden es erziehen in seines Vaters Willen. So aber würde er mit seiner jungen, erziehungsbedürftigen Seele den Launen einer schwachen, durch Schuld und Unglück friedlos gemachten Frau preisgegeben sei.

Wie konnte Julia diese Schuld nur tragen, ohne nach der Strafe zu verlangen!

Aber hatte sie die Strafe nicht schon, in der furchtbarsten, grausamsten Gestalt — in der Gestalt des stillen Mannes, der da draußen ausruhte von der großen Aufgabe seines Lebens?

Rottraut drückte das Kind an ihr Herz und küßte es heiß und leidenschaftlich. Wenn man es ihr geben möchte! Dann hätte ihr Leben einen Zweck — den allerschönsten!

Sie besorgte den Haushalt und that alles, was sie monatelang gewohnt gewesen war zu thun. Obwohl sie fest entschlossen war, dies Haus sobald wie möglich zu verlassen, so traf sie keine Anstalten, ihren Entschluß auszuführen.

Zu Julia ging sie nicht mehr. Sie sorgte für alles, was jene bedurfte, aber sie überschritt ihre Schwelle nicht. Julia ließ sie auch nicht darum bitten. — Nach Tisch verlangte sie nach Harry. Der Knabe lief seelenvergnügt hinauf und kam nach fünf Minuten wieder herunter, ganz verschüchtert, mit Thränen in den Augen.

„Was ist dir denn, Kind?“ fragte Rottraut und zog ihn besorgt an sich. Harry legte sein Blondköpfchen an ihre Brust.

„Mutter weint so sehr!“ sagte er scheu.

„Mutter weint, weil Vater nicht mehr da ist,“ erklärte Rottraut beruhigend.

„Und Mutter hat auch gescholten,“ berichtete das Kind weiter.

„Warum denn das?“ fragte Rottraut, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen.

„Weil ich mich fürchtete, als Mutter weinte, und weil ich sagte, ich wollte wieder zu dir gehen.“

„Das hättest du auch nicht sagen dürfen, mein Liebling. Bei Mutter mußt du immer am liebsten sein, auch wenn sie krank und traurig ist; dann erst recht, denn sie läßt dich doch rufen, damit du sie trösten und erheitern sollst!“

„Aber sie hat Schlechtes von dir gesagt,“ trotzte das Kind, und ehe Rottraut es hindern konnte, fuhr es ihm heraus: „Du hättest den Vater gestohlen, und mich wolltest du auch noch stehlen! Aber das ist doch nicht wahr — Vater ist doch begraben, in seinem schwarzen Sarg, ich habe es doch selbst mitangesehen. Aber wenn du mich stehlen willst, traute Tante —“ und dabei richtete er sich auf und sah sie, seinen Schmerz schnell vergessend, schelmisch an — „ich komme sehr gern mit dir! Sehr gern!“

Rottraut hatte Mühe, dem Kinde ihre Entrüstung nicht merken zu lassen.

„Du wirst deine Mutter wohl falsch verstanden haben, Liebling,“ sagte sie sanft und brach damit das Gespräch ab.

Als es zu dämmern begann, ging sie hinaus auf den Kirchhof, mit einem Gefühl, wie ein Totmüder das erquickende Ruhelager aufsucht.

Der Kirchhof lag rings um die Kirche, etwas abseits von der Dorfstraße, und war von einer niedrigen, gutgehaltenen Mauer umgeben. Björns Grab war bereits schön zurechtgemacht, mit Epheu bepflanzt und die noch frischen Kränze wieder sorglich daraufgelegt. Ringsherum war geharkt und alles in wohlthuender Ordnung. Das hatte Proelsen gethan, und Rottraut dankte ihm innerlich dafür. Nur ein großer Stein lag noch da, den man beim Ausschaufeln des Grabes hatte herausheben müssen. Nachdem Rottraut lange neben dem frischen Hügel gestanden hatte, setzte sie sich auf diesen Stein, denn das Stehen wurde ihr schwer.

Und während sie saß und um ihn trauerte, der da unten lag, mit einer Trauer, die frei von aller Einmischung friedloser oder bitterer Gefühle war, begann sie nachzudenken über alles, was Julia ihr heute gesagt hatte, und was nur eine kräftige Bestätigung dessen war, was sie ihr früher schon deutlich genug zu hören und zu verstehen gegeben hatte.

Es war doch eine grenzenlose Undankbarkeit von Julia, diesem Manne, dessen ganzes Leben nur in ihrem Dienst gestanden, der sich geradezu aufgeopfert hatte, um manchmal nur ihren Launen zu genügen — diesem Manne vorzuwerfen und nachzusagen, daß er sie vernachlässigt, daß sein Herz nicht ihr allein gehört habe! Wie kann man denn so sein, wie er zu ihr war, wenn nicht aus Liebe! Und wenn es zehnmal unbegreiflich war, daß ein solcher Mann eine solche Frau liebte — so mußte das Unbegreifliche dennoch Wahrheit gewesen sein. — Er hatte sie geliebt und war nicht einmal glücklich gewesen durch diese Liebe; weil sie nicht in der rechten Weise erwidert wurde; weil Julia immer nur verlangte und selbst nie genug zu geben hatte. Aber danach hatte sie ja nie gefragt; *sein* Glück war ihr nie wichtig gewesen, immer nur das eigne.

Kein Mensch geht schuldfrei durchs Leben; auch Björn hatte einmal eine Schuld auf sich geladen — hatte sie sich aufladen lassen, als er zum erstenmal Julias verführerischem Liebreiz nachgab. Aber wenn je ein Mensch seine Schuld gesühnt, sein Versehen wieder gut gemacht, die Folgen seines Irrtums auf sich genommen mit sittlicher Kraft und sie zu einem guten Ende getragen hatte — so hatte Björn es gethan.

Und so wurden seine Liebe, seine Treue, seine unendliche Geduld und Güte belohnt!

Ein stechendes Herzweh krümmte Rottrauts schmale Gestalt in einem heißen Thränenausbruch zusammen.

Mitten darin stockte plötzlich ihr Schluchzen, und ihre Thränen versiegten. Sie war überrascht durch die Heftigkeit ihres eignen Schmerzes. Julias häßliche Worte klangen ihr mißtönend in den Ohren: „Du hast ihn geliebt! Du weißt es selber nicht — aber ich sehe es.“ — War ihr Schmerz, dieser unsinnige, tobende, aufbegehrende Schmerz über das, was Julia gethan, etwa Liebe? — Um den Toten hatte sie getrauert; das Unrecht, das an ihm geschehen war, brachte ihre ganze, stille, sanfte Natur aus den Fugen. Erbarmen, Mitleid, Schonung, Selbstbeherrschung — alles erstarb und verging unter der Geißel dieses Schmerzes.

Rottraut hatte in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit ihres Lebens in fast einzigem Umgang mit ihrer Mutter nie viel von Liebe gehört, nie viel darüber nachgedacht; geschweige denn selbst damit zu thun gehabt. Woher sollte sie nun wissen, ob Julia recht hatte!

Und wenn sie recht hatte — dann war Liebe freilich etwas Großes, Beglückendes, Heiliges; wenigstens solche Liebe, wie sie gefühlt hatte, und die doch himmelweit verschieden war von dem, was man gewöhnlich Liebe nannte, von dem, was Julia Liebe nannte.

Dies Nachdenken war unfruchtbar. Es änderte nichts; es führte nur zu Forschungen und Schlüssen, die sie oder Björn oder Julia verletzen und verwunden mußten. Das alles war durch den Tod mitten durchgerissen. Das alles mußte zugedeckt werden mit dem großen Erbarmen, das Björn sie fühlen gelehrt hatte.

Und sollte sich dies Erbarmen wirklich auch bis auf Julias letzte That erstrecken? — Nein — die war zu ungeheuerlich. Die verdiente kein Erbarmen, die ließ gar keine milde Beurteilung zu. Die verdiente nur Verachtung und Strafe.

Es dünkte dem weinenden Mädchen, als spräche eine weiche, ernste Stimme: „Ich danke dir, daß du so gut zu Julia bist!“ und: „Du mußt immer recht liebevoll und gut zu Julia sein, nicht wahr, mein Herzenskind?“

Das Herz schwoll ihr von einer großen Sehnsucht, von einer großen Freudigkeit. Sie hatte so wenig für ihn thun können im Leben — so wollte sie im Tode für ihn das Schwerste thun.

„Ja, Björn, ich will es — weil du es willst!“

Und es kam noch eins hinzu. Sie konnte noch einem andern helfen mit diesem Liebeswerk, das sie so mutig beschloß. Und dieser andre war Harry. Wo Julias Kraft ihm gegenüber versiegte, da würde sie mit der ihren eintreten; wo Julia nicht die rechten Mittel und Wege fand, seine junge Seele zu ziehen und zu leiten, da würde Rottraut ihr helfen. Sie würde immer in Björns Sinn und Willen handeln — sie kannte beides so genau. Sie traute sich zu, ihn zu hüten und zu schirmen vor mancherlei Gefahren Leibes und der Seele, denen er ausgesetzt sein würde, wenn man ihn seiner Mutter allein überließ. Und sie konnte ihn davor schützen, mutterlos zu werden.

Sie konnte Julia davor schützen, das Kind zu verlieren und aus dem sichern Schutz ihres Heims hinausgeworfen zu werden in das Leben, an dessen Klippen sie rettungslos zerschellen würde.

Das alles war in ihre Hand gegeben; das alles. Und sie würde einst Björn Rechenschaft geben müssen über diese Hinterlassenschaft.

Wollte sie vor ihm erscheinen, an der einen Hand sein Weib, an der andern Hand sein Kind, und zu ihm sagen: „Sieh, diese habe ich dir gerettet!“?

Oder wollte sie kommen mit leeren Händen und beschämt gestehen: „Ich konnte nicht — ich hatte nicht genug Liebe!“?

Ach, sie wußte ja längst, was sie thun wollte; was sie thun mußte. Sie war ganz im Reinen mit sich. Aber es lag ein Berg zwischen ihr und dem Befolgen ihres Willens, den sie sich nicht zu überwinden getraute: das war der Abscheu, mit dem ihre Seele vor Julia zurückbebte. Wie sollte sie den bezwingen! Wie sollte sie es ermöglichen, mit ihr zusammenzuleben, sie wieder zu lieben, sie, die das gethan, an ihm!

Es war fast dunkel geworden, und aus den tiefhängenden Wolken fielen schon wieder große Tropfen.

Mit einem schweren Seufzer erhob sich Rottraut und ging langsam in das Haus zurück, dessen Luft ihr seit heute früh centnergleich auf die Brust drückte.

Nach dem Abendessen gab sie dem Mädchen, das Julia bediente, den Auftrag, ihre Betten in das Kinderzimmer herunterzutragen. Sie hatte lange mit sich gerungen — sie gewann es nicht über sich, zu Julia hineinzugehen. — Das Mädchen entfernte sich und kam bald mit verlegener Miene wieder.

„Die Frau erlaubt es nicht.“

„Dann machen Sie mir irgend ein andres Lager hier unten zurecht,“ sagte Rottraut ruhig.

Harry war schon eingeschlafen. Rottraut saß nebenan im Eßzimmer bei der Lampe und nähte ihm ein paar abgerissene Knöpfe an die Höschen. Es sah aus, als sei sie immer hier gewesen und als werde sie auch immer hierbleiben. Und dabei schrie es doch beständig in ihr: „ich kann nicht — ich kann nicht!“

Im Hause war schon alles zu Bett gegangen. Aber sie konnte sich nicht entschließen, das Gleiche zu thun. Sie würde doch nicht schlafen.

Wie friedlich hatte sie sonst unter diesem Dache geruht! Ob das wohl jemals wieder möglich wäre für sie?

Wenn sie allein hier bleiben könnte — mit dem Kinde und mit ihrer Arbeit — es würde wie ein Paradies für sie sein, wie eine Art Insel der Glückseligkeit inmitten der Unruhe der Welt. Ihm sein Kind erziehen — ihm sein Erbe verwalten — konnte es einen schönern, heiligern Beruf für sie geben?

Aber Julia war da; Julia würde immer da sein. Und sie würde Julia niemals ertragen lernen.

Da ging die Thür leise auf, wie von Geisterhand geöffnet; Rottraut fuhr nervös zusammen und wurde kalt vor Schreck. Julia trat ein.

Sie sah auch fast aus wie ein Geist. Die Haare hingen ihr tief in die Schläfen; die Augen lagen in dunkeln Höhlen und hatten einen irren, beängstigenden Ausdruck; ihr Gesicht war eingefallen, ihr Mund verzogen. Sie hatte ein schwarzes Kleid übergeworfen, das unordentlich angezogen und viel zu weit geworden war.

Rottraut betrachtete sie in stummem Entsetzen, über dieser äußern Veränderung momentan alles andre vergessend.

Also das war geworden aus der hübschen, verwöhnten, leichtsinnigen und anspruchsvollen Frau! — Das!

„Was soll das heißen —“ sagte Julia in ängstlicher Hast, „warum läßt du deine Betten herunterholen — warum kommst du nicht herauf? —“

„Das kannst du dir doch wohl denken,“ sagte Rottraut eisig. All ihr Abscheu erwachte wieder.

„Laß mich doch nicht allein!“ sagte Julia und rang verzweifelt die Hände. „Ich fürchte mich!“

„Du würdest dich nicht fürchten, wenn du ein gutes Gewissen hättest!“

„Aber ich habe kein gutes Gewissen! Ich vergehe vor Qual, die mir die Schuld bereitet, in die andre mich trieben! Siehst du denn nicht, was aus mir geworden ist!“ Das Mädchen wandte sich ab und schwieg.

Da kam Julia näher, mit schleichenden, furchtsamen Bewegungen, packte plötzlich Rottrauts Arm und zischelte ihr ins Ohr:

„Du sollst bei mir bleiben — mit mir büßen —“ Rottraut schleuderte ihre Hand von sich, wie man etwas Ekelhaftes abschüttelt.

„Ich habe nichts zu büßen!“ sagte sie stolz, und begann, ihr Arbeitszeug einzupacken, als sei Julia nicht mehr anwesend.

„Du willst mich also verlassen?“ fragte Julia. „Du hast mir aber doch versprochen, bei mir zu bleiben!“

„Du hast mir das Versprechen abgelockt, ehe ich dich kannte. Ich kann jetzt nicht mehr.“

„Und deine schöne Stelle — die ist nun doch wohl schon verloren?“

„Ja — um die hast du mich betrogen,“ sagte Rottraut hart.

„Und nun willst du wieder ins Ungewisse hinaus — zu seinen Eltern vermutlich —“

„Wahrscheinlich.“

„Und wie wirst du es begründen, daß du mich verläßt —“

„Es bedarf keiner Begründung. Sie wissen weder von dem, was gestern, noch von dem, was heute zwischen uns besprochen wurde.“ Sie kramte noch immer in ihrem Arbeitszeug herum, als wisse sie nicht, wie sie von Julia loskommen solle.

„Rottraut — warum willst du denn durchaus nicht bei mir bleiben?“ Das Mädchen seufzte ungeduldig.

„Ich begreife nicht, wie du noch danach fragen kannst. Was du gethan hast, trennt uns.“

„Warum trennt es uns?“ fragte Julia schneidend. „Weil du es mir nicht verzeihen kannst. Und warum kannst du es mir nicht verzeihen? Warum überhaupt wirfst du dich zum Richter über mich auf? — Weil du ihn liebst! — Aber eben gerade darin liegt der Grund, der zwingende Grund, weshalb du bei mir aushalten, mit mir leiden mußt. Ich kann gar nicht begreifen, daß du das nicht einsiehst!“

Da hörte Rottraut mit Kramen auf und stellte sich Julia furchtlos und stolz gegenüber.

„Wenn wirklich alles so wäre, wie du es annimmst,“ sagte sie ruhig und doch tief erregt, „so wäre das ein zwingender Grund, nicht zusammenzubleiben, sondern uns zu trennen. Denn du würdest mich mit deiner Eifersucht verfolgen schlimmer wie bisher; mein Anblick würde dich nie zur Ruhe kommen lassen. Ich würde dir und du würdest mir das Leben zur Hölle machen.“

„Nun — und wenn es nicht so wäre?“

„Da es nicht so ist,“ fuhr Rottraut fort, „so habe ich erst recht keine Veranlassung, auszuhalten bei einer Frau, die sich aus meiner Achtung und aus meinem Herzen hinausgefrevelt hat, und die mit rohen Händen an meine Ehre tastet!“

Da merkte Julia, daß es ihr bitterer Ernst war. Und in der Angst, in der überwältigenden Angst vor der Einsamkeit, vor der Verlassenheit, vor sich selber, rief sie außer sich:

„Willst du wirklich Björns Weib dem Elend überlassen!“

Das traf. Rottraut fuhr zusammen und senkte das erblassende Antlitz. Julia sah es wohl, und sie nutzte den Augenblick.

„Thue es Björn zuliebe, was ich mir zuliebe nicht verlangen kann! Er würde dich darum bitten, wenn er noch bitten könnte, und ihm würdest du es nicht abschlagen!“

Sie streckte die gerungenen Hände weit von sich und starrte Rottraut voll hilfloser Angst an. Rottraut kämpfte einen schweren Kampf.

„Ich kann nicht —“ sagte sie fast stöhnend. „Was ich heute verspreche, bindet mich lebenslang. Wenn ich auch heute den besten Willen hätte — ich weiß nicht, ob ich es durchführen kann. Mir graut vor dir, Julia — ich weiß nicht, ob ich das Grauen jemals überwinden werde — selbst nicht aus Liebe zu ihm!“

Da fiel das unglückliche Weib auf die Knie und rutschte zu dem Mädchen hin. Und als Rottraut unwillkürlich zurückwich, klammerte es sich an den Tisch und suchte Rottrauts Antlitz mit angstgeschärften Augen.

„Versuch es doch wenigstens! Um des armen Kindes willen versuch es! Es ist sein Kind! Hab Erbarmen, Rottraut! Er würde Erbarmen haben — er würde verzeihen —“

„Er — ja. Das ist auch etwas ganz anders!“

„Er würde verzeihen, er, der Mann. Und du, das Weib, du solltest es nicht können!“

„Wenn du mich — umgebracht hättest, würde ich es dir auch bedingungslos verzeihen. Aber es handelt sich um ihn —“

„Du bist meine einzige Rettung, Rottraut! Wenn du mich mir selber preisgiebst, so stößt du mich ins irdische und ewige Verderben! — Du wirst sagen, ich sei schon verderbt und schlecht genug, und ich bin es auch; ich war es. Ich war schlecht, selbstsüchtig und grausam — aus Liebe. Die Liebe zu Björn war das einzige, das Dauer und Gewalt hatte in meinem Leben. Es hätte eine Gewalt sein können, die mich besserte, veredelte, rettete — aber es wurde eine Gewalt, die mich verdarb. Weil ich ihn höher stellte als Gott und Menschen, darum hat ihn mir Gott genommen — genommen unmittelbar durch die Schuld meiner sinnlosen Liebe. — Jetzt bin ich nicht schlecht; jetzt bin ich nichts — gar nichts; zerschlagen, vernichtet und zerbrochen durch Gott, durch das Leben und durch mich selber. Jetzt muß alles von neuem angefangen werden. Aber ich allein bin zu schwach — ich habe niemals eigne Kraft gehabt, am wenigsten jetzt: Wenn ich allein bleibe, dann wächst nur Unkraut in meinem Herzen — Disteln und Dornen —“ sie schwieg erschöpft. Rottraut hatte erschüttert zugehört. Jetzt sagte sie traurig:

„Wenn ich nur wüßte, weshalb du gerade mich haben willst! Es kann dir doch nicht einmal wohlthuend sein, so wie du das alles betrachtest!“

„Weil ich dich lieb habe, Rottraut, trotz alledem! Weil ich nur allzugut einsehe, warum Björn dir gut sein mußte, und daß du in allem besser und tüchtiger bist, als ich. Weil ich weiß, daß ich an dir einen Halt haben werde. Ich vertraue dir. Ich weiß, du bist die einzige, die mich verstehen und Nachsicht mit meinen Schwächen haben wird —“

„Mein Gott — mein Gott —“ flüsterte Rottraut und legte die Hand vor die Augen.

„Ihn habe ich nicht mehr,“ fuhr Julia mit ihrer jammervoll klagenden Stimme fort. „Du bist wie ein Stück von ihm — wie ein Rettungsboot, das er nach mir ausgesandt hat in dem großen Schiffbruch! — Rottraut! Rottraut! Wir haben ihn beide geliebt, ein jeder auf seine Weise — wir müssen zusammenbleiben, wir können

nie wieder voneinander los! Meine Schwäche bindet mich an dich, wie dich deine Stärke an mich — Rottraut, hab Erbarmen!“

Ein heftiges Schluchzen erschütterte plötzlich Rottrauts Gestalt. Große Thränen perlten zwischen ihren Fingern nieder.

„Das ist, als ob ein Engel weinte! Rottraut, laß mich dir danken für diese Thränen!“ Und Julia rutschte weiter, bis sie Rottrauts Knie umklammern konnte.

„Um Björns willen — in seinem Namen flehe ich Dich an: gehe nicht von mir!“

So hatte sie auch einmal vor Björn gekniet in einer Stunde der Angst. Sie dachte daran und fing heftig an zu weinen.

„Steh doch auf, Julia,“ sagte Rottraut mit gebrochener Stimme, gerade wie damals Björn gesagt hatte. „Du mußt nicht vor mir knien!“

„Nein,“ rief sie und klammerte sich noch fester an, „ich stehe nicht auf — ich rühre mich nicht eher von dieser Stelle, bis du mir geantwortet hast!“

Eine schwere Stille lastete über beiden.

„Um Björns Willen denn — es sei. Ich bleibe bei dir.“

Rottraut sprach es mit klarer, feierlicher Stimme, wie man einen Schwur spricht; im vollen Bewußtsein des großen, verantwortungsvollen Ernstes dieses Versprechens. Ihre Gestalt schien zu wachsen durch die Größe dieses Versprechens, und der hohe Mut, das heilige Erbarmen der Liebe leuchtete aus ihren schmerzgetieften Augen.

Julia stieß nur einen erstickten Laut aus. Sie richtete sich an der schmalen Gestalt des Mädchens auf, schlang ihm die Arme um den Hals und barg das Haupt an seiner Brust.

„Um Björns willen!“ dachte Rottraut fort und fort mit verzweifelter Hartnäckigkeit. „Um Björns willen!“

So ertrug sie Julias leidenschaftliche Liebkosungen; so überwand sie den fast körperlich gewordenen Abscheu vor dem Weibe, das sich schuldbeladen und Rettung suchend an sie drängte.

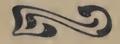
„Nun kann ich wieder leben —“ sagte Julia endlich, als der Sturm ihrer Erregung sich ausgebraust hatte. „Und dir will ich danken, daß du mein Leben vor dem Verderben gerettet hast!“

„Danke es nicht mir,“ entgegnete Rottraut ernst. „Danke es Björn. Ohne ihn hätte ich nie den Weg gefunden, auf welchem Platz ist für uns beide. Und in seinem Namen wollen wir die Hände zusammenlegen, und diesen Weg gemeinsam gehen — bis ans Ende.“

Nach diesen Worten blieb es still. Nur Julia weinte, und nebenan sprach das Kind im Traum.

Brumaire.

Roman von Ernst Muellenbach.





I.

Am 23. Oktober 1799 war's, — also nach dem wunderlichen Kalender, der zur Zeit auch in der weiland kurkölnischen Residenzstadt Bonn galt, am 2. Brumaire oder Nebelmond des Jahres Acht. Seit fünf Jahren gehörte das linke Rheinufer thatsächlich der französischen Republik. Ob es ihr auch rechtlich zugehöre, das blieb einstweilen offene Frage, über die seit sieben Monaten wieder auf zahlreichen Schlachtfeldern von der Nordspitze Hollands bis zu den Pyramiden und auf den Meeren beider Halbkugeln gestritten wurde. In diesen Kämpfen hatte die Tricolore heuer überwiegend Unrecht behalten; aber Wind und Wetter schienen sich wenigstens am Rhein neuerdings mit der republikanischen Geschäftsführung befreundet zu haben. Gründlicher als sie hätte kein Konvent die Dinge auf den Kopf stellen können. Es war ein unbequemes Jahr für den Kalender, den die Pariser Freiheitsprofessoren mit so löblichem Fleiße der Natur vorgeschrieben hatten. Die Monate benahmen sich einer nach dem andern rollenwidrig. Im „Prairial" oder Wiesenmond war das Gras verdorrt, im Messidor die Ernte verhagelt; im „heißen Monat" Thermidor hatten unendlicher Regen und Frost verschuldet, daß der Fructidor keine Obstfrüchte und der so poetische „Weinlesemonat" Vendémiaire nur sehr wenig Wein lieferte, aber dafür um so säuerlicheren. Und nun schien mit dem „Nebelmonat" der sonnigste Altweibersommer anzubrechen. In wolkenloser Bläue spannte sich der Himmel über die prunkhaft großen Barockschlösser Bonn und Poppelsdorf mit ihren Gärten, Alleen, Vorwerken, und mit der eng-winkligen, verbauten und verwachsenen Residenzstadt Bonn, die sich nordwärts längs dem Strome gleichsam als Hündchen an die Seite des Schlosses duckte, als regierte dort noch immer Serenissimus und nicht die République démocratique, une et indivisible. Noch war die Sonne um zwei Stunden diesseits ihres höchsten Tagesstandes und dennoch die Luft windstill, weich und warm wie am lieblichsten Maientage; und diese Luft bebte und klang wohllautreich vom vollen Geläut des Münsters und der übrigen Kirchen, in das ab und zu gröberen, minder melodischen Klanges das Festgebrüll der Kanonen von den Glacis hereinschlug. Wer es hörte und eine Weile nur den blauen Sommerhimmel ansah, des herbstlichen Laubfalls und verschiedener sonstigen Fälle seit 1789 vergessend, der konnte sich unschwer einbilden, daß im nächsten Augenblick um irgend eine Ecke die große Prozession einbiegen werde, mit

Serenissimo unter dem Baldachin und davor und dahinter unzähligen geistlich-weltlichen Herren und Frauen zwischen spalierbildenden Leibgrenadieren, in silberbestickten blauen Uniformen, wohlgezopft und gepudert und Veilchensträuße in den Mündungen ihrer unschuldigen Gewehre. Aber diese Zeiten waren gewesen und ihre Wiederkehr einstweilen noch fern, — hier an der äußersten Grenze, wo man allemal die Pariser Mode vom vorigen Jahr trug, noch ein Jahr ferner als in Paris selbst. Daß man die Pfarrkirchen, soweit sie nicht gerade als Fourage-Magazin dienten, den Altgläubigen zum stillen Gottesdienste ließ, war in den Augen mancher Himmelsstürmer schon eine weitgehende Inkonsequenz, zu entschuldigen nur etwa durch den Konvents-Beschluß vom 7. Mai 1794: „Der Konvent beschließt, daß es ein höchstes Wesen und eine Unsterblichkeit der Seele giebt." Wer aber seine Zustimmung zu diesem Beschlusse in irgend einer religiösen Form des ancien régime auszudrücken wünschte, der wurde nicht mehr mit den Glocken dazu eingeladen. Sie gehörten wie alles ehemalige Herren- und Kirchengut dem „Volke", und wenn sie ihre eherne Stimme erhoben, so galt es irgend einer „nationalen" oder doch wenigstens „humanen" Feier. Zu solchen Festen aber waren die Gründe so billig wie Brombeeren, und besonders in den „neuerworbenen Grenzgebieten" am Rhein kam ihnen ein ureingeborenes Geschick für bunten Maskenscherz verständnisvoll entgegen. Die Republik hatte den althergebrachten Mummenschanz vom Karnevals-Sonntag bis Aschermittwoch früh verboten; der unzerstörbare karnevallistische Geist der „kölschen Hänneschen" aber rächte sich, indem er nun alle Fastnachtseinfälle der Pariser Volksbeglücker aufs wunderlichste nachschuf und sozusagen den Karneval über das ganze Jahr verteilte.

Diesmal galt es einem der staatlich vorgeschriebenen Feiertage: Fest der Landleute, Fest der Greise, Fest der Hinrichtung von Ludwig Capet und wie sie heißen. Die Bonner Jakobiner, denen der 22. September — das republikanische Neujahrsfest — heuer verregnet war, fühlten das dringende Bedürfnis, die Sache nachzuholen, und die letzten Tage des Vendémiaire hatten gleich drei „Anlässe" gebracht. Erstens hatte der General Masséna in der Schweiz ein russisches Heer, fast ein Drittel so stark wie das seine, zurückgeschlagen. Zweitens hatte das englische Landungskorps darauf verzichtet, sich in Holland oder vielmehr der „Batavischen Republik" für seine Verbündeten den Schnupfen zu holen, nachdem der englische Sonderzweck: die Wegkaperung der weiland holländischen Flotte, ja geglückt war. Und drittens war der große Freiheitsbaum auf dem Bonner Marktplatz wieder einmal umgefallen. Freiheitsbäume waren das unerläßlichste Requisit der neuen Weltordnung; leider litten sie sehr unter der Anfechtung der „Aristokraten" und der „Masse", zwischen denen in den ehemaligen Residenzstädten die bürgerlichen Freiheitsfreunde nur eine ganz dünne Isolierschicht vorstellten. Mochte man den Baum wirklich einpflanzen oder einfach mit dem zugespitzten Ende einrammen, — allemal lag er über kurz oder lang eines Morgens umgesägt am Boden, und neben ihm als einzige Visitenkarte der Thäter irgend eines jener „Patente", Zeitungsblätter und Dankschreiben im Namen des verbannten Kurfürsten, wie sie gedruckt in Quartformat immer wieder an Thoren und Straßenecken hingen; niemand wußte, woher sie kamen und wer sie dort aufgehangen. Alsdann mußte die Gemeindeobrigkeit das gestürzte Wahrzeichen der Freiheit durch ein neues ersetzen, mit üblichem „Festkultus", Festball und sonstigen Feierlichkeiten auf Gemeindekosten.

Unmittelbar vor dem Schauspiel war diesmal noch ein sehr wichtiges Rollenfach neu besetzt worden. Der bisherige Militär-Kommandant des Bonner Kantons hatte mit einem Teile seiner Truppen urplötzlich nach der Schweiz abrücken müssen, und als sein Nachfolger war am 1. Brumaire ein junger Husaren-Oberst eingerückt, über dessen Persönlichkeit und Gesinnungen man sich wunderliche Dinge erzählte. Es war ein Ereignis, welches die Municipalität von Amtswegen „freudig" zu begrüßen hatte, denn es ging ja von oben aus. Aber recht wohl war ihr dabei nicht.

Eine seltsame und sehr gemischte Gesellschaft war's, die sich da in der zum „Dekadentempel" umgewandelten kurfürstlichen Schloßkirche zum „republikanischen Kultus" vereinte, und sehr wunderlich war auch die Ausstattung des Raumes. Die obrigkeitlichen Bilderstürmer in den ersten, tollsten Jahren nach 1794 hatten eifrig gearbeitet, aber doch nicht ganz gründlich. Hier und dort an Decken und Wänden zeugte ein verstümmeltes Kunstwerk, eine ungenügend übertünchte Inschrift von der früheren Zugehörigkeit der Kirche. Auf der obersten Platte eines großen Altars aber standen die „Genien" oder „Göttinnen" des Vaterlandes, der Gleichheit, der Tugend schlechthin und einiger Sondertugenden. Sie stammten sichtlich alle aus einer Familie, in der es merkwürdig steif herzugehen pflegte; selbst der farbige Wiederschein der halbzertrümmerten bunten Glasfenster vermochte ihren Gipskörpern keinen Schein des Lebens zu geben. Den obersten Platz in diesem improvisierten Olymp nahm auffallenderweise ein leerer Sessel ein, mit rotem Sammetbezug und dem nur halb ausgekratzten goldenen Namenszug des Kurfürsten Max Franz auf der Lehne. Bei früheren Festen hatte auf ihm die Göttin der Vernunft gesessen. Heute aber war sie verhindert, weil sie seit einem halben Monat als Rekrut bei einem Infanterie-Regiment in Aachen stand; — sie war nämlich „eigentlich" ein wohlgewachsener Schulmeisterssohn, der sich mangels einer geeigneten weiblichen Vernunft in das „antike" Gewand der Göttin stecken ließ, um ein paar Franks zu verdienen.

Die Gemeinde oder das Publikum mochte etwa neunzig Köpfe zählen. Es waren etliche zugezogene Franzosen mit ihren Frauen darunter, Beamte und Krämer, sodann einige Dutzend einheimische Lieferanten, Lehrer und so weiter, die es aus finanziellen Gründen mit der Obrigkeit halten mußten, die Gewalt über sie hatte; und endlich ein Rest ehrlicher Parteigenossen und solcher, die an ihrem Teil wirklich der Revolution Befreiung aus unwürdigen Verhältnissen verdankten und es ehrlich bezeugten. Von den Mädchen und jüngern Frauen hatten einige die Gunst des Wetters wahrgenommen, um sich noch einmal öffentlich in der „griechischen" Tracht zu zeigen, die seit drei Jahren in Paris und also auch schon in Bonn Mode war; der gelehrte Maler David hatte sie mit Beihilfe einiger noch gelehrterer Archäologen und Schneider erfunden, nur leider ohne die gehörige Rücksicht auf das nordische Klima. Im übrigen herrschte ein buntes Durcheinander von Moden der letzten zehn Jahre; — der kleinbürgerliche Sinn trennte sich unlieb sowohl vom alten Schnitt als von der alten Sitte, zudem war das Geld knapp, und man mußte froh sein, wenn man noch einen guten alten Rock aufzutragen hatte. Einige waren anscheinend bereits nicht mehr so glücklich, und es fehlte nicht an Erscheinungen von jener schäbigen Eleganz, die das Loch im Rock und die defekte Wäsche hinter allerlei billigem Flitterkram zu verbergen sucht. Alle aber trugen sie die dreifarbige Kokarde, die Männer im Knopf-

loch oder am Hut und die Frauen an der linken Schulter, und geradezu verschwenderisch war die Tricolore im Kostüm der eigentlichen Acteurs vertreten, der „Municipalität“, welche gleichsam als Priester vor dem Altar des Vaterlandes herumstanden. Es waren sieben Bürger in Kniehosen und blauen Fräcken mit weiß und rotem Kragen; um den Bauch hatten sie eine ungeheure blau-weiß-rote Schärpe geschlungen, und von ihren Dreimastern nickten sehr lange Straußenfedern, blau, weiß und rot, über die Kokarde herunter. Es war nicht möglich, die Amtswürde dieser Männer zu verkennen. Dazu aber trugen sie widerspruchsvollerweise porzellanknöpfige Galanteriedegen aus der Hinterlassenschaft Serenissimi.

Häuptling und Sprecher dieses Siebengestirns war ein ehemaliger Franziskanermönch namens Geich, ein kleiner und stark hinkender Mann. Mit großem Pathos verbreitete er sich über die Bedeutung der heutigen Feier. Es schien ihm aber fast ängstlich zu Mute zu sein; öfter als sonst wischte er sich mit dem riesigen rotwollenen Taschentuch über die Stirn, hüstelte, nahm eine Prise aus der noch ganz klösterlich anmutenden Horndose und schielte zwischendurch nach rechts, wo auf einer niedrigen Estrade der neue Kommandant, Oberst Roland Martin, mit seinem Stabe der „Feier“ beiwohnte.

Aber nicht bloß den Redner selbst schien die hohe jugendlich-kraftvolle Erscheinung im goldverschnürten roten Dolman mehr zu fesseln als die Rede. Der Bürger Manasse, ein durchaus ehrwürdiger Patriarch mit langem Graubart, betrachtete die Züge des Obersten aufmerksam, und noch lebhafter sprachen die schwarzen Augen seiner Tochter Judith, die neben ihm zu äußerst in der ersten Reihe des Publikums stand. Ihr zumal kam die neue Mode zu statten; in dem ärmellosen, hochgegürteten weißen Kostüm erschien sie durchaus als Abbild jener schönen Heldin ihres Volkes, deren Namen sie trug, und aufmerksamster Gegenblicke würdig. Aber der gleichmäßig ruhige, fast schwermütige Ausdruck im Profil des Obersten ließ leider nicht erkennen, ob er überhaupt etwas von den Blicken der schönen Bürgerin oder vom Geschwätz des Bürgers Geich empfand, das er mit soldatischer Artigkeit, die Hände leicht auf den Säbelkorb gestützt, über sich ergehen ließ. Am merkwürdigsten in seiner Erscheinung, weil am meisten widersprechend der Art so vieler Obersten und Generäle des Nationalheeres, war das völlige Fehlen von allem willkürlichen militärisch-theatralischem Flitterkram. Es war kein Goldfaden im Besatz seiner knappen Uniform anders oder mehr als es eben die Tracht dieser Waffe vorschrieb. Die Reiherfeder auf der hohen wunderlichen Kegelmütze gehörte zur Uniform des Husaren, und beinah auch der kräftige Schnurrbart, lichtbraun wie das kurze, natürlich gekrauste Haupthaar. Er trug keinen erpreßten „Ehrensäbel“ und keine vergoldeten pfundschweren Sporen, und wenn man durchaus einen persönlichen Schmuck an ihm finden wollte, mußte man dafür schon die mächtige Hiebnarbe nehmen, die sich vom Scheitel schräg über die Stirn zog.

Nachdem der Bürger Geich ausgeredet hatte, nahm er eine Doppelprise, handhabte sein Taschentuch und sagte dann in minder pathetischem Tone, geschäftsmäßig näselnd: „Die neuesten amtlichen Bekanntmachungen sind schon gestern bei der regelmäßigen Dekadenfeier verlesen worden. Es erübrigt noch, daß wir Direktoren nach Anordnung der Bürger, wie bei jedem republikanischen Feste den Eid wiederholen, der

die wahren Gefühle aller Bürger und Bürgerinnen gegen die Tyrannen ausdrückt." Er entfaltete einen schon stark abgenutzten bedruckten Bogen Papier, verlas auf französisch, stockend und mit furchtbarer Aussprache, erst die Gründe und dann das Dekret vom „ewigen Hasse gegen das Königtum", und „alle Bürger und Bürgerinnen" antworteten im Chor: „Je le jure!" Nur einer von den beschärpten Gemeinderäten, der mit seinen Gedanken wohl weit weg war, sagte thörichterweise „Jawohl!" verbesserte sich aber sogleich um so nachdrücklicher. Damit war der erste Akt der Feier zu Ende; es folgte sogleich der zweite: Festzug und Baumpflanzung. Den dritten: „Réunion" und Ball, brachte erst der Abend, indes hatte bisher schon der Festzug auf ihn vorbereitet, da man gewohnt war, paarweis zu marschieren, je ein Bürger und, so weit der Vorrat reichte, eine Bürgerin, also daß es einer fröhlichen Karnevals-Polonaise ähnlich sah. Daß das Offizierkorps dabei den Vortanz hatte, entsprach der patriotischen Gesinnung der Bürgerinnen. Die schöne Judith war zugleich mit ihrem „je le jure"! unmerklich einen Schritt näher an den Oberst Martin getreten. Dieser aber schien es nicht zu verstehen. Er wandte sich, etwas verwundert lächelnd, zu seinem rangnächsten Nachbarn, einem ältlichen, dicken, fast stutzerhaft ausgeputzten Infanteriemajor, der eben im Begriff stand, eine hübsche Steuereinnehmerstochter zu „engagieren", und sagte auf französisch, im höflich erinnernden Tone des Vorgesetzten: „Ich denke, wir bleiben zusammen, Major". Der Major salutierte, sichtlich verblüfft, und ließ seine Dame stehen. Der Oberst verneigte sich artig gegen die sieben Gemeinderäte und fuhr fort: „Es ist ein Fest der Gemeinde; Sie haben den Vortritt, Bürger." Darauf nickten und flirrten die einundzwanzig Straußfedern fast fluchtartig zwischen den beiden Zuschauerreihen dem Portal zu und eröffneten ohne weibliches Geleit den Zug; an der Spitze hinkte der kleine Sprecher neben dem „Stadtkämmerer" Eichel, einem langen und weitausschreitenden früheren Hofkoch des Kurfürsten. Das Volk von Bonn, welches draußen trotz allem Parteihaß in großer Menge mit der unverwüstlichen Schaulust des Rheinfranken Spalier bildete, war grausam genug, über den ungleichen Schritt der beiden zu spotten.

Der Oberst Martin hatte ein Weilchen gezögert, um der schönen Judith und ihrem Vater, als den nächsten, den Vortritt zu lassen. Da sie aber mit einer fast hochmütigen Bewegung ablehnte, schritt er an der Spitze seiner Offiziere durch die Gasse der Festgenossen, die sich hinterher allmählich zum Reihenpaar ordneten und nachtrabten.

II.

Der Bürger Manasse war im Dekadentempel zurückgeblieben. Seiner Tochter war es nicht unlieb, daß der Vater sich so ganz in seine Gedanken vertiefte und den Anschluß an die Festkolonne versäumte. Wenn sie nicht an der Spitze gehen sollte, so wollte sie auch nicht in der Herde mitlaufen. Schließlich faßte sie doch leise mahnend seine Hand, mit jener kindlichen Unterwürfigkeit, die ihr durch Religion und Erziehung von klein auf eingeprägt war. Der Alte nickte ihr freundlich zu und schritt ihr langsam vorauf.

Nach einigen Schritten flüsterte Judith plötzlich: „Er hat ja seine ganz besondern neuen Moden, der Herr Oberst.“

Nur das Bruchstück eines Selbstgesprächs war's, unwillkürlich halblaut geworden, aber es schien sich in die Gedanken des Alten einzufügen. Er blieb stehen, blickte seiner Tochter ins Gesicht und dann lächelnd an ihrem Anzug auf und ab, als sähe er ihn zum erstenmal. „Nu, — Neue Moden?“ sagte er.

Judith verstand die Anspiegelung, sie errötete jäh. „Der Vater hat es doch auch gelobt,“ versetzte sie schüchtern, und er hat gesagt, hier dürft' ich es auch tragen . . .“

Der Alte nickte. „Nu, warum sollst du es nicht? Es ist kein Gottesdienst, es ist nicht wie in der Synagoge, und es ist auch nicht, wie es die Katholischen haben im Münster und es ist nicht wie bei den Reformierten drüben in Oberkassel. Es ist eine Komödie. Warum sollen wir nicht hineingehen, wenn es die Obrigkeit gern sieht? Bin ich doch auch vor sechs Jahren als Hofjude mitgegangen ins Hoftheater, wenn der Kurfürst bös war über die vielen leeren Plätze. Nu, und warum soll die Judith sich dabei nicht tragen wie die Damen in Paris, wenn sie's Kleid hat? Es ist die neue Mode, sie wird schnell werden alt; es ist nichts besser, als daß man es aufträgt, ehe es alt wird. Und warum soll ein junger Herr sich nicht beizeiten richten nach der neuen Mode im Staat, wenn er meint, daß es bald aus ist mit der alten? Laß dir sagen, Judith: es sind viele wunderlich in die Höhe gekommen in diesen wilden Zeiten, — der Manasse ist auch in die Höhe gekommen, der Allmächtige hat ihn gesegnet; und es sind viele heruntergekommen, sie sind arm und haben Angst, wenn es wieder kalt wird. Ich will, daß mein Kind sich noch besser umhört nach mehr armen Leuten, die nichts haben anzuziehen nach der neuen Mode und nichts nach der alten. Ich will nicht, daß sie hinter mir her murmeln und sprechen, wenn wieder eine neue Mode im Staat kommt: Er war ein armer Jud vor der tollen Zeit und ist in ihr geworden ein reicher Staatsbürger, und wir hatten genug und haben nichts, und er hat uns vergessen in unsrer Armut. Thue Gutes, Kind, und vergiß, wem du's gethan hast, daß dir der Herr nicht zürne um deines Geizes willen, und dir Haß erwecke unter den Leuten und dir dein Erbteil nehme.“

Judith neigte gehorsam ihr Haupt, dann aber blickte sie den Vater schmeichelnd-neugierig an. „Der Vater weiß mehr als er sagt,“ begann sie zögernd, „er wird auch mehr wissen, als der Bürger Eichel heut früh gesagt hat.“

„Was hat er gesagt, der Eichel?“

„Er sagt, der Oberst Martin sei ein guter Freund von dem General Bonaparte. Deshalb hätten sie ihn hierher verschickt. Denn sie hätten Angst, die Herren in Paris, daß der Bonaparte bald aus Ägypten wiederkommt. Und dann sagte er, den Oberst kenne er schon von früher, und der Vater werde ihn wohl auch kennen.“

Der Alte blickte überrascht, fast ängstlich auf. Er faßte sich aber rasch. „Er ist klug, der Eichel,“ sagte er bedächtig, „aber er ist doch nicht ganz klug. Er ist schlauer als die andern im Gemeinderat, er könnte der Erste sein, aber er schiebt den Hanswurst vor, den Geich, und spart fein auf. Aber was will er wissen, ob ich den Oberst kenne, ehe er weiß, ob der Oberst es wissen will? Und was redet er davon, ob die Regierung Angst hat vor dem Bonaparte, ehe er weiß, ob er kommt?“

„Kommt er denn wirklich?“ fragte Judith möglichst harmlos. Der Vater streichelte ironisch lächelnd ihre Wangen. „Was hab' ich ein kluges Kind! Wenn der Oberst einer von seinen Leuten ist, kannst du ihn ja fragen, ob er kommt,“ sagte er und öffnete den Thürflügel. „Wirst du ihm doch reichen die Bürgerkrone und neben ihm sitzen heut abend auf dem Ball.“

Judith errötete schmollend. An der nächsten Straßenecke hemmte sie verwundert den Schritt: „Gehen wir denn nicht den andern nach, auf den Markt?“

„Wozu?“ antwortete der Alte kurz und schritt weiter. „Wir gehen nach Haus, ich hab' ein Geschäft zu bereden mit dem Stadtkämmerer, mit dem Eichel. Und auf zwei Uhr sind wir, wie du wohl weißt, zum Essen eingeladen bei unserm Nachbar Levi.“

Vom Markt herüber scholl Trommelwirbel und lautes Rufen: „Vive la république! Vive la liberté!“ und dann die schmetternde Blechmusik des Militärs, welche den neu errichteten Baum mit der Marseillaise begrüßte. Unwillkürlich ergänzte sich Judith die Klänge zum oft erlebten Schauspiel. Jetzt umwandelten Magistrat und Offizierkorps inmitten des salutierenden Karrees entblößten Hauptes den Baum, streuten Erde auf seine „Wurzeln“ und besprengten sie mit Wein. Sehr viele Freiheitsbäume waren in dieser Weise schon während fünf Jahren in Bonn „gepflanzt“ worden — ein gut Teil vom Fichtenbestand des Kreuzbergs, — und der Bürger Manasse hatte stets sogut mitgepflanzt. Verwundert und bewundernd blickte Judith ihren Vater von der Seite an. „Er weiß doch viel,“ dachte sie, „er giebt nicht mehr so viel auf den Geich und die andern Klubbisten. Er muß etwas ganz neues aus Paris wissen.“ Aber sie sprach es nicht laut. Schweigend schritten sie der Judengasse zu, unbehelligt zwischen Bürgern und geringen Leuten, die mit dem Vorurteil gegen ihr Volk nicht so rasch gebrochen hatten wie die Republik. Als unsichtbarer Geleiter schritt neben ihnen der Ruf von Manasses stillen und parteilosen Wohlthaten an der Armut, — und wie viel Armut hatten der Wegzug des Hofes, die ewigen Kriegslasten, die entsetzliche Mißwirtschaft der Republik hier geschaffen! Nur Judiths Erscheinung regte hier und da eine weibliche Zunge zu Bemerkungen an, in denen sich sittsame Entrüstung und Neid üblich vermischten. Aber dagegen waren die reichen und schönen Verehrerinnen der „neuen Mode“ nachgerade abgehärtet, wie gegen den luftigen Zuschnitt des Kostüms selber.

Das Haus Manasses war, wie die andern spitzgiebligen Häuser der engen und abschüssigen Straße, von sehr alter Bauart, dunkel und winklig. Judiths Freundinnen wußten viel von dem Reichtum zu erzählen, mit dem die Gemächer der Haustochter im zweiten Stock ausgestattet seien. Für sich selber bedurfte und wünschte der Bürger Manasse keinen Luxus. Sein Zimmer im Erdgeschoß, mit dicken Eisengittern vor den kleinscheibigen Fenstern, wies nur notwendige Möbel auf, verschieden nach Stil und Herkunft und teilweise schon durch mehrere Menschenalter abgenutzt. Sehr alt, von irgend einem Vorbesitzer des Hauses herrührend war auch das kostbare Getäfel der Wände, mit eingelegten hebräischen Sprüchen; seine dunkle Farbe erhöhte noch den strengen und fast traurigen Eindruck des Zimmers. Es blieb bei alledem der vornehmste Raum des Hauses, mitgeadelt durch die Gebieterwürde seines Bewohners, welche ihm Überlieferung und Sitte bewahrten. In dieser Würde hatte seit grauer Vorzeit der jüdische Hausvater, auf seinen Erwerbsgängen draußen in der Welt ein mißachteter

Fremdling ohne Bürgerrecht und Sicherheit, daheim Ersatz und Lebensfreude gefunden. In seinem Hause war er König. Auch die schöne Tochter Manasses wandelte sich mit dem Eintritt über die Schwelle ihres Vaters in die erste Dienerin. Sie rückte ihm den Sessel an den Tisch, auf dem eine ältliche Magd in einfachem dunklen Kleide das Frühstück bereit gestellt hatte, schob ihm die Fußbank zurecht, schenkte ihm von den dunklen, süßen Wein ein und reichte ihm das silberne Körbchen mit Backwerk. Dann stand sie dienstgewärtig neben ihm, wartete, bis eine Frage oder Bemerkung von ihm ihr selber zu sprechen erlaubte, und selbst der Ton ihrer Stimme klang gedämpfter und demütiger.

Nach einer Weile meldete die Magd den erwarteten Geschäftsbesuch. Der Bürger Eichel trat ein, noch in der ganzen Herrlichkeit seiner Amtsuniform mit Straußfederhut, Schärpe und Degen. Er begrüßte den Hausherrn mit republikanischem Handschlag und verbeugte sich vor Judith tief, den Hut unter dem Arm und die andre Hand vor der Herzgegend, wie er es in seinem frühern Beruf den Hofkavalieren abgelauert hatte. Dann brachte er, gleichfalls ganz im alten Stil, einige galante Sätze vor, wobei er ihre durch den halbdunklen Rahmen des Zimmers noch gehobene Schönheit mit einer fast zudringlichen Bewunderung betrachtete, so daß sie zugleich belustigt und befangen errötete. Er war groß und wohl gebaut, in den Bewegungen flink trotz seiner ansehnlichen Beleibtheit; seine Züge deuteten auf thätige und muntere Klugheit, aber auch auf eine starke Selbstgefälligkeit, und die großen fleischigen Hände waren durch ein Übermaß kostbarer Fingerringe entstellt.

Nachdem der Bürger Eichel endlich Platz genommen und sich umständlich für das von Judith gefüllte Glas Wein bedankt hatte, holte er aus dem Uniformfrack seine Geschäftsakten hervor. Judith wollte sich schweigend entfernen, aber ein Wink ihres Vaters hielt sie zurück. „Setz dich zu uns, mein Kind,“ sagte er. „Ihr werdet nichts dagegen haben, Bürger Stadtkämmerer, daß meine Tochter teilnimmt an unserm Geschäft. Sie hat von mir genug gelernt, um folgen zu können, und sie wird es auch nicht ausschwätzen, was unter uns bleiben soll. Und sie ist meine einzige Erbin, ich bin ein alter Mann, es ist Zeit, daß sie lernt, wie man das Geschäft macht. Ist sie doch mündig seit einem Monat nach dem Gesetz, unter dem wir jetzt stehn.“ Der Bürger Stadtkämmerer verbarg seine Überraschung hinter einem verbindlich-zustimmenden Kompliment. Judith nahm befangen Platz und begann achtsam und schweigend der Verhandlung zu folgen. Sie konnte es mühelos, da der Vater ihre ererbte Neigung und Gewandtheit zu diesen Dingen unmerklich seit manchem Jahr ausgebildet hatte. Zur Beisitzerin bei einem „wirklichen“ Geschäft hatte er sie freilich heute zuerst berufen. Das empfand sie mit freudigem Stolze, zumal sie bald erkannte, daß es sich um nichts Geringes handelte, und merkte auf, wie etwa ein junger Kavalier beim Duell von zwei erprobten Kämpen. Denn auch der ehemalige Hofkoch war als Partner oder Gegner nicht zu verachten, — eines von jenen bürgerlichen Verwaltungstalenten, denen die Revolution erst die Bahn zu ihrem wahren Beruf erschlossen hatte. Zielbewußt überließ er es seinen gleich eitlen, aber minder schlauen Freunden, sich an leitender Stelle vorzeitig abzunutzen, während er selbst sich als wirklicher Geschäftsführer der Stadt zugleich nützlich und unentbehrlich machte. Dabei kam ihm zu statten, daß er sich bei seinen früheren alljährlichen Studienreisen

auf kurfürstliche Kosten in Paris eine genauere Kenntnis französischer Art und Sprache und auch allerhand kleine freundschaftliche Verbindungen erworben hatte. Schwierig genug blieb auch so sein Amt als Rendant oder, wie er es lieber im altfränkischen Hofdeutsch nannte, Kämmerer der Stadt. Denn die militärischen und bürgerlichen Erpresser, die einander mit verwirrender Schnelle in der Regierung der Republik ablösten, benutzten die Selbstverwaltung der Gemeinden nur als Handhabe zum bequemern Ausdrücken des Schwammes. Die Munizipalität haftete für rechtzeitiges Einlaufen der ins Ungeheuere wachsenden Abgaben und der nicht minder drückenden „Nebenbezüge“ in einer Staatsverwaltung, bei der alles hohle Pfötchen machte. Sie konnte sich nur helfen, indem sie ein Stück Gemeindebesitz nach dem andern zu jedem Preis verkaufte oder verpfändete. Es war eine goldene Zeit für kluge Spekulanten. Der Bürger Manasse verwahrte in seinem Geldschranke schon eine hübsche Anzahl auf solchem Wege erworbener Besitztitel und fügte ihnen heute einige neue hinzu. Seine Tochter aber verzog doch staunend die Brauen über den Gegenwert für die viertausend Franks in bar und guten Wechseln, mit denen der Vater diesmal das städtische Schifflein flott gemacht hatte; denn dieser Kaufpreis bestand, unter ausdrücklicher Genehmigung des Directoires, in einigen seit Jahren unbenutzten Kapellen und Privatkirchen, zum Teil auf dem Lande, die der Stadt bei der Konfiskation von Gütern der toten Hand und der ausgewanderten Aristokraten zugefallen waren.

Auch dem Stadtkämmerer kam die Sache anscheinend etwas wunderlich vor. Nachdem das Geschäft abgeschlossen war, lehnte er sich lächelnd im Stuhl zurück und sagte: „Ihr macht soweit einen guten Handel, Bürger. Allein aus dem Material könnt Ihr das Doppelte lösen, und die Bauplätze habt Ihr obendrein. Na, viel andres hat die Stadt nicht mehr zu veräußern, und das Geld mußte beschafft werden. Auch zeugt es von Euerm Vertrauen in dem Sieg der Freiheit, daß Ihr den Handel eingegangen seid. Denn wenn der Kurfürst wieder ans Regiment käme, könntet Ihr froh sein, wenn Ihr zu dem Geld und der Ware nicht noch ein Drittes verlöret. Aber auf Popularität scheint Ihr wenig zu geben. Wie ich unsre Bauern draußen am Vorgebirg kenne, werden sie Euch etwas andres als einen Triumphbogen bauen, wenn sie hören, daß just Ihr die Kirchen auf Abbruch gekauft habt.“

Der Bürger Manasse nippte an seinem Wein, schmunzelte ironisch und sagte: „Auf den Abbruch habe ich sie auch nicht gekauft. Es wäre auch schade darum, denn es sind schöne Bauwerke, und die Leute, die sie gebaut haben, wollten dem Ewigen ein Haus bauen.“

„Warum kauft Ihr sie denn?“

„Nu, warum? Um sie wieder zu verkaufen mit Nutzen, über kurz oder lang, an Leute, die sie können gebrauchen . . .“

„Wozu?“

„Nu, wozu sind sie gebaut?“

Auf diese kurzen Wechselreden folgte eine Weile völligen Schweigens. Judith betrachtete voll heimlicher Spannung die beiden Fechtmeister. Sie fühlte instinktiv, daß jetzt der Hauptgang beginne. Der Bürger Eichel spähte mit lauernder Neugier in das unverändert freundlich-gleichmütige Gesicht seines Wirtes. Dann griff er zerstreut nach der neuesten, gestrigen Nummer der einzigen Zeitung von Bonn, die

neben ihm auf dem Tisch des Bürgers Manasse lag, guckte flüchtig hinein und legte sie unwillkürlich lächelnd wieder hin; er wußte, daß die höchsten Ortes censierten „neusten Pariser Nachrichten“ dieses vom Bürger Geich gezeichneten „Bonnischen Intelligenz-Wochenblatts“ genau um drei Wochen zurücklagen. Endlich sagte er, so ganz leichthin und scheinbar unvermittelt:

„Es geht wunderlich zu. Erst vor drei Tagen seh' ich aus einem Brief von einem meiner Freunde in Paris, daß die Direktoren sich auch mit dem General Bernadotte überworfen und ihm das Kriegsministerium entzogen haben. Und derselbe Bürger Bernadotte soll doch den Oberst Martin und andre Kommandeurs an die Grenzen versetzt haben, weil sie ihm zu viel mit dem Bürger Lucian Bonaparte und im Salon von dessen Schwägerin verkehrten. Nun soll er den Direktoren selber verdächtig sein, daß er mit Hilfe der Jacobiner nach der Diktatur strebt. Was soll man davon denken?“

Auf diese Frage kam keine Antwort; nur in irgend einem Nachbarhause rief ein Uhrkuckuck vernehmlich die zwölfte Stunde aus. Der Bürger Eichel machte eine Bewegung, als wolle er aufbrechen. Er besann sich aber eines andern. „Es ist ein ansehnlicher Offizier, der Oberst Martin,“ sagte er, „und der General Bonaparte soll große Stücke auf ihn halten. Sie sind ja ungefähr im selben Alter. Es heißt, der General hätte ihn auch gern mit nach Ägypten genommen, aber damals lag er krank, an einer schlecht geheilten Schußwunde vom italienischen Feldzug her, die ihm hinterher wieder aufgebrochen war. Der kann es noch zu etwas bringen. Na, wir beide, Bürger Manasse, kennen ihn ja schon von früher her.“

„Wieso?“ fragte der Bürger Manasse unschuldig.

Der Bürger Eichel blickte unschlüssig auf Judith.

„Erzählt nur,“ sagte der Bürger Manasse. „Es wird ja nichts Unanständiges dabei sein.“

Der Bürger Eichel, der mit seiner Geduld zu Ende war, lachte gezwungen. „Was denkt Ihr? Es kommt zwar ein Scharfrichter darin vor. Aber die Bürgerin ist ja wohl frei von veralteten Vorurteilen.“

III.

Der Bürger Manasse ließ den Seitenhieb einstweilen unquittiert. „Judith,“ sagte er, „schenk unserm Gast ein. Von was für einem Scharfrichter ist denn die Rede, Bürger Stadtkämmerer?“

„Von dem unsern natürlich, — ich meine von dem frühern kurkölnischen,“ verbesserte sich der ehemalige Hofkoch verdrießlich. „Von dem alten Wasenmeister Niklas Fischer, der draußen im Busch vor dem Venusberg auf der Fronerei saß. Ihr werdet besser Bescheid darum wissen als ich.“

Der Bürger Manasse nickte gleichmütig. „Hab' ich ihm doch manches Jahr die Knochen von dem gefallenen Vieh abgekauft für die kölnischen Knopfdrechsler. Nu, warum nicht? Sie waren gereinigt, es war ein reines Geschäft, und es war ein

guter, alter Mann. Es hat mir leid gethan, daß er sterben mußte in der Armut. Er hat Unglück gehabt mit den allgemeinen Menschenrechten."

„Jawohl," bestätigte der Bürger Eichel, „als der General Marceau mit den Sansculotten hier einzog, vor fünf Jahren, das war sein Unglückstag. Seitdem war er ein ehrlicher Bürger, aber die Fronerei wurde als kurfürstliches Gut eingezogen — jetzt hat unser Stadtschreiber Luchesi dort sein Wesen — und sein Privilegium erlosch wie alle andern. Einstweilen durfte jeder sein krankes Vieh selber töten und verwerten, und als man sah, daß das doch nicht so weiter ging, stellte der Konvents-Kommissar ein paar französische Militärsträflinge dafür an. Der Meister Niklas behielt nichts als die bürgerlichen Ehrenrechte, mit denen er bei seinem hohen Alter nichts anzufangen wußte, und so wurd' er ein Bummler, brachte seine paar Sparthaler durch und ist im Armenspital gestorben. Für ihn war's, wie Ihr sagt, ein Unglück, daß ihm die Revolution die allgemeinen Menschenrechte gab."

„Weil er zuvor ein Privilegierter war," ergänzte der Bürger Manasse. „Ein unehrliches Privileg ist manchmal einträglicher als ein Geschäft in Ehren, aber es ist nichts Sicheres. Ihr werdet darin besser Bescheid wissen als ich, aus der Zeit, als Ihr noch bei Hofe dientet."

Der Bürger Stadtkämmerer schluckte etwas herunter und fuhr dann fort: „Das Armenspital gehörte damals, vor zwei Jahren, schon zu meinem Ressort, wir Ihr wißt, und so besuchte ich die Leutchen manchmal, schickte ihnen auch manchmal einen guten Bissen oder ein paar Flaschen Roten aus meinem Speisehaus in der Josephstraße, das ich damals noch betrieb, und erzählte mir etwas mit ihnen; denn das thut solchen Alten oft besser als alle Arznei. Und da hat mir der Meister Niklas in seinem Kämmerlein — er lag schon auf seinem letzten Krankenbett — eines Tages eine ganze Mordgeschichte erzählt: Ihr, Bürger Manasse, hättet ihn eines Abends im November 1792, als der Kurfürst zum erstenmal ins Exil gegangen war, herbeigerufen, weil auf dem schmalen Weg von Kessenich nach Poppelsdorf, draußen im Busch, just auf halbem Wege zwischen der Fronerei und der Sternenburg, ein junger Jäger von Räubern todwund geschlagen liege. Darauf habe er mit seinem Schinderknecht den jungen Mann auf die Fronerei geholt und ihn dort verpflegt, auf Eure Bitten und Kosten. Ihr hättet ihm ein schön Stück Geld gegeben, zugleich aber ausbedungen, daß er niemand etwas von der Sache verrate, auch dem Kranken Euren Namen nicht nenne. Der Kranke aber, der mit Namen Martin hieß, sei, als er nach vier Wochen notdürftig genesen war, eines Nachts verschwunden, und er habe ihn nie wieder gesehen. Und nun kommt derselbe junge Mann, der zuvor ein Jagdjunker bei dem kurfürstlichen Oberfalkenmeister, dem Freiherrn Lothar von Rott auf Schloß Herzogsfreude war, als ein französischer Husarenoberst wieder nach Bonn."

„Das letztere ist mehr, als der Meister Niklas wissen und Euch erzählen konnte," erwiderte der Bürger Manasse mit unerschütterlicher Ruhe, während ihn seine Tochter ängstlich fragend anstarrte. „Im übrigen stimmt es so ziemlich. Es ist gewesen am 15. November 1792, die Judith war noch ein Kind von vierzehn Jahren; sie war eben genesen von einer schweren Krankheit, und ihre Mutter lag seit zwei Jahren auf unserm guten Ort, dem Godesberg. Ich hatte ein gutes Geschäft gemacht mit dem

Meister Niklas wegen Häuten von Ochsen und Pferden für eine Lieferung an die Kaiserlichen, die damals in Bonn lagen; der Kurfürst war schon über den Rhein geflüchtet in sein Herzogtum Westfalen, und Ihr waret auch mit, um ihm zu kochen sein Essen. Es war ein Rüsttag, ich hatte mich gesputet, daß ich das Geschäft machte, ehe die drei ersten Sterne am Himmel standen. Als ich aber durch das Gehölz ging — damals war ja die neue Promenade noch nicht, die hat der Kurfürst erst anno 1793 angelegt — und als ich mir es so bedachte, daß ich noch eben vor dem Sabbath endlich wieder ein gutes Geschäft gemacht hatte, und wie ich nun bald zu Haus sein würde und meines Kindes Gesicht wieder frisch und blühend sehen, dem der Todesengel so nahe vorübergegangen, da überkam mich die Freude wie eine Ohnmacht, und ich setzte mich auf einen Baumstumpf hinter zwei Büschen und ruhte ein wenig aus. Da sah ich auf dem Weg einen jungen Burschen kommen in Jägertracht, der ging auf und ab, als ob er jemand erwarte; als er sich aber zum drittenmal umwandte, waren da zwei Kerle in roten Mänteln, wie sie die kaiserlichen Panduren trugen, die damals im Schloß zu Poppelsdorf lagen, die sprangen auf ihn. Sie hatten ihre krummen Säbel; er hatte nur einen Hirschfänger, alsbald sank er hin, mit einem lauten Schrei. Da schrie ich auch aus meinem Versteck, so laut ich konnte: „Vive la république! A bas les aristocrates!“ Es war das erste Mal, daß ich das rief, aber ich muß es gerufen haben sehr laut, denn sie rissen aus und liefen was sie konnten, obzwar doch die Franzosen damals erst bis in die Eifel streiften. Dann wagte ich mich an den Gefallenen, und da ich sah, daß noch Leben in ihm war, verband ich ihm mit meinem Halstuch die Wunde an der Stirn, so gut es ging, und lief zurück nach der Fronerei zum Meister Niklas, und das übrige habt Ihr schon erzählt. Er verstand sich, wie Ihr wohl wißt, auf die Wundarznei nicht schlechter als andre Scharfrichter und Wasenmeister, und sonst wäre auch nah und fern kein Chirurg zu finden gewesen als bei den kaiserlichen Regimentern. Weil aber die Kaiserlichen dazumal Herren im Land waren und ich ein Geschäft für sie hatte, gebot ich dem Meister Niklas Heimlichkeit und verschwieg ihm, was ich gesehen hatte, daß es waren Panduren.“

Während dieses Berichtes hatte sich die Angst in Judiths Blicken zu Thränen der Rührung gelöst. Der Bürger Eichel aber lächelte bedenklich und sagte: „Ihr habt es Euch ein gutes Stück Geld kosten lassen, Bürger Manasse. Und der junge Mann war Euch doch ganz fremd, wie es scheint.“

„Ganz fremd,“ bestätigte der Bürger Manasse. „Ich wußte nur, daß er mit Namen Martin hieß und bis vor kurzem in Diensten bei dem Herrn Oberfalkenmeister, dem Baron Lothar von Rott, auf Herzogsfreude gewesen war; dorthin war er, wenn mir recht ist, etliche Monate zuvor von Koblenz gekommen, wo er bis dahin dem Kurfürsten von Trier gedient hatte. Aber wie ich Euch schon sagte, ich war so voll Dankes über mein Geschick gewesen, daß es mich fast übermannte. Da ich nun just im selben Augenblick den fremden Jüngling erliegen sah, glaubte ich das Dankopfer zu erkennen, das dem Ewigen angenehm sei, und that für ihn, was er brauchte und was ich konnte unbeschadet der Sicherheit meines Hauses.“

Den letzten Satz hatte der Bürger Manasse zu Judith gewandt und fast mehr für sie gesprochen. Der Bürger Eichel wiegte sinnend und noch immer zweifelsüchtig

das Haupt: „Warum aber verbotet Ihr dem Meister Niklas, dem Patienten Euern Namen zu nennen?“

Der Bürger Manasse wandte das Antlitz auf den Frager zurück: „Es ist ein Glauben bei uns: wer ein Almosen giebt als Dankopfer, der darf keinen Dank annehmen von dem, dem er es giebt; denn er giebt es dem Ewigen. — Ihr dürft darüber lächeln,“ setzte er, selber lächelnd, hinzu, „denn Ihr seid ja wohl frei von veralteten Vorurteilen, Bürger-Stadtkämmerer. — Aber nun möcht' ich wissen: woher wollt Ihr wissen, daß derselbige Jagdjunker Martin ist gewesen der Oberst Roland Martin? Es giebt ihrer mehr unter den Franzosen, die so heißen.“

Judith blickte den Bürger Eichel an und lächelte unwillkürlich; sie war eine ziemlich geübte Schachspielerin, und der Stadtkämmerer war zuweilen ihr Partner gewesen. In diesem Moment starrte er ihren Vater genau so an, wie das Brett, auf dem ihm die Tochter plötzlich Schachmatt ankündigte.

„Aber das müßt Ihr doch selber am besten wissen!“ stotterte er.

„Muß?“ Der Bürger Manasse zog die linke Achsel bedenklich hoch. „Warum soll ich müssen? Soll ich hingehen zu dem Oberst Martin und sagen: Es ist hier gewesen ein junger Mann Eures Namens, der verwickelt war in eine Mordgeschichte, und der Stadtkämmerer will, daß ich weiß, daß Ihr es seid gewesen, weil Ihr jetzt der Oberst seid beim Militär?“

Vor diesem Übermaß jüdischer Diplomatie fand der Bürger Eichel seine deutsche Gemütlichkeit wieder. Er lachte ganz herzhaft und tief im behaglichen Biedermannston: „Zugegeben, Bürger! Ihr beweist mir im selben Augenblick, daß Ihr den Mann wiedererkennt, und daß ich es Euch nicht beweisen kann. Aber wozu spielen wir Versteckens vor einander? Noch dazu, wo wir eben wieder ein gutes Geschäft für beide Teile gemacht haben. Im Grunde sind wir beide von derselben Partei der vernünftigen und arbeitsamen Leute, die weiter nichts braucht als Frieden und Ordnung auf dem Boden der Gleichheit vor dem Gesetz. Unter uns dürfen wir es sagen: wir warten alle, nicht wie unsre Landjunker und frühern Domherren auf die alten Fürsten, aber auf einen tüchtigen Diktator, der uns in der Republik Ordnung schafft und Frieden nach außen. Inzwischen aber müssen wir uns, so gut es geht, mit der Centralkommission in Coblenz und mit der Militärgewalt in Bonn stellen, die doch das Heft in der Hand haben. Das Hemd ist uns näher als der Rock. Das Direktorium ernennt die Leute, aber so lange sie hier sind, haben *sie* uns in der Hand und nicht die Herren in Paris. Da ist es immer gut, wenn man einander anvertraut, was man von so einem neuen Kommandanten weiß, damit man sich eher mit ihm zu benehmen versteht. Bei dem vorigen, dem Generalmajor Wirion, war die Sache nicht schwer. Wenn man ihm regelmäßig seine Verehrung in Bar und altem Malaga aufs Schloß schickte, blieb er im übrigen friedlich. Aber der Oberst Martin sieht mir nicht danach aus. Man merkt es gleich seinem Regiment an; das ist eine andre Manneszucht, als bei dem Wirion mit seinen verlodderten Dragonern. Ich hätte nichts dagegen, wenn ihn sein Freund mit nach Ägypten genommen hätte. Aber da blieb er ja krank zurück, und hernach war er sechs Monate ganz ohne Kommando, bis ihm der Kriegsminister Scherer eins von den neuen Regimentern gab, die einstweilen die Armee im Innern bilden sollen. Nun haben wir ihn hier

und müssen abwarten, wie der Hase läuft. Damit Ihr aber sehet, daß ich es ehrlich meine, will ich Euch auch noch schnell erzählen, wie dieser Jagdjunker und Oberst — denn es ist ja doch derselbe — zu seinem Namen gekommen ist. Gestern abend hat er, wie ich zufällig erfuhr, für seinen ersten Spazierritt als Ziel das Gehölz an der ehemaligen Fronerei gewählt. Wir beide wissen ja, warum. Die Gegend ist aber noch viel merkwürdiger für ihn, als er vielleicht selber weiß. Denn just auf demselben schmalen Weg durch jenes Gehölz, wo Ihr und die Schindersleute ihn an jenem Novemberabend aufhobt, ist er im November 1771, am Abend des Sankt Martinstages, als ein unmündiges Knäblein im Arm seiner sterbenden Mutter gefunden worden."

Der Bürger Eichel blickte seinem Wirt ein Weilchen schweigend ins Gesicht und nickte befriedigt lächelnd. „Ja, seht Ihr, das wußtet aber nicht einmal Ihr. Es ist ja freilich auch schon achtundzwanzig Jahre her. Ich war damals Küchen-Eleve auf Schloß Poppelsdorf, und wir hatten eine schwere Arbeit hinter uns; denn der damalige Kurfürst Max Friedrich hatte abends zuvor mit dem ganzen Hof die Martinsgans auf Schloß Poppelsdorf gegessen, das er sonst selten besuchte. Gegen Mittag waren die Herrschaften aber wieder nach Bonn gezogen, und wir waren unter uns wie gewöhnlich, als gegen Abend ein Knecht von der Fronerei ans Fenster der Schloßwache klopfte — herein durfte er ja nicht — und meldete: in der Fronerei läge ein sterbendes fremdes Bettelweib mit einem kleinen, vielleicht drei Monat alten Knaben. Der Wasenmeister — es war damals noch nicht der Niklas Fischer — hatte sie auf jenem Wege, der von Kessenich durchs Gehölz nach Poppelsdorf führt, gefunden und aus Mitleid in sein Haus gebracht, auch Botschaft nach dem Poppelsdorfer Vicar geschickt. Etliche von uns machten sich nach der Stelle auf, wie man denn in den jungen Jahren immer hinläuft, wo ein Malheur passiert ist. Auf halbem Wege überholte uns zu Pferde der Schloßhauptmann in großer Hast. Es war ein Deutschordensritter, der Freiherr Roland von Roll, dessen älterer Bruder Lothar hernach Oberfalkenmeister und Hauptmann auf Schloß Herzogsfreude wurde, ein junger schöner Herr, gestreng und hochfahrend wie die Rolls immer waren, obzwar sie nur noch ein paar Pinten Land mit einem Jagdhäuschen im Kottenforst besaßen und im übrigen von ihren Hofämtern und Pfründen lebten. Vor der Fronerei machten wir natürlich Halt, der Schloßhauptmann war drinnen, er konnte ja mit den unehrlichen Leuten so frei verkehren wie Ihr, Ihr als Jud und er als Stellvertreter der Majestät. Die Fremde hatte er gleichwohl nicht mehr lebend gefunden. Der Vicarius, der kurz vor ihm gekommen war, hatte ihr nur noch die Absolution in articulo mortis geben können, da sie auf seine Fragen sich mit Kopfnicken als eine katholische Christin und reuige Sünderin zu bekennen schien. Er hatte sie auch gefragt, ob der Knabe getauft sei; darauf hatte sie etliche wirre Worte in einer fremden Sprache gestammelt, woraus nur allenfalls der Name Roland zu erkennen war. Der Vicarius, der mir dies nachmals erzählte, sagte auch, es sei ein ganz junges Weib gewesen, schwarz von Haaren und Augen und trotz aller Not und Abgezehrtheit von großer Schönheit. Der Schloßhauptmann habe beim Anblick der Toten eine solche Rührung und Teilnahme bezeugt, wie sie gewiß niemand von diesem hochmütigen jungen Kavalier erwartet hätte. Diese Teilnahme bewies der Freiherr von Roll auch weiterhin. Auf seinen dringenden Bericht hin bewilligte der Kurfürst, daß die Fremde noch folgenden

Tages auf dem Poppelsdorfer Friedhof still begraben wurde, nachdem der Schloßhauptmann selber als Vertreter Seiner Durchlaucht den Sarg durch symbolisches Anfassen ehrlich gemacht und von allem Kontagium der Unehrlichkeit befreit hatte. Das Kind aber wurde von dem Vicarius für den Fall, daß es nicht rechtmäßig getauft sei, nochmals auf den Namen getauft, den die Mutter angegeben hatte und den ja auch sein Pate, der Schloßhauptmann, führte, und als Zunamen gab man ihm den Namen des Heiligen, an dessen Tag es gefunden war. Denn die Nachforschungen, die der Schloßhauptmann auf Befehl des Kurfürsten in Kessenich und andern Dörfern weiter südwärts bis zur Ahr anstellte, ergaben wohl, daß die Fremde dort bettelnd durchgekommen war, aber nichts über ihren Ursprung und Namen. Auch hatten die Schindersleute bei ihr keine Schriften gefunden, als ein gedrucktes Ablaßgebet in derselben fremden Sprache, aus der ihre letzten gestammelten Worte wohl herklangen. Der Schloßhauptmann, der ein Jahr zuvor etliche Wochen als kurfürstlicher Abgesandter beim Fürstabt von Stablo und Malmedy verbracht hatte, sagte, es sei Wallonisch. Den Knaben Roland Martin hat der Schloßhauptmann bei guten Leuten in Poppelsdorf in Pflege gegeben, ihn auch nachmals mitgenommen, als er ein Jahr später in den Dienst und Rat des Trierer Kurfürsten zu Koblenz überging. Als ich nach langen Jahren einmal bei einem Besuch in Koblenz den Jungen dort wiedersah, war er Kadett bei des Kurfürsten Hofjägern. Von dort wird er dann, als der Kurfürst von Trier im Spätsommer 1792 flüchtete und seinen Hof auflöste, in hiesige Dienste unter dem Bruder seines Gönners gekommen sein, bis unser Hof sich auch flüchten mußte. Der Freiherr Roland von Roll war übrigens kurz zuvor in Koblenz gestorben. Sein Bruder, der weiland Oberfalkenmeister auf Herzogsfreude, hockt als citoyen Roll mit seiner schönen Tochter Godleva auf seinem ererbten Waldhäuschen im Kottenforst, wenn er nicht etwa hier in der Stadt reichern Aristokraten auf der Tasche liegt, und der bürgerliche Jagdjunker, der es unter dem ancien régime allenfalls bis zu einer kurfürstlichen Försterei gebracht hätte, residiert seit gestern im Schloß als oberster Gewalthaber im ganzen Kanton. Es war noch lang nicht sein größtes Unglück, daß er damals von den Panduren eins über den Kopf bekam," schloß der Bürger Eichel im Aufstehen. „Nun, wir wissen jetzt von einander ja alles, was uns über ihn bekannt war. Sehet zu, was Ihr damit anfangt, aber, Bürger Manasse: Discretion! Vergeßt nicht, daß wir zur Zeit unter dem Kriegsgesetz stehen." Er verabschiedete sich höflich. Der Bürger Manasse geleitete den Gast bis zur Hausthür.

Als er ins Zimmer zurücktrat, war Judith daran, auf dem Tisch aufzuräumen. Ihr Vater betrachtete forschend ihr Antlitz, sie sah ernst und nachdenklich aus. Aufschauend gewahrte sie seinen Blick. Sie errötete und senkte die Augen. Dann sagte sie leise: „Darf ich den Vater etwas fragen?"

„Sprich, mein Kind," sagte der Alte freundlich.

„Wenn es erlaubt ist, — warum hat der Vater damals, als er den Verwundeten gefunden hatte, nicht dem Oberfalkenmeister eine Anzeige gemacht? Es war doch der Vorgesetzte von dem jungen Mann und ein großer Herr im Lande, der auch bei den Kaiserlichen Respekt hatte."

„Die Frage ist klug," antwortete der Bürger Manasse. „Es ist gut, daß der Eichel ist zu dumm, um darauf zu kommen. Ich hätt' ihm nicht gern gesagt, was ich dir jetzt werde sagen im strengsten Vertrauen, meine Tochter: Als ich sah den jungen Mann auf- und abgehen, wie einen, der auf Einen wartet, hatte er einen Zettel in der linken Hand und guckte oftmals darauf, und küßte ihn. Und als ich ihn holen kam mit den Leuten von der Fronerei, wie er da lag in seinem Blute mit der grausamen Wunde über der Stirn, hatte er den Zettel noch fest in der Hand. Ich nahm ihn heimlich weg und las ihn — warum sollt' ich ihn nicht lesen? — und verbarg ihn in meinem Rock und daheim im Geldschrank, daß er den jungen Mann und noch jemand anders nicht brächte in noch mehr Unglück. Denn es war ein Briefchen, worin er bestellt wurde zum heimlichen Stelldichein, wie es leichtfertige Mädchen schreiben, und es war von der jungen Tochter seines bisherigen Prinzipals, von der Baronesse Godleva von Roll."

Judith preßte die Lippen zusammen, und es ging ein Zucken durch ihren Körper.

„Sie wohnte damals mit ihrem Vater seit etlichen Tagen in dem kurfürstlichen Kavalierhaus, welches heißt die Sternenburg und reicht mit seinem Garten bis nahe an jenes Gehölz. Aber andern Tages reiste der Oberfalkenmeister mit seiner Tochter dem Kurfürsten nach ins Herzogtum Westfalen. Jetzt ist er seit fünf Jahren ein armer Mann, der nichts hat als sein verfallenes Jagdhaus im Walde bei Herzogsfreude und vielleicht eine ganz kleine Pension, die ihm der Kurfürst läßt auszahlen unter der Hand. Die Judith wird nun verstehen, weshalb ich ihm nichts habe angezeigt an jenem Abend, als ich den Zettel fand. Sie wird auch verstehen, daß ich mir nicht so bestimmt einbilde wie der Eichel zu wissen, warum der Oberst ist gekommen nach Bonn."

Judith nickte stumm. Sie ergriff ihr Gläsertablett und verließ das Zimmer, und der Bürger Manasse guckte ihr nach, mit dem doppelten Behagen eines glücklichen Vaters und eines selbstbewußten Erziehungskünstlers. Zufrieden lächelnd trat er ans Fenster.

Schräg gegenüber lag das Haus des Bürgers Levi, des Einzigen in der Judenschaft weit und breit, der ein noch ausgedehnteres „Geschäft" als der Bürger Manasse besaß und es ganz im stillen trotz Podagra von seinem Rollsessel aus mit preiswürdiger Sicherheit leitete. Der einzige Sohn und Erbe dieses Geschäftes, sechs Jahre älter als Judith, weilte seit zwei Jahren als Vertreter des Hauses in Wien. Zwischen Wien und Paris tobte seit acht Monaten wieder der Krieg. Das schloß merkwürdigerweise die Fortführung der geschäftlichen Beziehungen zwischen dem Hause Levi in Bonn und dem in Wien nicht aus, aber es verhinderte einstweilen jedenfalls eine noch engere persönliche Verbindung zwischen den Nachbarhäusern. Der junge Mann in Wien und die schöne Tochter Manasses weinten sich darüber die Augen nicht rot. Darauf kam aber auch wenig an. Die Hauptsache war, daß sich die beiden Väter schon seit vielen Jahren auch über diese Verbindung einig waren.

IV.

Fast menschenleer waren die Straßen, durch die der Bürger Eichel von der Judengasse seinen Weg zum Postamt am Münsterplatz schritt. Die bürgerlich-konservative Masse der Bevölkerung aß um diese Zeit zu Mittag; die „Aristokraten", die gegen fünf Uhr „à l'anglaise" ihr „Diner" nahmen, ließen sich an republikanischen Festtagen noch weniger als sonst auf der Straße sehen, und die um zwei Uhr „dinierenden" Freunde der bestehenden Unordnung saßen wohl noch irgendwo beim Festschoppen. Auf dem Markte trieben sich einige französische Infanteristen gaffend umher, und neben dem Steinobelisken, der laut Inschrift die unauslöschliche Treue der Bürger zu einem inzwischen längst verstorbenen Kurfürsten bezeugte, stand in einsamer Größe ein Kollege von der Munizipalität. Er betrachtete den neuen Freiheitsbaum, von dessen immergrünen Zweigen zahllose dreifarbige Wimpel schlaff herabhingen, als sehnten sie sich nach einem belebenden Windhauch.

„Das sieht hübsch bunt aus, Bürger Schmitz," sagte der Stadtkämmerer.

„Zu bunt," versetzte der Bürger Schmitz seufzend. „Da oben, auf dem höchsten Ast, hängt ein Wimpel von der cisrhenanischen Republik, die doch seit 1797 nicht mehr gilt. Ich habe es dem Ratsdiener gleich gesagt, er solle die Fahnen diesmal nicht bei Lampenlicht aussuchen; denn wer kann abends grün-weiß-rot und blau-weiß-rot unterscheiden? Nun hat er doch wieder den Bock geschossen."

„Wenn es ein paarmal darauf geregnet hat, ist es doch egal," tröstete der Bürger Eichel. „Ihr kommt vom Rathaus? Was giebt es Neues in der Regierungs-Kanzlei?"

„Nichts Gutes. Die Zentralkommission in Koblenz mit ihrem neuen Chef, dem Lecanal, beklagt sich, daß noch immer so viel aufrührerische Plakate gefunden werden und so wenig Steuern eingehen, und droht mit der Ausübung des Geiseln-Gesetzes. Der neue Kommandant wird uns darüber auch noch ein Liedchen singen, wenn wir ihm morgen unsere Aufwartung im Schloß machen. Es ist, scheint's, ein Deutscher; die sind noch ärger als die französischen Offiziere."

Der Bürger Eichel nickte gedankenvoll.

„Da kommt der Luchesi," sagte der Bürger Schmitz, als sie sich der Posthalterei näherten. Aus der Thoreinfahrt des niedrigen, breitgestreckten Hauses trat ein sehr beweglicher, dürrer Mann, der über enganliegenden Pantalons mit kurzen gelben Stiefeln und einer veilchenblauen Schoßweste mit Spitzenjabot einen unförmlichen Reitrock von brauner Farbe trug — ein rédingote, wie die Pariser Schneider sich das englische riding-coat mundgerecht machten. Es war ein Kostüm, das in seiner Mischung ziemlich gleichmäßig dem englischen Geschmack der letzten kurfürstlichen Jahre und dem der Republik entgegenkam. Gleichermaßen offen blieb die Frage nach dem Alter dieses Mannes, der über einem glattrasierten braungelben Gesicht mit unruhig blinkernden schwarzen Augen eine kurzlockige schwarze Perücke trug. Nur die Nationalkokarde an seinem niedrigen Cylinderhut bezeugte in ungeheuerlicher Größe das verfassungstreue Republikanertum ihres Herrn. In der linken Hand trug er einen schwarzlackierten Geigenkasten. Der Bürger Schmitz deutete darauf und dann nach einem stattlichen Hause auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes: „Ihr wollt

wohl heute wieder Quartett spielen und dabei ein Festtagsessen profitieren, Bürger Sekretär?" bemerkte er gönnerhaft. „Der ehemalige Geheimrat von Munch hat ja heute Namenstag. Nun, geht nur, es kann ja sein, daß Ihr dabei hinter einige neue Schliche von unseren Aristokraten kommt."

„Das ist wohl möglich," erwiderte der Bürger Luchesi und enthüllte lächelnd ein wundervolles Gebiß falscher Zähne. „Aber die Bürger wollen wohl nachfragen, wie es mit der Post aus Paris steht? Da kann ich dienen. Noch unverändert. Die Posten aus Paris und den Departements werden wie seit drei Tagen von Aachen, Köln und Koblenz aus durch Militärstaffetten direkt an den Chef der bewaffneten Macht befördert, — aus Gründen der nationalen Sicherheit. Der Chef entscheidet persönlich, welche Briefschaften an den Posthalter zur Austeilung gelangen. Da wir erst seit gestern abend den neuen Chef persönlich hier haben — der Wirion ist ja schon seit vier Tagen abgereist, — so wird es mit dem Austeilen wohl noch eine Weile dauern. Inzwischen hat der Bürger Posthalter gute Tage. Da drinnen in seinem Bureau liegt er."

„Voll?" fragte der Bürger Schmitz.

„Wie ein Schlauch," erwiderte der Bürger Luchesi.

Der Bürger Eichel schüttelte den Kopf. „Was mag da nur los sein? Die letzten brieflichen Nachrichten aus Paris datieren vom 12. Oktober."

„Vom 21. Vendémiaire," setzte der Stadtschreiber respektvoll verbessernd hinzu. „Sollte es am Ende mit dem Siege bei Zürich doch nicht so ganz stimmen?"

Der Bürger Schmitz riß erschreckt die Augen auf. „Das geht nicht," sagte er. „Wir haben ihn doch heute schon gefeiert."

Der Bürger Luchesi neigte anerkennend das Haupt und nahm seinen Abschied. „Da stelzt er hin," sagte der Bürger Schmitz,. ihm nachschauend. „Wenn man das bedenkt, — vor sieben Jahren war so was noch Hofmusikdirektor und Titularrat, und ich ein einfacher Geschäftsmann in Spezerei-, kurzen und langen Waren, — und jetzt bin ich Vizepräsident der Munizipalität, und der arme Kerl ist froh, daß wir ihn als Sekretär engagiert haben, weil er richtig französisch schreiben kann, — es ist doch großartig, wie es in der Welt jetzt voran geht. Wenn wir nur wieder mal Frieden hätten, und wieder bar Geld. Ich muß mich oft fragen, wo kriegt der Luchesi nur die Mittel her? Bei mir kauft seine alte Köchin, die Schwester unsrer zwei Nachtwächter, ja nicht, aber ich weiß doch, was sie bei der Konkurrenz kauft. Es ist nicht schlecht und nicht wenig. Und immer gegen Bar, — natürlich; denn wer giebt so einem Privatmann was gegen Assignaten? Von unserem bißchen Gehalt kann er das nicht bestreiten. Er muß doch ordentlich was für sein Quartettspielen von den Aristokraten kriegen. Übrigens ein geschickter Kerl. Durch seine kleine Druckerei spart er uns Geld und Zeit. Nun, für mich ist es jetzt auch Zeit. Welchen Weg geht Ihr? — So, — dann müssen wir uns trennen. Gruß und Handschlag, Bürger Eichel!"

Der Bürger Eichel erwiderte den republikanischen Gruß und lüftete den federreichen Hut.

Unterdes war der Bürger Luchesi in einen hohen Thoreingang getreten. Dort löste er zuerst, nach sorgfältigem Rückschauen, die ungeheuere Kokarde von seinem

Cylinder und steckte sie in eine der weiten Schoßtaschen seines Rockes. Dann warf er einen Blick geradeaus in die Remise, nickte befriedigt und rührte den mächtigen Messingklopfer am Entree links. Ein ältlicher Diener in englischem Livreerock öffnete und verneigte sich höflich bejahend auf eine Frage des Besuchers. Der Bürger Luchesi hüpfte in einem unrepublikanisch munteren Schrittmaß die Vortreppe hinauf und wurde von einem zweiten Diener in den Empfangssaal des Hausherrn geleitet, der ihm bereits höflich entgegenkam, — ein behäbig aussehender älterer Mann in der kurfürstlichen Hoftracht von anno 1794, die Haare nur ein wenig gepudert und im Nacken durch ein winziges Haarbeutelchen mit zierlicher Mozartschleife gefesselt.

„Danke, danke schön, mein lieber Herr Rat," erwiderte der ehemalige Geheimrat Dr. juris Severin von Munch auf die „respektuösesten Namenstagswünsche" des höflichen Besuchers und faßte ihn bei der Hand. „Nun ist ja unser Quartett mal wieder gesichert, — Sie sehen, mein Cello steht schon bereit, — Sie erlauben, — zwar ich glaube, die Herrschaften haben schon alle die Freude gehabt, Sie zu bewundern; — unsre erste Geige, meine Damen und Herren, Maestro Giacomo Luchesi, kurfürstlicher Hofmusikdirektor," zur Zeit etwas außer Dienst, wie wir alle. Willst du artig sein, Mignon!" — Er bemühte sich, in seiner lebhaft ungeschickten Weise einen dicken silbergrauen Mops abzuwehren, der bedenkliche Angriffe auf die Beine des Kammermusikers außer Dienst richtete. Dieser begann sich schon mit den versammelten Herrschaften zu begrüßen und geschickt seine Bewunderung für die auf langer Tafel prangenden Namenstagsgeschenke der einzelnen einzuflechten. Vor einem prächtigen Rosenstrauch blieb er wortlos stehen, nur durch ein zwinkerndes Bewegen der Nasenflügel seine Anerkennung bekundend. „Ja, nicht wahr?" sagte der Hausherr. „Solche Rosen, im Freien gewachsen, in solcher Jahreszeit! Das ist eine Gunst der Göttin Flora, die sie nur ihren Ebenbildern gönnt, wie unsrer lieben Freiin Godleva von Roll zu Roll."

Sämtliche acht oder neun wohlfrisierte Häupter ältlicher Damen und Herren wandten sich mit zustimmendem Lispeln und Lächeln der jungen Dame zu, die im Winkel des Saales neben dem Sessel ihres Vaters stand, die linke Hand leise und zärtlich auf seine Schulter gelehnt. Etwas Wahres lag in dem Kompliment des alten Hofmannes; — wie ein Sinnbild blütereifer Jugend hob sich die schlanke schöne Mädchengestalt in ihrem hochgegürteten weißen glatten Wollkleid, das den Hals und die Unterarme frei gab, von der braunen Tapete aus gepreßtem Amsterdamer Leder ab. Auch die Tochter des reaktionären Edelmannes huldigte, wie alle jungen Damen dieser „vornehmen Welt" seit einigen Jahren, der neuen Mode ohne Schnürleib und Puder, — aber sie verstand sichtlich das Geheimnis, eine Mode so zu meistern, daß sie persönlich und vornehm wurde. Allein fast seltsam ernst erschien der Ausdruck der blauen Augen und des ganzen feinen, von halblangen natürlich gewellten Blondlocken umrahmten Gesichtes. Als einzigen Schmuck trug sie am Gürtel ein Reis Glockenheide mit lichtgrünen Blättchen und verdorrten Blüten von purpurnschimmernder Rostfarbe.

„Ich habe mit Entzücken das Freiherrlich Rollsche Gefährt unten in der Remise erkannt," flüsterte Luchesi.

„Leider will uns mein lieber Vetter, Seine Excellenz der Herr Oberfalkenmeister, schon vor dem Diner seine Tochter wieder entführen," fügte der Hausherr hinzu.

Von der Sessellehne hob sich lebhaft in stark abgenutztem grünen Uniformärmel die linke Hand Seiner Excellenz — die rechte, seit fünf Jahren völlig gelähmt, lag kraftlos auf dem silbergrauen Sammet, — und unter dem kurzen grauen Schnurrbart à la Dessauer knurrte es fast mürrisch vor: „Ich will beizeiten nach Hause kommen, ehe die Chausseegräben wieder voll Egalité liegen. Ich würde effektiv sogar Ihr Fest versäumt haben, mein lieber Vetter, wenn ich geahnt hätte, daß die Crapule heute ihrerseits ein Fest feiert."

Der Hausherr räusperte sich leise und blickte verlegen nach dem Stadtschreiber hin. Aber der Bürger Luchesi hatte anscheinend jede Empfindung und Empfindlichkeit seines republikanischen Amtes zugleich mit der großen Kokarde beiseite gesteckt. Harmlos lächelnd saß er auf seinem hochbeinigen Mahagonisessel und ließ sich von der Nichte des Hausherrn, der einzigen anwesenden jüngern Dame außer Godleva, mit Wein und Konfekt versorgen.

„Es ist schrecklich, daß diese Menschen bei der Teuerung noch Feste feiern," bemerkte eine hagere Greisin mit fußhohem, dick überpuderten Toupet, aus deren Zügen Entbehrung und Hochmut sprach. „Kaffee und Zucker kosten das Pfund zwei Reichsthaler bar oder dreitausend Franks in Assignaten und Mandaten. Wie soll das weitergehen? Ich begreife nicht, mon ami, wie Sie es fertig bringen, noch so zuversichtlich in die Zukunft zu schauen."

Der Geheimrat lächelte überlegen. „Eben weil es so nicht mehr weitergehen kann, meine teuerste Baronin. Diese Republik muß an ihrer eigenen Mißwirtschaft zu Grunde gehen. Sie wartet nur auf irgend einen entschlossenen General, der diese Pariser Gesellschaft zum Henker jagt und die Bourbonen wieder auf den Thron führt. Ich weiß aus guter Quelle, daß der König Ludwig XVIII. sich bereit erklärt hat, mit der Koalition Frieden auf Grundlage der Grenzen von 1789 abzuschließen, sobald er in Paris eingezogen ist. Also nur noch wenige Jahre — nein, nur wenige Monate Geduld, meine Teuerste! Inzwischen müssen wir die Lage mit schicklicher Würde ertragen, wie es uns unser allergnädigster Kurfürst in seinem neuesten Patent aus Schloß Schönbrunn ausdrücklich vorschreibt."

„Es gehen andre Patente in Serenissimi Namen herum, die nicht so ergeben lauten," bemerkte ein Herr in meergrünem Seidenrock, der an den Ellenbogen mit hellgrünem Wollgarn geflickt schien.

„Leider, mein lieber Kollege," versetzte der Geheimrat von Munch. „Wir kennen das weiche Gemüt Serenissimi und wissen, wie fern es ihm liegt, seine Unterthanen durch Flugblätter aufzuhetzen. Es ist möglich, daß sie von Wien ausgehen, aber dann nicht von unserm verbannten Herrn, vielmehr von diesen fatalen kaiserlichen Ministern, dem Thugut oder Cobenzl und ihren geheimen Agenten — Leuten wie unserm frühern kurfürstlichen Polizeiassessor, dem Marquis de Croisy. Gut geschrieben sind sie ja, und sie bringen oft überraschend viel Neuigkeiten."

„Sie lesen diese gefährlichen Blättchen also doch auch?" bemerkte die Dame mit dem Puderturm etwas spöttisch.

Der Geheimrat zuckte lächelnd die Achseln. „Es ist keine uninteressante Lektüre. Woher würden wir unter dieser schrecklichen Preßzensur sonst wissen, daß die republikanischen Heere fast aus ganz Italien vertrieben sind?"

„Und daß der Direktor Barras mit seinem Minister Talleyrand den Vereinigten Staaten von Amerika einen bessern Handelsvertrag versprochen haben, wenn man ihnen eine Million Franks Trinkgeld gebe?"

„Und daß es dem General Bonaparte in Ägypten so schlecht geht?"

„Ob die Engländer ihn wirklich durchlassen?" fragte die naive Hausnichte.

Ihr Oheim lächelte wieder sehr diplomatisch. „Vielleicht wäre es das Klügste, was sie thun könnten."

Ein sehr beleibter Herr in schwarzer Soutane, mit goldenem Stiftskreuz unter dem Doppelkinn, nickte zustimmend und sagte langsam, im tiefsten Baß: „Vielleicht ist dieser junge General das auserwählte Rüstzeug des Herrn zur Rückführung der alten Ordnung. — Sie lächeln, Excellenz von Roll; aber man weiß ja, daß Sie in diesen Dingen Voltaireaner sind."

„Wenn sie ihn nur nicht vergiften," bemerkte der Herr in Meergrün, „wie vor zwei Jahren den General Hoche, der sich hier am Rhein seine eigene cisrhenanische Republik gründen wollte."

„Er hatte etwas Ritterliches, dieser General Hoche," sagte die Hausnichte, und die maliziöse Baronin setzte hinzu: „Wie der junge Mann, der jetzt hier kommandiert ... Es soll ja ein früherer Hofjägerbursche oder so was sein, Excellenz, der Ihrem Hause viel Gutes verdankt?"

Der Oberfalkenmeister runzelte die Stirn. „Ich hoffe, daß er wenigstens nicht die Taktlosigkeit haben wird, mich daran zu erinnern."

Seine Tochter wandte sich hastig zu dem Geheimrat. „Wenn Sie erlauben, gehe ich mit dem Herrn Hofmusikdirektor jetzt schon vorauf ins Musikzimmer. Ich möchte meine Solopartie mit ihm erst noch einmal durchspielen. Wir werden die Thüren schließen, um die Konversation so wenig als möglich zu stören."

Sie verneigte sich lächelnd gegen die Gesellschaft. Luchesi bot ihr den Arm und führte sie durch ein Zwischenzimmer in den kleinen Musiksaal. Godleva setzte sich vor den großen Augsburger Flügel und begann sehr schön ein sonnig-heiteres Haydnsches Menuett zu spielen. Aber ihr ehemaliger Lehrer, der dicht neben ihr stand, hatte doch manches zu bemerken. Er redete gedämpft und in italienischer Sprache, und Godleva antwortete ebenso, ohne sich im Spiel zu unterbrechen.

„Haben Sie neue Noten für uns, Luchesi?"

„Ja. Seit gestern abend. Sehr wichtige. Ich kann die Chiffren ja nicht lesen, Sie haben den Schlüssel. Aber das Wichtigste weiß ich: Bonaparte ist zurück. Er ist bereits in Paris."

„Sie können also die Chiffren doch lesen."

„Nein. Der Marquis hat es mir selber gesagt."

„Ah! Er war also diesmal selber von Köln aus bei Ihnen?"

„Ja. Als Lumpenhändler. Täuschend ähnlich."

„Ich glaub's."

„Hier, bitte."

„Danke."

Sie steckte ein versiegeltes Päckchen Papiere, das bis dahin in der Tasche Luchesis gewohnt hatte, hastig ein und setzte sich wieder zum Spielen. Ironisch lächelnd sah sie zu, wie er die Kokarde aufhob, die sich mit aus seiner Tasche entfernt hatte.

„Noch eins,“ begann er wieder. „Der Lumpenhändler hat mir auch das fällige Monatshonorar gebracht. Zweihundertfünfzig Franks. Wollen Sie Ihre Hälfte haben?“

Sie schüttelte unwillig den Kopf. „Wie oft soll ich mir's verbitten! Behalten Sie's, wie immer. Wir streiten für unsern Herrn, aber nicht um Geld von diesen Menschen. Es ist schlimm genug, daß wir ihre Vermittlung und Nachrichten nötig haben.“

Luchesi lächelte verstohlen. „Der Marquis hat ja vor sieben Jahren eine Zeitlang mit Ihnen im selben Hause gewohnt. Es heißt, er habe sich damals vergeblich um Sie beworben.“

„Was geht das Sie an?“

„Der Oberst Roland Martin war bis dahin in Diensten Ihres Vaters auf Schloß Herzogsfreude.“

„Was geht das Sie an?“

„O, nichts, — es erklärt mir nur, weshalb der Marquis sich diesmal persönlich hierher wagt. Er ist eifersüchtig auf Ihren frühern Jagdjunker.“

„Er hat weder ein Recht noch Grund dazu.“ Godleva schloß ihr Spiel mit einer entzückend hinperlenden Tonreihe und erhob sich. „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, mein lieber Maestro, wenn Sie mich mit Ihren Privatvermutungen verschonen möchten. Das Manuskript erhalten Sie heut nacht in der gewohnten Weise. Ich hoffe, Sie drucken und verbreiten es unverzüglich. Schärfen Sie, bitte, Ihren beiden Boten ein, daß sie reichlicher die kleinen Leute bedenken, Handwerker und solche Wirtshäuser, wo die Bauern einkehren, wenn sie morgens zu Markte kommen. Mit der Gesellschaft da drinnen ist nichts anzufangen.“

„Gewiß nicht. Aber mit dem sogenannten Volk auch nichts. Unter uns, meine ungnädigste Gebieterin: Sie kennen die Rasse hierzulande doch auch, — wie ist es möglich, daß Sie im Ernst glauben, mit all unsrer Arbeit bei ihr einen andern Eindruck zu erzielen, als etwa ein Bärenführer oder eine andre Neuigkeit vom Jahrmarkt? Wenn man diesem Völkchen ab und zu etwas Buntes zu sehen giebt, kann man es mit einem Gensdarmen regieren, gleichviel ob im Namen der Republik oder des Kurfürsten.“

Godleva blickte finster vor sich nieder, dann richtete sie die Augen scharf auf ihren Vertrauten: „Weshalb machen Sie denn mit?“

Luchesi zeigte seine falschen Zähne. „Weil es mir Geld und Spaß giebt. Ist es nicht ein schöner Spaß, zu sehen, wie sich diese republikanischen Affen und Bären um ein Geheimnis abmühen? — Still, man kommt.“

Die Thür öffnete sich. Die Gesellschaft trat paarweis ein, der Hausherr führte die maliziöse Baronin. Zwei Lakaien mit gepuderten Zöpfen trugen Geigenkästen hinterher.

„Nun dürfen wir Sie ja wohl stören," sagte der Geheimrat.

„Die gnädigste Baronesse spielt noch immer wie ein Engel," versicherte Luchesi.

„Ich wußte nicht, daß Sie sich auch auf Engelsmusik verstehen, maestro carissimo," sagte die Baronin.

Man lachte, hofmäßig, diskret, und nahm Platz. Das Hauskonzert begann.

V.

Gegen vier Uhr fuhren die Rolls heim. Godleva, die Arme bis zum Ellenbogen mit glatten Lederhandschuhen bedeckt, kutschierte; neben ihr saß der Oberfalkenmeister, sorglich in einen Jägermantel von grobem grauen Tuch gehüllt, auf dem Haupte einen kleinen Offiziershut mit verblichener Goldstickerei. Das Gefährt war ein zweisitziger und zweirädriger Korbwagen, sichtlich viel und lange gebraucht, bespannt mit einem lichtbraunen Pferdchen von guter Rasse und Pflege; Geschirr und Kutschbeschlag zeigten auf blank geputzten Schildchen das Wappen des alten Waldrittergeschlechtes, in Gold zwei schwarze Hirschstangen nebeneinander.

Sie fuhren durch die breite Doppelallee von Kastanien, die der prunkliebende Kurfürst Clemens Augustus vor fünfzig Jahren zwischen seinen Schlössern Bonn und Poppelsdorf angelegt hatte. Es sah wüst hier aus. Viele Bäume waren im Laufe von sechs Wintern als Brennholz gefällt worden, teils am Tag von der französischen Militär-Verwaltung, teils nachts von frierenden Bürgern und Bauern. Das gefallene Laub, von niemand beseitigt, deckte fußhoch den Boden der Straße. Aus den kaum gepflegten Weinbergen zur Linken hoben sich hier und da niedrige Hügel mit einem vermorschten Holzbrett, die Massengräber französischer Soldaten, die in den ersten Kriegsjahren nach Einnahme des Landes hier in der Gegend ihren Wunden erlegen, an der Lagerruhr gestorben oder erfroren waren; man hatte sie am Wege verscharrt, ohne Kreuz und Stein, nur mit einem Brett auf der Gruft, das, oft nur mit Bleistift aufgekritzelt, die Namen, die Nummern der Truppenteile und irgend ein jakobinisches Schlagwort trug: „Freiheit und Brüderlichkeit!" „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" „Ruhm und Vaterland!" Die einheimischen Besitzer des Bodens schonten diese stillen Eindringlinge und ihre Wohnungsschilder mit religiöser Scheu vor dem Tode; aber hier und da hatten Regen und Raubtiere die lockern, eilfertig gehäuften Erdschollen völlig aufgewühlt. Verstreute Knochen und Schädel blinkten schauerlich im rötlichen Glanze der sinkenden Sonne.

Aus dem Poppelsdorfer Schloßgarten bog ein Reitertrupp in buntschimmernden Uniformen in die Allee ein; vorauf ritt im lebhaften Gespräch mit seinem Adjutanten der Oberst Martin. Als er die Insassen des im Trab vorüberrollenden Wagens erkannte, hielt er verstummend mit einer unwillkürlichen Bewegung sein Pferd an; der Adjutant bemerkte staunend den plötzlichen Ausdruck zornigen Schmerzes in dem erblassenden Antlitz, auf welchem die Narbe um so deutlicher hervortrat. Der Freiherr von Roll erwiderte den Blick trotzig, fast verächtlich; seine Tochter hatte scheinbar nur Augen für ihr Pferd.

Die Reiter entfernten sich in beschleunigter Gangart der Stadt zu. Der Wagen bog rechts ab, an dem Schloß entlang, in dessen traurig verödeten Räumen jetzt seit Jahr und Tag das französische Militärspital untergebracht war. Aus Thüren und Fenstern der ärmlichen Dorfgasse hinter dem Schloß guckten hier und da neugierige Bauern scheu nach dem Gefährt aus. Sie grüßten mit altvererbter, unzerstörbarer Gewohnheit des Unterthänigen. Der Freiherr dankte kurz, und Godlevas blondes Haupt mit dem barettartigen, schwanenpelzbesetzten Hütchen nickte freundlich.

Hinter dem Dorfe bog sich die Straße in ziemlich starker Steigung zum Rande des bewaldeten Plateaus, des „Vorgebirges", empor. Das Pferdchen arbeitete sich langsam und tapfer auf dem abschüssigen, vielfach durchfurchten Lehmboden vorwärts.

„Du hast ihn wiedererkannt, Godleva," sagte der Freiherr.

„Ja, mein Vater."

„Was denkst du?"

„Daß er der Oberste dieser Leute ist und in den Gemächern unsres vertriebenen Herrn wohnt."

Der Freiherr wandte den forschenden Blick nicht von ihrem Antlitz. „Sonst nichts?"

Sie zögerte einen Moment und holte tief Atem. „Doch. Daß er vor sieben Jahren mir von Liebe und Treue sprach — und sich dann von Ihnen mit einem guten Zehrpfennig und einer gewissen Hoffnung auf später wegschicken ließ, um nie wieder von sich hören zu lassen."

Der Freiherr nickte kurz. Nach einer Weile sagte er: „Du kennst den Wahlspruch unsres Hauses."

„Ja. «Oublier ne puis.» Eine Roll kann nicht vergessen. Am wenigsten, daß man mit ihrem Vertrauen gespielt hat."

„Es ist gut, Godleva. Ich danke dir."

Sie schwiegen beide eine gute Zeit. Das Pferdchen nahm schnaubend die letzte Steigung und trabte nun munter über das Plateau, in den Wald hinein. Zur Rechten entschwand die Wallfahrtskapelle auf dem Kreuzberg, das letzte Wahrzeichen der Residenz, hinter der dunklen Kulisse der Bäume, zwischen denen das letzte Abendlicht in rosigen Streiflichtern durchschimmerte. Noch einmal unterbrach ein Dörfchen mit gaffenden zerlumpten Kindern und kläffenden Kötern die Stille. Dann senkte sich die Straße in ein Waldthal, wo sie keinen andern Laut mehr weckten als das Zirpen der Meisen am Weg und das heisere Gelächter des Hähers.

„Wichtige Nachrichten?" fragte der Freiherr in seiner kurzen Art.

„Es scheint. Der Marquis hat sie diesmal selber von Köln gebracht. — Was hoffen Sie von unsrer Arbeit?"

Der Freiherr lachte grimmig. „Wenig, Godleva. Das Volk ist zu stumpfsinnig. Und wie der Adel ist, haben wir ja heut wieder gesehen. Wohlweisheit, Médisance und Egoismus, der sich als standhaftes Märtyrtum drapiert. Der Kurfürst kennt sie. Ist ja selbst leider so gemächlich! Hat nur Energie zum höflichen Protestieren, — wie sein unglücklicher Schwager, weiland König Ludwig der Sechzehnte. Ich wollte, er hätte lieber etwas mehr von seiner Schwester Marie Antoinette. Möchte wissen, wenn sie noch lebte, was sie zu diesem Bruder sagen

würde, der unsre Arbeit in heimlichen eigenhändigen Briefchen anordnet und in öffentlichen Patenten verleugnet. Darum halten wir ihm doch die Lehnstreue wider die Räuber seines Thrones. Es ist auch keine Schande, daß wir ihnen heimlich Schlingen legen und Giftbrocken streuen; 's ist ja Raubzeug, — mir hat es hier in meinem Kottenforst, den die Roll seit drei Jahrhunderten verwaltet hatten, anders geschadet als die vierbeinigen Wölfe, die jetzt allwinters bis an die Stadt streifen. Wir wahren die Lehnspflicht. Schlimm genug, daß man uns auf die Beihilfe bezahlter Spione verweist! Dem Luchesi nehm' ich sein Handwerk nicht übel, 's ist ein Roturier, und dazu ein wälscher Musikant, der nach Brot geht, wo er's findet. Aber der Croisy beschimpft sein Wappen. Ist aber immer ein Lump gewesen. Dir hab' ich vorhin für etwas andres gedankt; jetzt dank' ich dir nachträglich, daß du den Menschen, schon ehe ich mir über ihn klar war, zweimal abgewiesen hast, als du noch ein reiches Edelfräulein warst, — zu einem armen wär' er ohnehin nicht gekommen."

Die gesunde Linke des Barons tastete nach Godlevas Hand. Godleva beugte das Haupt und küßte sie zärtlich.

Die Dämmerung war stark gewachsen, der Weg hier mitten im Walde fast nur noch an den weißen Merksteinen erkennbar, mit denen der Baron noch in seiner frühern Stellung die kurfürstlichen Jagdstraßen versehen hatte. Plötzlich knallte es zur Linken scharf auf. Ein Rudel Rehe setzte in wilder Flucht dicht vor dem Wagen über die Straße, eine Ricke humpelte schwerfällig mit zerschmettertem Hinterlauf nach.

Godleva bezwang mit Mühe das scheuende Pferdchen. Der Oberfalkenmeister knirschte vor Wut. „Das ist der Waidmannsbrauch der Egalité. Wilderer und Asjäger!" Kein andres Erlebnis an diesem Tage hatte ihn so empört.

Jetzt lichtete sich der Wald; eine breite Rodung lag vor ihnen im blassen Scheine der Mondsichel und der ersten Sterne. Zur Rechten duckten sich einige ärmliche Bauernhäuschen in den Schatten des Waldes, zur Linken ragte hinter seltsam verschnörkelten Vorgärten und rauschenden Brunnen ein prächtiger Barockbau. Das Dämmerlicht überflimmerte geisterhaft die weißen Marmorbilder zwischen den hohen Fenstern und das kupferne Dach. Das war Schloß Herzogsfreude, der schönste und kostspieligste von all den Einfällen, mit denen weiland der baulustige Wittelsbacher Clemens Augustus die Versailler Schöpfungen des „Sonnenkönigs" nachgebildet hatte. Seine beiden Nachfolger an der Kur, sparsamer und unlustig zur Jagd, hatten diese Residenz mitten im Walde gemieden; das Schloß, zuvor der Schauplatz üppigster Feste, hatte seitdem als Pfründe und Dienstwohnung für den obersten Chef der kurfürstlichen Jagdverwaltung, der als „Oberfalkenmeister" eine der höchsten Hofchargen bekleidete, und für einen Schwarm niedriger Jagdkavaliere gedient. Dann hatte der dritte Nachfolger, die Republik, das Wertvollste geplündert und verschleudert, die Gebäude aber einstweilen unzerstört gelassen und einen verheirateten Marseiller Invaliden als Kastellan hineingesetzt. Unerleuchtet und unbewohnt lag das Märchenschloß in schweigender Einsamkeit. Nur die Wasser der hohen Springbrunnen plätscherten und rauschten in ihren Marmorbecken wie in alter Zeit, und dazwischen klangen hinter einem Fenster des Kastellanshäuschens zunächst der Straße einzelne Worte eines provençalischen Wiegenliedes auf.

Godleva hatte unwillkürlich Halt gemacht, überwältigt von dem seltsamen Zauber dieses verlassenen Schlosses. Es war ihre Heimat. In einem seiner prunkhaften hohen Gemächer hatte auch ihr eine helle Frauenstimme das erste Wiegenlied gesungen, in die sorglosen Träume ihrer schönsten Jugendjahre hatten die Wasser der hohen Springbrunnen hineingerauscht. Aber ein tiefer Seufzer neben ihr ließ sie erschreckt und beschämt das Pferdchen zum schnellsten Trab antreiben. Der Oberfalkenmeister hatte das Haupt auf die Brust geneigt, als fürchte er sich vor dem Anblick des Schlosses. „Oublier ne puis!“ murmelte er leise.

Nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Thor einer niedrigen Umzäunung, halb Mauer, halb Hecke. Jenseits wurde es laut von fröhlichem Hundegebell und schweren eilfertigen Schritten. Ein Greis von mächtigem Wuchse, in Jägertracht mit hohen Kniestiefeln, trat grüßend durch das entriegelte Thor und leuchtete mit seiner Stalllaterne vorauf zu dem niedrigen, breitgestreckten Jagdhaus, dessen Thürgiebel in Sandstein gemeißelt das Wappen der Freiherren von Roll trug. Godleva lenkte den Wagen geschickt dicht vor die Thürtreppe, sie sprang ab, beruhigte den freudigen Ungestüm der großen Jagdhunde, half ihrem Vater sorglich herunter und geleitete ihn stützend über die verwitterten, ausgetretenen Steinstufen in sein Haus.

Dieses Haus, vor etlichen hundert Jahren für einen Förster der Freiherren von Roll gebaut, nebst einigen Morgen Feld- und Gartenland und ein paar hundert Stämmen Wald war der ganze Grundbesitz des ehemaligen Oberfalkenmeisters und Schloßhauptmanns von Herzogsfreude, — das einzige, was die Kavalierwirtschaft seiner Vorfahren und seine eigene Sorglosigkeit von dem einstigen Eigentum des Geschlechtes übrig gelassen, und also das einzige, was ihm nach dem Verlust seiner reichen Hofämter und Pfründen blieb. Hier lebte er, lieber ein armer Freiherr als ein Schmarotzer an den Höfen fremder Fürsten, seit fünf Jahren mit seiner Tochter und mit den früheren Inhabern des Gütchens, einem alten Försterpaare, dessen Treue die Herrlichkeit des ancien régime überdauert hatte. Als dankbare und geduldige Vasallen arbeiteten sie für den verarmten Lehnsherrn, der selber zur körperlichen Arbeit nie erzogen und nun vollends unfähig war. Vor fünf Jahren, als er sehen und hören mußte, wie der General Marceau mit seinen Dragonern das von gepreßten Bauern nach Herzogsfreude zusammengetriebene Wild niederschoß, hatte ihn der Schlag getroffen, und seitdem war er teilweise gelähmt.

Nun saßen sie und speisten zu zweien in der niedrigen Stube, deren getünchte Wände mit zahlreichen Hirschgeweihen und anderen Waidmannstrophäen geschmückt waren. Godlevas Spinett an der einen Wand trug noch die Jahreszahl: 1765. In der Mitte des sauber gedeckten Tisches stand ein prächtiger dreiarmiger Leuchter aus Silber, besteckt mit trübe brennenden Talgkerzen, und ein geringer einheimischer Wein floß aus köstlich geschliffener Krystallkaraffe in die zierlichsten venezianischen Gläser. Godleva hatte ihrem Vater den Sessel nahe an den Kachelofen gerückt, in welchem ein erstes Herbstfeuer leise knisterte. Sie band ihm das Mundtuch vor und schnitt ihm den Braten klein. Alle ihre Handreichungen und kleinen Dienste verschönte ein Lächeln des Glückes, ihm dienen zu können.

Nach dem Mahle räumte sie mit der alten Dienerin ab. Als sie wieder ins Zimmer trat, trug sie eine Schreibkassette von silberbeschlagenem Leder, mit goldenem Schlößchen, im Arm.

„Der Jakob weiß Bescheid, daß er nachher noch seinen Botengang nach Bonn zu thun hat,“ sagte sie. „Wollen wir anfangen, Vater?“

Der Freiherr fuhr aus tiefem Sinnen auf. Er nickte und leerte hastig sein Glas. „Gieb mir die neuen Depeschen.“

Godleva gehorchte. Sie schloß ihre Kassette auf und machte alles zum Schreiben zurecht. Dann saß sie, die Feder in der Rechten, die Wange in die linke Hand gelehnt und den schönen, kräftigen Arm auf die Stuhllehne gestützt, und blickte geduldig wartend auf ihren Meister. Neben ihr, zwischen Stuhl und Ofen, rastete einer der Hunde.

Draußen blinkerten die Sterne winterklar über dem entlaubten Walde. Auf den verspäteten Sommertag war eine jener wolkenlosen, windstillen Frostnächte gefolgt, die der Winzer und Bauer am meisten fürchtet. Manchmal klang vor dem einsamen Jagdhaus ein Eulenruf auf, und tiefer im Walde bellten die Füchse. Dann hob wohl drinnen vor dem Ofen der Hund langsam den mächtigen Kopf von den Vorderpranken, lauschte und richtete die klugen braunen Augen bittend auf seine Herrin.

Aber die beiden Menschen achteten der langgewohnten Naturstimmen von draußen nicht. Sie waren sehr beschäftigt. Behende glitt die Kielfeder in der weißen Mädchenhand über das Papier, Zeile auf Zeile, Blatt auf Blatt; halblaut, in langsamer, gleichmäßiger Rede kamen die Worte vom Munde des Diktierenden: inhaltschwere Namen, Zahlen und Nachrichten aus dem großen Kriege der großen Welt, erläutert mit einer wortkargen, bohrenden, ätzenden Beredsamkeit, wie sie nur der Verbitterte findet.

VI.

Zur selben Zeit, auf dem Festball der Bonner Munizipalität, erlebte Judith eine große Stunde.

Es war eine eigene Sache um diese „republikanischen Bälle“, zu denen der unentgeltliche Eintritt jedem Bürger und jeder Bürgerin frei stand. Sie begannen früh — um sechs Uhr, — endeten spät, und zerfielen wie ein Studentenkommers in zwei Hälften. Auf dem ersten, gleichsam dem „offiziellen“ Teil, dem auch die Damen der Obrigkeit und die wohlhabendern Parteimitglieder beiwohnten, wurde überhaupt nicht oder nur von einzelnen Paaren getanzt. Man stand oder saß herum, „machte Konversation“, die Herren gaben Politik von sich oder raspelten Süßholz, und die Damen ließen ihre Toiletten, ihren Schmuck, sich selber bewundern. Dazu tranken die Herren Champagner, dessen man dank der Konfiskation so vieler kurfürstlicher und Emigranten-Keller genug besaß, und die Damen verdarben sich den Magen mit Eis, das der frühere Hofkonditor der Stadt auf Pump stellen mußte und also nicht mit der vollen Innigkeit seiner Seele behandelte. Es war gleichsam eine republikanische Fortsetzung der Subskriptionsbälle, die der Kurfürst Max Franz eingeführt hatte, nur ohne Subskription und ohne Kurfürst. Gegen neun Uhr ließen sich die Damen in

ihre Mäntel und Pelze helfen und hüpften zur Heimfahrt, mit oder ohne Geleit ihrer männlichen Verwandten, in ihre Mietwagen; — seit die unter der Monarchie gebräuchlichere Sänfte als unrepublikanisch untersagt war, nahmen die Mietskutscher zu und bezeugten feurigen Eifer für die Republik, während die frei und brotlos gewordenen Sänftenträger zur reaktionären Fahne schworen. Alsdann begann die „Fidelitas". Nun hatte auch die Mehrheit minder glänzender Toiletten freien Spielraum, die sich bis dahin fern gehalten oder scheu herumgedrückt hatten. War die Champagnerquelle versiegt und das letzte Eis geschmolzen, so gab es dafür reichlich Bier, im Namen der Republik aus den Brauereien der Stadt requiriert, gerbsäurereichen Rotwein aus den städtischen Weinbergen und Wurstbrötchen von notgedrungen freigebigen Metzgern und Bäckern. Es wurde viel und hingebend getanzt, einzelne unternehmende Herren vom Klub und vom Offizierkorps erholten sich vom überstandenen Flirt mit den „prominentern Bürgerinnen" in bequemern Unterhaltungen mit dem gesinnungstreuen weiblichen Nachwuchs der aus den „innern Départements" zugezogenen Marketender, Steuerwächter und Handschuhkrämer, und die Gemütlichkeit stieg bis zu ungeahnten Graden. Sie stieg bisweilen so hoch, daß eine vom Wirt requirierte Militärpatrouille nötig war, um die fraternité auf Kosten der liberté wieder herzustellen.

Solchergestalt hatte sich auch unter der Flagge und auf den Festen der égalité die älteste und unvermeidlichste soziale Scheidung in „bessere" und „weitere" Kreise wieder hergestellt. Es gab aber auch noch besondere Fälle, Anlässe und Gebräuche. Wenn ein neuer Chef an die Spitze der militärischen Bezirksgewalt getreten war und zum erstenmal auf dem Ball erschien, so war es allerorten Brauch, daß ihm von einer möglichst schönen und „ausgezeichneten" Bürgerinjungfrau im Namen der entzückten Gemeinde eine Bürgerkrone überreicht wurde. Das Normalmodell zu dieser Krone hatte gleichfalls der rührige Obermaler der Republik, Bürger David in Paris, nach einem etwas mißverstandenen altrömischen Vorbild entworfen; die Hauptsache war, daß sie aus Silber gefertigt sein mußte, womöglich mit stark vergoldeten Eicheln. Der Brauch gebot ferner, daß der überraschte Kriegsmann die Krone mit einem gewissen Widerwillen gegen diesen Begriff nur zögernd annahm und sogleich zu den Füßen einer Statue des Vaterlandes niederlegte, die zu diesem Zweck im Saale angebracht war. Von dort mochte er sie dann nach beschlossenem Fest abholen lassen, um sie in anderm Wortsinne nochmals zu versilbern; das versagte ihm der Brauch nicht. Der Brauch aber gebot, und das war das Artigste an der Sache, daß der glückliche Empfänger der Krone die Bürgerinüberbringerin während des Balles führte, gleichsam als seine Bohnen- oder Schützenkönigin, und ihr auch fernerhin eine gewisse Aufmerksamkeit wenn nicht in seinem Herzen, doch in seinem Benehmen widmete. Ein harmlos-galantes Spiel von alten Zeiten her war's, „Vielliebchen" oder „Valentine", das da zwischen dem gespreizten und geschwollenen Pomp der „republikanischen Formen" schalkhaft hervorlächelte.

Diesmal war die Wahl der Munizipalität einstimmig auf Judith gefallen, wobei außer der anerkannten Schönheit und Tugend dieser jungen Bürgerin wohl auch das mitwirkte, daß ihr Vater der kapitalkräftigste Geschäftsmann und Gläubiger der Stadt war. Judith hatte die Auszeichnung vor drei Tagen mit großer Freude angenommen und bereute es jetzt im stillen beinah. Da aber an der Sache nichts

mehr zu ändern war, so fügte sie sich in das Unvermeidliche mit einer wehmütigen Fassung, die ihrer schönen Erscheinung einen neuen, merkwürdigen Reiz gab. An den üblichen Mitteln, ihre Schönheit durch Kleidung und Schmuck zu heben, und auch an Geschmack fehlte es ihr ja immerhin weniger als den meisten ihrer gesinnungstreuen Mitbürgerinnen. Diesmal hatte sie das zum „griechischen Knoten“ geordnete glänzend schwarze Haar mit einer Perlenschnur durchwunden, und die Achselspange ihres weißseidenen Obergewandes — „Tunica“ nannten es die Pariser Schneidergelehrten — war aus einer köstlichen Rubinbrosche des Renaissancestils umgearbeitet. Aber keine übertriebene Stickerei entstellte ihre dreifarbige Gürtelschärpe, an der Hand, die den silbernen Eichenkranz hielt, wetteiferte kein Fingerring mit dem Glanze der goldenen Eicheln, und nur eine schmale Goldschlange mit Äuglein von Rubinen umspannte den vollen, wie Elfenbein leuchtenden Oberarm. Als sie so im vollen Scheine der aus dem kurfürstlichen Schlosse requirierten englischen Réverbèrelampen an der Spitze der Munizipalität vortrat und etwas stockend ihren vom Bürger Geich zusammengereimten Spruch aufsagte, ging ein beifälliges Staunen durch das militärische Gefolge des Gefeierten, und der Oberst Martin selbst betrachtete sie aus seinen ernsten Augen mit einem großen, reinen Wohlgefallen an so viel jugendlicher und rasseechter Schönheit. Mit einer dankenden Verbeugung nahm er den Kranz und blickte einen Moment darauf, wie um sich zu sammeln. Die bürgerlichen Zuschauer lächelten verstohlen; man wußte ja, was jetzt programmmäßig folgte. Aber es kam anders. Der Oberst Roland Martin hob das Haupt, blickte lächelnd im Kreise rund und sagte mit heller und lauter, kommandogewohnter Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine schöne Bürgerin, und Ihnen, Bürgervertreter dieser Stadt. Ich kenne meine geringen Verdienste und weiß, daß sie zu unbedeutend sind für eine so hohe Auszeichnung. Gestatten Sie, daß ich diesen Kranz dem Feldherrn zuwende, unter dessen Führung wir jene Siege in Italien erfochten, welche die Bürgerin soeben in so klangreichen Versen gefeiert hat. Ich verbinde damit eine Nachricht, die ich vorhin bereits auf Befehl des Kriegsministers den mir unterstellten Truppen durch Tagesbefehl mitgeteilt habe. Der General Napoleon Bonaparte ist heute vor vierzehn Tagen, am 17. Vendémiaire, mit den Generälen Marmont, Berthier, Murat, Lannes und Bessières und einem Teile seiner siegreichen Truppen bei Fréjus im Departement Var gelandet. Er ist am 29. Vendémiaire in Paris eingetroffen, wo ihn das Direktorium und der Rat der Alten unter dem Beifall aller Wohlgesinnten feierlich begrüßt haben. Der Rat der Fünfhundert hat sich dieser Begrüßung durch den Mund seines designierten Präsidenten für den Monat Brumaire, des Bürgers Lucian Bonaparte, freudig angeschlossen. Der General Bonaparte wird voraussichtlich zunächst das Kommando über die Armee des Innern übernehmen. Ich entspreche dem Gefühl, das ich in Ihren Zügen lese, indem ich die mir zugedachte Ehrung auf den heimgekehrten Helden übertrage und nur in seinem Namen diesen Kranz zu den Füßen der Republik niederlege, die auf ihn baut. Vive la république! Vive le général Bonaparte!“

Die Offiziere wiederholten begeistert den wunderlich zwiespaltigen Ruf, und das bürgerliche Publikum, dessen verdutzte Gesichter der Oberst Martin so liebenswürdig gedeutet hatte, wiederholte ihn gleichfalls mit derselben Hingabe, mit der es am Vor-

mittag seinen Schwur ewigen Hasses gegen das Königtum geleiert hatte. Die Husarenkapelle auf der Musikgalerie stimmte einen überaus blechkräftigen Siegesmarsch an, den irgend ein uniformierter Kapellmeister nach der Schlacht bei Arcole komponiert und betitelt hatte. Dann wandte sich der Oberst Martin zu seiner Dame und sagte lächelnd mit lauter Stimme zu ihr: „Die Gattin meines Vorgängers hat, wie ich höre, bei diesen Festen einen sehr guten Brauch eingeführt, den Sie gewiß nicht abschaffen wollen, Bürgerin.“ Er warf ein Zwanzigfrankstück in die Pelzmütze, die er Judith überreichte, und bot ihr den Arm: „Beginnen wir denn unsern Bettelgang. — Citoyens, — mes Camarades, — pour les pauvres!“

Die Geldstücke flogen und klirrten in die seltsame Sammelbüchse. Judith bettelte und dankte mit einem Lächeln, das zumal auf die Mildthätigkeit der jungen Offiziere anfeuernd wirkte. Von den Stammgästen der republikanischen Bälle lächelten doch manche wieder etwas spöttisch, fast betreten; in dem Sinne, wie die Generalin Wirion den „Brauch“ erfunden und geübt hatte, paßte es nicht recht zum bisherigen Auftreten des Obersten. Denn es war ein offenes Geheimnis, daß die gute Generalin die gesammelten Scherflein „pour les pauvres“ hinterher vorwiegend für einen „armen Generalmajor“ verwandt hatte. Aber als der Rundgang beendet war und Judith ihrem Kavalier die Sparbüchse zurückgab, sagte er ernsthaft: „Sie sind zu schön und reich, Bürgerin, und ich bin zu neu hier, als daß wir uns anmaßen könnten, die rechten Verteiler dieses kleinen Schatzes zu sein.“ Er blickte suchend um sich und winkte dem Bürger Eichel zu: „Das gehört ja wohl in Ihr Ressort, wollen Sie, bitte, das Geld für Ihre Armen in Empfang nehmen.“ Er schüttete die Sparbüchse auf den nächsten Tisch aus. Einige Festgäste von der Art, die eigentlich erst um neun Uhr antrat, machten ihrer freudigen Überraschung in einem schüchternen Bravo Luft und drängten sich näher, als sollte die Verteilung gleich anfangen. Der Bürger Eichel schob sie mit seinen mächtigen Ellenbogen beiseite und begann, mit Unterstützung des Bürgers Manasse, das Geld in Sorten zu zählen.

Judith errötete leicht; es kam ihr plötzlich zur Empfindung, daß sie seit Eintritt des Oberst Martin ihren Vater völlig vergessen hatte. Ihre Verlegenheit wuchs, als der Oberst sie leise fragte: „Wer ist dieser würdige alte Herr?“ „Es ist mein Vater,“ stammelte sie, „der Bürger Manasse.“ „Also gewiß ein sehr glücklicher Vater,“ versetzte der Oberst höflich und schüttelte dem Alten, der sich bei Nennung seines Namens umgewandt hatte, freundlich die Hand. Judith überschauerte es mit einer wundersamen, schmerzlichen Seligkeit, als sie die beiden Männer so herzlich miteinander plaudern sah. Aber in aller Wonne und Wehmut einer noch erst halb empfundenen Liebesneigung war sie zu sehr die kluge Tochter ihres Volkes, um in diesem Moment eine andre Frage völlig zu vergessen. Während der Oberst sich zu andern Notablen wandte, trat sie rasch auf ihren Vater zu und faßte seine Hand. Der Bürger Manasse sah sie schmunzelnd an: „Nu, du machst deine Sache gut,“ sagte er. Sie flüsterte fragend: „Der Vater hat also die große Neuigkeit schon vorher gewußt?“ Der Bürger Manasse antwortete nicht, er legte nur den Kopf ein wenig auf die linke Seite, hob die linke Hand mit der Fläche nach außen hoch und schmunzelte noch vergnügter. Judith lächelte und drückte mit stummem, bewunderndem Glückwunsch seine Hand. „Er ist klüger als alle,“ dachte sie, „er hat es schon

gewußt und hat seine Geschäfte danach eingerichtet." Mit einem Ausdruck wohlwollenden Mitleids blickte sie auf den Bürger Eichel, der noch immer an seinem Armengeld sortierte und zählte.

In der Gesellschaft hatte die Haltung des jungen Obersten jetzt das Eis völlig gebrochen. Das angenehme Gefühl, wenigstens unter einem liebenswürdigen Zwingherrn zu stehen, und die große Neuigkeit vereinten sich zungenlösend und durstterregend. In bewegten Gruppen stand und saß man umher, vom Büffet her knallten die Champagnerpfropfen zwischen die Tanzmusik, nach der niemand tanzte, und die Aufwärter liefen eilfertig mit ihren Tabletten hin und her. Sie trugen gepuderte Haarbeutelfrisur und kurfürstliche Livreeröcke, an denen man nicht einmal die Wappenknöpfe geändert hatte.

Darauf machte den Oberst Martin der Bürger Geich aufmerksam, der das Bedürfnis fühlte, seine durch die große Neuigkeit gereizten jakobinischen Grundsätze zu bekennen. „Wir haben," sagte er, „absichtlich diese Tracht den Kellnern gegeben, die bei den Festen des souveränen Volkes aufwarten. Es ist eine Idee von mir."

„So?" versetzte der Oberst Martin, „da denken Sie ja gerade wie der Landgraf von Hessen. Der läßt die Straßenkehrer jetzt in der Tracht unsrer Pariser Stutzer das Pflaster fegen. Es ist schade, daß man die Kriege nicht mit solchen Späßchen entscheiden kann. Leid thun mir dabei nur Ihre Kellner und die Kasseler Straßenkehrer."

Der Bürger Geich schneuzte sich grollend in sein rotes Riesenschnupftuch, während rund um den Munizipalitätstisch ein beifälliges Lachen und Kichern lief. Auch diese republikanische Sternenwelt im kleinen war ihren Mond satt und blinkerte vergnügt der neuen Sonne zu.

Aber die Antwort des Obersten hatte ein Thema angeschnitten, das für die Bürgerinnen noch anziehender war als aller politische Ideenstreit. Es regnete Erkundigungen über die Pariser Salonmoden, und die Husarenoffiziere wetteiferten in galanten Erklärungen. Die Vorsitzende des „Bonner republikanischen Frauenklubs", eine etwas pfingstrosenhafte ländliche Schönheit mit wunderlich verstrubbelter Frisur, wandte sich an Judith: „Ihr Bracelet ist entzückend, Liebste, aber ich glaube, es ist doch nicht mehr ganz modern ... Nicht wahr, Oberst, in den ersten Salons trägt man jetzt die Frisur frei und die Armringe breit, vier bis fünf übereinander?" Erläuternd deutete sie auf ihren eignen Arm, dessen tiefrosige Fülle streckenweise hinter wahren Faßreifen von Stahl und Talmi verschwand.

„Die Bürgerin Tallien soll es allerdings einmal probeweise versucht haben," erklärte der Oberst höflich lächelnd. „Aber sie fand doch, daß es zu schade um ihre schönen Arme sei. Außerhalb der leitenden Salons sieht man es wohl hier und da, ebenso wie die Frisur à la sauvage."

Die Dame mit der „Wildenfrisur" löffelte schmollend in ihrem Eis herum. Judith errötete vor Vergnügen.

Der Bürger Geich hatte sich inzwischen wieder etwas erholt. „Sie sprechen das Deutsch so fließend," sagte er lauernd. „Ein geborener Franzose sind Sie wohl nicht, Oberst?"

Judith blickte ängstlich auf das Gesicht ihres Ritters. Sie fühlte mit, wie er mit traurigen Erinnerungen rang. Aber seine Stimme blieb ruhig: „Das weiß ich selber nicht, Bürger Präsident. Meine Mutter liegt auf dem Poppelsdorfer Friedhof begraben, aber ich weiß nicht, wo wir daheim waren. Als ganz kleines Kind hat sie mich mit auf eine Pilgerfahrt genommen. Auf dem Wege von Kessenich nach Poppelsdorf ist sie von einem Blutsturz befallen worden und gestorben, ehe sie etwas über unsre Herkunft und Heimat sagen konnte. Der damalige Kommandant von Poppelsdorf, ein Freiherr Roland von Roll, hat sich meiner angenommen und mich in Koblenz erziehen lassen."

„Da kennen Sie wohl auch den Bruder dieses Herrn, der jetzt draußen im Wald auf seinem Erbgütchen wohnt?"

„Ich habe unter seinem Befehl im Jahre 1792 einige Monate auf Schloß Herzogsfreude als Jäger gedient, bis zur Auflösung des dortigen Jagdhofstaats. Bald darauf verließ ich die Rheinlande und trat als Freiwilliger bei dem General Beurnonville ein."

„Da können Sie ja jetzt alte Verbindungen mit dem Hause Ihres aristokratischen Wohlthäters auffrischen."

Judith sah mit Herzklopfen, wie sich zwischen den Augen des Obersten zwei feine Zornesfalten eingruben und die Narbe auf seiner Stirn sich drohend rötete. „Ich habe keine Veranlassung dazu," sagte er kurz abbrechend. Er leerte hastig sein Glas und wandte sich zu seiner Dame. „Verzeihung, Bürgerin, aber diese Lampenhitze ist hier auf der Estrade doch sehr störend, auch für Sie, wenn ich in Ihren Zügen lesen darf; wollen wir ein wenig durch den Saal promenieren?"

Die schwarzen Augen strahlten ihn glückselig an. „O, mit Freuden," sagte sie und erhob sich folgsam.

Der Bürger Eichel gewahrte, wie ihr Vater den beiden wunderlich besorgt nachguckte. Das that ihm einigermaßen wohl in seinem Kummer über die Offenheit dieses jungen Obersten, der die Geheimnisse seiner Herkunft selber ausplauderte, ehe man sie diplomatisch bei ihm oder gegen ihn verwerten konnte. „Das ist ein schönes Paar, Bürger," sagte er schmunzelnd.

Der Bürger Manasse blickte ihn etwas scheel an. „Warum soll es nicht sein ein schönes Paar?" sagte er. „Wenn es der Eichel sagt, muß es wahr sein, ist doch der Eichel selber ein schöner Mann." Der Bürger Eichel war klug genug, in das Gelächter der Beisitzenden einzustimmen.

„Es ist ein Aristokrat," knurrte der Bürger Geich, nachdem er sich durch einen vorsichtigen Rundblick vergewissert hatte, daß die meisten Offiziere mit ihrem Damen dem Beispiel des Kommandanten gefolgt waren. Nur der dicke Infanteriemajor saß noch neben der Dame mit der Wildenfrisur fest. Er hatte etwas viel Sekt getrunken und bemühte sich mit einsiedlerischem Eifer, drei rundgriffige Eislöffelchen so auf dem glatten Tisch zusammenzustellen, daß sie eine Art Galgen bildeten.

Die Dame mit der wilden Frisur blickte bestätigend von ihrer sechsten Portion Vanilleeis auf. Sie war eine eifrige politicienne, wie man das in Paris nannte. „Sicher, es ist einer von den heimlichen Royalisten," sagte sie. „Ich begreife nicht,

wie der General Jourdan ruhig zusieht, daß man solchen Leuten ein wichtiges Kommando giebt. Er sitzt doch im Rate der Fünfhundert."

„Damit er nicht als Höchstkommandierender noch mehr Schlachten gegen die Kaiserlichen verliert," ergänzte der Bürger Schmitz mit der halb ungewollten Bosheit harmloser Menschen.

Die Bürgerin warf ihm einen entrüsteten Blick zu. Sie schlug mit männlicher Kraft auf den Tisch, daß das Metalllager an ihrem Arm kriegerisch erklirrte: „Versündigt Euch nicht, Bürger Munizipalrat," rief sie. „Was versteht Ihr überhaupt vom Militärwesen? Der Bürger Jourdan ist der einzige General, der das wahre republikanische Prinzip hat. Eine Schlacht kann jeder General verlieren, wenn er nur nicht das Prinzip verliert. Das wahre Prinzip heißt: liberté, fraternité, égalité, guerre aux chateaux, paix aux cabanes, mort aux rois, à bas les aristocrates und salut public. Das hat der Jourdan. Wenn es nach dem ginge, gäbe es überhaupt keinen Unterschied mehr zwischen Bürgern und Bürgerinnen. Das Prinzip ist die Hauptsache."

Der dicke Infanteriemajor ließ seinen Galgenbau fallen und guckte unsicher auf. „Das Prinzip ist die Hauptsache," bestätigte er lallend. „Ich bin e Mainzer un bin als meenzer Nationalgarde-Hauptmann dem General Custine anno 1792 nochgezoge, bloß weil daß er eso für es Prinzip war. Er hot jo aach sei Fehler gehabt, der Custine; er hot aach als emol e Schlacht verlore odder e Stadt, wie dunnemols die Festung Condé, anno 1793. Nor im Prinzip, da war ihm keiner üwwer. Awwer daß sie ihn doderwege hinnerher rein aus Prinzip, bloß weil er die Festung Condé verlore hatte, verguillotiniert hawwe, des war nit nett vun'm Robespierre." Er fing an zu weinen und erhob sich mühsam. „Ich bidd dausendmol um Pardon, awwer wann ich des so mit der Rührung krieg, des is plus fort que moi." Ein paar aufmerksame Kellner in kurfürstlichen Hofröcken sprangen herzu und geleiteten den gerührten Krieger durch eine Seitenthür hinaus.

Der Bürger Geich nahm eine Prise und nickte nachdenklich. „Ich traue ihnen nicht, diesem Oberst so wenig wie seinem Bonaparte. Passen Sie auf, ob der Oberst eine Hand dagegen heben wird, wenn jetzt die aufrührerischen Flugblätter wieder aufschießen wie Pilze aus der Erde. Aber es giebt zum Glück noch höhere Gewalten. Der Alleroberste hierzulande ist und bleibt doch der Vorsitzende der Zentral-Kommission für die eroberten Rheinlande in Koblenz, und das ist seit drei Wochen unser Freund, Bürger Lecanal. Der hat das Prinzip. Wenn wir uns im Notfall an ihn wenden —"

„So ziehen wir uns das Geiselgesetz auf den Hals," rief der Bürger Eichel aufspringend. „Die Reichsten, und dazu die vornehmsten von den ehemals Adligen in Militärhaft gebracht, und wenn ein französischer Soldat bedroht wird oder ums Leben kommt, vier von den Häftlingen sofort deportiert. Seid Ihr verrückt, Mann? Ihr müßt Euch nicht einbilden, daß Euch die Munizipalität auf jeden Weg nachläuft."

Der Bürger Geich erhob sich. Um seine Lippen zuckte, aus seinen von Haus aus gutmütigen Augen blinkte ein böser Fanatismus. „Ich würde den Weg auch allein finden," murmelte er. „Guten Abend, Bürger." Er wandte sich und hinkte eilig durch den Seitengang des Saales davon. Die Bürgerin folgte grußlos.

Der Bürger Eichel schenkte sich ein Glas Sekt ein und leerte es auf einen Zug. „Ist das ein Narr“, brummte er grollend.

„So hättet Ihr ihn nicht machen sollen zu Eurem Hauptmann,“ sagte der Bürger Manasse.

Der Bürger Schmitz nickte betrübt. „Eitel ist er auch, und das ist das Schlimmste. Der Kerl ist im stande und hetzt uns und dem Oberst wirklich den Lecanal auf den Hals. Was soll dann aus Euch werden, Bürger Manasse?“

„Ein Gefangener, und was der Allmächtige sonst noch will,“ erwiderte der Bürger Manasse lächelnd. „Er wird seine Hand halten über mein Kind, und es wird haben, wovon es lebt; denn das Geiselgesetz besagt nichts von Konfiskation des Vermögens. Aber die Stadt wird übel daran sein. Denn sie wird nicht finden rheinauf und -ab von Rotterdam bis Basel einen von unsern Leuten, der ihr noch borgt, solange Manasse, der Sohn Samuels aus Bonn, sitzt unschuldig im Gefängnis.“

„Das braucht Ihr uns nicht einmal erst zu sagen,“ brummte der Bürger Eichel.

„Warum soll ich es nicht sagen zu seiner Zeit?“ erwiderte der Bürger Manasse aufstehend. „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt ist es Zeit zum Heimgehen. Ich muß gehen und sehen nach meiner Tochter.“

„Da hinten sitzt sie und unterhält sich mit dem Oberst,“ sagte der Bürger Schmitz.

„Wahrscheinlich von angenehmern Dingen als wir hier,“ fügte sein Kollege hinzu.

VII.

Später als gewöhnlich erwachte Judith am andern Morgen aus dem Schlafe, der ihr erst spät in der Nacht genaht war. Sie kleidete sich an, indes ihre Seele wachend wie zuvor im Traume die Erinnerungen des gestrigen Abends wiederholte und weiterspann. Auf manchem Feste hatte sie geglänzt und sich frühzeitig an männliche Huldigungen gewöhnt. Aber alle Bilder jener frühern Triumphe schwanden blaß und ärmlich zusammen vor dem Reichtum des neuen Gefühls, das seit gestern in ihr lebte. Rasch wie eine Frühsommerblüte sich unter Gewitter und Sonnenglut eines Tages erschließt, war das flüchtige Wohlgefallen an dem ritterlichen, in seiner Jugend über seine ganze Umgebung gebietenden Manne zur entschiedenen Leidenschaft gereift. Nicht wenig hatte dazu sehr wider Wissen und Wollen ihr Vater geholfen, der das zarte Flämmchen erster Liebe mit dem Öl der Eifersucht nährte, in der Meinung, es auszulöschen. Was er Judith am Mittag über Roland und Godleva angedeutet, hatte sie sich bis zum Abend mit selbstquälerischem Eifer in Bildern ausgeführt, zu der ihr die romantisch-sentimentalen Dutzendromane, ihre wie ihrer meisten Standes- und Zeitgenossinnen gewöhnliches Lesefutter, nur zu viel Vorbilder und Anleitung boten. Und da sie nun aus den eigenen Worten des Obersten entnahm, daß sie sich grundlos gequält, wandelten sich die vermeintlichen Wirklichkeitsbilder in halbbewußte Sehnsuchtsträume, in denen nur an die Stelle des schönen Edelfräuleins sie selber trat. Aber auch die Eifersucht blieb zurück — als grübelnde Neugier, welche Bewandtnis es mit jenem Briefchen Godlevas gehabt habe, und als unbedingtes Vor-

urteil gegen Godleva selbst. Denn daß in dem Verhältnis der beiden, wie immer es gewesen und gelöst sein mochte, Roland irgend eine Schuld treffe, kam ihr auch nicht von fern in den Sinn. Ihre Eifersucht war wie die jedes liebenden Weibes: sie verurteilte die andre und liebte den Mann um so heißer.

Die „große Neuigkeit“ und alle andern Dinge der großen Welt, mit denen sich ihr lebhafter und neugieriger Geist sonst gern beschäftigte, waren ihr jetzt unwichtig. Aber als sie mit lächelndem Morgengruß in die Stube ihres Vaters trat, erschrak sie über sein ernstes, besorgtes Wesen.

Er deutete auf eine Art Zeitung in Quartform, die auf seinem Tische lag. Judith überflog die ersten Zeilen und blickte ihren Vater erschrocken fragend an. Der Bürger Manasse nickte verdrießlich: „Unter der Hausthür hat es gelegen heute früh. Der Levi hat es auch bekommen. Es ist noch ärger als die frühern, es wird machen böses Blut, und der Geich und seinesgleichen werden sich darauf berufen bei ihren Thorheiten.“

„Woher kommen die Blätter nur?“ fragte Judith. „Es fängt an mit der Nachricht, die uns der Oberst erst gestern abend verkündet hat, und es sagt mehr davon als er. Und hier steht —“

Der Alte wehrte ab. „Sag nicht, was da steht. Leg es hin und thu, als hätt'st du es nicht gesehen. Es kann sein, daß es von Nutzen ist, wenn jemand beschwört, er hätte es ungelesen gelassen. Wirf es ins Feuer, oder besser, gieb es her, ich werde es selber bringen aufs Rathaus.“

Als er die Thür öffnete, trat von der Straße ein uniformierter Mann ein, der in der Rechten eine mißtönige Schelle und unter dem Arm einen kleinen Pack der bedruckten Quartblätter trug.

„Gott, da ist ja der Ratsdiener,“ sagte der Bürger Manasse. „Ihr nehmt mir einen Weg ab. Ich wollte kommen und klagen wegen der Blätter, die man einem ehrlichen Bürger und Geschäftsmann nachts schiebt unter die Thür seines Hauses. Hat die Stadt keine Nachtwächter?“

„Die wissen auch von nix,“ antworte der Ratsdiener schwermütig. „Et is schrecklich. An dem neuen Freiheitsbaum hat et gehange, un übberall an de Dhüre, un nu muß ich bei der Kält erumlaufe un die Blättche einsammele, als ob de Leut se doch nich ald längs gelese hätte. Et is ja auf einmal en Kält wie im ärgste Januar. Bei so nem Wedder fühlt einer so rech, wie gut ihm en Taß warme Kaffe un en Gläsche Korn thät.“

Judith verstand den Wink und brachte aus der Stube die belobte Herzstärkung. Das Auge des Gesetzes blickte etwas getröstet und fast schalkhaft. „No, et is als noch gut, dat mer drei nich in der Munizipalität sitze. Die Häre sind heut nich zu beneide. Se sind ald im Schloß beim Oberß, dä wird se nich schlech anschnauze. No, adjüß dann!“ Er stampfte weiter und verschwand schellend im Halbdunkel des nächsten Hausflurs: „Is hier auch so'n verdächtig Papierche abgegebbe worde?“

Derweil stand im Schloß, im ehemaligen Wohnzimmer des Landesherrn, der Oberst Martin, auch mit einem der Blätter in der Hand, und die Munizipalität stand vor ihm, mit den Straußfederhüten unterm Arm und in einer Verfassung, die den philosophischen Ratsdiener nicht Lügen strafte. Dem wohlbeleibten Bürger Schmitz,

der als ein Mann von bewährter Solidität das Polizei- und Nachtwächter-Ressort leitete, rann der Angstschweiß in dicken Tropfen von der Stirn, trotz der Kälte, die kein Kaminfeuer aus dem hohen, hochfenstrigen Raume zu treiben vermochte. Es war mehr ein Saal als ein Zimmer, mit üppigen, unmäßig vergoldeten Stuckarbeiten an der Decke und kostbaren Ledertapeten, aber sehr dürftig möbliert, denn die bewegliche Ausstattung war großenteils von frühern Bewohnern, kunstliebenden Generälen und Obersten der Republik, aus Versehen mitgenommen worden, worauf die Stadt sie ersetzen mußte so gut es ging, — durch „freiwillige" Beiträge aus dem Möbelvorrat wohlhabender Mitbürger. Nur ein riesiges Porträt des letzten fürstlichen Beherrschers dieser Räume, im Ornat mit Kurmütze und Hermelinmantel, hing unbegehrt in einsamer Größe an der einen Längswand. Glitzernd streifte das kalte Licht des Wintermorgens das gutmütige, dicke Gesicht und die goldene Inschrift unter dem österreichischen Hauswappen: „Maximilianus Franziscus von Gottes Gnaden Erzherzog zu Österreich, Kurfürst zu Köln, Bischof zu Münster u. s. w. u. s. w. — anno 1791, als er regierete seit elf Jahren und alt war fünfunddreißig Jahr." Dahinter hatte der Abgebildete selber mit Tinte hinzugefügt: „und wog leider Gotts ganze 267 Pfundt kölnischen Gewichts!" Ein sehr gemütlicher Herr war es gewesen, — verschiedene von den republikanischen Häuptern hätten an diesem Morgen ungleich lieber vor ihm gestanden als vor dem Oberst Roland Martin.

Nur dem Bürger Geich gab das „Prinzip" und die Borniertheit den Mut zu Antworten, die fast nach einer Gegenklage klangen. „Ich bedauere es am meisten," sagte er, „daß diese aristokratischen Flugblätter besser mit Nachrichten versorgt werden als das von mir geleitete hiesige Amts- und Intelligenzblatt. Aber was will man machen unter einer Nachrichten- und Postzensur, die dem wohlgesinnten Bürger seine Briefe vorenthält und die öffentliche Meinung über die merkwürdigsten Vorgänge wochenlang im Dunkeln läßt."

„Es ist nicht meines Amtes, mich mit Ihnen über die Zweckmäßigkeit dieser Zensur zu unterhalten," antwortete der Oberst schroff. „Mir persönlich wäre es sehr recht, wenn man die militärischen Behörden mit der Beihilfe zu diesen Dingen verschonte. Ich habe einen natürlichen Widerwillen gegen das Durchlesen von Briefen, die nicht an mich gerichtet sind, und bedauere es sehr, wenn mich höhere Befehle dazu nötigen. Aber eine öffentliche Kritik dieser Befehle steht mir nicht zu. Wer, wie ich, die Rückkehr des Generals Bonaparte als ein glückliches Ereignis für die öffentliche Wohlfahrt betrachtet, kann es auch nur bedauern, daß die Veröffentlichung dieser Nachricht in den unter Kriegsgesetz stehenden Bezirken anscheinend auf den Einfluß von Politikern, die anders denken, so lange als möglich verzögert worden ist. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Ich habe den Punkt vorhin nur berührt, weil er allein schon beweist, daß diese Blätter — wenigstens dieses da — nicht etwa aus dem Hoflager des ehemaligen Kurfürsten in Wien oder aus seiner westfälischen Kanzlei in Arnsberg hierher gelangt sind. Dazu reicht die Zeit nicht. Der Herd dieser Umtriebe muß näher liegen — im Lande, vielleicht in der Stadt selbst. Das ist das Schlimme — für Sie, Bürger Munizipalräte, und für Ihre Mitbürger, nicht für die Republik. Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß diese kaum versteckten Aufreizungen zum bewaffneten Aufruhr irgend welchen Massenerfolg haben könnten, und wenn doch, so

würden wir seiner schon Herr werden. Diese Redereien von der nahen Rückkehr des Kurfürsten sind ja entweder Träumereien von Leuten, die von den kaiserlichen und englischen Spionen im Lande düpiert werden, oder es sind direkt Vorspiegelungen dieser Spione selber, welche dadurch die Regierung zu erbitternden Maßregeln nötigen möchten. Der Effekt ist derselbe; kommt es zu vereinzelten Unruhen, so werden möglicherweise über den Kanton Maßregeln verhängt, die auf einen Schuldigen fünfzig Unschuldige treffen. Ein Offizier von Ehre kann dann in die Lage kommen, mit leidendem Gehorsam Gesetze zu vollstrecken, die er als Bürger und Mensch nur bedauert. Davor möchte ich Sie und mich bewahren. Ich bitte dringlichst, daß Sie alles aufbieten, um in einer Bevölkerung, die ja teilweis aus Gründen des Herzens an ihrem frühern Herrn hängen mag, die Gründe der Vernunft wirken zu lassen. Weisen Sie vor allem immer wieder mit Wort und Schrift darauf hin, daß die verbündeten Mächte keineswegs für Herstellung der geistlichen Staaten am Rhein kämpfen, die der Kaiser schon vor zwei Jahren aufgegeben hat, sondern für ihre eigene Bereicherung. Wenn es nach den wahren Plänen jener Kabinette ginge, so würde jetzt statt meiner hier vor Ihnen ein österreichischer oder englischer Gouverneur stehen, und ich bezweifle, ob er freundlicher zu Ihnen sprechen würde als ich. Was mich angeht, so werde ich alles aufbieten, um die Manneszucht unter den mir unterstellten Truppen so aufrechtzuhalten, daß sich kein Bürger zu beklagen braucht; und sollte sich doch einer mit Recht zu beklagen haben, so soll der Schuldige keine Gnade finden. — Im übrigen handeln wir am klügsten, wenn wir diese Umtriebe nicht zu großartig nehmen. Ich überlasse es deshalb auch weiter Ihrer Polizei, der Sache nachzugehen. Wenn Ihre Nachtwächter schlafen, so wecken Sie sie selber, ich schicke dazu keine Patrouillen aus. — Haben Sie denn gar keinen Anhalt, wo das Zeug herrühren könnte?"

Der Bürger Schmitz schüttelte betrübt den Kopf. Statt seiner nahm der Kollege Eichel das Wort: „Die paar hiesigen Buchdrucker führen weder das Papier noch die Schriftgattung. Der Bürger Luchesi, der davon am meisten versteht, versichert, er habe diese Art Lettern überhaupt in keiner Druckerei von Mainz bis Düsseldorf je gefunden. Es seien alte französische Lettern, wie sie früher die republikanischen Felddruckereien führten."

Der Oberst blickte ihn nachsinnend an. „Luchesi — warten Sie mal — es gab doch früher hier einen Hofmusikus des Namens?"

„Das ist derselbe. Er ist jetzt Gemeindeschreiber und -drucker, ein sehr tüchtiger und zuverlässiger Mensch. Für die schwarze Kunst hat er sich immer schon als Liebhaber interessiert, und jetzt spart er uns viel Geld und Umstände mit der kleinen Druckerei, die er sich für das Intelligenzblatt und sonstige Gemeindedrucksachen in seinem Häuschen angelegt hat. Er wohnt in dem Gehölz neben der neuen Promenade, wo früher die Fronerei stand."

Der Oberst nickte etwas zerstreut. Er strich sich über die Stirn. „Ja — also — ich bitte, Bürger: thun Sie Ihr Bestes. Ich danke Ihnen." Er grüßte militärisch. Die Bürger verneigten sich und zogen ab.

„Na, es hat noch gnädig gegangen," sagte der Bürger Eichel draußen.

„Ja," sagte der Bürger Schmitz. „Von der grün-weiß-roten Fahne hat er gar nichts gesagt. Überhaupt ein netter Herr. Gar keine Andeutung, daß er noch etwas

zur Ausstattung brauchen könne, oder ob vielleicht hier in der Stadt ein billiger Goldschmied wohne? Im Gegenteil — den Kranz von gestern hat er dem Rathaus als Andenken überwiesen."

„Und wie er seine Soldaten in Ordnung hält, das ist ein wahrer Staat," sagte ein Dritter. „Sie müssen stramm heran — seit heut früh um sieben turnt das Husarenregiment schon draußen auf dem Exerzierplatz. Aber sie sind fidel dabei, und für den Oberst schwärmen sie ordentlich."

„Als ob es der Kurfürst selber wäre," sagte ein Vierter und schielte sogleich, erschreckt über sein unzeitgemäßes Lob, nach dem Bürger Geich, der neben ihm herhinkte. Aber der Bürger Geich lächelte nicht einmal. Er war sehr in Gedanken. Aus der wohlmeinenden Haltung und Rede des jungen Kommandanten hatte er nur das aufgenommen, was sich zum weitern Beweise „aristokratischer Gesinnung" umdeuten ließ. Vermutungen, ob nicht am Ende der Oberst und der General Bonaparte selber hinter den Flugblättern steckten, und noch verrücktere umgaukelten und bestärkten ihn in der Überzeugung, daß die „gute Sache" demnächst etwas Außerordentliches von ihm verlange. Er war einer von den beschränkten Ehrenmännern, die aus lauter Menschenliebe zu den ärgsten Fanatikern werden, weil sie sich durchaus nicht vorstellen können, die Welt oder das ihnen zugängliche Teilchen der Welt könne anders selig werden als nach der Façon, die sie sich selber erst aus den Einfällen stärkerer Geister zusammengekleistert haben. Die Macht, die solche Fanatiker in aufgeregten Zeiten auf eine Weile erlangen können, beruht in ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit. Niemand konnte dem Bürger Geich vorwerfen, daß er sich um einen Pfennig bei dem großen Umsturz bereichert habe. Er wohnte in einer Mansarde, aß und trank mäßig und zahlte von seinen 1800 Franks jährlich ein gutes Teil an die Armen. Auch daß er sich und seine Magistratskollegen als Vertreter des souveränen Volkes in kostspielige Uniformen mit Federhut und Degen steckte, war nur eine wohlerwogene Folgerung seines „Prinzips". Solche Schneidereinfälle betrieb er mit demselben hingebenden Eifer, mit dem er, im Besitze der Macht eines Robespierre, die Enthauptung aller „Volksfeinde" betrieben haben würde.

Glücklicherweise war er nur der Gemeindepräsident einer mittelgroßen Stadt, und die öffentliche Meinung dieser Stadt, einschließlich vieler bisherigen Klubgenossen des Bürgers Geich, hatte jetzt einen liebenswürdigern Helden. Die Beliebtheit des neuen Kommandanten wuchs mit jedem Tage und erwies sich als das mächtigste Mittel gegen „aristokratische" Flugblätter, mochten sie noch so eindringlich und geschickt geschrieben sein. Die unbekannten Verfasser sprachen vom Staatsbankerott der Republik und rechneten nach, daß sie bis jetzt für 45000 Millionen Franks Papiergeld ausgegeben habe, während im Staatsschatz nur 200000 Franks lägen. Der Bonnische Bürger aber legte das heimlich verwahrte Blatt mit den schwierigen Zahlen beiseite und hörte schmunzelnd zu, wenn ihm sein Junge erzählte, der Oberst habe heut einem Obstweib vor dem Schulhaus, deren Kram durch ein scheuendes Husarenpferd zu Fall gekommen, die sämtlichen Äpfel für einen Fünffrankstaler abgekauft und an die Schuljugend verteilt. Die gedruckten Geschichten von den Erpressungen republikanischer Kommissare in der Schweiz, wirkungsvoll vorgetragen und genau belegt, verloren sehr durch die mündliche Geschichte von einem Korb Südwein, der von der Munizipalität

nach alter Gewohnheit ins Schloß geschickt worden und mit der Weisung zurückgekommen war: solche stärkende Weine gehörten zuvörderst ins Spital, und wenn die Stadt davon übrig habe, so möge man sich der kranken Soldaten im Poppelsdorfer Schloß erinnern; der Oberst Martin sei unverrufen gesund. Aus Syrien wußte die Geheimzeitung schreckliche Ausschreitungen französischer Kamelreiter gegen türkische Wüstentöchter zu berichten; aber die Bonnischen Kleinbürgerstöchter freuten sich sehr über ihre „Martinshusaren", die morgens beim Ausritt so flotte Lieder sangen und so feurige Blicke warfen und abends an der Straßenpumpe so zuvorkommend die Eimer füllten. Mancher guten Mutter, deren Sohn unlängst zur Armee ausgelost war, wurde das Herz getröstet und das Auge feucht, wenn sie dachte, daß ihr Pitter oder Köbes vielleicht auch einmal über wenige Jahre ein Gewaltiger würde wie der Oberst Martin — denn der sollte ja noch vor sieben Jahren ein einfacher kurfürstlicher Jäger und dann Gemeiner bei den Franzosen gewesen sein. Aber man merkte es ihm nicht an; — er hatte doch etwas so Feines, Vornehmes — und vor diesem gegenwärtigen „Feinen, Vornehmen" verhallten die rührendsten Erinnerungen des Flugblattschreibers an den verflossenen Kurfürsten, oder vielmehr sie weckten Vergleichungen, bei denen der gute, dicke Prälat in den Augen weiblicher Richter betrübend schlecht abschnitt. Die Bürgerin Judith, welcher der Oberst am Vormittag nach dem Ball einen schönen Blumenkorb aus den Schloßgärtnereien übersandt hatte und auch weiterhin seiner Rolle gemäß allerhand kleine Aufmerksamkeiten erwies, wurde von zahlreichen Mitschwestern innig beneidet und bekrittelt. Es war ihr Fehler, wenn sie es sich an der Genugthuung hierüber nicht genügen ließ und heimlich von schönern Ansprüchen träumte, als sie die Überreichung einer Bürgerkrone verlieh.

Aber bei aller Begeisterung für das bunte Tuch, wenn es so viel Stattlichkeit und feine Manieren umschloß, waren die Bürgerinnen und Bürger doch in Bonn so voll Sehnsucht nach dem Frieden wie alle Welt. Es mußte doch endlich einmal einer kommen, der die andern Unruhestifter so gründlich überragte und unterkriegte, daß es wieder auf eine Weile Friede im Lande und mit dem Ausland würde. Dieser eine wurde so sehnsüchtig erwartet, daß man ihn schon ein paarmal zu früh gesehen hatte. Nun sollte es der General Bonaparte sein; und da der Oberst Martin ihn so sehr verehrte und sich seinen Schüler nannte, so dachten ihn sich die guten Kleinbürger wie den Oberst Martin — sie waren ja auch beinahe von gleichem Alter — und die Stimmung in diesem Erdenwinkel wurde immer mehr „bonapartistisch", ohne daß der Oberst Martin sie mit Volksreden und Ohrenblasen anzuheizen brauchte. Dergleichen lag überhaupt anscheinend außer seiner Art. Er ging seinen gewiesenen Wegen nach, inspizierte seinen Bezirk, übte seine Truppen und erwiederte freundlich mit seinem etwas schwermütigen Lächeln tagsüber jeden Gruß, und spät abends gewann er erst die Zeit für seine Schreibereien und Kanzleigeschäfte. Die Schiffersleute am Rhein, bisher die fanatischsten Anhänger des ancien régime, erzählten mit Anerkennung, wie spät das Licht in seinem Arbeitszimmer erlösche, vor dessen Fenstern der Rhein vorüberrauschte, unheimlich bei Nacht und seit Wiederbeginn des Krieges auch bei Tage; denn jenseits des Stromes lag „Feindesland", und ein Stück „Kriegsschauplatz", wenn auch zur Zeit fast ohne Akteurs. Nur vereinzelte kaiserliche Reitertrupps streiften von Osten her bis in die waldigen Uferberge und wechselten gelegent-

lich ein paar unblutige Vorpostenschüsse mit den republikanischen Besatzungen der rechtsrheinischen Rheinstädtchen und Dörfer. Der Schiffsverkehr von Ufer zu Ufer, stromab und stromauf beschränkte sich fast auf französische Militär- und Amtsfahrzeuge; wie ein Märchen erschien's, daß auf der breiten Fläche vor wenig Jahren noch kurfürstliche Hofjachten zwischen zahlreichen stattlichen Handelsschiffen gekreuzt hatten. Damals hatte hinter jenen Fenstern, die jetzt die Arbeitslampe des Oberst Martin erhellte, das Schlafgemach Serenissimi gelegen. Der brannte aber nie so lange Licht; um vier Uhr dinierte er, ließ sich bis acht vorlesen oder spielte Whist, um acht soupierte er, bis halb zehn musizierte er, und um zehn lag er im Bett, wie es sich für einen wohlerzogenen Prinzen von dritthalb Centnern schickte.

Die frühe Kälte dauerte fort und erschwerte den Verkehr der weiland Residenzstadt mit der großen Welt draußen noch mehr als das Censurwesen, das von dem Oberst so milde als möglich gehandhabt wurde. Aus den waldigen Vorbergen kamen erschreckliche Gerüchte von streifenden Wölfen und erfrorenen Landbriefträgern. Sicherer machte sich bis in die Stadt schon der große Hungerwolf bemerkbar, der entsetzliche Gast, der sich seit sieben Wintern pünktlich einstellte. Der Bürger Eichel kämpfte schwerer denn je mit den Lasten seines Armenressorts trotz aller Beihilfe des Bürgers Manasse und andrer Wohlthäter, deren Zahl sich seit der Ankunft des neuen Kommandanten um eine sehr wertvolle Nummer vermehrt hatte. Der polizeigewaltige Bürger Schmitz fuhr fort, erfolglose Haussuchungen bei Buchdruckern und Aristokraten zu halten, und die Aristokraten vom Schlage des Geheimrats von Munch beharrten in ihrer würdigen Zurückhaltung, aber doch nicht mehr ganz so streng. Bei der Parade am „2. Décadi „des“ Brumaire“ tauchten ihrer etliche unter den Zuschauern auf, und entsprechend fehlten hernach beim „Kultus“ im Dekadentempel etliche der bisherigen republikanischen Stammgäste, was der Bürger Geich in seiner Predigt schmerzlich feststellte. Am Abend dieses Tages, der im „alten“ Kalender Allerseelen hieß, hatten sich einige Poppelsdorfer Bauernweiber auf ihren Friedhof gewagt, um gleichsam heimlich die Gräber der Ihren mit dürftigen Talgstümpfchen zu schmücken. Sie hörten Pferdegetrappel und Waffenklirren und duckten sich erschrocken zwischen die bereiften Büsche. Vor dem Friedhofthor hielt der Oberst Martin mit seinem Reitknecht; er stieg ab, ließ sich von dem Reitknecht einen großen Kranz reichen und schritt an den maßlos verdutzten Weibern vorüber, zu einem versunkenen Hügel ganz im Winkel zunächst der Mauer, den nur ein morsches kleines Steinkreuz schmückte. Dort legte er den Kranz nieder, umsteckte das Grab mit Wachskerzen, zündete sie an und stand lange mit gefalteten Händen davor. Dann wandte er sich zurück, stieg schweigend zu Pferde und ritt mit seinem Burschen langsam wieder von dannen, der Stadt zu.

Die Kunde von dieser Erscheinung, durch gesprächige Weiberzungen alsbald in Dorf und Stadt verbreitet, hatte eine merkwürdige und gewiß unbeabsichtigte Folge. Am nächsten Morgen war der „stille“ Gottesdienst in den „alten“ Kirchen ungewöhnlich stark besucht. Gegen Abend aber belebten sich die Friedhöfe mit zahlreichen Besuchern, Aristokraten und Republikanern friedlich nebeneinander, und allenthalben auf den Gräbern leuchteten kleine Flämmchen, Symbole der großen Liebesflamme, mutig in die dunkele Novembernacht hinaus. Ein uralter sinniger und unschuldiger Brauch, von engherzigem Fanatismus verpönt und von mattherziger Feigheit versäumt, erneute

sich mit einem Schlage, weil das einfache Gemüt eines einzelnen Machthabers ihn für sich ganz im stillen, wie etwas Selbstverständliches geübt hatte. Der Bürger Geich aber, der seit acht Tagen gleichfalls ganz für sich im stillen, nur von der französischen Sprachkenntnis Luchesis unterstützt, an einem minder harmlosen Aktenstück schrieb, fand auf der letzten Seite noch gerade Platz, um auch dieses neue und erschreckliche Zeichen der Zeit verständnisvollen Lesern mitzuteilen.

VIII.

Ein Völkchen gab es, das sich durch keinerlei Rücksicht auf republikanische Eiferer in seinen alten Bräuchen beirren ließ: das waren die Kinder, vorab die Kinder der armen Leute. Allerlei Neues hatten sie in den wilden Jahren für ihre Spiele hinzugelernt, mit unbewußter, treffender Satire die Großthuereien und Verirrungen der erwachsenen Weltverbesserer nachbildend, aber sie hatten darum nicht auf das Alte verzichtet. Ganz wie unter dem ancien régime seit manchem Jahrhundert zogen sie auch heuer am Vormittag des 10. November von Haus zu Haus, um ihren Martinszins einzusammeln. Vorauf schritt als „Major" ein langer Bengel, der auf dem struppigen Scheitel einen wunderbaren „Federhut" aus buntem Papier trug und in der einen seiner frostblauen Fäuste einen über und über mit Goldpapier beklebten Besenstiel schwenkte, während die andre den Henkel der tönernen Sparbüchse umklammerte. Hinter ihm her schleppten sechs Kameraden an Stricken eine Handkarre, auf der sich allmählich die Fülle seltsamster Beiträge für das abendliche Martinsfeuer aufhäufte: alte Hüte, Pappschachteln, Stuhlbeine, abgenutzte Reiserbesen und noch gar vieles, dem man einige Brennkraft zutraute. Darum und dahinter drängte sich johlend und lachend das Kinderheer, aufs bunteste gegen die Kälte vermummt, mit gefrorenen Näschen und leuchtenden Augen in den nur ungenügend saubern Gesichtchen, und vor jeder Hausthür, hinter der nur ein Fünkchen Gebelust zu vermuten war, klang es im hellstimmig plärrenden Chor:

Dä hellige Zinte Märte,
Dat wor ene gode Mann;
Hä gov de Kinder Kääzche
Un stoch se selver an.

oder

Märtensovend, Märtensovend,
Mache de Wiever Würschte,
Wann se Wing em Keller han,
Dann suffe se, wann se dürschte;

und alsdann in hoffärtig bettelndem Hochdeutsch die Hauptsache:

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Viel soll er geben,
Lang soll er leben,
Selig soll er sterben,
Das Himmelreich ererben.
Laßt uns nicht so lange stehn,
Denn wir müssen weiter gehn.

Und dann wieder von vorn, bis sich die Hausthür öffnete und eine milde Hand einen neuen Beitrag zum Martinsfeuer und ein Kupferstück in die Kriegskasse stiftete. Dazu trommelte der „Major“ mit seinem Scepter wider die Hausthür, an den kleinen Füßen klapperten die dicken Holzschuhe auf den gefrorenen Boden, teils aus Taktgefühl und teils vor Kälte, und es war ein Lärm und Anblick, der einen rechten Hagestolz zur sinnlosen Wut oder sehnsüchtigen Wehmut bewegen mochte. Man konnte sehen, wo sie schon gewesen waren. Der erste Schnee, der in der Nacht gefallen war, wandelte sich unter diesem stürmischen Heere in einen mißfarbigen Brei von Straße zu Straße, von dem aristokratischen Hause des Geheimrats von Munch bis in die Judengasse. Denn darin hielten sie es ganz mit der Republik: in Steuerfragen waren sie frei von jedem Vorurteil und nahmen das Gute, wo sie es kriegen konnten.

Am Eingang der Judengasse begegnete ihnen der dicke Mainzer Major. Der ließ sich ihr Lied vorsingen und steckte dann einen leibhaftigen Frank in die Büchse, die ihm sein kindlicher Ranggenosse vorhielt — es war mehr, als er vor fünf Minuten selber besessen hatte. Und unter der Hausthür des Bürgers Manasse stand Judith, die legte einen ganzen Arm voll Holz auf die Karre und opferte gleichfalls einen Frank, aber mit dem Beding, daß man sich möglichst geräuschlos weiter begebe; denn ihr Vater denke jetzt.

Sehr gedankenvoll blickte der Bürger Manasse hinter seinen Geschäftsbüchern und Papieren auf, als ihm Judith den Abzug der Beholzschuhten meldete.

„Setz dich, Kind,“ sagte er, „ich hab' mit dir zu reden vom Geschäft.“

Judith lächelte verstohlen. „Der Major hat den Vater wieder angeborgt?“

Der Bürger Manasse nickte kurz. „Er hat mir abgeliehen hundertundfünfzig Franks. Ich hab' sie eingetragen unter die Geschäftsunkosten; er ist doch gut, er schwätzt, und man kann sich bezahlt machen mit dem, was er schwätzt. Er hat mir auch heut wieder erzählt allerlei, und es stimmt zu dem, was ich sonst weiß. Hör mich an, mein Kind Judith, und merke auf. Ich werde dir heute erzählen alles, wie es um mein Geschäft steht, und werde dir zeigen alle Schlüssel und Gefächer, daß du Bescheid weißt, und was du nicht wirst verstehen, wird dir begreifen helfen der Levi. Ich werde dir schreiben und besiegeln eine Vollmacht, daß du kannst verwalten mein Haus und mein Geld und was mein ist, weil mir der Allmächtige in meiner späten Ehe versagt hat den Sohn, und du allein bist, wenn sie mich abführen gefangen heut oder morgen.“

Judith sah ihn erschreckt an. Er nickte. „Höre mich an und schweige. Der Geich ist verreist vor fünf Tagen. Wohin ist er verreist? Er ist gefahren mit der Post nach Koblenz. Und zu wem wird er gefahren sein? Zu dem Lecanal, dem neuen Chefkommissar über das ganze Land. Der Luchesi hat Urlaub genommen vorvorgestern abend, er wollte reisen nach Rheinbach zu einem kranken Freund; aber ich habe Brief vom Elkan in Rheinbach, daß er nicht ist angekommen bei seinem Freund bis gestern nachmittag um die vierte Stunde. Es ist ein schlauer Mann, der Luchesi, er hat viel spioniert bei den Aristokraten und hat spioniert auf dem Rathaus; er hat das Wasser getragen auf der linken Schulter und auf der rechten, aber zuletzt ist er gegangen nach links und sehr vertraut gewesen mit dem Geich; er wird gereist sein nicht

nach Rheinbach, sondern dorthin, wo er dem Geich kann helfen, daß ein Unglück komme über die Stadt."

Judith begriff. Aber fast zuversichtlich lächelnd hob sie abwehrend die Stirn. „So weit kann es der Geich nicht treiben. Der Oberst Martin hat das Kommando im Bezirk . . ."

Der Alte runzelte unwillig die Brauen. „Was heißt, er hat das Kommando? Die Judith kennt schlecht das Gesetz. Es hängt über uns wie ein scharfes Fallbeil an einem seidenen Faden, und der Lecanal hat die Schere. Wenn er macht: schnapp! so fällt das Beil herunter, und der Oberst kann es nicht aufhalten mit seinem Säbel. Was wird er machen mit seinem Kommando, wenn der Chefkommissar das Geiselgesetz verhängt über die Stadt und den Geich einsetzt als procureur public? Dann muß der Oberst verhaften, wen ihm der Geich nennt, und verwahren im Militärgefängnis."

„Aber man kann appellieren."

„Beim Lecanal, und weiter beim Directoire in Paris. Das Lamm kann vom Wolf appellieren an den Tiger, und weiter vom Tiger an den Mond. Und wenn unterdes eine Kränkung im Bezirk geschieht einem Beamten oder Soldaten der Republik — nu, was weiß ich? Es sind ihrer viele, und sie sind rasch gekränkt — weiß die Judith, was der Geich dann kann?"

Judith nickte schaudernd, die Hände schlaff im Schoß. Der Alte fuhr statt ihrer fort: „Er kann aussuchen vier von den Verhafteten, und der Kommandant muß sie ihm ausliefern zur Deportation nach dem Land, wo der Pfeffer wächst."

Judith preßte die Hände zusammen und richtete die dunkeln Augen auf ihn, wie beschwörend. „Vater, es ist nicht möglich, daß sie ein solches Gesetz anwenden. Es ist schrecklich genug, daß die Direktoren es erlassen haben."

„Es ist erlassen von Heiden und Tagdieben, und es kann es nur anwenden ein wütiger Narr," bestätigte der Bürger Manasse. „Aber der Geich ist immer gewesen ein Narr, er ist wütig geworden seit vierzehn Tagen und mehr, sein Geifer ist giftig für den, welchen er beißt, und ich weiß, daß er mich beißen wird vor den andern. Warum soll er nicht beißen zuerst nach dem Manasse, welcher ist besonnen und reich, und seine Tochter hat überreicht eine Krone dem Oberst, und er hat sie geweiht dem Bonaparte?" Er blickte schwermütig vor sich hin.

Judith erhob sich rasch. „Es ist nicht möglich, daß ein edler Mann sich so gebrauchen läßt. Warum geht der Vater nicht zu dem Oberst?"

Der Alte blickte mürrisch auf. Judith senkte errötend die Augen vor seinem Blick. „Es ist ein guter Mann, und du hältst viel von ihm. Es ist ein besserer Offizier, als viele, die wir gehabt haben vor diesem. Es wird ihm lieb sein, für die zu sorgen, die ihn lieb haben. Heute früh hat er einen Brief bekommen aus Koblenz, und bald danach ist er spazieren geritten ganz allein, den Kreuzberg hinauf, in den Kottenforst — was weiß ich, wohin? Es wird da im Wald irgendwo sein irgend was Liebes, wofür er zu sorgen hat."

Judith sagte nichts. Ganz bleich schimmerte jetzt ihr Antlitz über dem dunkeln, hochschließenden Wollkleid. Der Alte fuhr fort:

„Aber wenn er wiederkommt, wird er finden einen Feldjäger aus Köln, welcher ist gekommen eine halbe Stunde nach ihm und wartet in seinem Kabinett und hat

in der schwarzen Ledertasche einen blauen Brief für ihn von dem neuen Korpskommandeur, dem General Brune. Der Major hat geschwätzt mit dem Feldjäger, er hat auch geschwätzt mit mir, und ich weiß, was im Brief steht. Der Oberst soll sogleich kommen nach Köln — nu, 's ist nicht weit, es sind fünf Stunden Weges, der Luchesi, der nicht ist angekommen in Rheinbach, kann sie zu Fuß gemacht haben in einem Tag. Er wird besser wissen als ich, ob der Oberst zurückkommt und ob er dann noch Zeit hat zu denken an schöne Balldamen. — Nu, was hat mein Kind?"

Judith bezwang ihr Schluchzen. „Vater," flehte sie, „nimm mich mit, wenn du weg mußt! Ich will bei dir sein und dir dienen, wo es auch sei."

Der Alte erhob sich und faßte sanft ihre Hände. „Nein," sagte er. „Mein Kind soll hier bleiben, wenn es soweit kommt, und soll verwahren das Haus ihres Vaters, daß er es geordnet finde und geschmückt und nicht wie einen Ort der Verwüstung, wenn ihn der Ewige wieder heimführt zu seiner Schwelle. Aber ich danke dir, Judith, daß du nicht vergissest des vierten Gebotes, welches der Allmächtige gesprochen hat auf dem heiligen Berge, aus den blitzenden Wolken, und Mose eingegraben auf ehernen Tafeln." Er küßte sie auf die Stirn. „Nun geh und bringe mir Speise und Trank und verschließe die Thür hinter dir; wir werden viel zu besprechen haben, und es ist eilig. Denn wir wissen nicht Zeit noch Stunde, wann uns die Hand des Ewigen heimsucht um unsrer Missethat willen."

Zur selben Zeit trabte ein einsamer Reiter durch den Kottenforst, den großen Bergwald westwärts der Stadt, in der Richtung nach Schloß Herzogsfreude. Er war sichtlich des Weges kundig. Nach flüchtigem Umblick bog er vor dem Walddörfchen links ab von der Straße auf eine breite Schneise, dann fünfhundert Schritte weiter auf eine halb verwachsene Allee, die im weiten Bogen das Dorf umflügelnd sich thalwärts senkte, um erst am „großen Kreuzwegpunkt," vor dem Rollschen Jagdhaus, die Straße wieder zu erreichen. In dieser Einsamkeit lag der „neue" Schnee noch rein, von keinem Menschentritt versehrt. Manchmal rieselte von den langen Queräften der Eichen und Tannen überm Weg eine weiß-kalte Staubwolke nieder. Dann schnob das Pferd sich schüttelnd auf; der Reiter im grauen Soldatenmantel schien nicht darauf zu achten; er saß sinnend, das Haupt unter der hohen Mütze mit dem Reiherstutz fast müde geneigt. Plötzlich, schon nahe der Stelle, wo der Weg die Thalsohle hinter dem Schloß erreichte, wurde das Pferd unruhig, der Reiter zügelte es und spähte aufmerksam auf den Boden dicht vor ihnen. Eine Spur zog sich da wegüber durch die Neue, wie Fußstapfen eines mittelgroßen Hundes, doch ohne den breitern Sohlenstempel eines menschlichen Begleiters. Der Reiter prüfte sie, ein wenig sich zur Seite beugend, und nickte bestätigend. Leise, wie unbewußt, und wenig passend zu seiner Uniform murmelte er den alten deutschen Waidmannslehrspruch:

„Hundsfährte breit, die Klauen geschieden überall,
Wolfsfährte vorn geschlossen, lang und schmal."

Er schüttelte das Haupt, wie in abwehrendem Sichbesinnen, und trieb das ängstlich widerstrebende Pferd über die Wolfsspur weg. Aber an der nächsten, letzten Wegbiegung hielt er es hastig an. Kaum hundert Schritte voraus, jenseits der Straße, lag ein niedriges, breitgestrecktes Jagdhaus; und dicht vor ihm, unter einer breiten Eiche, stand ein hochgewachsener Mann mit grauem Haar und Schnurrbart,

gestützt auf den Arm eines schönen Mädchens in kurzem Jägerrock mit hohen Stiefeln, die Büchse auf dem Rücken. Sie blickte hochmütig zur Seite; auch ob ihr Begleiter den kurzen militärischen Gruß erwiderte, blieb unerkennbar. Der Reiter sprang ab und schlang den Zügel um einen Ast. Dann wandte er sich dem Herrn zu. „Es ist mir lieb, daß ich Eurer Excellenz hier begegne.“

„Sie wissen vielleicht nicht, daß dies Stück Wald und Weg zu meinem Privateigentum gehört,“ erwiderte der Freiherr von Roll schroff.

Der Oberst Roland Martin lachte kurz auf. „Und daß Sie mir den Aufenthalt hier mit Gewalt versagen könnten?“ ergänzte er spöttisch. „Zwei Hirschfänger und eine Büchse gegen meinen Säbel, — Sie sind freilich in der Übermacht, wie schon früher. — Indes gestatten die derzeitigen Landesgesetze ja wohl freien Weg für jedermann, und ich wollte hier nur durchreiten, um Ihnen eine Botschaft zu bringen.“

„Von wem?“

„Von mir selbst, und ganz im Vertrauen. Ich glaube seit zwei Stunden fürchten zu müssen, daß einige Narren in der dermaligen Civilverwaltung dieses Landes Lust haben, ein Gesetz zu proben, das die ehemaligen Adligen mit Haft und Schlimmerm bedroht. Deshalb wollte ich Sie warnen. Fliehen Sie, wenn möglich. Kann ich Ihnen mit meinen Privatmitteln dazu helfen, so bitte ich über mich zu verfügen.“

Der Freiherr blickte ihn überrascht an. „Weshalb?“

Der Oberst zögerte einen Moment. „Die Vollziehung jenes Gesetzes — ich bedaure es tief — ist der militärischen Macht übertragen, die ich zur Zeit hier vertrete. Man könnte — Sie könnten das, was ich gezwungen wäre zu thun, als ein Werk persönlicher Rache auslegen.“

Godleva hob das schöne Haupt nach ihm hin. Aus den blauen Augen sprach ein fassungsloses, zornig-schmerzliches Staunen. Der Oberfalkenmeister verdeckte seine Verwunderung hinter einem Lächeln bitterster Ironie. Langsam sagte er: „An die Verwechslung von Rache und Dank hat uns die Göttin schon gewöhnt, deren Livree Sie tragen. Es ist löblich, wenn ein junger Mann sie noch anscheinend peinlich empfindet. Aber warum so schüchtern? Sie haben die Gewalt. Es ist ja schon über sieben Jahre her, daß ich Ihnen in jenem Schlosse drüben mehr ein Lehrer denn Vorgesetzter war. Zum Dank für mein Vertrauen bethörten Sie das Herz meines Kindes. Sie waren — ich lass' Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren — ehrlich genug, es mir zu gestehen. Ich hab' Sie nicht mit Hunden hinausgejagt, nur entlassen in eine Welt, die schon wirr und wüst genug war, um Sie auf der rechten Seite, im Dienste der gerechten Sache, irgendwie zeitig genug einen Adelsbrief finden zu lassen, — ein Wappenschild, das sich bei aller Neuheit zur Not an den Schild mit den zwei Hirschstangen vom Kaiser Ruprecht her anstoßen ließ. Aber Sie verschwanden von Stund an —“

Ein dürrer Ast brach krachend unter dem zornigen Faustgriff des Obersten ab. „Ist dies noch Hohn oder Wahnsinn? Wollen Sie mich im Ernst glauben machen, daß Sie nichts wußten — noch jetzt nichts wissen von dem, was Sie mein Ver-

schwinden zu nennen belieben? Muß ich — ich selber es Ihnen erzählen, wie ich — verschwand?"

Der Freiherr zuckte die Achsel. „Ich lege keinen Wert darauf."

„Aber ich," sagte Godleva schnell. „Ich will keine Rechenschaft über gebrochene Treue. Aber ich dulde nicht, daß man meinen Vater in Rätseln beleidigt. Ich fordere die Lösung."

Der Oberst starrte ihr in das bleiche, zornige Gesicht wie auf ein Gespenst. „Entweder bin ich von Sinnen oder Sie. Oder — aber nein, es ist nicht möglich, daß eine Ähnlichkeit mich narrt. Ein Wesen wie dies, so schön und trugvoll, schafft kein Gott zum zweiten Male. Es ist wirklich Godleva, — das Mädchen, das mich innerhalb drei Tagen erhörte und verriet."

Godleva fuhr erschreckt zusammen. Ihr Vater trat mit zornig erhobener Linken auf den Oberst zu. „Dieses Wort —"

„Dieses Wort ist freilich zu mild für die That," unterbrach ihn der Oberst schroff. „Ich überlasse es Excellenz, sich ein treffenderes auszusinnen. Aber es scheint wirklich, daß Sie nicht genügend Bescheid wissen. Ich werde Sie aufklären, wie es diese Dame befiehlt. Als ich mich vergeblich bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter bewarb — eine Stunde, nachdem sie Schwur und Kuß mit mir getauscht, ließen Sie mir einen Schimmer von Hoffnung, aber Sie verboten mir, inzwischen noch einmal mit ihr zu reden. Dieses Verbot hab' ich übertreten, am dritten Tage — den folgenden Tag sollte ich mich mit Ihrer Empfehlung in Ehrenbreitstein als Freiwilliger bei den kurhessischen Jägern melden. Es gelang mir, Ihrer Tochter heimlich einen Ring und einen Brief zu senden, in dem ich sie wenigstens um ein schriftliches Lebewohl bat. Es war ein Brief, wie ihn schwärmerische Liebe schreibt, die keinen Rang kennt als ihren eignen. Konnte ich ahnen, daß man ihn zu keck und zudringlich finden werde, daß man sich bereits mit einer standesgemäßern Partie trug und in dem entlassenen bürgerlichen Jäger nur ein lästig gewordenes Spielzeug sah?"

Der Baron blickte fragend auf seine Tochter. Sie schüttelte das Haupt; aus ihrem dem Oberst zugewandten Antlitz sprach das äußerste, erschreckte Staunen. Der Oberst achtete nicht darauf. Finster lächelnd fuhr er fort: „Ich bekam mehr als ich erfleht hatte. Ein Briefchen von Ihrer Tochter beschied mich auf den Abend in das Gehölz hinter dem Garten der Sternenburg, nächst der Fronerei; dort sollte ich eine Abschiedsgabe empfangen . . . Und ich habe sie empfangen. Die Überbringer waren zwei Panduren, von jener Räuberbande, die damals unter kaiserlicher Fahne im Poppelsdorfer Schloß hauste, und die Abschiedsgabe war dies!" Mit zornbebender Hand riß er die Mütze ab und deutete auf die Narbe.

Godleva schrie laut auf und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Der Oberst wandte sich zu ihr. Er lächelte bitter: „So ernst war es wohl nicht gemeint, mein Fräulein? Nehmen wir an, daß es meine Schuld war. Warum setzte ich mich zur Wehr? Man sprach wohl nur von einem kleinen Denkzettel, als man Sie bestimmte, das Lockbriefchen zu schreiben?"

„Roland!" schrie Godleva. Sie trat dicht auf ihn zu und blickte ihm lange ins Gesicht, mit dem Ausdruck grenzenloser, schmerzlicher Enttäuschung. „Und das —

das haben Sie von mir glauben können!“ Der Schmerz in ihren Zügen erstarrte zum verachtenden Stolz. Sie kehrte sich ab und that wankend einige Schritte, als wolle sie ohne ein weiteres Wort heimkehren. Aber ihr Vater winkte ihr zu bleiben. „Noch nicht,“ sagte er mit erkünstelter Ruhe. „Ich wünsche Ihre Geschichte zu Ende zu hören, mein Herr.“

„Ich denke, für Sie ist sie zu Ende,“ antwortete der Oberst Martin trotzig. „Als ich wieder zu mir kam, nach langem Wundfieber, lag ich in der Fronerei. Ich erfuhr, daß mich ein Wanderer gefunden und die Leute aus der Fronerei herbeigerufen hatte. Und ich erfuhr auf vorsichtiges Fragen, daß Sie mit Ihrer Tochter — und mit dem Marquis von Croisy am Tage nach meinem — Abschied nach Arnsberg ans Hoflager gereist seien. Unter den Händen des Scharfrichters genas ich — und acht Wochen später trat ich ein, — aber bei den Dragonern Beurnonvilles. Danken Sie es Ihrer Tochter, wenn ich die gerechte Sache anderswo gefunden habe, als im Lager der Aristokraten — und Panduren. Ich war zum zweitenmal ein verwaistes Bettelkind, ohne Heimat, ohne Nation, ohne Liebe, — doch welches Interesse hat das für Sie? Diese Narbe ist die Scheidespur zwischen Ihrem Hause und mir, ich habe keine Rechnung mehr mit Ihnen.“

„Aber ich mit Ihnen,“ erwiderte der Freiherr. „Ich verzichte auf Ihren Dank für das Gute, das Sie etwa von unserm Hause früher empfangen zu haben glauben, und ich weise mit Verachtung die Schonung ab, die Sie mir mit der Miene der Verachtung bieten. Sollte es der sogenannten Regierung des Landes gefallen, Sie als Schergen nach mir auszusenden, so hoffe ich, daß Sie ihr den Dienst nicht verweigern. Es ist Ihre Schuld, daß Sie ihn leisten müssen. Aber Sie haben eine Anklage gegen die Baronesse Godleva von Roll erhoben, deren Vormund und Richter ich bin. Ich fordere die Beweise — und wenn, wie ich nicht zweifle, die Beweise ausbleiben, fordere ich die Genugthuung. Sie sind Offizier — ich will ausnahmsweise auch einmal das Portepee der Republik für satisfaktionsfähig halten — und ich habe noch eine Hand, die Pistole zu halten. Ihre Beweise, mein Herr!“

Godleva hob abwehrend die Hand. „Wozu das, mein Vater? Ich schwöre — aber muß ich es noch beschwören? — daß ich niemals einen Brief von ihm empfangen habe, niemals einen Ring, und ihm niemals eine Zeile von meiner Hand übersandt habe.“

Der Oberst blickte sie verwundert an. „Es war Ihre Hand,“ sagte er, „ich kannte sie gut genug von so viel Briefen an Ihren Oheim in Koblenz . . .“

„So zeigen Sie sie uns doch!“ rief der Freiherr.

Der Oberst errötete verwirrt. „Ich habe sie nicht mehr. Ich weiß genau, daß ich das Billet in der Hand hielt, als jene Burschen auf mich eindrangen. Aber ich hatte es nicht mehr, als ich wieder zu mir kam, und keiner von den Leuten in der Fronerei wußte etwas darüber. — Es ist auch begreiflich. Die Mordbuben werden nicht so dumm gewesen sein, es mir zu lassen.“

„Der Scharfrichter Fischer ist tot,“ sagte der Freiherr sarkastisch.

„Ja. Ich erfuhr es am ersten Tage nach meiner Ankunft, als ich ihn aufsuchen wollte. Er ist zu früh für meinen Dank gestorben.“

Der Freiherr lächelte noch spöttischer. „Und jener Wanderer, der Sie auffand?"

„Der Scharfrichter kannte ihn nicht . . . Aber was sollen diese Fragen?" sagte der Oberst stolz. „Ich verlange für meinen Eid denselben Glauben wie die Baronesse Roll. Und ich beschwöre bei dieser Narbe, daß ich kein Wort anders gesagt habe, als ich es erlebt — und in diesen sieben Jahren vieltausendmal wieder durchlebt habe. Im übrigen — fangen Sie doch auf Ihrer Seite an, wenn Sie Zeugen verhören wollen! Oder sollte zum Unglück Ihre Zofe Gertrud auch schon tot sein? Sie war ja die Botin bei diesem Briefwechsel."

„Ah!" Godleva atmete tief auf. Ihr Vater nickte bedeutsam. „Die Wahl macht Ihnen viel Ehre, mein Herr," sagte er spöttisch. „Leider weilt jene anmutige junge Dame auch schon nicht mehr unter den Lebenden. Sie ist im Jahre 1793 gestorben, — im Spinnhause zu Arnsberg. Ich mußte sie an diesen angenehmen Ort überweisen, weil sich kurz nach unsrer Ankunft erwies, daß sie seit langem stahl wie ein Wiesel und nebenbei den Marquis von Croisy für die Ablehnungen meiner Tochter zu entschädigen suchte, — in meinem eignen Hause . . . Warum sollte sie nicht auch einen Brief gefälscht haben? Aber sie war doch ehrlicher als wir dachten. Den kleinen hübschen Türkisenring an ihrem kleinen Finger — wir glaubten hinterher, sie habe auch den irgendwo gestohlen, aber sie blieb dabei, sie habe ihn von einem Herrn erhalten. Vielleicht war es der Ihrige, mein Herr?"

Der Oberst taumelte zurück, seine Hand griff tastend ins Gebüsch. „Mein Gott," stöhnte er, „wenn es so wäre, — wenn uns ein Betrug, teuflisch und plump, geäfft hat alle diese Jahre über . . . o dann kann kein Wort und keine That vergessen machen, was ich an dir gesündigt habe, Godleva!"

„Nein," sagte sie hart; aber ihre Augen standen in Thränen. „Ich kann nicht vergessen. Einen hab' ich geliebt und ihm vertraut und trotz allem im stillen auf ihn geharrt alle die Jahre, — ich konnte nicht anders. Als ich ihn zuerst wiedersah, und er grußlos an mir vorüberritt, da hab' ich erst gefühlt, wie weh ein Mensch dem andern thun kann. Aber nun weiß ich es noch besser. Nun weiß ich, wie leicht mein Liebesschwur für den Einen und Einzigen wog, dem ich ihn gab. Gott weiß, wie ich dich geliebt habe, Roland Martin, — ich habe mit meinem Herzen gehadert darum bis auf diesen Tag. Aber daß du mir das zutrauen konntest, — daß du nicht eher an all deinen Sinnen zweifeltest als mir zutrautest, daß ich dich verraten könnte — das kann ich nicht vergessen. Und du wagst es, meinem Vater helfen zu wollen? Die Wölfe im Wald vertrauen einander mehr, als du mir bewiesen hast. Ich will eher Hilfe annehmen von den Wölfen als von dir." Ihre Worte erstarben in krampfhaftem Schluchzen. Der Freiherr faßte ihre Hand. Seltsam bewegt wandte er den Blick von ihr auf den Oberst. „Schweig still, Godleva," sagte er leise. „Du weißt nicht, was du sprichst. Es könnte dich reuen, daß du den bestraft hast, der seine Strafe im eignen Herzen trägt — und den du dennoch selber im Herzen hegst." Er richtete sich straff auf. „Sie haben revoziert", sagte er laut, „ich will um die Form nicht rechten und verzichte auf weitere Genugthuung." Mit kurzem Gruße wandte er sich ab und schritt neben seinem Kinde zu Thal. Der Oberst starrte ihnen unbeweglich nach, bis sie drunten hinter dem Thor entschwanden. Dann raffte er sich fast mühsam auf. Er bestieg sein Pferd und ritt langsam zurück.

In leisen, dichten Flocken sank der Schnee vom grauen, sonnenlosen Wolkenhimmel und verdeckte hinter ihnen die Hufspuren wie die Wolfsfährte.

Bis gegen Abend währte der Schneefall. Den Martinskindern in der Stadt war es ein Vergnügen mehr zu ihrem Feste. Sie bauten Schneemänner rund um den Scheiterhaufen vorm Koblenzer Thor, tanzten singend um die lodernde Flamme und guckten lachend zu, wie die weißen Männer von seiner Glut kläglich schmolzen. Über soviel Freuden übersahen sie und ihre erwachsenen Zuschauer fast das Herannahen einer schwerfälligen Kutsche, die unhörbar auf der weichen Schneedecke der Landstraße heranrollte. Aber der Militärposten am Thor hatte das Zeichen am Kutschenschlag und die Uniform des Kutschers erkannt und rief die Wache heraus. Verwundert, betreten guckten Kinder und Bürger durch die breiten, grell vom Feuer erhellten Glasfenster. Dadrinnen saß der Bürger Geich im Reisemantel und zu seiner Rechten ein langer, hagerer Gast mit reichbetreßtem Federhut. Lässig, kalt und hochmütig erwiderte der Fremde den militärischen Salut, der seiner Würde zukam. Es war der oberste „Chef der Exekutive“ in den „annektierten Rheinlanden“, der Präsident der Central-Kommission, Bürger Lecanal. Sein Kammerdiener und ein Schreiber folgten in einem zweiten Wagen.

IX.

Über den beschneiten altertümlichen Treppengiebeln des Marktplatzes flimmerte das karge Licht einer Nachmittagssonne, die sich nur eben als rötliche Scheibe von dem eintönigen matten Wolkengrau abzeichnete. Die Wimpel am Freiheitsbaum hingen steifgefroren schlapp herab; wenn ein Windstoß sie aneinander rieb, klang es wie ein fernes Geklirr von Glas oder Metall zwischen das klatschende Geräusch der großen Fahne, die seit gestern abend auf dem Dache des Rathauses flatterte. Um den Freiheitsbaum war ein Gedränge, Kommen und Gehen neugieriger, ängstlicher Menschen. Sie guckten nach den Fenstern des Rathauses hinauf oder sprachen miteinander aufgeregt, aber flüsternd und mit scheuem Sichumblicken, ob nicht etwa einer von der kleinen Partei der Entschiedenen oder Klubbisten in Hörweite stehe. Aber auch denen war es sichtlich beklommen zu Mute. Das böse Gewissen trieb sie immer wieder zusammen und ließ doch keine laute Rede zwischen ihnen aufkommen. Die großen Phrasen und Theorien, mit denen sie sich sonst im Klub und auf den Gassen breitmachten, wollten nicht recht mehr heraus, nun die thatsächliche Folgerung plötzlich vor ihnen stand. Zuweilen versuchte es noch ein Wortführer mit einem republikanischen Hochruf, in den dann die andern nervös einstimmten, wie Kinder, die vor Angst im Dunkeln singen. Es that ihnen auch keiner von der Menge den Gefallen mitzuschreien, als einzig ein zerlumpter Kerl mit langen roten Strubbelhaaren und unruhigen schwarzen Augen, der auf dem gebückten Rücken einen großen Sack trug. Die Handwerker und Kleinbürger wichen ihm mißbilligend aus. „Was ist das nur für ein Kerl?“ fragte einer den Nachbarn. Der zuckte verächtlich die Achseln: „Ein verkommener Lumpenhändler aus Köln oder irgendwo daher, er logiert in einer Spelunke unten am Rhein. Was hat er sich hier mit seinem Lumpensack herumzudrücken?“ „Ich wollte,

er hätte die Republik drin," brummte ein dritter, und die Zuhörer lachten, verhalten und klanglos, wie es die Menschen unter der Tyrannei lernen. „Geb Gott, daß sie bald einer in den Sack steckt." „Aber wer? Von dem Bonaparte ist es auch wieder still geworden." „Wer weiß, ob er nicht schon selber drin steckt." „Dann hat unser Oberst auch ausgespielt. Er ist ja schon von seinem General nach Köln befohlen, wer weiß, ob er wiederkommt." „Und derweil hat der versoffene Major Hahnebein das Kommando, der tanzt, wie der Lecanal pfeift." — „Der Lecanal, das ist ein grausamer Mensch." — „Ja, nicht einmal die Frauen und Kinder dürfen zu den Verhafteten. Und wie er sie verteilt hat. Der Munch und die übrigen aus der Stadt sitzen in der Infanterie-Kaserne oder im Schloß, aber den Roll hat der Lecanal durch einen Zug Husaren auf Schloß Herzogsfreude holen lassen, wo er früher Schloßhauptmann war, und zur Gesellschaft haben sie ihm den Juden Manasse hinausgeschickt." „Das ist gemein," fuhr einer heraus und fing alsbald an, aus Verlegenheit zu pfeifen, da er dicht neben sich die Augen des Lumpenhändlers blinkern sah. Aber der Mann mit dem Sack schien jetzt selber zu fühlen, daß er hier lästig wurde. Er entfernte sich in der Richtung nach dem nächsten Stadtthor.

Droben im Rathaus, vor dem zwei Infanteristen im Paradeanzug starr und stumm Wache hielten, tagte die Munizipalität. Auf dem Präsidentensessel aber saß jetzt der Bürger Lecanal; ihm zunächst an der mit grünem Tuch beschlagenen Tafel links der Bürger Geich und rechts der dicke Mainzer Major, der sich hier sichtlich unbequem fühlte, aber doch aus Prinzip weder zu fehlen noch zu widersprechen wagte. Statt des Stadtschreibers Luchesi protokollierte der Sekretär Lecanals, ein kleiner magerer Pariser, die Verhandlungen. Es ging aber etwas holprig; denn der derzeitige Civil-Diktator der Rheinlande verstand nur französisch, und auch dies in der Aussprache der meisten Beisitzer nur mangelhaft. Einige von ihnen waren in dieser Sprache noch fast ganz Unwissenheit, und es war nicht bloß politische Vorsicht, wenn sie auf jede Meinung des General-Gewaltigen nichts antworteten als „wui, zitoajeng."

Der Bürger Lecanal war ein hagerer schmalschulteriger Mann in der Mitte der Vierziger etwa, von gelblicher Gesichtsfarbe, glattrasiert, mit schlichtem schwarzen Haar, das bis auf den gestickten Kragen seines Amtsfrackes niederhing. In seinem ganzen Wesen lag ein Ausdruck von Kälte und Härte; er sah nicht aus, als ob er jemals von Herzen gelacht habe. In den ersten sechs Jahren der Revolution war er einer der thätigsten Führer der Pariser Jakobiner gewesen; einer von jenen verbissenen und rücksichtslosen Strebern, die sich auf den Schultern des Pöbels vom stellenlosen Advokaten zum einflußreichen Politiker, vom Volksführer zum Volksbeherrscher aufschwangen. Die Clique, die seit einigen Jahren die Republik „regierte", stand zu diesen „alten Jakobinern" in einem zweideutigen Verhältnis. Sie bekämpfte sie als Gesamtheit und war ihrer ein paarmal nur durch die Beihilfe entschlossener Generale gewaltsam und mühsam Herr geworden. Einzeln suchte sie die Befähigtsten oder Gefährlichsten zu ködern, indem sie ihnen irgend einen gewichtigen Verwaltungsposten überließ, am liebsten in den „annektierten Gebieten" oder den „Schwesterrepubliken". Auf diese Weise wurden sie in Paris unschädlich und in der Ferne nützliche Werkzeuge zur Erpressung der ungeheuren Summen, deren so verschwenderische und gewissenlose Regenten wie der ehemalige Graf Barras, das Haupt des „Directoire", stets

bedurften. Sie waren gehaßt, aber auch gefürchtet, wie alle Inhaber außerordentlicher Vollmachten unter einer schwachen Regierung. Unter der Maske fanatischer Freiheitsapostel plünderten und bedrückten sie die Unterthanen ebenso gründlich wie irgend ein fürstlicher Tyrann des ancien régime in Perücke oder Zopf, und um so gründlicher, je mehr sie ahnten, daß ihre Herrlichkeit nicht lange dauern könne.

Der Vorgänger Lecanals war ein Einheimischer gewesen, etwa eine höhere Nummer von der Sorte des Bürgers Eichel, kein Genie, aber ein wohlmeinender und fleißiger Verwalter. Der Bürger Eichel und seine Kollegen hatten den Unterschied schon aus der Ferne gemerkt und bekamen ihn jetzt deutlich zu fühlen. Mit heimlichem, aber tiefstem Ingrimm schielten sie nach ihrem Präsidenten Geich hin, der ihnen in seinem weltfernen Fanatismus diesen Plagegeist persönlich hergeholt hatte. Es war ein erschrecklich langes Sündenregister, das ihnen der Bürger Lecanal in galligem, nur ab und zu von abgestandenen Konventsphrasen unterbrochenen Geschäftston vorhielt. Sie ahnten ja doch, worauf es am Ende hinauslief: stärkeres Auspressen des Schwammes durch Kontribution und Konfiskation „zur Hebung des republikanischen Geistes“, nachdem man diesen Geist durch etliches Schreckensregiment zweckdienlich erschüttert hatte.

Einstweilen fehlte dem Bürger Lecanal doch noch die rechte Handhabe. Lieber als alle aristokratischen Flugblätter und Gräberbeleuchtungen wäre ihm eine kleine Gewaltthat gewesen, die den notdürftigen Rechtsgrund zur Anwendung seiner äußersten Schreckmittel lieferte. Wenigstens einen Ersatz — einen Verdacht — hatte er scharfsinnig herausgefunden: wo war der Stadtschreiber Luchesi? Wenn ein so ausgezeichneter Patriot — ein so verdienstvoller Beamter nicht bald gefunden wurde — man hatte bereits Boten und Patrouillen ausgesandt —, wenn er überhaupt verschollen blieb, so lag nichts näher als der Gedanke an einen aristokratischen Rachemord. Der Bürger Lecanal war eben dabei, seinen schaudernden Zuhörern die Möglichkeit und gesetzliche Folgenschwere einer solchen Schandthat in wirksamen Farben auszumalen, als in dem gedämpften Volksgeräusch draußen auf dem Markte lautere und fast freudige Töne aufklangen, unverkennbare Hochrufe in deutscher Sprache, dazwischen Pferdegetrappel und Säbelklirren. Die Gemeinderäte sahen einander verwirrt, mit scheuer Hoffnung an. Der Ratsdiener von draußen öffnete sehr weit die Thür, und auf der Schwelle erschien zwar nicht der Patriot Luchesi, aber der Oberst Roland Martin mit seinem Adjutanten, der im Vorzimmer blieb. Das Antlitz des Obersten war wohl nicht bloß von der Eile des Rittes gerötet, und aus dem Blick, mit dem er die Versammlung maß, sprach so viel männliche Verachtung, daß es die armen Seelen der Gemeinderäte fast wohlig überschauerte. Der Major fuhr so hastig auf, daß der Sessel umfiel, und grüßte militärisch.

Auch der Bürger Lecanal erhob sich, langsam, mit gemessener Würde lächelnd, und schritt dem Oberst bis auf halbem Weg entgegen. Er sagte einige wohlgesetzte Phrasen und streckte vergeblich beide Hände zu republikanischem Biedermannsgruße aus. „Jawohl,“ sagte der Oberst sehr kühl, „Sie sind hier zur Inspektion der Civilverwaltung erschienen. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Ihre Sitzung einen Augenblick störe. Aber wie ich höre, haben Sie, Bürger Lecanal, über die Teilnahme der militärischen Behörde an Ihren Verhandlungen Ansichten, die ich nicht teile, — Sie

wollen mir gewiß möglichst bald Bericht erstatten, Major, — ich werde Ihnen sogleich nach dem Schloß nachkommen und alsdann auch die Behandlung der Garantiegefangenen regeln. Man hat mir da merkwürdige Dinge erzählt." Der Major salutierte und trat ab. „Uff," sagte er draußen zu dem Adjutanten, „das giebt mal wieder einen netten Salat. Aber gut ist's doch, daß Ihr wieder da seid. Was hat's denn in Köln gegeben?"

„Gar nichts," antwortete der Adjutant. „Der General Brüne hat sich aus Holland ein neues Punschrezept und einige neue Ideen über Felddienstübungen mitgebracht. Da hat er denn die Kommandeure aus allen Garnisonen zusammengetrommelt und ihnen beides vorgesetzt. Es ist recht spät geworden gestern abend. Sehr nette Damen waren da. Aber der Oberst war merkwürdig zerstreut."

Unterdes sagte drinnen der Bürger Lecanal mit etwas unnatürlicher Freundlichkeit: „Es versteht sich, Oberst Martin, daß ich in meinen Dispositionen gern jede Rücksicht auf Ihre Meinung nehmen werde. Aber diese Leute, deren Verhaftung mir nötig schien, sind —"

„Es sind Leute, deren Verhaftung Ihnen zweckmäßig schien," versetzte der Oberst. „Das genügt mir vollständig. Nach dem Gesetz hat die Militärbehörde diese Leute auf Ihren Antrag zu verhaften und in Gewahrsam zu halten. Mein Stellvertreter hat das ja schon besorgt. Das Weitere ist meine Sache. Über die Behandlung der Verhafteten habe ich, so lange ich das Kommando hier führe, zu verfügen und werde dies sogleich thun. Eine Teilnahme der Kommandantur an Ihren Beratungen liegt nicht in meiner Absicht. Ich bin für eine reinliche Scheidung der Geschäfte. Ihre amtlichen Wünsche bitte ich an mein Büreau zu richten." Er grüßte kurz und verließ den Saal.

Als er das Vorzimmer seiner Wohnung im Schloß betrat, gewahrte er auf einem Stuhl im Winkel eine weibliche Gestalt, die einen dunklen Spitzenshawl um Haupt und Schultern trug. Eine flüchtige, thörichte Vermutung ließ ihn jäh zusammenfahren. Aber als sie sich erhob und ihm demütig entgegenblickte, erkannte er Judith.

„Sie hier, Bürgerin?" sagte er etwas zerstreut. „Aber freilich, ich weiß ... Ich bedauere es tief —"

„Sie haben ihn in Nacht und Nebel fortgeschleppt," schluchzte Judith, „einen alten Mann, der niemand etwas Böses gethan hat ... Nicht einmal eigenes Bettzeug sollen sie mitnehmen, — der Lecanal hat es verboten ... Und ich durfte nicht mit. Sie haben mich mit Gewalt von ihm gerissen ... In Jammer und Thränen habe ich gesessen, bis ich den Jubel auf der Straße hörte, da wußte ich, Sie sind wieder da, Sie werden ihm helfen ... und bin hierher gelaufen ..."

Der Oberst empfand das ganze hilflose Unbehagen des Mannes vor Weiberthränen. „Aber so beruhigen Sie sich doch, Bürgerin ... ich werde ungesäumt alles anordnen, was ich vermag ..."

Das klang so gelassen, und er blickte sie dabei so freundlich-eilig an, — Zweifel und Bitterkeit übermannten sie. „Wenn meine Bitte so wenig gilt," rief sie, „so helfen Sie doch dem Manne, der Ihnen einmal das Leben gerettet hat!"

Der Oberst zuckte ahnend zusammen. Wie im Traum, mit fremder Stimme klang es von seinen Lippen: „Es war ein unbekannter Wanderer ..."

„Es war mein Vater," rief sie, „der die Panduren fortscheuchte, die Sie schon niedergeschlagen hatten, der die Leute von der Fronerei herbeirief und bezahlte, daß sie Sie ordentlich verpflegten . . ."

Die Thür zum Arbeitszimmer öffnete sich. Eine Ordonnanz erschien und stand beim Anblick des Obersten stramm.

„Was machen Sie da drinnen?" fragte der Oberst unwillig.

„Ich habe auf Befehl Feuer im Kamin gemacht, mein Oberst," antwortete der Husar.

„Befehl — von wem?"

„Befehl von Major Hahnebein."

In der furchtbarsten Spannung mußte der Oberst doch über die feurige Dienstwilligkeit des dicken Mainzers lächeln. „Es ist gut, ich danke." Die Ordonnanz verließ das Vorzimmer. Der Oberst öffnete die andre Thür und ließ Judith mit einer Verneigung vorauf. Er geleitete sie zu einem Sessel am Kamin und blieb ihr gegenüber stehen. „Woher wissen Sie das?" fragte er.

„Mein Vater hat es erzählt. Und der Bürger Eichel weiß es auch — der frühere Scharfrichter, der Meister Fischer hat es ihm auf dem Sterbebett berichtet. Er starb im Armenspital."

Der Oberst nickte düster. „Ein Vorwurf mehr für mich."

Judith blickte ihn fragend an. Mit eifersüchtiger Hast und doch errötend vor ihrem eignen Fühlen und Thun fuhr sie fort: „Mein Vater erzählte mir auch noch von einem Zettelchen, das er damals an sich nahm, damit es Sie oder sonst wen nicht in Ungelegenheiten brächte . . . Sie hielten es in der Hand . . . Ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, — aber ich wußte, wo mein Vater es verwahrte, — ich habe jetzt die Schlüssel, — und so hab' ich es als Beweisstück zu mir gesteckt, ehe ich vorhin hierher zu Ihnen lief . . ."

„Ah, — und wer weiß davon sonst noch?"

„Ich denke, niemand."

„Zeigen Sie es her."

Sie gab es ihm zögernd, verschüchtert durch den herrischen Ton. Ein weißes Blatt war's, mit wenigen Zeilen beschrieben und mit dunklen Spuren, die sich in dem hellen Widerschein des Holzfeuers rötlich abhoben. Judith beobachtete das Gesicht des Obersten, während er die Schrift betrachtete, und unvermerkt nickte sie schmerzlich vor sich hin.

Der Oberst wandte sich mit einer raschen Bewegung zu ihr. „Ich danke Ihnen, Bürgerin, daß Sie mir das mitgeteilt haben. Sagen Sie Ihrem Vater, wie tief ich mich in seiner Schuld fühle. Er wird sie vermehren, wenn er auch ferner über jene Erlebnisse gegen — gegen andre schweigt. Was ich jetzt für ihn thun kann, soll kein Dank sein. Es ist meine Menschenpflicht und war beschlossen, ehe ich Sie hier fand. Ich will alles Zulässige thun, um den Leuten, die mich ein unsinniges Gesetz in Haft zu halten zwingt, wenigstens die Haft zu erleichtern. Sie können jederzeit zu Ihrem Vater reisen, ihm jede Bequemlichkeit bringen, und wenn Sie ihm Gesellschaft leisten, sollen Sie, wie alle andern in Ihrem Falle, jede Rücksicht finden, welche die Menschlichkeit hilflosen Damen schuldig ist."

Judith errötete verwirrt. „Er hatte mir verboten, bei ihm zu sein — aber ich möchte ihm doch gerne — noch heute —“

„Ich stelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung — es ist auch am besten so — ich habe ohnedies noch eine Ordonnanz hinauszusenden, und die Wege sind jetzt früh am Tag schon öde und dunkel —“ setzte er mit einem Blick auf die Berge hinzu, deren verschneite Gipfel jenseits des Stromes schon im rötlichen Wiederschein der Winterdämmerung zu blühen begannen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ja so — dies hier — Sie haben es gelesen?“

Sein forschender Blick zwang sie, daß sie beschämt das Haupt neigte.

„In diesem Fall muß ich Ihnen ja noch im Vertrauen einen kleinen Zusatz liefern,“ sagte er mühsam lächelnd. „Etwas, das Sie und Ihr Vater nicht wissen konnten . . . Dies Billet ist eine Fälschung . . . vielmehr ein Scherz . . . ein Scherz, wie man ihn damals in gewissen höfischen Gesellschaftskreisen für zulässig hielt — und hat natürlich mit der Dame, mit deren Namen man es unterschrieb, nichts zu thun . . . Ich fand es ganz zufällig . . . Es ist wirklich ohne Belang für die Geschichte und für meine Verpflichtung gegen Ihren Vater . . . Es ist am besten so erledigt.“ Er warf das weiße Blättchen mit den dunklen Blutspuren ins Feuer. „Ich wollte Ihnen das nur sagen, um Mißdeutungen zu vermeiden, — zumal Sie ja, wenn ich nicht irre, jener Dame heute noch begegnen könnten . . .“

„Ja, — ich verstehe —“ stammelte Judith. Es überkam sie, daß sie plötzlich vor ihm in die Kniee sank und seine Hand leidenschaftlich küßte.

Er hob sie verwundert, fast unwillig auf. „Nicht doch . . . Sie haben mir nichts zu danken, am wenigsten so . . . Bringen Sie Ihrem Vater meinen Dank. Ich werde sogleich das Erforderliche veranlassen, — der Wagen soll in einer halben Stunde vor Ihrer Thür halten.“ Er geleitete sie zur Thür und drückte ihr herzlich die Hand: „Gehen Sie mit Gott . . . Sie sind ein braves Mädchen.“

Judith neigte stumm grüßend ihr Haupt und schritt hinaus.

X.

In das verlassene Märchenschloß im Walde war plötzlich wieder Leben eingekehrt — ein Leben, laut und lustig wie einst an den Hofjagdtagen, nur unvergleichlich derber — in der Sprache jener vergangenen Tage zu reden: plebejisch. Aus den Prunkställen hinter dem linken Flügel des Hauptbaus klang Gewieher und Hufgestampf, dazwischen von rauhen Kehlen kunstlos, aber kräftig gebrüllt ein Soldatenlied. Auf dem vollmondhellen Vorplatz, zwischen schneeumhüllten Göttinnen und vereisten Marmorbrunnen, spielte der Wind mit Stroh, Federn von eben gerupften Hühnern und anderm Wegwurf der Einquartierung. Gleichmäßig und gleichmütig schritt vor dem Hauptportal ein Husar mit geschulterter Klinge wachehaltend auf und nieder. Andre, zu gemütlicherm Dienst kommandiert, machten sich als Heizer in der großen weiland Hofjagdküche rechts vom Schloßhof nützlich und schäkerten mit der Kastellanin, die inmitten einer Wolke von nahrhaften Düften an dem Riesenherd wirtschaftete und

auf keinen Soldatenwitz die Antwort schuldig blieb; — sie war bis zur Verwundung ihres Mannes Köchin in der Kantine eines Marseiller Regiments gewesen und fühlte sich endlich wieder in ihrem Element. Ihr Gatte saß nebenan mit dem Sergeanten am Fenster, weintrinkend, kurze Pfeifen rauchend und selig in Kriegsgeschichten. Nun unterbrachen sie ihr Gespräch und blickten neugierig-bewundernd nach der hohen Mädchengestalt, die drüben aus dem Portal trat, an dem salutierenden Posten vorüber. Der kommandierende Leutnant geleitete sie galant bis an den großen Brunnen. Zwei gewaltige Jagdhunde sprangen bellend vorauf.

„Parbleu, die ist schön," sagte der Sergeant. „Und die Haltung!"

„Ja, das mögt Ihr wohl sagen," antwortete der Invalide mit einem Anflug naiven Bedientenstolzes, als wäre mit dem Kastellansposten auf Schloß Herzogsfreude etwas von den Traditionen dieses Postens in ihn gezogen. „Bei der kann man noch von Noblesse reden. Wenn die Männchen von der Rasse alle so gewesen wären wie diese da, dann hätten sie uns noch gerade so unterm Daumen wie vor elf Jahren, mein Alter. Das heißt, hochnasig ist sie dabei doch nicht. Ich kenne sie ja schon länger. Meine Kleinen, der Numa und die Pompilia, sind ganz vernarrt in sie, so freundlich plaudert sie immer mit ihnen."

„Seht nur, da dreht sie sich noch mal an der Ecke um und guckt und grüßt nach dem Fenster. Aber von dem Alten ist nichts am Fenster zu sehen."

„Das sieht ihm ähnlich," nickte der Kastellan, „es ist ein Brummbär wie einer. Ich muß immer darüber nachdenken, wie ihm wohl zu Mut sein mag — als Gefangener Wand an Wand mit einem alten Juden hier in demselben Schloß zu sitzen, wo er vordem Gouverneur war."

Auch Godleva mußte, und mit größerm Rechte als der philosophische Invalide, „immer darüber nachdenken", während sie mit ihren Hunden auf der verschneiten, fast blendend schimmernden Straße zwischen tiefschwarzen Waldschatten heimschritt. Der kommandierende Leutnant hatte seine Weisung so menschenfreundlich als möglich gedeutet und dafür sogleich bei der Verhaftung des Freiherrn seine Gründe mit pariserischer Gesprächigkeit ausgeplaudert: „Achtung vor Unglück und Alter", „Gehorsam gegen die Wünsche der Schönheit" und allerhand andre Variationen einer „Ritterlichkeit, die unzertrennlich von den Traditionen unsres Regiments ist". Minder betont, doch sichtlich noch wirksamer als diese dreizehn Monat alten Traditionen spielte etwas andres mit: der militärische Unwillen, Polizeidienste für eine Civilverwaltung leisten zu müssen, die man in den meisten Offizierkreisen längst zum Henker wünschte. „Hoffentlich ist die Unannehmlichkeit, die ich Ihnen ankündigen muß, nicht von langer Dauer," hatte der junge Krieger bemerkt und mit einer schon fast wieder vorrepublikanischen Galanterie von einer „Zukunft" geschwärmt, „in der man den Vater einer so liebenswürdigen jungen Bürgerin nicht einzig wegen seiner Zugehörigkeit zum ehemaligen Adel dieses Landes belästigen wird." Übrigens war er selber von Familie und erwartete anscheinend von jener „Zukunft" auch für seine Person die Rückverwandlung aus dem „Leutnant Latour" in den so viel wohlklingendern „Vicomte de la Tour de Mont Saint-Jean". Einstweilen aber war er mit all seinen Zukunftsträumen doch „leider" praktisch noch an den Dienst der Republik gebunden. Godleva durfte ihrem Vater nicht in die Haft folgen — daran konnte auch der Leutnant

Latour nichts ändern; es war löblich und viel, daß er ihr auf eigene Faust von vornherein erlaubte, den Gefangenen zweimal täglich „auf einige Zeit“ zu besuchen.

Ein Trost war dabei, den Godleva umso stärker empfand, je leidenschaftlicher sie es ihrem Herzen abstreiten wollte, daß sie ihn empfinde: — die Verhaftung war nicht auf Befehl des Obersten Roland Martin geschehen. Aber dieser Trost schloß wieder eine andre Sorge in sich, die Godleva erst recht nicht in ihrem Herzen dulden wollte — ebensowenig wie das Bild dessen, dem sie galt — und folglich erst recht empfand.

Das Knurren der Hunde weckte sie aus ihrem Grübeln auf, als sie eben am „großen Kreuzwegpunkte“ angelangt war. Aus dem tiefen Schattenwinkel des Gebüsches an der Ecke der Allee trat ein Mann rasch, höflich grüßend, auf sie zu. Sie war von Natur mutig und hatte zwei Begleiter bei sich, die im Notfall gegen unliebsame Zumutungen noch besser schützten als ein Kavalier mit Hut und Degen. Aber ein Grausen, schlimmer als die Angst vor Unbekannten, überschauerte sie, als sie dem Mann in das jetzt voll vom Mond bestrahlte Gesicht blickte. Es war kein häßliches Gesicht im gewöhnlichen Sinne, und der Mann hatte trotz der Büchse an seiner Seite nichts Räubermäßiges. Er trug sich durchaus wie ein jagdliebender wohlhabender Landmann oder Bürger.

„Sie hier?“ rief Godleva. „Was wollen Sie hier?“ Es klang zornig und widerwillig zugleich. Aber der Fremde schien den Ton nicht zu verübeln. Er verbeugte sich lächelnd. „Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Sie mich nach sechsthalb Jahren so sicher wiedererkennen, meine gnädigste Baronesse. Aber es flößt mir einige Zweifel an der Vollkommenheit dieser Maske ein — zum Glück ist es nicht meine einzige. Oder soll ich so dreist sein anzunehmen, daß Ihre Gedanken sich eben mit mir beschäftigten? Der Vollmondschein im Walde ist ja so einladend zu gefühlvollen Erinnerungen. Vielleicht dachten Sie an jenes mir unvergeßliche Schäferspiel vor achthalb Jahren, drüben im Garten von Herzogsfreude, an Ihrem siebzehnten Geburtstag, wo ich die Ehre hatte, Ihnen —“

„Was wollen Sie hier?“ wiederholte Godleva.

„Pardon,“ erwiderte der andre. „Sie erinnern mich mit Recht, daß dieser Ort doch nicht so recht geeignet ist zu derartigen privaten Gefühlsschwelgereien, wo einem jeden Augenblick ein republikanisches Hornsignal vom Schloß drüben zwischen die schönsten Träume fahren kann. — Leider kann ich mein Erscheinen auch nicht mit neuen Staatsaufträgen entschuldigen. Wir verlieren wirklich nichts dadurch, daß Seine Excellenz Ihr Herr Vater einstweilen als Gast der Republik drüben festgehalten wird, wie ich mit Bedauern gehört habe. Ihr jüngstes Flugblatt — mein Kompliment! — aber es wäre auch sonst wohl das letzte geblieben. Bis das Gewitter in Paris losgegangen ist, ist es wirklich zwecklos, die Leute mit Prophezeiungen aufzuregen, ob das Dach oder der Blitz gewinnt. Unser gemeinsamer Freund und Vermittler Signor Luchesi hat sehr verständigerweise den Betrieb eingestellt und sich mit einem Passierschein von mir nach Arnsberg durchgeschmuggelt, nachdem ich mich vergewissert, daß er nichts Kompromittierendes unvernichtet gelassen oder mitgenommen. Seine verlassene Haushälterin und ihre beiden nachtwachenden Brüder werden schon aus Gründen der Selbsterhaltung einstweilen den Mund halten. Was mich angeht,

ich lebe wirklich seit drei Wochen völlig als Privatmann, teils als Lumpenhändler Peter Würges aus Krefeld und teils in dieser nur etwas salonfähigern Rolle hier, mit einem tadellosen Jagdschein der Republik nebst Signalement und allen sonstigen Requisiten. Die Kulisse, in der ich bisher nach Bedarf mein Kostüm gewechselt habe, liegt ganz hier in der Nähe, das alte Krähenhäuschen drüben an der Straße jenseits des Schlosses. Leider habe ich mir dort unerkannterweise gleich am ersten Abend durch einen nicht ganz waidgerechten Schuß Ihr merkbares Mißfallen zugezogen. Ich bin sonst ziemlich sicher, aber wenn man so viel Schönes vorübersausen sieht, kann man schon mal eine Ricke für einen Bock ansprechen. Und dann war ich an jenem Abend noch aus andern Gründen etwas zerstreut . . ."

Godleva stampfte mit dem Fuß auf. „Was wollen Sie hier?"

Der Mann im Sonntagsjägerrock ließ sich in seiner plaudersüchtigen Höflichkeit nicht stören. „Ich danke verbindlichst für den dritten Ruf zur Sache. In der That, was wollen wir noch hier? Verzeihen Sie, wenn ich ‚wir' sage und das ‚hier' etwas weiter fasse. So lange dieser interessante Bürger Lecanal hier im Lande regiert, wird er das Geschäft, Stimmung gegen die Republik zu machen, besser lösen als selbst der Freiherr von Roll Excellenz und seine liebenswürdige Tochter es mit aller Beredsamkeit vermöchten. Es ist auch nicht mehr nötig, daß man diese republikanischen Behörden mit Nachforschungen nach dem Ursprung geheimnisvoller Schriften aufregt und unter einander verhetzt; sie besorgen das schon selber. Also begnügen Sie sich — Sie sind ja inzwischen auch philosophischer geworden, meine teuerste Baronesse, und über die mimosenhafte Moral einer Siebzehnjährigen hinaus — begnügen Sie sich wie Ihr Herr Vater mit dem Bewußtsein, das Große gewollt und etwas dabei eingenommen zu haben —"

„Was soll das heißen? Sie wissen sehr gut, daß wir — wir diesen Dienst nicht um Geld gethan haben . . ."

Der Mann stutzte und lachte dann verständnisvoll auf. „Dieser Luchesi! Also hat er Sie wirklich immer vertröstet und alles für sich behalten? Aber ich hätte es ihm zutrauen sollen. Also deswegen immer nur Quittungen von ihm! Und dieser Schuft behauptete, er quittiere für Sie mit, weil Sie sich nicht kompromittieren wollten . . ." Er blickte einen Moment ärgerlich nachdenkend vor sich zu Boden, dann hob er den Kopf wieder, seine Augen blinkerten begehrlich und widerwärtig zutraulich. „Wissen Sie, Baronesse, schlau war das eigentlich nicht . . . oder am Ende doch: es gibt Nimbus bei Hofe. Jedenfalls hab' ich auch so fürs erste genug, um der künftigen Marquise de Croisy alles zu bieten, was sie von ihrem Titel und Rang verlangen kann . . . Ich habe jetzt zudem einen ganz vortrefflichen Posten in Aussicht — geheim natürlich — als wirklicher Nebengesandter in Neapel, wo ja dank den Lazzaroni und den englischen Schiffskanonen Nelsons die Legitimität wieder obenauf ist . . . Seine Excellenz aus der sogenannten Haft da drüben im Schloß loszureißen, wird Ihnen bei einiger Liebenswürdigkeit gegen den französischen Leutnant ein Kinderspiel sein — für die Flucht besorge ich alles — die einzige, kleine Hauptsache ist, daß Sie mich diesmal wirklich erhören . . . wir stehen uns ja jetzt, wie ich durch unsern Geschäftsverkehr weiß, innerlich so erfreulich näher; — daß Sie mir diesmal ruhig zuhören, ist mir schon fast eine Gewähr des Erhörtwerdens . . ."

Godleva hatte in der That jetzt mit täuschender Ruhe zugehört. Sie war Jägerin durch Vererbung und Erziehung. Der Entschluß, die selbstverräterischen Enthüllungen eines Schurken wie eine Raubtierfährte weiter zurückzuverfolgen, ließ sie den tiefsten moralischen Ekel bezwingen wie ein Jagdfieber. Selbst ein Lachen gelang ihr. „Und in dieser Endabsicht haben Sie vor zwei Jahren gerade mit uns durch Luchesi angeknüpft?“

Der Marquis von Croisy lachte gleichfalls kurz auf, etwas verlegen. „Offen gestanden, nein! Als mich der Minister Thugut damals nach Köln und Aachen delegierte, ließ ich in Wien noch ein Stück von dem zurück, was man in der Sprache der Galanterie das Herz zu nennen pflegt ... Sie werden mir das nicht verübeln, Baronesse Godleva ... mon Dieu, Sie hatten mich damals in Arnsberg zu gründlich abfahren lassen, Sie waren auch noch nicht so bezaubernd erblüht, wie ich Sie jetzt vor mir sehe, und die Kaiserstadt hat so viel Sirenen ... Ihren Verstand habe ich ja immer geschätzt — daß ich ihn nicht überschätzte, bewiesen Sie mir alsbald durch die Forderung, die mir Luchesi überbrachte: ich müßte Ihnen zuvor ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten verschaffen, zum Beweis, daß er solche Thätigkeit des Oberfalkenmeisters und seiner Tochter billige und gleichsam als geheime Lehnspflicht fordere. Ich muß gestehen, das imponierte mir. Es war ein Beweis Ihrer diplomatischen Begabung, Godleva, oder der Ihres Vaters, meinetwegen. Ich wollte, meine verehrten Chefs im Wiener Kabinett hätten etwas davon; dann hätten sie diesen sogenannten Rastatter Gesandtenmord heuer im Frühjahr etwas weniger plump insceniert.“

„Und jenes Handschreiben war von Ihnen gefälscht?“

„Wundert Sie das so? Es war wirklich kein Kunststück; diese dicke kurfürstliche Schlafmütze hat so wenig Persönliches in ihrer Handschrift. Es war mir ein Vergnügen, Ihnen die kleine Gefälligkeit selber und ohne alle Bemühung unsrer Vorgesetzten zu besorgen.“

Nun brach doch das Jagdfieber durch. „Es war Ihnen wohl ein größeres Kunststück, vor sieben Jahren das Billet zu fälschen, durch das Sie Roland Martin in den Hinterhalt Ihrer Mietsmörder lockten?“

Der Marquis duckte sich entsetzt zurück. Sie trat einen Schritt gegen ihn vor, so entschieden, daß auch die Hunde zähnefletschend auf ihn ansetzten. „So hab' ich also noch Einem mehr Unrecht gethan,“ rief sie. „Jene Dirne war nicht die Fälscherin. Sie war wirklich nur das ärmliche Werkzeug des Schurken, ja, Schurke! Dreifacher Schurke, der seine Mordthaten noch schlauer anlegt als einen Gesandtenmord, und sich doch zuletzt verrechnet! Was hindert mich, daß ich ein solches Untier von meinen Hunden erwürgen lasse!“

Sie brach ab, bebend vor Zorn und Ekel. Aber der andre fand die Sprache wieder. „Also ist es an dem?“ knirschte er. „Was Sie hindert, meine Holde? Einige Papierchen aus dem Nachlaß des Signor Luchesi, die den Freiherrn von Roll und sein Töchterlein auf die Galeere oder nach Cayenne liefern, wenn man sie findet. Wer mir ein Leid anthut, der giebt das Signal dazu. Bitte, hetzen Sie doch Ihre Hunde los, meine Allerschönste!“

Godleva fuhr zurück, überwältigt von der Erkenntnis ihrer Hilflosigkeit. Sie deckte verzweifelnd die Augen mit der Hand. Der Mann betrachtete sie schweigend, mit einem Lächeln lüsterner Gewißheit.

Die Hunde winselten unsicher. Dann wandten sie sich entschlossen seitab, der Straße vom Schloß her, auf der sie das Herannahen eines andern Einbrechers witterten, den sie schon genauer, vom Morgen her, kannten.

Auch der Mann lauschte und fuhr zusammen. Mit einem wüsten Fluch duckte er zusammen und sprang weg, sich im Gebüsch verbergend, ohne daß die Tiere ihn verfolgten.

Godleva blickte auf. Vom Schloß her klangen Pferdehufe. Reiter in blitzenden Uniformen sprengten einem Reisewagen vorauf. Sie erschauerte, aber nicht vor Schrecken. In diesem Moment war ihr jeder Mensch, der noch die Uniform seines Kriegsherrn trug und offen zeigte, eine tröstliche, schirmende Erscheinung. Erlöst aufatmend blickte sie den republikanischen Soldaten entgegen und beruhigte ihre Begleiter.

Der Wagen hielt, die Husaren parierten verwundert vor der einsamen Gestalt. Der Lauscher im Gebüsch kauerte sich enger zusammen.

„Die Bürgerin Roll?“ rief der erste fragend auf französisch, und fast freudig klang es von ihren Lippen: „Ich bin es.“

Der Gefreite führte die Hand zur Mütze. „Sie haben Erlaubnis vom Kommandanten, mit allem Gepäck zu Ihrem Vater ins Schloß zu ziehen, wo Sie entsprechende Kost und Wohnung finden. Die Bürgerin Manasse ist schon dort bei ihrem Vater. Der Wagen des Kommandanten, in dem sie gekommen ist, steht zu Ihrer Verfügung. Ich habe Ordre, Sie zu eskortieren und in jeder Weise bei Ihrem Umzug zu unterstützen.“

„Wer ist Ihr Kommandant? Der Oberst?“

Fast zweifelnd, schüchtern klang's; um so lustiger, wie ein freudiges Lachen darauf die Antwort des Reiters: „Freilich, der Oberst Martin. Er ist heut nachmittag wieder von Köln zurück und hat das Kommando wieder in Händen. Wollen Sie einsteigen, Bürgerin? Es ist der Wagen des Kommandanten.“

Sie zögerte kaum, dann schritt sie auf den Wagenschlag zu und stieg ein. Der Gefreite blickte forschend um sich — „Aha, dort!“ — und trabte wegweisend nach dem Jagdhaus vorauf. Die Hunde bellten fröhlich neben dem Wagen her.

XI.

Das militärische Erinnerungsfest der Kastellanin von Schloß Herzogsfreude währte nicht lange. Früh am andern Morgen rückte der Leutnant Latour wieder ab und ließ als „Besatzung“ nur einen Gefreiten und zwei Gemeine zurück. „Unser Oberst hat recht wie immer,“ sagte der Gefreite zur Kastellanin und strich sich unternehmend den Schnurrbart, denn er fühlte sich jetzt als Schloßhauptmann. „Für den Dienst hier genügen drei Mann, und für eine größere Garnison wäre in den paar Bauernhäuschen drüben auch bald nichts Eßbares mehr zu requirieren. Es ist mir auch ganz recht, daß wir da überm Stall logieren sollen und die im

Schloß unter sich bleiben. Die laufen uns nicht fort in den Wald." Die Kastellanin nickte fast betrübt.

Der sechsjährige Numa und sein fünfjähriges Schwesterlein Pompilia waren vergnüglicher gestimmt. Es blieben ja doch immer einige Pferde im Stall und einige bunte Soldaten, die einen auf die Pferde setzten oder lehrten, wie man Exerzieren spielt. Die Hauptsache aber war, daß jetzt in dem großen Schloß wirkliche Leute wohnten, Leute, die jedes in seiner Art sehr freundlich und freigebig zu einem waren und nichts dagegen hatten, wenn man nach Herzenslust dies sonst verschlossene und verpönte Märchenreich durchschwärmte. Die hohen Fürstensäle und schimmernden Marmortreppen und Spiegelgalerien klangen wie vor Zeiten, als Godleva ein Kind war, wieder von trippelnden Füßchen und hellstimmigem, thöricht-wichtigem Geplauder. Es hätte aber wohl ein Dutzend deutscher Godlevas dazu gehört, so eindringlich und unablässig Augen und Ohren der großen Leute zu beschäftigen, wie diese zwei kleinen schwarzlockigen Provençalen in ihrem von der Mutter mit Fleiß und Nationalgeschmack verfertigten, überaus farbigen Kostüm. Wie draußen im deutschen Winterwald die bunten Meisen, strichen sie ruhlos von einem Gönnerpaar zum andern, pickten hier und zwitscherten dort und ließen keinen Winkel undurchstöbert. Um sich in stiller Geistesarbeit vor ihrer beweglichen, lauten Neugier irgendwohin zu retten, wäre selbst das Schloß zu klein gewesen; aber für Leute, die ein Weilchen ihre heimlichen unaussprechbaren Sorgen vergessen wollten, waren sie anmutig und willkommen, wie dem einsamen schwermütigen Wanderer ihre winzigen geflügelten Vorbilder draußen im Walde.

Numa und Pompilia bekümmerten sich nicht viel darum, weshalb die beiden schönen Damen und die beiden alten Herren ihnen oft so ernst und fast neidisch zuschauten. Höchstens bestärkte es in ihnen den Eindruck, daß es eben „vornehme reiche Leute" seien, wie es die Mutter genannt hatte, Leute, bei denen man sich besonders artig benehmen müsse. Aber sie begriffen nicht, weshalb die „Tanten", die doch jede gegen sie so freundlich waren, einander so förmlich auswichen und gar nicht miteinander sprachen. Die Tanten wußten es anscheinend selber nicht; wenn man eine von ihnen mit kindlicher Harmlosigkeit darüber befragte, so errötete sie, sagte höchstens etwas, was gar keine Antwort war, oder blickte stumm durchs Fenster in den grauen Nebelregen hinaus, der den Schnee abgelöst hatte und das Schloß bei Tag und Nacht wie ein nasser Mantel umhüllte.

Sie wohnten jede für sich mit ihrem Vater und übten das Recht der Selbstbeköstigung, das ein Kommandantur-Befehl den sämtlichen „Garantie-Gefangenen" wieder gegeben hatte, in gesonderten Küchen aus, die schwarzhaarige „Tante" und die blonde. Die Wohnung überhaupt zu wählen und auszustatten, war für sie hier fast ebenso und aus gleichen Gründen schwierig gewesen wie für den Kommandanten im Bonner Schlosse. Hier wie dort waren die Prunkräume ihrer einstigen Einrichtung beraubt, verwüstet und von Grund aus kein passender Rahmen für ein Leben mit kleinen Mitteln und Ansprüchen. Schließlich hatte der fürsorgliche Leutnant Latour eine etwas bescheidenere Zimmerflucht im Kavalierflügel gewählt und möglichst unparteiisch gehälftet. Bis spät in die Nacht hatte er mit seinen Husaren den beiderseitigen Damen geholfen; man hatte allerhand von der Plünderung verschmähten Hausrat

herbeigeschleppt und mit allerhand Lieblingsmöbeln — einschließlich sogar des Spinetts — für die blonde Partei aus dem Jagdhause vervollständigt; — die schwarze mußte sich für die ersten vierundzwanzig Stunden ohne solche Zufuhr behelfen und that es mit vielbewunderter praktischer Umsicht. Hüben wie drüben hatte weiblicher Scharfsinn und Geschmack etwas zu stande gebracht, was einem „Heim“ notdürftig ähnlich sah und dem Leutnant Latour bei seinen Abschiedsbesuchen hüben wie drüben wehmütig-galante Bemerkungen über das „talent admirable des dames allemandes pour la vie de famille“ entlockt. Anders als in der Junggesellenwohnung eines Husarenleutnants sah es gewiß aus, und auch anders als in den Familienräumen der provençalischen Schließerin; Numa und Pompilia erkannten es begeistert an.

Es war bei alledem die verhältnismäßig bescheidene ehemalige Dienstwohnung eines der untergeordneteren Jagdkavaliere — des „Leutnants der Krähenjagdpartei,“ — und Godleva mochte sich wohl im tiefsten Herzen sorgen, wie ihr Vater es ertrage, sich in diesen Räumen als Gefangener einer verhaßten tyrannischen Erobererregierung wiederzufinden. Aber der Oberfalkenmeister überraschte sie durch eine merkwürdige Gefaßtheit, ja lächelnde Ergebung, die sie fast in anderm Sinne besorgt machte und oftmals aufmerksamer als zuvor nach Spuren wachsender Kränklichkeit in seinem frühgealterten Antlitz spähen ließ. Ein starkes Gerechtigkeitsgefühl — und nichts anders, wie sie sich einzureden suchte — hatte sie getrieben, ihm von ihrer Begegnung mit dem Marquis und dessen Enthüllungen einiges zu berichten, — vor allem das Eingeständnis seiner Urheberschaft an jenem Mordanschlag vor sieben Jahren. Schonend und sorgsam hatte sie das andre, für ihr stolzes Herz so Furchtbare verschwiegen, daß auch sie beide mit ihrer vermeintlichen Lehnstreue für den Befehl des Kurfürsten nur das Opfer einer Fälschung, — die Helfershelfer österreichischer Kabinettspläne gewesen wären. Ihr Vater hatte das Mitgeteilte mit verwunderungsloser Ruhe angehört und das Verschwiegene mit keiner Frage herausgefordert. Was er selber etwa darüber argwöhnte, blieb ihr unbekannt wie andre schwere Sorgen und Erinnerungen, deren Spuren sie bisweilen in den Furchen seiner Stirn zu lesen meinte. Am meisten auffallend aber, rührend und doch fast beängstigend war Godleva der Wechsel im Wesen und Sprechen ihres Vaters ihr selbst gegenüber. Er war ihr immer ein fürsorglicher und dankbarer Vater gewesen und hatte, seit sie über das Kindesalter hinaus war, auch ihr gegenüber immer die Formen des Edelmannes im Verkehr mit der Edeldame gewahrt, — aber zugleich auch die ganze Würde des unbedingt über die Seinen gebietenden Edelherrn. Fast „neumodisch bürgerlich“ erschienen da jetzt seine Geduld, seine sanfte Rede und sein stilles, verstehendes Lächeln. Und nicht bloß an sich erfuhr Godleva diese Wandlung im Wesen ihres Vaters seit jener Auseinandersetzung in der Waldallee am Martinsmorgen. Auch der Leutnant Latour, der ihn verhaftet hatte, und andre, wie sie meinte, ihm gleich unsympathische Leute gewannen dabei. Am zweiten Nachmittag ihres Aufenthalts auf Herzogsfreude traf sie ihn in der saalartig breiten Galerie, auf welche die beiden Wohnungen mündeten, im Gespräch mit dem Mitgefangenen von nebenan. Verwundert wollte sie zurücktreten, aber er faßte sie bei der Hand und machte sie in höflichster französischer Wendung mit dem Nachbar bekannt. „Monsieur Manasse“ verbeugte sich tief und

war äußerst erfreut über eine so ausgezeichnete Bereicherung seines Bekanntenkreises. Dann nahm er das unterbrochene Gespräch mit dem Nachbar wieder auf, — sie sprachen französisch, ganz als ob die Hofetikette das hier noch so selbstverständlich gebiete wie vor sechsthalb Jahren: „In der That, Excellenz, es ist, wie ich glaube, ein Offizier von großen Tugenden. So lange der General Bonaparte in Ansehen steht, der ja wohl sein besondrer Gönner ist, wird er den Posten hier wohl nur verlassen, um zu einem höhern vorzurücken, und inzwischen haben wir allen Grund Gott zu danken, daß wir unter ihm stehen. Ich möchte sagen: wir sind hier mehr unter seinem Schutz als in seiner Haft."

Godleva merkte, von wem die Rede war. Sie errötete und zog sich zurück. Hernach beim Vesperbrot zu zweien sagte der Oberfalkenmeister: „Er scheint mir ein recht braver alter Mann, der Jude da drüben. Es ist merkwürdig, wie die Leute seinesgleichen anders und erträglicher für unsereins werden, wenn sie nicht deutsch sprechen. Auf französisch ist es beinah ein Mensch wie wir andern. Die Tochter ist übrigens eine auffallend schöne Erscheinung. Kennst du sie?"

Godleva stand hastig auf und machte sich an der Theemaschine zu schaffen. „Nur vom Ansehen. — Und vom Hörensagen; — dieser Leutnant Latour erzählte ja von ihr. Es scheint, sie spielt in der gegenwärtigen Gesellschaft eine gewisse Rolle, — es ist ja wohl die Dame, die neulich auf dem republikanischen Ball eine Bürgerkrone zu überreichen bekam."

Den Empfänger dieser Bürgerkrone nannte sie nicht, und der Freiherr forschte nicht weiter danach. Er betrachtete sie nur von der Seite mit seinem neuen, stillernsten Lächeln. Dann seufzte er leise und griff wieder nach seiner Lektüre. Sie hatten beim Einrichten unter anderm Gerümpel einen Pack bedruckte Papierware entdeckt, noch von den frühern Bewohnern dieser Räume her: Erbauungsbücher der Hausfrau und allerhand an Zeitschriften und Büchern aus dem Bestande der weiland Lesegesellschaft, die der gute Max Franz in etwas unklarem aufklärerischem Bestreben plötzlich in seiner Residenzstadt begründet und empfohlen — und auf die ein zielbewußter Kavalier mit Avancementshoffnungen also zu abonnieren gehabt hatte. Der weiland Leutnant der Krähenjagdpartie hatte diese höhern Ortes ihm aufgenötigten Bildungsmittel unaufgeschnitten gelassen, nachdem ihn ja ein flüchtiger Blick schon belehrt, daß sie deutsch geschrieben waren und weder von galanten Abenteuern noch von Jagd handelten. Für den französischen Plünderer hatte die deutsche Letternform genügt, Frommes, Philosophisches und „Belletristisches" miteinander liegen zu lassen. Der weiland Schloßhauptmann, der jetzt hier als Gefangener saß, war unbeschadet seiner höchst feudalen Lehnstreue für das geistliche Kurfürstentum ein „Freigeist" — wenn auch eben kein „Voltaireaner" geblieben und ließ die Erbauungsbücher der Frau Krähenleutnantin lächelnd ungelesen. Aber unter den Büchern aus dem Leseverein Serenissimi fand er blätternd manches, das sich für ihn in seiner jetzigen Stimmung erbaulich und nachdenksam erwies. Da waren vor allem ein paar Bände „Schriften" von dem Minister eines ungleich „ärmern" Reichsfürsten, als Serenissimus von Köln gewesen war: große und kleine Gedichte, Dramen und ähnliche unministerielle Übungen. Der Freiherr von Roll kannte sie — wie man etwas „kennt", wovon man manchmal in den Zeitungen gelesen hat. Nun lernte er sie kennen. Manches blieb ihm fremd,

ja unsympathisch; — es war zu sonnig und jung für eine Seele, die sich schon in stiller Resignation auf dem letzten Abstieg zum Grabe fühlte. Andres aber traf — oder weckte in ihm verwandte Regungen; und er nickte wunderlich ernst, wenn er etwa Dinge las wie von jener „rein menschlichen“ Priesterjungfrau, die dem zornigen Gebieter den ganzen von ihr mitgesponnenen Trug freiwillig bekennt und dann schließt: „Uns hab' ich nun in deine Hand gelegt: Verdirb uns — wenn du darfst!“

Der Bürger Manasse war Geschäftsmann und ließ sich auch in seiner unfreiwilligen Muße durch kein Buch von der politischen Welt und seiner Privatpolitik ablenken. Er hatte von Judith ihren Bericht über das Gespräch mit dem Oberst Martin und den Dank des Obersten erhalten und nachdenklich dazu genickt. Er hatte auch nichts mehr dagegen einzuwenden, daß Judith weiterhin bei ihm hier in dem Waldschloß verweilte, fern von dem Oberst Martin und in einer voraussichtlich zerstreuenden häuslichen Thätigkeit. Nur am folgenden Morgen hatte er sie unter dem sichern Geleit des Leutnants Latour und seiner Husaren nochmals in die Stadt geschickt, um dem Nachbar und Geschäftsfreund Levi mit den Schlüsseln und der Vollmacht einen ziemlich umfangreichen Brief in hebräischer Schrift zu bringen. Gegen Abend war Judith im Wagen des Kommandanten, diesmal nur von zwei Husaren eskortiert, wiedergekommen, mit einem reichlich ebenso dicken Brief von ihrem Präsumtivschwiegervater. Über den Inhalt dieses Schreibens schwieg sich der Bürger Manasse einstweilen völlig aus; es war, als habe er weit mehr Sinn für allerhand andre gute Dinge, die Judith nach Bestellung aus der Stadt mitgebracht hatte und worunter sich auch einiges zum Verschenken fand: Kaffee und dergleichen kostspielige Raritäten für die Küche der Kastellanin, Spielzeug und Bonbons für Numa und Pompilia und Tabak für die Vertreter der bewaffneten Macht einschließlich des Invaliden. Solche und andre Spenden für Küche und Keller brachte ihm weiterhin der Jude des Dörfchens gegenüber dem Schloß täglich aus der Stadt. Sie erhöhten sein Ansehen bei der Garnison zusehends. Erst am fünften Nachmittag machte der Bürger Manasse von der Erlaubnis, ordnungsmäßig legitimierte Geschäftsbesuche zu empfangen, Gebrauch. Es meldete sich da ein sicherer Mann in eigener Kalesche, mit einer bemerkenswert großen Nationalkokarde an der Pelzmütze, der laut Ausweis seines Passes auf den Namen citoyen Ephraim hörte und für sein Aachener Haus in Wolle und Fellen reiste. Der Bürger Manasse handelte auf Wunsch auch in solchen Naturprodukten und wies den Geschäftsfreund nicht ab. Judith mußte ihnen einen Kaffee brauen, und dann durfte sie sich außer Hörweite zurückziehen. „Du bist jung, und du bist kein Geschäftsmann,“ sagte ihr Vater wohlwollend, „was sollst du zuhören von der Wolle und den Fellen? Es würde dir nur machen Langeweile. Geh in die Galerie, Kind, und guck durchs Fenster, es wird werden ein schönes Abendrot.“

Judith befolgte die Weisung buchstäblich. Von dem Abendrot war einstweilen nichts zu merken, einfarbig grau und schwer hing der Nebel über den entlaubten, tropfenden Wipfeln, und eintönig rauschten vom Schloßplatz drunten die Wasser der Marmorbrunnen. Es war in der Natur eine Stimmung absoluter, trauriger Verödung, jenseits von Haß und Liebe, als ob die Sonne nie mehr scheinen werde und die Hoffnung niemals wieder grünen. Und Judith überschlich es mit einem tiefen,

lähmenden Grauen. Sie setzte sich auf eine alte vermottete Plüschcauseuse, die irgend ein Plünderer hier stehen gelassen, bedeckte die Augen mit den Händen und weinte leise, lautlos vor sich hin.

Da rührte etwas an ihre Schulter, und eine weiche volle Frauenstimme fragte: „Sie sind traurig. Kann ich Ihnen helfen?"

XII.

Judith sprang auf und blickte der andern mißtrauisch, feindselig ins Gesicht. „Nein," sagte sie kurz. „Ich brauche keine Hilfe. Von Ihnen am wenigsten."

Godleva bezwang sich. „Warum nicht von mir?" fragte sie ruhig. „Wir sind beide hier gefesselt und die einzigen Frauen im Schloß. Mir scheint, das Schicksal verweist uns auf einander. Die Kinder erzählen mir so viel Gutes von Ihnen, und ich merke, wie Sie für Ihren Vater sorgen. Unsre Väter vertragen sich besser als wir. Es thut mir leid, wenn ich die Schuld allein trage. Ich habe allerdings nicht gut von Ihnen gedacht. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unrecht that."

„Wieso? Was wissen Sie denn von mir?"

„Nichts. Nur — jener Leutnant Latour schwätzte von einem Feste, auf dem Sie geglänzt haben. Er erlaubte sich, daran gewisse Andeutungen über Ihr Verhältnis zu — zu einem Dritten zu knüpfen . . ."

Judith lachte erbittert. „Ach," rief sie, „ich verstehe . . . Sie sind eifersüchtig . . . Aber beruhigen Sie sich, Baronesse Roll. Ich kenne Ihre ältern Rechte."

Godleva fuhr zornig zurück. „Was soll das heißen, Mademoiselle?"

„Verstellen Sie sich doch nicht," rief Judith noch zorniger. „Ihr Vater hört uns nicht, und vor mir brauchen Sie Ihren Liebhaber nicht zu verleugnen. O, ich weiß mehr als Sie glauben! Schlagen Sie doch in Ihrem Tagebuch nach, wenn Sie eins führen; — Sie feiern ja heut ein Jubiläum. Es ist ja auf den Kopf sieben Jahre her, daß Sie ihn durch Ihr Billet-doux zum Stelldichein in das Gehölz beriefen, wo die Räuber ihn niederschlugen und wo er sich verblutet hätte, wenn mein Vater ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Mein Vater hat ihn gerettet — und das Billet gefunden . . . Wo werden Sie sich heute treffen, Baronesse, damit Sie ihm die Narbe küssen? Soll ich Schildwache stehen? Ich verrate nichts." Aber ihr höhnisches Lächeln erstarb vor dem Blick der blauen Augen.

„Ich muß Ihnen Ihre letzten Sätze verzeihen, um Ihres Vaters willen," sagte Godleva. „Wenn es so ist, wie Sie sagen, so hat er ein ewiges Recht auf meinen Dank. O hätte er es doch damals — an jenem Abend sogleich geltend gemacht, indem er mich benachrichtigte! Es waren ja nur ein paar hundert Schritte zu unsrer Wohnung von jener Stätte, wo . . ." Sie brach schaudernd ab und fuhr sich über die Augen. Sich gewaltsam bemeisternd sprach sie weiter: „Er hätte in einer Stunde zwei herrlichste Thaten vollbracht: ein Menschenleben — und das Glück zweier Menschen gerettet. Warum hat er es nicht gethan?"

Judith zuckte verwirrt die Achseln. „Ich denke, er wollte Sie schonen. Er wollte Sie wohl nicht bei Ihrem Vater denunzieren. Jenes Billet —"

„Jenes Billet war gefälscht. Ich habe es nie gesehen und nie geschrieben."

Judith lächelte ungläubig. „Ach ja, — es war nur ein zu weit getriebener Scherz aus einer lustigen Gesellschaft, zu dem man sich Ihres Namens bedient hatte, nicht wahr? Das Märchen hat mir der Oberst schon aufgebunden."

In den blauen Augen flammte es auf. „Mäßigen Sie Ihre Worte, Mademoiselle! Ihre Beleidigungen gegen mich habe ich Ihnen verziehen, aber das dulde ich nicht ... Übrigens verstehe ich Sie gar nicht."

„Er hat es mir so erzählt," wiederholte Judith trotzig. „Vor fünf Tagen, als ich ihn um Hilfe für meinen Vater anflehte, den sie hierher abgeführt hatten. Ich enthüllte ihm, daß mein Vater es gewesen, der ihm damals beigestanden, und zeigte ihm zum Beweise das Billet ... Da sagte er mir, es sei nur ein schlechter Scherz von andern gewesen, von dem Sie und er nichts wußten, — er habe es damals zufällig gefunden, — und warf es ins Feuer ... Aber so dumm bin ich doch nicht, daß ich mich so düpieren lasse. Er wollte Sie — Ihren Ruf vor mir schonen, und das ist alles. Von ihm find' ich es begreiflich und edel. Aber von Ihnen brauch' ich mir nichts vormachen zu lassen. Wir sind ja hier unter vier Augen. — Hassen Sie mich meinetwegen oder lachen Sie mich aus, weil ich ihn vergeblich liebte; lassen Sie sich von Leutnants und aller Welt vorschwätzen, daß ich nach ihm kokettiert hätte; — aber da ich einmal dahinter gekommen bin, verleugnen Sie doch vor mir nicht mit einem Märchen aus der Operette Ihr Liebesglück!"

Godleva zuckte schmerzlich zusammen. „Mein Liebesglück!" wiederholte sie bitter. „Ich sage es Ihnen nochmals: jenes Billet war eine Fälschung, ein teuflischer Betrug, angelegt, um den, dem ich Liebe geschworen, in den Hinterhalt der Mörder zu locken ... Ich weiß jetzt auch, wer es gethan hat ... Aber bis vor sechs Tagen habe ich überhaupt nichts davon gewußt. Bis vor sechs Tagen hat er geglaubt, ich hätte es geschrieben, ich wäre im Bunde mit Menschen gewesen, die ihm schaden wollten ... Damit ist alles aus ... Und wie habe ich ihn geliebt!" Sie schluchzte auf; ihr Körper bebte und schwankte. Judith legte erschreckt den Arm um sie und geleitete sie stützend zu der Causeuse. „Mein Gott, mein Gott," stammelte sie erschüttert, „wenn es so ist, wie furchtbar habe ich Sie gekränkt! Sie können mir meine Worte und Gedanken nie vergeben."

Godleva blickte zu ihr auf und schüttelte das Haupt. „Sie wußten ja nicht, wie es war," sagte sie. „Und ich habe ja auch unrecht von Ihnen gedacht." Sie faßte Judiths Hände und zog sie neben sich auf den Sitz. „Sie sind anders als ich, aber ich glaube, Sie sind gut. Und wir sind ja jetzt in derselben Lage. Wir haben beide nur das eine Geschäft und Glück, unsern Vätern ein wenig beizustehen. Wir wollen es uns nicht durch Feindschaft verbittern," sagte sie trübe lächelnd. „Ich bin die Ältere und also die erste zur Versöhnung. Lassen Sie uns jetzt Freundschaft halten, Judith. Wollen Sie?"

Judith war so beschämt und gerührt, daß sie erst nur wortlos nicken konnte. Dann sagte sie, ganz in den Anblick der andern versunken: „Wie schön Sie sind, Godleva — darf ich so sagen? — So schön, und so unglücklich. Aber es muß doch

noch alles gut werden. Er ist so edel, — und er liebt Sie, ich habe in seinen Zügen gelesen —“

Aber Godleva wehrte hastig ab. „Bitte, lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen,“ sagte sie müde. „Nur davon nicht. Sie wissen nicht, wie es schmerzt.“

Judith blickte bekümmert und ratlos vor sich nieder. Nach einer Weile sagte sie schüchtern: „Mein Vater hat Besuch, und ich habe gerade nichts zu thun, — darf ich Ihnen ein wenig zur Hand gehen? Ich meine nur, — ich möchte Ihnen so sehr gern einen Dienst thun.“

„Danke, liebe Judith,“ sagte Godleva lächelnd. Sie legte den Arm um Judiths Nacken und küßte sie. „So wollen wir es ferner halten.“ „O Gott, ja,“ stammelte Judith, „— und Sie hab' ich für so hochmütig gehalten!“ Sie umarmten sich, dann standen sie auf und schritten miteinander in Godlevas häusliches Reich. Ein leuchtendes Abendrot war nun doch im Westen über den Wäldern entglommen und umspielte mit freundlich-warmen Farben das ungleiche schöne Mädchenpaar. Über die Treppe am Ende der Galerie trippelte und stolperte etwas lärmend und bunt heran; Numa und Pompilia wollten noch einen Gutnachtgruß zinsbringend anlegen. Als sie die beiden Tanten Arm in Arm vor sich sahen, stockten ihnen Füße und Zungen. Wortlos, Mund und Augen weit offen, starrten sie das Wunder an. Vor diesem Anblick kam den Tanten das Lachen wieder. Sie strichen ihren Gästen die zerzausten Locken zurecht und nahmen sie mit in die Küche.

Ungefähr zwei Stunden später sagte der Bürger Manasse zu seiner Tochter: „Ich habe dir etwas zu sagen, Judith, mein Kind. Der Ephraim aus Aachen hat mir gebracht Nachrichten aus Paris bis zum 16. Brumaire, und er hat mir gebracht Nachrichten aus der Stadt von heute. Es sind Gerüchte in Paris, daß der Bonaparte etwas vor hat gegen die Regierung, und es sind auch wieder Gerüchte, daß der Jourdan ihn will lassen in die Acht erklären; denn der Bruder von dem General Bonaparte hat den Vorsitz im Rat der Fünfhundert, aber der General Jourdan hat die Mehrheit. Man kann nicht wissen, wie es kommt, und man kann nicht wissen, wie es geht. Wenn der Bonaparte etwas vorhat, und er thut es nicht bald, so geht es schief. In der Stadt ist noch immer der grausame Mensch, der Lecanal, zu Gange mit seinem Schreiber. Der Oberst kümmert sich nicht um sie, er exerziert seine Soldaten und schützt die Gefangenen; aber wenn der Lecanal mit seiner Grausamkeit einen Bürger reizt zur Gewalt, muß ihm der Oberst ausliefern vier zur Deportation, und der Geich, der jetzt sitzt im Narrenhaus, hat schon gesagt, wer obenan auf der Liste steht: es ist der Bürger Roll, und es ist der Bürger Manasse. Darum hab' ich gemacht mit unserm Schwäher Levi einen Scheinkauf über meine Liegenschaften schon vor acht Tagen, und er hat jetzt umgesetzt alle mein Bargeld in gute Papiere auf Berlin und Hamburg, wo kein Krieg ist, und er hat auch besorgt das übrige und es mir heut mitgeteilt durch den Ephraim. Wenn es kommt auf das ärgste, wird der Oberst mich ausliefern; aber er wird mich nicht lassen wegschleppen, wenn ich krank bin, und ich werde sein sehr krank. In der Nacht wirst du mit mir verlassen das Schloß auf der hinteren Treppe; die Kastellanin wird nichts merken, und ihr Mann wird haben einen Rausch, und wir werden haben den Schlüssel. Es wird da auf uns warten ein Mann, der Itzig, der Jude vom Dorf, und wird uns führen bis zu seinem

Bauernhaus drüben, zuhinterst von den Häusern am Walde. Dort wird halten der Kutscher vom Elkan aus Rheinbach — er ist schon drüben — mit seinem kleinen Leiterwagen, und wird uns fahren auf der großen Straße durch den Wald, aber nicht nach Rheinbach, wo es giebt viele Klubbisten, sondern nach Meckenheim; dort ist nur einer, und die Regierung hat ihn gemacht zum Munizipalchef, und es ist unser Vetter Joel. Der wird uns geben andre Kleider und gute Pässe und einen andern Wagen, wir werden fahren nach der Ahr und von da an den Rhein und übersetzen nach Linz. Der Salomon in Linz weiß Bescheid und wird alles besorgen; er ist Receveur und hat unter sich die Fähre und die Thorwache, und er wird uns besorgen Wagen und Führer landein bis nach Altenkirchen, wo die Kaiserlichen stehen, und der Veitel in Altenkirchen hat schon gesprochen mit dem kaiserlichen Oberst. Es wird sein eine beschwerliche Reise, und du weißt, daß ich mich erst darauf gerichtet hatte, daß ich sie allein machte, wenn ich sie machen muß. Aber es ist besser, daß ich dich nicht allein lasse in der Stadt; der Lecanal ist ein grausamer Mensch, und es ist auch ein wüster Mensch, und es sind seinesgleichen zu viele. Du weißt nun auch, weshalb ich dir befahl, daß du solltest mit herausbringen deine liebsten Schmucksachen, die du hast geerbt von deiner Mutter, und viele warme Winterkleider für dich und für mich. Die Judith ist stark und mutig, sie wird sich nicht fürchten, wenn es zu Anfang geht durch die Nacht und durch den Wald. Der Wald ist unfreundlich, und die Nacht ist kalt und dunkel, aber der Ewige hat sie gemacht; ich will lieber fahren durch Nacht und durch Wald, als fallen in die Hände der Grausamen."

Judith hatte schweigend, ohne Zeichen von Schrecken zugehört. Nun faßte sie die Hand ihres Vaters und küßte sie. „Ich danke dem Vater, daß er mich nicht von sich weist und allein läßt, wenn es dahin kommt," sagte sie. „Aber —" sie atmete tief auf und faßte wieder seine Hand: „— aber ich habe eine große Bitte. Wenn es dahin kommt, so sollten wir auch den Freiherrn und seine Tochter mitnehmen und erretten."

Der Alte sah sie überrascht und bedenklich an. „Der Freiherr ist ein guter Mann, und die Tochter ist auch gut. Sie lassen es den Juden nicht entgelten, daß er jetzt ist so viel wie sie, nämlich ein Gefangener in ihrem früheren Schloß. Aber — es geht nicht. Wie kann die Judith nur daran denken?"

Er schüttelte den Kopf. Aber es war doch etwas in seinem Blick und langsamen Sprechen, als habe er selber schon daran gedacht. Judith deutete es so und bat mutig weiter: „Es wird doch gehen, wenn der Vater es will. Der Vater ist so klug und kann so viel. Und er hat überall Hilfe und Vorspann bei unsern Leuten; der Freiherr hat niemand, der ihm hilft."

„Nein," bestätigte der Alte. „Die Aristokraten helfen einander nicht. Sie könnten viel, wenn sie zusammenhielten wie unsre Leute; aber sie sind faul und sind thöricht und sind wie einzelne Bäume, die auf der Heide weit voneinander stehen. — Er kann sich selber nicht helfen, er ist lahm wie der Levi; — aber der Levi ist reich und versteht die Geschäfte. — Er würde uns sehr zur Last sein auf der Reise. — Aber er würde uns nützlich sein bei den Kaiserlichen," fügte er hinzu und wiegte nachdenklich sein Patriarchenhaupt. Dann fragte er, rasch und eindringlich aufblickend: „Wie kommt die Judith dazu? Ich habe wohl bemerkt, daß sie vorhin zuerst ist

gewesen bei diesen Leuten; haben die Leute sie darum gebeten, daß der Manasse soll einstehen für sie?"

Judith errötete jäh. „O nein! Es sind stolze Leute. Aber zu mir war der Freiherr sehr freundlich, — und Godleva ist meine Freundin. — Ich habe ein Gespräch mit ihr gehabt," fuhr sie auf den verwundert fragenden Blick des Alten rasch fort, „sie wird es mir nicht verübeln, wenn ich dem Vater davon erzähle."

Der Alte folgte dem Bericht achtsam und ernsthaft. Ein paarmal schüttelte er doch leise den Kopf. Er war kein Romantiker, und Leidenschaft war so ziemlich der einzige Artikel, den er grundsätzlich als zu unsicher vom Geschäft ausschloß. Aber es war da noch ein besonderer Punkt, der ihm die etwas trübe gewordenen Aussichten für das Geschäft, das ihm am meisten am Herzen lag, unerwartet erhellte. „Nu, — ein Roman," sagte er mit einer schon übertriebenen Bedenklichkeit, als Judith geendet hatte. „Soll ich auf meine alten Tage mitspielen in einem Roman? Weil die Judith sich hat geküßt mit der Tochter vom Oberfalkenmeister, soll ich auf mich nehmen so viel Last und Gefahr um dieser Leute willen?"

„Auch um des Obersten willen," sagte Judith. „Er liebt sie ja doch, und sie liebt ihn, und es kann sein, daß er dem Vater noch einmal danken kann, wenn der Vater die Godleva jetzt rettet und die beiden sich später wieder versöhnen."

Der Alte blickte sie wunderlich an und strich sich den grauen Bart. „Und das würde die Judith freuen?"

Sie erblaßte. Es war doch ein großer Schmerz in ihr, als sie sich zu der Entsagung wirklich bekennen sollte, mit der ihr Herz im stillen so romantisch spielte. Aber sie hielt tapfer stand. „Ja," sagte sie fest.

Der Alte nickte befriedigt. „Wir wollen sehen, ob es sich läßt machen," sagte er. „Aber wir wollen davon noch nichts sagen zu diesen Leuten, ehe es da ist und sein muß. Denn wer weiß, ob es kommt? Der Ewige weiß es allein. Aber auf alle Fälle wird die Judith morgen in der Frühe hinübergehen zu dem Itzig und wird ihm einen Brief bringen, den ich heut nacht werde schreiben an den Levi, unsern Schwäher. Die Judith wird nichts dagegen haben, wenn ich auch beilege einen Gruß von ihr an den jungen Levi in Wien, welcher dereinst soll fortführen mein Geschäft mit dem seines Vaters, weil mir der Ewige den Sohn versagt hat. Er ist ein guter Mensch, ein Mann des Friedens, welcher versteht das Geschäft und weiß, wie man sich in der Welt benimmt, und er wird sich und die Seinen hoch bringen in der Welt."

Judith neigte bejahend das Haupt. Sie faßte niederknieend die Hand ihres Vaters und drückte ihre Lippen darauf, und der Alte legte die andre Hand auf ihren Scheitel und murmelte leise, feierliche Worte in der Sprache seiner Väter. —

Nach einer guten Weile, während Judith den Theetisch rüstete, sagte der Bürger Manasse: „Der Freiherr hat mich heut eingeladen, einmal eine Partie Schach mit ihm zu machen. Seine Tochter ist nicht so dafür wie du, sie sitzt lieber am Klavier und träumt in Tönen, wie es heißt in den Gedichten. Aber wenn du jetzt bist Freundin mit ihr, wirst du ihr gern träumen helfen, und ihr werdet uns in Ruhe lassen am Brett. Wenn es dir recht ist, so gehe hinüber mit einem Gruß von mir und frage, ob es Seiner Excellenz nicht unangenehm wäre, wenn ich ihm heut abend zu einer Partie meine Aufwartung machte? Und wenn du meinst, daß es nicht

unfein ist — du bist jung und verstehst dich besser auf das Feine als dein Vater, der angefangen hat als ein armer Bocher, — so bitte Seine Excellenz für mich um eine Probe von seinem Roten und bring ihm dafür sechs Flaschen von unserm Malaga, den der Itzig heut hat herausgebracht aus unserm Keller. Die Abende sind lang. Es thut alten Leuten gut, wenn sie nicht immer zusammensitzen mit den Jungen, und neue Freundinnen haben einander immer was zu zeigen."

XIII.

Der Chefkommissar Lecanal hatte sich seine Arbeit in Bonn anders vorgestellt. Nach den schriftlichen und mündlichen Angaben des Bürgers Geich hatte er gedacht, in ein paar Tagen ein Exempel statuieren zu können, das sich auf der weitern Inspektionsreise auch an andern Orten zur Einschüchterung — und Erpressung verwerten ließ. Aber der Oberst Martin hatte seinen Plan durchkreuzt und ihm selber seine Meinung aufs deutlichste gezeigt. Das Spiel wandelte sich zu einem schleichenden Duell der beiden Machthaber. Daß dieser seltsame Zweikampf auch im einzelnen manche groteske, ja komische Form zeigte, lag an der widersinnigen Abgrenzung und Verschlingung militärischer und bürgerlicher Zuständigkeiten, in der sich schon längst die Gesetzmacher in Paris selbst nicht mehr zurechtfanden; und es lag zum Teil auch in der Luft des Landes, die in alles einen Hauch Karneval hineinwehen ließ. Aber die bürgerlichen Zuschauer fühlten doch, was auch für sie dabei auf dem Spiel stand. Es gab nur sehr wenige unter ihnen, die nicht aus bloßem Selbsterhaltungstrieb dem militärischen Teile den Sieg wünschten. Sie unterstützten den Oberst Martin um so bereitwilliger, als das einzige, was er zu seiner Unterstützung von ihnen brauchte und forderte, so unschwer zu leisten war, — nämlich daß sie sich überhaupt nicht einmischten. Der Oberst selber ging ihnen dabei mit schönem Beispiel voran. Er mischte sich in keiner Weise in die Geschäfte der Zivilverwaltung und ließ dem Bürger Lecanal sorgfältig alle militärischen Ehren seines Amtes erweisen, während er ihn persönlich möglichst ignorierte. Pünktlich zog die Ehrenwache vor dem Flügel des Schlosses auf, in dem die für den Regierungschef reservierten Räume lagen; pünktlich stand zu jeder amtlichen Inspektionsfahrt über Land die Husareneskorte für seinen Wagen bereit; und wenn ihm bei gelegentlichen Übergriffen in militärische Räume und Geschäfte bedeutet wurde, daß er hier nichts zu suchen habe, so geschah es seitens der wohlinstruierten Offiziere mit der größten Höflichkeit — aber auch Bestimmtheit.

Auf den Oberst Martin war der Bürger Lecanal überhaupt nicht gefaßt gewesen. Er hatte sich auch hierin zu leichtgläubig auf den Bürger Geich verlassen. Dieser Unglücksmensch, dessen Fanatismus sich immer inniger mit Größenwahn verquickte, hatte allerdings vor seiner Abreise nach Koblenz auch eine Denunziantenschrift gegen den Obersten aufgesetzt. Der Stadtschreiber Luchesi hatte ihm dazu die rarsten Dinge geliefert, die er in den aristokratischen Salons ausspioniert haben wollte; es war noch nicht das Schlimmste davon, daß der Oberst als natürlicher Sohn des vorletzten Kurfürsten, Max Friedrich von Königsegg, und einer Scharfrichterstochter ein=

geführt wurde. Luchesi hatte das Ganze auch sehr sauber auf Rechtschreibung und Stil durchgearbeitet und sich genau instruieren lassen, wie er es unter dem Vorwand einer Besuchsreise nach Rheinbach unvermerkt dem General Brune in Köln zu überbringen habe. Er war auch wirklich nach Köln gereist, — aber noch etwas weiter, und ohne den General mit seinem vom Bürger Geich eigenhändig und mühsam ins reine geschriebenen Phantasiestück zu erfreuen. Der Zufall aber, der ironisch veranlagten Schelmen gerne ein bißchen nachhilft, hatte es so gefügt, daß die Bürger Lecanal und Geich wirklich einige achtzehn Stunden an den Erfolg des Schriftstücks glauben konnten. Hernach war die Enttäuschung um so größer. Der Bürger Lecanal schrieb nun selber an den General; er redete mit ihm noch ganz im Stile jener schönen Zeit vor sieben Jahren, als der Buchdruckergehilfe Brune und der Advokatenschreiber Lecanal als zwei der thätigsten Wühler im Klub der Pariser Schreckensmänner nebeneinander gesessen hatten. Aber der Buchdruckergehilfe war mittlerweile sehr militärisch geworden und gerade jetzt am wenigsten geneigt, sich auf „zivilistische" Klagen gegen einen netten Oberst einzulassen; — die Ungewißheit, was aus dem andern, größeren schleichenden Duell in Paris zwischen den Kameraden Bonaparte und Jourdan werde, störte ihn schon gerade hinlänglich im Genuß seiner holländischen Lorbeern und Punschrezepte. Der Bürger Lecanal erzielte weiter nichts als eine umgehende kurze Mitteilung in sehr amtlichem Stil: das gefällige Schreiben sei dem Oberst Martin mit dem Ersuchen überwiesen worden, sich dazu dienstlich zu äußern. Und das hatte er eigentlich nicht gewollt.

Inzwischen hatte ihm der umsichtige Humor Luchesis noch einen andern Strich durch die Rechnung gemacht. Am Nachmittage des 13. Novembers meldete sich die Haushälterin des entschwundenen Stadtschreibers, Bürgerin Stine Löllgen, auf dem Rathaus mit einer greulichen und sehr überraschenden Denunziation gegen ihren Herrn: Sie habe in einem verborgenen Raume der kleinen Druckerei die Lettern und das Papier zu den Geheimzeitungen entdeckt. Von verdächtigen Manuskripten fand sich bei sorgfältigster amtlicher Haussuchung nur eines, dieses aber um so beweiskräftiger: nämlich ein freundliches Abschiedsschreiben an den Bürger Geich, unterzeichnet: „Giacomo Luchesi, kurfürstlicher Hofmusikdirektor und Titularrat." Der geistvolle Verfasser kündigte darin seine Übersiedlung nach Westfalen bezw. weiter nach Wien an und vermachte dem Bürger Geich zum Dank für so manche genußreiche Unterhaltung eine seiner Violinen — sie lag dabei —, für den Fall, daß er noch länger in Bonn die erste Geige zu spielen gedenke. Nun erklärte sich vieles: unter anderm auch, was die Brüder der Bürgerin Stine Löllgen, die beiden Bürger Nachtwächter Niklas und Peter Löllgen, zu Protokoll gaben, nämlich daß ihnen der Stadtschreiber Luchesi nachts manchmal mit einem Paket unter dem Arm begegnet sei. Offenbar hatte er die Geheimerzeugnisse seiner schwarzen Kunst persönlich rundgetragen, angeheftet, unter Hausthüren geschoben und an Freiheitsbäume gehängt, während die Nachtwächter nur zu begreiflicherweise das Paket als Aktenbündel und Beweis der Pflichttreue des Stadtschreibers gedeutet hatten, der mit dem Bürger Geich wieder einmal bis spät in die Nacht gearbeitet habe. Es war nichts weiter zu machen, als daß man sie vermahnte, künftig nicht immer das beste von Stadtschreibern zu denken. Ihre Schwester erhielt für ihr patriotisches Verhalten einen Ehrenbrief und einen Freiplatz im Ägidien-

Konvent, — den sie mit ihrem bis zuletzt bewiesenen Verständnis für die Anordnungen ihres Herrn auch wohl verdient hatte. Mit dem Bürger Geich aber war es nun zu Ende. Sein Klub ballotierte ihn hinaus, mit der unrepublikanischen Begründung, er sei zu dumm; die Bürgerin Präsidentin des republikanischen Frauenklubs fiel von ihm ab und bedrohte ihn auf offenem Markte mannhaft mit dem Regenschirm, und der Bürger Lecanal hieß ihn seine schöne Uniform ausziehen. Am folgenden Morgen erschien er auf dem Rathause, in eine Art römischer Toga gehüllt, die er sich aus einem Betttuch gemacht hatte, und versicherte, er heiße jetzt Gajus Gracchus und wolle die Republik retten. Der Bürger Eichel nahm sich seiner an und ließ ihn so schonend als möglich in eine Irrenzelle des Armenspitals bringen. Der Chefkommissär Lecanal aber bedauerte in einer tönenden Rede die anscheinend nur durch aristokratische Umtriebe verursachte Störung eines so patriotischen Geistes und vereidete hierauf als Nachfolger den Bürger Schmitz, der dabei überaus trübselig dreinschaute.

Aber der Bürger Schmitz hatte das Glück der Dummen. Am vierten Tage seiner Präsidentschaft fand er bei einer ganz nebensächlichen Haussuchung wegen Wäschediebstahls in einer Spelunke am Rhein, in einer Dachkammer, die ein gewisser Lumpensammler Peter Würges als Logierzimmer bevorzugte, ein Stück Brief mit der Anrede: „Citoyen Charles Lipponi“; und eine Stunde später lief von Köln ein polizeiliches Ersuchen an alle Behörden ein, auf einen angeblichen Privatier dieses Namens zu fahnden, der seit einiger Zeit zu Jagdzwecken verreist, vermutlich aber ein österreichischer Spion mit Namen Marquis de Croisy sei. Und da das Signalement des Citoyen Lipponi durchaus mangelhaft auf den Lumpenhändler Würges paßte, so schloß der Bürger Schmitz, daß es derselbe sei; „— denn der Kerl wird doch nicht so dumm sein, so auszusehen, wie er sonst aussieht!“ Der Bürger Lecanal belohnte diese Logik mit einem nachsichtigen Lächeln; ihm war überhaupt die ganze Angelegenheit gleichgültig. Er hätte lieber etwas andres von Köln erhalten, nämlich Neuigkeiten aus Paris. Aber in dieser Beziehung waren selbst die Behörden wieder völlig abgeschnitten. Die Post brachte nichts, und der optische Telegraph des Mechanikers Chappe, den die Regierung seit einigen Jahren als vielbewunderte republikanische Erfindung kreuz und quer durch Frankreich und die annektierten Länder fingern ließ, hatte die Eigentümlichkeit des „griechischen“ Damenkostüms und andrer republikanischen Erfindungen: er funktionierte nur bei gutem Wetter, und also seit acht Tagen überhaupt nicht mehr. Um so eifriger nahm sich auffallenderweise die militärische Obrigkeit der Sache an, — zur großen Genugthuung des Bürgers Schmitz. Der Oberst Martin ließ seine Husaren Landstraßen und Flußfähren, Stadt und Dörfer und Schlösser — einzig ausgenommen Schloß Herzogsfreude — nach dem Lumpensammler Peter Würges, alias Privatier Charles Lipponi, recte Marquis de Croisy abstreifen, und nicht ergebnislos. Die Spur des Lumpensammlers mit der fuchsroten Perücke verlor sich im Walde hinter dem Dörfchen zwischen Poppelsdorf und Herzogsfreude; dort war ihm ein Bauer am Morgen des 16. Novembers begegnet. Aber derselbe Bauer hatte einige Stunden später einen Jägersmann gesehen, der in der Richtung nach dem Dorfe Kessenich thalab stieg und auf den das Signalement des Privatiers Lipponi durchaus paßte. Andre Aussagen aufgeregter Bauern aus den Dörfern am Fuße des Vorgebirges bestätigten im Laufe des Tages die Aussage und verengerten den Kreis. Es war wie

ein Lappjagen, bei dem der Sonntagsjäger mit dem italienischen Namen das Wild vorstellte, und zu dem auch das Jagdwetter nicht fehlte; denn am Morgen des 17. November war ein Schnee niedergegangen, gerade reichlich genug, um den aufgeweichten Schmutzboden der Regentage mit einer weißen Decke zu verhüllen. Der Major Hahnebein, der mit seinem Bataillonsstab auf der Sternenburg im Quartier lag, beteiligte sich an diesem grausamen Jagen eifrig, sobald er merkte, daß dem Oberst viel daran liege; — er verehrte seinen jungen Vorgesetzten aufrichtig und rechnete es ihm wie ein persönliches Verdienst an, daß er ihn so bald von dem lästigen Kommando erlöst hatte. Am Nachmittag gegen fünf Uhr schickte er dem Oberst eine heimliche Meldung, die diesen veranlaßte, sofort ohne Begleitung hinauszureiten. An der neuen Promenade vor dem bewaldeten Venusberg hielt der Major auf seinem schweren Gaul wie ein Feldherr, aus scheuer Ferne von einem Häuflein neugieriger Bauern bewundert. Er salutierte und deutete mit dem Säbel auf das undichte, laublose Gehölz, wo sich etwa zwanzig Schritt vor ihnen das verlassene Häuschen des Stadtschreibers Luchesi erhob. Im ungewissen Schneelicht des Dämmerabends blinkten da und dort im Gestrüpp Waffen und Wehrstücke auf. „Wir haben ihn, mein Oberst. Da drin in dem Häuschen sitzt er. Ein Bauernweib hat gesehen, wie er hineinschlupfte. Ich hab' die Baracke sogleich mit einer doppelten Postenkette umstellt, — da kann kein Floh mehr unbemerkt durch. Weiter wollte ich ohne Ihre Ordre nicht gehen. Wir können ihn ausheben oder aushungern, es kommt ganz drauf an, wünschen Sie ihn tot oder . . .“

Aus dem Gebüsch zur Rechten blitzte es zweimal auf. Der Oberst Martin griff schwankend mit der Hand in die Luft und glitt aus dem Sattel des scheuenden Pferdes. Der Gaul des Majors bäumte sich stöhnend auf. Aber der Major zwang ihn, daß er schwerfällig, eine breite Blutspur hinter sich ziehend, der Gestalt nachtrabte, die in langen Sätzen, von den entsetzten Bauern unbehindert, über das beschneite Feld dem Walde zuflüchtete. Jetzt waren sie nebeneinander. „J du verfluchter Lausbub, bist du mir doch durch die Lappe gewutscht!“ brüllte der Major, und mit einem schrecklichen Krachen grub sich die schwere Klinge tief in das Haupt des Flüchtlings.

Der Major kletterte von seinem verwundeten Pferde. Es stand röchelnd und zitternd, dann brach es nieder. Von dem Gehölz stürmten die Grenadiere herbei, ein Leutnant mit gezogenem Degen und ein Sergeant mit einer Blendlaterne vorauf. Die Bauern liefen mit erschrecktem Geschrei dorfwärts. „Der hat genug,“ sagte der Major grimmig. „Sehen Sie nach dem Kommandeur, Leutnant Michel, er ist — —“ Mit einem Ruf verwunderter Freude brach er ab und eilte dem Oberst entgegen, der sich langsam, auf einen Grenadier gestützt, näherte. Ein zweiter führte das Roß nach. „Sie sind nicht getroffen?“ Der Oberst griff unter die Uniform und holte eine Uhr hervor, in schwerem, „heroisch“ plumpem Stahlgehäuse nach der neuesten Mode. „Diesmal hat mir die Generalin Bonaparte das Leben gerettet. Es ist ein Abschiedsgeschenk von ihr.“ Der Major atmete erleichtert auf. „Zielen konnte der Schuft,“ sagte er, „und der Plan war gut: den einen vom Pferd, und dem andern das Pferd unterm Leibe weg geschossen.“ Er blickte traurig auf seinen sterbenden Gaul und nahm einem Grenadier das Gewehr ab. „Erlauwe Se, Herr

Oberst," sagte er treuherzig in seiner Muttersprache, „des Leid kann ich nimmer aansehe." Der Schuß krachte, und der Gaul hatte ausgelitten.

Der Oberst war an die Leiche des Fremden herangetreten und betrachtete das verzerrte Antlitz, auf dem der Laternenschein schauerlich blinkte. „Es ist der Marquis von Croisy," sagte er mit hartem, fremdem Ton. „Er hat seinen Lohn. — Untersuchen Sie den Mann." Ein paar Grenadiere kauerten in den blutigen Schnee und durchwühlten die Taschen des Toten. „Hier ist noch etwas," sagte der eine zuletzt, „es ist eingenäht." Mit dem Bajonett schlitzte er das Rockfutter auf. „Eine große Brieftasche." Der Oberst nahm sie hastig an sich. Der Major sah ihn besorgt an. „Darf ich Sie stützen, mein Oberst? Es hat Ihnen doch eine gehörige Quetschung gemacht. Sie haben starke Schmerzen?" Der Oberst richtete sich mühsam straff auf. „Ein wenig," sagte er. „Ich danke Ihnen, es geht schon. Nur — bis zur Stadt möchte ich doch um Ihren Wagen bitten, — und um Ihre Begleitung; es kann sein, daß man diesen Fall benutzt, um heut noch Forderungen an mich zu stellen, bei deren Beantwortung ich die Stabsoffiziere zugegen sehn möchte. — Diesen da, Leutnant Michel, lassen Sie einstweilen in das Häuschen drüben bringen, wo er sich versteckt hielt. Sie nehmen seine Büchse und das übrige an sich und legen eine Wache von drei Mann in das Häuschen. — Und sorgen Sie, daß das Pferd anständig verscharrt wird. Es war zu brav für Schinder und Wölfe." Der Major wischte sich traurig über die Augen und klopfte zum letztenmal den Hals seines Tieres. Dann folgte er dem Oberst nach.

Unterdes war das Gerücht von dem Mordanfall schon ins Dorf gelangt. Es lief von Mund zu Mund, von Haus zu Haus und von Wirtshaus zu Wirtshaus; zumal auf dem letztern Wege wuchs es wunderlich. Als der Oberst mit dem Major in dessen Wagen durch die dunkle Poppelsdorfer Allee heimfuhr, läuteten hinter ihm im Wirtshaus zu den Drei Königen schon die Wein- und Branntweingläser zu seiner letzten Ehre. Verschiedene Augenzeugen berichteten dramatisch, wie er mit zwei Kugeln im Leibe vom Pferde gefallen war. Über seinen letzten Ausruf stand die Überlieferung noch nicht völlig fest; nach einigen lautete er: „Vive la République!" nach andern mehr sachlich: „Ich bin tot!" Darin aber waren alle Dorfweisen einig, daß es jetzt um seine Schützlinge, die Garantiegefangenen, geschehen sei; und ein wehmütiges Vergnügen, weder reich noch adlig zu sein, sprach sich in zahlreichen Betrachtungen und Schlücken aus.

Als das Gespräch auf dieser philosophischen Höhe angelangt war und keinerlei neue Thatsachen mehr versprach, leerte Itzig, der Dorfjude von Herzogsfreude, sein Branntweingläschen, mit dem er bis dahin schweigend, demütig und achtsam im Winkel gesessen, zahlte, nahm seinen Sack, ging bescheiden grüßend hinaus und trabte so rasch als möglich bergan, dem Walde zu. —

Die Poppelsdorfer Bauern waren arme Leute, wenig anreizend zu habgieriger Tyrannei. Kampf und Sieg der Großen in der Welt zogen über sie hin, wie Gewitter über einen Sumpf; sie schwatzten davon hinter ihren Gläsern, aber es ging ihnen doch im Grunde nicht näher als Blitz und Donner den quakenden Sumpfbewohnern. Aber von den Stadtbürgern hatten doch viele in diesen wilden Jahren fühlen und ermessen gelernt, wie sehr ein einzelnes Ereignis „da oben" Wohl und

Weh' der ganzen Gemeinde bestimmen konnte. Sie waren „nervöser“ und bedurften keiner thörichten Übertreibungen, um sich an diesem Abend der ganzen Schwere ihres Daseins bewußt zu werden. Auf den Straßen war es zeitig noch stiller als sonst. Die Truppen waren in ihren Quartieren konsigniert, und auch der bürgerliche Besuch blieb in den Wirtshäusern fast völlig aus. Es lag eine Stimmung über der Stadt, wie ein schwer atembarer, brauender Nebel. Und durch diesen Nebel zuckten und liefen wie Wetterflämmchen von Haus zu Haus, überall wo hilflose Menschen in bekümmerter Spannung des Schlafs vergessend beisammen saßen, die Berichte von dem Duell zwischen den beiden Schloßflügeln, das seit heut abend kein schleichendes mehr war. Der Chefkommissär hatte dem Oberst mit höflichstem Glückwunsch zu seiner Errettung die Liste von vier Garantiegefangenen überreicht, die gemäß dem Gesetz für den Mordanschlag auf einen Offizier der Republik deportiert werden sollten. Der Oberst Martin hatte die Auslieferung verweigert, da der Mordanschlag von einem ausländischen Agenten ohne Beihilfe von Bürgern verübt sei. Man erzählte von einer furchtbaren Scene, der Chefkommissär habe die Offiziere im Namen der Regierung aufgefordert, dem Oberst den Gehorsam zu verweigern, — er sei darauf selbst von dem Major und andern Offizieren angegriffen und nur durch das Dazwischenspringen seines Gegners gerettet worden. Und fast noch aufregender wirkte eine andre Nachricht: die Munizipalität hatte den Mut gefunden, dem Chefkommissär ihre — Abdankung zu erklären und eilends eine Dankadresse an den Oberst zu richten. Aber der Chefkommissär Lecanal hielt stand mit der ganzen verbissenen Energie des geübten Schreckensmannes. Er hatte eine neue Munizipalität aus dem Rest des Geichschen Klubs ernannt und ihre Sitzungen auf dem Rathaus in Permanenz erklärt. Einstweilen war er ein Tyrann ohne Gewalt, den nur die militärische Disziplin vor dem Ingrimm seiner eignen Ehrenwache schützte. Aber ehe es Tag wurde, waren seine Berichte nach Köln und Paris unterwegs. Auch die seines Gegners. Wer behielt recht? Die Kleinbürger in ihren Stübchen fragten es sich mit bekümmertem Mitgefühl; und die Gefangenen in der Kaserne, die mit den Ihren — noch mit ihnen — um den Geheimrat von Munch versammelt saßen, fragten es sich mit Angst und Bangen. Man hatte es längst verlernt, die Antwort vertrauensvoll davon abhängig zu machen, wer recht hatte. In diesem herrscherlosen Staatsgebilde, dessen Verwaltungsleben nur ein wüstes Raufen und Ringen der „mangeurs de la république“, der „Staatsfresser“, um den Platz an der Krippe war, entschieden statt des Rechtes die Klique und der Zufall, — und die Habgier in allen Formen. Wer noch etwas besaß, was sie reizen konnte, der that gut, beizeiten mit dem Leben abzurechnen.

Der Geheimrat von Munch that es in dieser Nacht. Als ihn seine Gäste spät verlassen hatten, auch die Nichte zur Ruhe gegangen war, setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen. Wie billig, hielt er sich sehr lange bei der Einleitung auf; denn was er in dieser seinen Erben vermachte, war möglicherweise das einzige, was die Republik ihnen vom Erbteil ließ, nämlich gute Gedanken und fromme Gefühle. Er war noch nicht völlig damit zu Ende, als ihn gegen morgen ein Lärm, lauter als die gewohnten Schritte und Rufe der Wachen, unterbrach: Trommelwirbel, eiliges Rennen der Mannschaften, dazwischen fern herüber von der Kavalleriekaserne schmetternde Signale.

Die Nichte stürzte herein. „O mon Dieu, Oheim, — wissen Sie, was das bedeutet? Sie schlagen Generalmarsch. — Wissen Sie es?" Die Nachbarn, Standesgenossen und Mitgefangenen, die sich allmählich ansammelten, schüttelten ebenso bestürzt den Kopf. Etliche waren nur gerade zur Not standesgemäß bekleidet und „frisiert". Andre aber hatten in dieser Nacht sichtlich ebenso wenig an Schlafengehen gedacht, wie der Geheimrat. Sie sahen sich fragend und angstvoll an. Der Domherr öffnete ein Fenster. „Sie läuten mit allen Glocken! Was bedeutet dies? Feuersbrunst? Ich sehe nirgend einen Feuerschein."

„Sollten die Kaiserlichen von jenseits anrücken?"

„Oder — Revolution?" sagte ein dritter.

„Es wäre das letzte, was ich unsern Bürgern und Bauern zutraute," erwiderte der Geheimrat. „— Herein!"

Draußen hatte es gepocht. Ein junger Husarenleutnant trat ein und verbeugte sich etwas ironisch. „Ah, da finde ich die Herrschaften ja alle beisammen," sagte er lächelnd. „Das spart uns Umstände. Ich habe das Vergnügen, Ihnen auf Befehl des Kommandeurs mitzuteilen, daß Sie der Haft ledig sind. Das Geiselgesetz ist durch Verordnung des leitenden Konsuls aufgehoben."

„Durch Verordnung wessen?"

„Des Generals Bonaparte, der kraft Beschluß der beiden Räte vom Morgen des 20. Brumaire als Konsul die Regierung leitet. Die Nachricht ist erst vor einer Stunde durch Kurier von Köln eingetroffen."

„Aber — das Direktorium?"

Der Offizier machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie hören ja, — es giebt kein Direktorium mehr. Es giebt einen Ersten Konsul, und das ist der General Bonaparte. — Seine beiden Mitkonsuln sind die Bürger Siéyès und Ducos, wenn ich nicht irre," fügte er nachlässig hinzu. „Die beiden Räte haben sich nach Anerkennung des Konsulats vertagt. Ein Ausschuß von fünfzig Männern hat die neue Verfassung formell auszuarbeiten. Inzwischen wird die Gewalt vom Konsulat diktatorisch ausgeübt. Hier in den Grenzgebieten ist die Verwaltung der militärischen Oberaufsicht unterstellt. Der Kommandeur hat die alte Munizipalität wieder eingesetzt."

„Aber — der Chefkommissär Lecanal?"

Der Offizier runzelte verächtlich die Stirn. „Der Bürger Lecanal ist mit dem General Jourdan und noch fünfunddreißig andern Fanatikern durch Dekret der Konsuln vom 20. Brumaire in die Acht erklärt. Der Leutnant Latour hat ihn bereits verhaftet."

XIV.

Der Freiherr Lothar von Roll lehnte im Sessel vor dem Marmorkamin seines Gefangenenzimmers. Hochlodernde Flammen von mächtigen Buchenscheiten warfen ihren hellrötlichen Widerschein dem fahlen, kalten Dämmerlichte der Novemberfrühe entgegen, das durch die gardinenlosen Fenster hereingraute. Aber der Freiherr fröstelte dennoch. Godleva gewahrte es traurig. Sie rückte ihm das Kaffeetischchen näher und zog die Decke über seinen Knieen hoch, und er streichelte ihr zärtlich mit seiner

Linken über die hilfreichen Hände und blickte betrübt auf ihre bleichen Züge. Es lag etwas Müdes, Hoffnungsloses in diesen Zügen; etwas, das noch von mehr sprach als von unruhigen Träumen und frühem, schreckhaften Erwachen.

Draußen auf dem Korridor klang ein schwerer Schritt auf und ab. Der Freiherr zuckte nervös zusammen.

„Glauben Sie, daß die beiden sie einholen?“ fragte Godleva gepreßt.

„Wo denkst du hin?“ antwortete ihr Vater. „Um halb zehn Uhr sind sie weggefahren. Es ist ein Vorsprung von nahezu acht Stunden. Und es wird den beiden Soldaten nicht einfallen, sie weit zu verfolgen. Es ist nur, damit sie sich vor ihren Vorgesetzten rechtfertigen können. — Wie kam es nur, daß sie es so früh merkten?“

„Die kleine Pompilia war heute nacht nicht wohl. Sie verlangte immer nach Judith. Da ist ihr Vater schließlich trotz allen Abwehrens seines Weibes heraufgekommen, um Judith zu bitten. Und da hat er es gemerkt und die Soldaten benachrichtigt. Er war ja nicht mit im Geheimnis. Aber einerlei — sie sind doch weit genug vorauf und in Sicherheit. Wenn nur nicht —“ Sie brach ab und schüttelte den Kopf, als wollte sie einen schrecklichen Gedanken verscheuchen.

„Der Jude aus Rheinbach wird für Schußwaffen gesorgt haben,“ sagte der Freiherr abwehrend. „Es sind zwei Männer —“

„In der Not steht Judith für einen Mann.“

„Na ja . . . Und es ist erst Mitte November. In dieser Jahreszeit streifen die Grauröcke aus der Eifel nur sehr selten in stärkeren Rudeln bis hierher.“

„Ja . . . aber seit drei Jahren sind sie immer kecker geworden . . . Und das Heulen war in den letzten Schneenächten furchtbar laut und nahe.“

Der Freiherr lächelte flüchtig. „Dies Furchtbare war es nicht, was dich gestern abend das edelmütige Angebot der beiden ablehnen ließ.“

Godleva hob den Kopf in unbewußtem Stolz. „Das wissen Sie, mein Vater. — Aber Sie hatten die Gnade, mir die Entscheidung zu überlassen . . . und ich glaubte als Ihre Tochter und wie Sie zu fühlen, als ich nein sagte. Lieber das Märtyrtum zu Ende ertragen, als im fremden Lande als Bettler herumziehen, die das Leben höher stellen als den Namen.“

„Ja. — Aber war es nur das, Godleva?“

„Nein. Es war noch etwas, — aber warum quälen Sie mich, mein Vater? Es ist zu spät, davon noch zu reden.“

Der Freiherr blickte sinnend vor sich hin. Nach einer Weile sagte er: „Du sprachst von unserm Märtyrtum, Godleva. Wenn ich seit einer Stunde den Schritt draußen höre und denke, wo ich bin und was ich hier war, schreit mein Herz Ja zu dem Worte. Aber es ist noch ein größeres Weh in mir. Wir stehen zu dieser Republik als Feinde. Wir brauchen uns nicht zu schämen, daß wir ihr heimlich Schlimmes im Dienste unsres Lehnsherrn gethan haben, da sie uns schon so verfolgt, ohne davon zu wissen. Aber — ich muß dir auch das bekennen: ich fange an zu zweifeln, ob wir es für unsern Fürsten und Lehnsherrn gethan haben; — ob der Kurfürst überhaupt es befohlen hat.“

Godleva erblaßte jäh. Sie wandte das Antlitz ab. „Wie kommen Sie darauf?“

Der Freiherr hatte sie scharf beobachtet. „Die Hand, die jenen Brief von dir fälschte, konnte auch noch einen andern fälschen. Sie hat es gethan, und nicht einmal gut. Ich habe mir ihn darauf angesehen, gleich am ersten Tage, nachdem du mir von deiner Begegnung mit jenem Schurken erzählt hattest . . . . Und seit jener Begegnung wußtest du es auch. Sieh mir ins Gesicht, Godleva, und leugne es, wenn du kannst. Du hast mich noch nie belogen, soviel ich weiß."

Godleva blickte ihn bebend an. „Nein, mein Vater. Ich thue es auch jetzt nicht. Das Handschreiben war gefälscht — von jenem Schurken. Er hat es mir lachend gestanden. — Aber warum zwingen Sie mich, Ihnen diesen Schmerz zu bereiten?"

Der Freiherr erhob sich mühsam. „Das will ich dir sagen, Godleva. Da es so ist, so sind wir gegen die Republik Helfershelfer einer fremden Macht gewesen, — wir haben unwissentlich Handlangerdienste für ein Kabinett besorgt, das um kein Haar besser ist und besseres will, als die Pariser Bande, wenn auch sein Oberherr eine Krone trägt und sich den römischen Kaiser deutscher Nation schimpfen läßt. Es ist unmenschlich, wenn uns die Republik martert: aber sie hat ein politisches Recht dazu. Wir sind keine Märtyrer. Aber wir sind auch zu keinem Lehnseid mehr verpflichtet. Unser ehemaliger Herr hat ihn selber gebrochen. Wir haben ihm vor einem Jahre einen Brief gesandt, durch Vermittlung des Geheimrats von Munch, worin wir auf alle diese Dinge Bezug nahmen und das gefälschte Schreiben wörtlich zitierten. Er hat uns auf demselben Wege geantwortet. Dies Handschreiben ist echt. Er belobt unsre Handlung und deutet mit keinem Worte an, daß er sie nicht befohlen habe. Damit macht er sich selber zum Verräter. Ich begreife ihn als Menschen. Kränklich und geistesträge wie er ist, will er sein Leben in Frieden zu Ende genießen und nicht auf die Apanagen verzichten, die ihm die kaiserlichen Minister gewähren, so lange er fügsam ist. Aber als Fürsten verachte ich ihn. Ich bin fertig mit ihm und mit dem System; — und wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, so würde ich lernen, die Menschen besser zu achten nach dem, was sie sind, und nicht nach dem, was sie vertreten. — Sieh mich nicht so betroffen an, mein Kind. Zur Madame Egalité bekehrt sich darum dein Vater nicht. Es giebt einen Unterschied, und es giebt einen Adel. Aber sein Wahlspruch muß lauten: Noblesse oblige! Und am allermeisten gilt der Spruch für den obersten Adel, für den Fürsten. Wenn der Fürst Felonie übt an seinem Vasallen, — wenn er es weiß, daß man uns wider unser Wissen auf seinen Namen mißbraucht für eine fremde Macht, und dazu schweigt . . . dann ist er seines Adels ledig, und ich werfe den Lehnsbrief ins Feuer!" Er schlenkerte mit der Linken heftig nach dem Kaminfeuer hin. Godleva blickte ihm erschreckt in die zornigen Augen. „Sie haben recht," stammelte sie. „Aber mir ist es furchtbar, daß Sie recht haben. Denn wie müssen Sie darunter leiden!"

Der Freiherr faßte mühsam lächelnd ihre Hand. „Das lernt sich im Alter von selbst, Godleva. Nur — daß du mit mir leiden mußt, das schmerzt mich sehr. Und ich kann doch nicht einmal wünschen, daß es anders wäre. Denn ich möchte mir dein Wesen und Verhältnis zu mir nicht anders denken. Wir müssen nun schon weiter als gute Kameraden unser Schicksal zusammen tragen, — die letzten unsres Geschlechtes, — gleichviel ob sie uns im deutschen Walde enden lassen, aus dem das

Geschlecht ausging, oder übers Weltmeer schleppen in das Land, wo der Pfeffer wächst. Aber dann darf ich vor dir auch kein Geheimnis haben, weder eignes noch fremdes. Darum mußte ich dir das vorhin sagen, und nun noch ein andres, älteres —“

Drunten in den Schloßhof sprengte ein kleiner Reitertrupp mit einem Wagen. Godleva trat ans Fenster. Sie taumelte zurück. „Roland!“ rief sie. „Es ist nicht möglich!“

Sie wollte zur Thüre eilen, aber die Füße versagten ihr. Kraftlos, immer die Augen starr zur Thür gewandt, sank sie auf einen Sessel. Ihr Vater stand neben ihr, ihre Wange leise und hilflos streichelnd, selber im Innersten erschüttert und doch willens, es nicht merken zu lassen. „Herein!“ rief er, noch ehe der Finger dessen, der draußen raschen Schrittes die Galerie heran kam, angepocht hatte. „Sie leben?“ rief er ihm fragend, mit zitternder Stimme entgegen.

Der Oberst Martin verbeugte sich, sehr höflich und erzwungen. „Ich habe schon im Vorbeigehen erfahren, daß man mich hier zu früh totgesagt hat. Ich bin zum zweitenmal davon gekommen, — ungefähr an derselben Stelle, und diesmal besser als das erste Mal . . . Diesmal ist der Mörder auf dem Platz geblieben,“ setzte er halblaut, mit einem Zucken des tiefsten Widerwillens um die Lippen, hinzu. Er besann sich und blickte den Freiherrn achtungsvoll an, ohne scheinbar Godlevas Blick zu gewahren: „Ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich zu so unpassender Stunde störe . . . Ich habe Euerer Excellenz mitzuteilen, daß Ihre Haft zu Ende ist . . . Sie war es rechtlich schon, als sie eben begonnen . . . Der General Bonaparte, der seit dem 11. November als Erster Konsul an der Spitze der Republik steht, hat das Geiselgesetz aufgehoben. Leider habe ich selbst beides erst in dieser Nacht erfahren. Der Leutnant Latour, der mich auf seinen Wunsch begleitet hat, wird das Vergnügen haben, Sie auch diesmal bei Ihrer Übersiedlung zu unterstützen.“

Der Freiherr von Roll verbarg seine Empfindungen hinter einem höfischem Lächeln: „Sie verpflichten mich zu doppeltem Dank, indem sie mir diese angenehme Neuigkeit persönlich überbringen . . . Der Herr Lecanal wird es Ihnen wenig Dank wissen, daß Sie . . .“

„Der Bürger Lecanal ist durch Konsulardekret vom 11. November in die Acht erklärt,“ unterbrach ihn der Oberst. „Es war leider meine erste Aufgabe unter der neuen Regierung, es ihm pflichtgemäß mitteilen zu lassen.“

„Ah! Ihr General Bonaparte macht rasche Arbeit . . . Sie werden unter seiner Monarchie, wenn ich den Ausdruck schon gebrauchen darf, zu thun bekommen . . . Vielleicht muß ich leider schon jetzt Ihren angenehmen Besuch als Abschiedsvisite auffassen.“

Die rote Spur auf der Stirn des Obersten färbte sich drohend. „Es entspricht allerdings meinen Wünschen,“ sagte er schroff, „recht bald ein Kommando vor dem Feinde zu bekommen und diese Gegend hier nicht wiederzusehen . . . Inzwischen dürfen Excellenz sicher sein, daß ich mich nicht aufdrängen werde. Ich bitte nur um Erlaubnis, Ihrer Tochter dieses Manuskript zurückzugeben, das ich in der Brieftasche des ehemaligen Marquis von Croisy gefunden habe.“

Godleva trat hastig vor. „Diese Blätter habe ich geschrieben. Meinen Vater trifft keine Schuld.“

Der Freiherr hob abwehrend die Hand. „Sie werden meiner Tochter diese Unwahrheit verzeihen. Diese Blätter habe ich diktiert. Ich allein trage die Verantwortung — eine Verantwortung, die in den Augen Ihrer Gerichte nicht geringer dadurch werden wird, daß ich selber das Opfer eines Betrugs war, der mich glauben ließ, auf Befehl und im Dienste meines Fürsten zu handeln."

Der Oberst blickte verwundert von einem zum andern. „Mein Gott," sagte er, „was soll das alles? Hält man mich denn im Ernst für so schlecht, daß ich den ersten Tag eines bessern Regiments im Lande mit einer unnützen Denunziation und Verfolgung feiern sollte? Diese Aufsätze und Mitteilungen" — er lächelte flüchtig — „habe ich ja schon vor drei Wochen gedruckt gelesen. Es ist nicht meine Schuld, daß andre Leute es zweckmäßig fanden, sie für gefährlicher zu halten als ich. Nun entdecke ich das Manuskript . . . daß die Verfasserin oder die Verfasser mehr Mitbetrogene als Mitschuldige waren, mußte ich nach meiner persönlichen Kenntnis von vornherein annehmen, auch wenn es mir nicht durch andre Notizen in jener Brieftasche bewiesen würde . . . was ist natürlicher, als daß ich diese Papiere einfach aus der Welt schaffe? Ich hätte sie ins Feuer geworfen, — aber ich hielt es für zweckmäßiger, Sie wissen zu lassen, daß jemand anders sie zu seinen Zwecken verwahrt hatte, damit Sie gewarnt wären und nicht etwa durch weitere Verbindungen mit Leuten dieser Art — der eine ist ja jetzt unschädlich — in gutem Glauben Unglück über das Land — und über sich brächten."

Godleva blickte gesenkten Hauptes zu Boden. Ihr Vater sah dem Oberst ins Gesicht: „Glauben Sie damit im Sinne Ihrer Regierung zu handeln?"

„Im Sinne dessen, der sie jetzt leitet, gewiß, so wie ich ihn zu kennen glaube."

„Möchte die Zukunft Ihnen Wort halten."

„Ich hoffe es. — Aber darauf kommt es hier ja nicht an," sagte der Oberst. „In einem Falle, der so selbstverständlich liegt, braucht doch wohl Ehre und Menschlichkeit nicht erst oben anzufragen. — Freilich nach dem, was Sie mir zuzutrauen scheinen, muß ich mich auch im eignen Interesse freuen, daß ich mich nicht mit der einfachen Mitteilung begnügte, ich hätte diese Dinge da gefunden und beseitigt." Er lächelte bitter. „Die Sache ist ja nun wohl erledigt, — und ich darf Sie nicht länger belästigen." Er verneigte sich kurz gegen Godleva und den Freiherrn und wandte sich zum Gehen.

„Noch einen Augenblick, bitte," sagte der Freiherr. „Sie wissen wohl schon, daß mein Nachbar mit seiner Tochter vergangene Nacht auf die Nachricht, daß Sie ermordet seien und die Behörden uns deportieren würden, entflohen ist."

Der Oberst sah ihn fragend an. „Ja — ich bedauere das. Aber warum erwähnen Sie es?"

„Er und seine Tochter, die sich mit der meinigen sehr angefreundet hat, waren so freundlich, auch uns die Mittel zur Flucht aus dem Machtbereich der Republik anzubieten. Meine Tochter, der ich die Entscheidung anheimstellte, hat es abgelehnt. Ich wünsche, daß sie Ihnen den Grund angiebt, der sie vor allem bestimmte."

Godleva fuhr errötend auf. Sie schüttelte das Haupt.

„So will ich es statt ihrer thun," fuhr der Freiherr fort. „Unsre Flucht wäre nur möglich gewesen dank der milden Form, welche Sie gegen Wunsch und Willen

andrer Leute unsrer Haft gegeben hatten. Deshalb lehnte meine Tochter es ab, zu fliehen."

„Die Baronesse war ja schon so freundlich mir mitzuteilen, daß sie eher von den Wölfen Hilfe annehmen würde als von mir."

Godleva hatte abgewandt, die Hand auf die Sessellehne gestützt gestanden. Bei dem bitteren Wort des Obersten blickte sie schmerzlich-flehend zu ihm hin. Er schien es nicht zu bemerken.

„Es scheint, auch Sie haben das Gedächtnis für empfangene Beleidigungen, das man unserm Hause nachsagt," bemerkte der Freiherr ruhig. „Erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie den Entschluß meiner Tochter nicht ganz richtig deuten. Meine Tochter — wie wir alle hier im Schloß — glaubte Sie nicht mehr unter den Lebenden. Sie sah voraus, daß unsre Flucht bei den freundlichen Beziehungen, in denen Sie einmal zu uns gestanden haben, den Feinden des Obersten Martin Stoff zu Verdächtigungen gegen seine militärische Ehrenhaftigkeit geben würde, — Verdächtigungen, die der Tote selber nicht mehr abwehren konnte. Dies war für sie — ich füge hinzu: auch für mich — entscheidend. Ich schuldete Ihnen diese Mitteilung, nachdem Sie vorhin angedeutet haben, daß wir Ihre Ehre und Menschlichkeit zu gering einschätzten."

Der Oberst blickte betreten vor sich zur Erde.

„Als Sie vorhin kamen," fuhr der Freiherr langsam fort, „war ich eben im Begriff, meiner Tochter eine andre Mitteilung zu machen. Es ist das beste, wenn Sie auch das hören. Mir fällt es sehr schwer, denn ich habe wissentlich noch nie die mir auferlegte Diskretion gegen einen Kavalier verletzt und thue es jetzt gegen einen Toten, — gegen meinen nächsten Blutsverwandten. Aber es muß sein, damit es ganz klar zwischen uns sei und Sie sich völlig frei fühlen von einer Verpflichtung gegen mich. Was mein Haus Ihnen vordem etwa Freundliches erwiesen hat, war nur sehr gering gegen das, was es Ihnen, sowie ich jetzt denke, schuldete, — nach göttlichem Recht, wenn auch nicht nach geschriebenem. Ich habe keine dokumentarischen Beweise für das, was ich Ihnen sagen werde, aber es ist wahr, denn es ist das Geständnis eines Sterbenden, mir allein als Geheimnis anvertraut: Ihre Mutter war eine wallonische Försterstochter aus der Nähe von Malmédy, mit Namen Marguerite Villon. Als sie mit Ihnen im Gehölz an der Fronerei zusammenbrach, war sie dicht am Ziele ihrer verzweifelten Wanderung nach dem Manne, der sie berückt und verlassen hatte, und der ihre furchtbare Anklage nur noch aus dem Antlitz der Toten lesen sollte. Dieser Mann war —" der Freiherr stockte, dann sagte er leiser, mit zitternder Stimme: „der als Komtur des Deutschen Ordens verstorbene Freiherr Roland von Roll."

Der Oberst sank stöhnend gegen die Thür und deckte die Augen mit der Hand wie vor einem Blitzstrahl. Godleva blickte entsetzt von ihm zu ihrem Vater zurück. Der nickte traurig. „Es ist so, Godleva," sagte er leise. „Du und er, ihr seid Bruderskinder, — verwandt — und geschieden durch das heiße, trotzige Blut unsres sündigen Geschlechts. Wir können kränken, aber keine Kränkung vergessen."

„O nicht geschieden!" rief Godleva erhobenen Hauptes. Ihre Augen leuchteten wunderbar, das Morgenlicht umwob rosig ihre Gestalt. Sie trat zu dem Oberst und

faßte seine Hand: „Komm zu dir, Roland!“ flehte sie. „Sei wie du bist, großherzig und edel. Vergieb, was an dir gesündigt worden ist. Vergieb auch mir, wenn du kannst. Mein Herz kennt den alten Wappenspruch jetzt besser — seit es dich als einen Toten betrauern zu müssen wähnte. Es weiß nichts mehr davon, daß du mich einmal gekränkt hast. Es weiß nur, was du mir vielmal Gutes gethan hast. Das kann es nie vergessen und muß dir danken, so lang es schlägt!“

„Godleva!“ Fast verzweifelnd klang's von seinen Lippen, und fast erschrocken starrte er in das geliebte Antlitz. Sie aber schlang die schönen Arme um seinen Nacken und schaute ihm in die Augen, erglühend vor Scham und Wonne. „Ich hab' dich lieb wie in jener Stunde, — und tausendmal mehr!“ Da legte er den Arm um sie und küßte sie auf Mund und Stirn. Sie ließ es willig geschehen, dann entwand sie sich ihm. Der Oberst blickte fragend nach dem Freiherrn hin. Der verbarg seine Rührung unter einem kurzen Lachen. „Die dienstliche Meldung ist unnötig, mein Lieber, — ich bin ja nun schon genügend unterrichtet.“ Godleva umarmte und küßte ihn. „O mein Vater!“ Er nickte ihr freundlich zu, reichte dem Oberst seine Linke und blickte ihm lange, liebevoll ins Gesicht: „Ich habe Sie lange lieber gehabt, als Sie ahnten und als ich's mir zugestehen mochte, mein Sohn. Nun hat es der blonde Trotzkopf da doch ins reine gebracht. Möchtet ihr beide lebenslang so glücklich miteinander sein, wie ihr mich in dieser Stunde macht.“

Er nickte den Liebenden freundlich zu und wollte das Zimmer verlassen. In diesem Moment brach durch die Galerie ein so entsetzliches Kindergeschrei heran, daß sie alle drei erschrocken zusammenfuhren. Numa und Pompilia stürzten herein. Ohne alle sonstige Artigkeit und Naschpolitik klammerten sie sich an Godlevas Kleid und erhoben aufs neue ihr Wehgebrüll, aus dem an menschlichen Sprachschätzen einstweilen nur der Name „Tante Judith“ herauszuerkennen war.

Aber hinter ihnen her trat der Gefreite und bisherige Schloßkommandant. Auch er schien, und zwar mit abergläubischem Grausen, nur eine der anwesenden Personen zu erblicken, vor der er dann vorschriftsmäßig strammstand: „Mein Oberst,“ stotterte er, „— ich habe mit dem Husar Dubais die Verfolgung der —“

„Sie können sich das jetzt sparen,“ sagte der Oberst. „Die Haft ist aufgehoben.“

„Ja, mein Oberst. Das hat mir der Leutnant Latour soeben mitgeteilt. — Aber ... wir haben den Wagen der Flüchtigen gefunden. Eine halbe Stunde von hier, auf der Straße nach Meckenheim, an einem Kreuzweg.“

„Was haben Sie gefunden?“

„Den Wagen. Leer und umgestürzt. Davor das Pferd, angefressen, — das heißt, mehr aufgefressen.“

„Die Wölfe!“ rief Godleva erblassend. Der Gefreite, der das Wort hier schon gelernt hatte, fuhr in seinem französischen Bericht fort, als hätte sein Vorgesetzter es gerufen: „Ja, mein Oberst. Die Wölfe sind dabei gewesen. Der Husar Dubais, der aus Lothringen ist und diese Art Tiere persönlich kennt, zeigte mir ihre Fährte und auch in der Ferne einen, der krank war; er lief kaum weg. Aber die Pferde wurden scheu. Ich hielt es für das beste, umzukehren und die Bauern aufzubieten.“

Der Oberst wandte sich zu seinem Oheim. „An jenem Kreuzweg, etwa hundert Schritt von der Straße, stand vor sieben Jahren eine kleine Schutzhütte?“

Der Freiherr nickte. „Steht noch da. Arg verfallen — aber gegen diese Feinde doch noch leidlich sturmfest. Wenn sie sich bis zu der Hütte retten konnten —"

Der Gefreite hatte wieder ein Wort aufgefangen. „Pardon, mon colonel, — ûté, c'est cabane, n'est-ce pas? Zwanzig Schritt davor saß der kranke Wolf, im Gebüsch. Aber die Pferde wollten nicht heran."

Der Oberst unterdrückte nur halb ein militärisches Kraftwort. Godleva beruhigte die Kinder, die wieder loszubrüllen drohten, und schob sie hinaus.

„Wie viel Leute haben Sie?" fragte der Freiherr den Oberst.

„Vier Karabiner, — sechs, wenn Sie dem Leutnant und mir mit zwei Büchsen aushelfen können. — Aber das graue Gesindel nimmt ja überhaupt bei Tage den Kampf gar nicht an." Er wandte sich wieder zu dem Gefreiten: „Ich lasse den Leutnant bitten, sofort alle Mann aufsitzen zu lassen und mit meinem Wagen im Schloßhof zu halten. — Kannst du uns etwas Stärkendes für alle Fälle mitgeben, Godleva?"

Godleva faßte seine Hand. „Ja. — Aber nimm mich mit, bitte." Und fast ohne seine Bejahung abzuwarten, wandte sie sich auf französisch an den Gefreiten: „Schicken Sie einen Mann vorauf nach unserm Hause, — der Hausmeister Jakob soll sofort anspannen und auf uns warten. Er soll viel warme Decken und dergleichen in den Wagen packen und die beiden Büchsen meines Vaters, meine und seine eigne schußbereit halten. — Die könnt ihr haben, du und der Leutnant. Bis zu unserm Hause kann ich in der Kutsche fahren."

„Sie hören, was meine Braut befiehlt," sagte der Oberst, „— na, was haben Sie denn?"

Der Gefreite schluckte krampfhaft. „Verzeihung, mein Oberst, — bis vorhin waren Sie ermordet, dann wieder springlebendig, und jetzt mit einem Engel verlobt, — c'est plus fort que moi!"

Der Oberst lachte trotz aller Sorge. Er griff in die Tasche — „Da, zu Ihrer Stärkung, — aber erst nachher!" und winkte ab. —

Hundert Schritt von der Landstraße und zwanzig Schritt abseits von der andern, an der die Schutzhütte stand, lag etwas, das der Husar Dubais unbeschadet seiner heimatlichen Sachkenntnis wohl als „krank" ansprechen konnte. Es war aber nur übersatt; — so satt und vollgefressen, daß es an einem neben ihm liegenden Stück Pferdefleisch einstweilen nur träge leckte. Unfern von ihm unter den verschneiten Haseln und Birken, die spärlich aus dem unfruchtbaren Waldheideboden aufragten, lagerten noch vier oder fünf gleich träge graue Gesellen. Zuweilen hob einer den häßlichen langschnauzigen Kopf und äugte aus den tückischen schiefstehenden Sehern nach der Schutzhütte hin, und wenn in dem kleinen glaslosen Fenster, das dort über Mannshöhe angebracht war, wieder ein angstbleiches schönes Menschenantlitz unter schwarzen Flechten herausspähte, erschraken sie nicht; sie leckten nur mit der langen Blutzunge über die Nase.

Drinnen in der Hütte war es still geworden. Der jüdische Kutscher schlief auf ein paar Reisigbündeln neben dem Feuer, an dem sie sich gegen Morgen aus Schnee

und Branntwein in der blechernen Reiseflasche eine Art Frühtrunk gebraut hatten. Der Bürger Manasse saß jenseits der Feuerstätte, auf einem mit der Pferdedecke überbreiteten Holzklotz, in seinen Mantel gehüllt, die Hände im Schoß und den Blick auf den Boden geheftet. Er „dachte"; darin wünschte er selbst hier und jetzt nicht gestört zu werden. Es kam aber immer nur dasselbe trübselige Denkergebnis heraus. Alles hatte er zuvor weise in Rechnung gezogen, nur eben nicht dies, daß der Wagen ein Rad verlor, das Pferd darüber stürzte und ein Bein brach. Und dann die Wölfe. Man hatte die rettende Hütte eben erreicht und die Thür verrammelt, als schon von der Landstraße her ihr Geheul aufklang, — und dann der entsetzliche Todesschrei des Pferdes. Nun lagerten sie draußen, und die Menschen saßen drinnen, mit einer einzigen doppelläufigen Flinte des Kutschers und der unsicheren Hoffnung auf Befreiung von den Wölfen des Waldes — durch die Wölfe der Republik.

Judith saß auf einem Reisigbündel neben ihrem Ausguckposten, einem Holzblock unter dem Fensterchen. Jetzt klang von der Landstraße her in langgezogenen Tönen ein tierischer Laut, verwandt dem Wolfsgeheul und doch verschieden von ihm wie das Gute vom Bösen. Judith stieg auf ihren Block. „Vater," rief sie, „die Wölfe laufen weg. Ein Hund — noch einer — Godlevas Hunde — jetzt haben sie einen." Ein scheußliches, kurzes Aufheulen bekräftigte den Bericht. „Vater," rief Judith wieder, „die Husaren kommen — auch von der andern Seite —"

„Der Ewige hat uns gegeben in ihre Hände," murmelte der Bürger Manasse schwermütig.

„Es ist ein kleiner Wagen dabei, mit einer Frau neben dem Kutscher," rief Judith immer erregter. „Es ist Godleva! Da — jetzt schießt sie!"

Draußen knallte es. Der Bürger Manasse blickte seine Tochter maßlos verwundert, fast ängstlich an. Der jüdische Kutscher fuhr auf und ergriff vorsichtig seine Flinte.

„Sie hat ihn getroffen — es war der große, gerade hier gegenüber, der mich immer so scheußlich anguckte . . . Da ist ein Husar mit einer Jagdbüchse — er legt an —"

Es knallte, und Judith schrie auf: „Vater, es ist der Oberst!"

„Gott sei mir gnädig, nu ist die Judith geworden verrückt!" seufzte der Bürger Manasse.

„Er ist es — sie kommen —" Judith sprang von ihrem Block und lief zitternd zur Thür hin. Die morsche Thür krachte unter kraftvolleren Stößen als von Wolfsklauen zusammen. Ein Strom frostfrischer Morgenluft ergoß sich in den modrigdumpfen Raum, und auf der Schwelle stand vom Morgenlicht umflossen Godleva neben Roland.

„Sie leben?" rief Judith.

Der Oberst schüttelte ihr lachend die Hand. „Es ist mein Schicksal, daß mich heute allewelt hier draußen als Gespenst anspricht. Ich lebe aber wirklich und habe mich zum Beweise dessen vor einer Stunde mit der Baronesse Godleva verlobt.

Judith fuhr zusammen und blickte zu Boden. Dann trat sie auf Godleva zu und umarmte und küßte sie inbrünstig.

„Nu,“ sagte der Bürger Manasse etwas unsicher, „da kann man ja in einem gratulieren und für freundliche Rettung danken.“ Der Oberst drückte ihm die Hand: „Unser Rettungskonto werde ich wohl schwerlich je begleichen. Aber auf den nächtlichen Ausflug konnten Sie verzichten. Gestatten Sie, daß ich Ihnen zur Rückreise zur Stadt meinen Wagen zur Verfügung stelle. Das Geiselgesetz ist aufgehoben, — durch den General Bonaparte, der jetzt die Republik leitet.“

„Was? Leitet er wirklich?“

„So wirklich wie nur denkbar.“

Der Bürger Manasse faltete die Hände und blickte nach oben: „Gott, was für ein schöner Morgen!“

XV.

Als die Veilchen blühten und die Buchfinken sangen, an einem besonders milden ersten Apriltag des Jahres 1800, war in der weiland kurkölnischen Residenzstadt früh am Morgen ein aufgeregtes Leben und Laufen. Der Brigade-General Roland Martin war noch einmal in Bonn eingekehrt, um „sein“ Husarenregiment persönlich zum Sammelplatz in Koblenz und von dort vereint mit dem andern Regiment der Brigade weiter zu führen, — weit weg an die Ufer des Genfer Sees, wo sich die „italienische Armee“ des Ersten Konsuls sammelte. Denn es war wieder, oder noch immer Krieg. Die *eine* große Sehnsucht nach dem Weltfrieden hatte der „Morgen des neuen Jahrhunderts“ nicht erfüllt. Aber es war wunderlich, wie anders sich die friedlichen Bürger jetzt sogar darein fügten. Denn der Krieg hatte jetzt einen Kriegsherrn, — nicht eine vielköpfige, untereinander hadernde und nur in der Habgier einige Klique von Schwätzern und Strebern, vielmehr eine bestimmte, große Persönlichkeit. Und dieser kriegsgewaltige, eben erst dreißigjährige Herrscher hatte in knapp vier Monaten auch in den nichtmilitärischen Dingen erstaunlich Wandel geschaffen. *Noch* hielt er sich in gutem Sinne über den Parteien und versuchte sie in der einzigen Weise zu „versöhnen“, bei der für die Allgemeinheit etwas herauskommt, nämlich indem er scharfen Blickes aus allen Parteien die fähigen Köpfe und geschickten Hände zu der einen großen Partei der ehrlichen Arbeit vereinte. Was die Revolutionsflut an Einrichtungen und Menschen *Gutes* hinterlassen hatte, sollte jetzt wirken. Auch die Bürger Bonns empfanden es an ihrem Teile vielfältig. Der General Jourdan hatte sich, sobald sein politischer Schnupfen durch einige Wochen Stubenpflege ausgeheilt war, anstatt auf den Weg nach Cayenne an die Spitze eines Armeekorps begeben dürfen; aber sein jakobinischer Parteigenosse Lecanal blieb vergraben — gleichfalls nicht in Cayenne, aber in der machtlosen Verächtlichkeit gestürzter Demagogen, denen eine weise Regierung sogar den billigen Schein einigen Märtyrtums versagt. An seiner Stelle war ein tüchtiger Verwaltungsbeamter jetzt daran, inmitten aller Kriegsrüstungen von Koblenz aus die Geschäfte der vier „neuen Departements“ am Rhein zu regeln. Das Schulwesen begann sich zu ordnen; zur Pflege des Rechtes wurden tüchtige Männer eingesetzt, die sich in dem Wust alter und junger Verordnungen nach bestem Gewissen zurechtfinden mochten, bis das neue bürgerliche Gesetzbuch, das gleiche Recht

für alle, fertig war, an dem in Paris die Elite praktischer Juristen unter dem Vorsitz des Ersten Konsuls arbeitete. Handel und Gewerbe trugen leichter die eine große Last der Staatssteuern, seit sie sich besser gegen die unzähligen, unvorhersehbaren Quälereien kleiner und großer Blutsauger geschützt fühlten, und vor allem: es lief wieder mehr wirkliches Geld um, statt der Assignaten und Mandate, die man zuletzt im Ramsch nach dem Gewicht haben konnte, das Pfund für einen Thaler. Es war lehrreich, wie viel leichter sich auch in der politischen Kleinwelt der ehemaligen Residenzstadt die Leute der verschiedensten „Prinzipien" vertrugen, seit sie wieder etwas im Beutel oder Aussicht hatten, es durch ehrliche Arbeit zu verdienen. Sie empfanden sich darum nicht als Franzosen, — so wenig wie sie unter den Kurfürsten ein deutsches Nationalgefühl gekannt hatten. Das war ja überhaupt seit Jahrhunderten im römischen Reiche deutscher Nation trotz aller herkömmlichen Reichstagsphrasen von „teutscher Libertät", trotz allem Bardengebrüll von „Söhnen Teuts" und dergleichen gründlichst verkümmert und lebte einstweilen nur noch unpolitisch in Kopf und Herz einsamer Dichter und Denker, wo es goldene Träume von einer neuen deutschen Geistesblüte und teilweise auch herrliche Werke zur Verwirklichung solcher Träume reifte. „Kurfürstlich" oder „republikanisch" waren die Leute in Bonn fünf Jahre gewesen; jetzt waren sie vereint „bonapartistisch". Sogar die Baronin mit dem Puderturm auf dem Kopf hatte nichts mehr gegen die neue Weltordnung einzuwenden, seit ihr die neuen Gerichte eine kleine Entschädigung für ungerecht konfiszierte Liegenschaften zugebilligt und in bar, ausreichend für unzählige Tassen Kaffee, ausgezahlt hatten; und während sie nun im Wagen des Geheimrats von Munch mit ihm, der Nichte und dem Domherrn nach der Koblenzer Landstraße hinausfuhr, sagte sie gnädig: „Er hat effektiv etwas Kavaliermäßiges, dieser General Martin, und ich gönne ihm unsre gute Godleva. Schade, daß unsre Excellenz von Roll selig die Hochzeit nicht mehr erlebt hat."

Dem Freiherrn von Roll hatte ein Schlagfluß am 1. Dezember schmerzlos das neue Beiwort verschafft, welches die fromme Dame seinem Namen anhängte. Drei Monate später hatte der neue „Maire" der Stadt, Bürger Eichel, die Eheschließung Rolands und Godlevas vorschriftsmäßig nach dem neuen Civilstandsgesetz beglaubigt. Der Sturmschritt, mit dem das „neue Jahrhundert" in die Welt trat, duldete kein „Trauerjahr" und auch kein allzu langes Rasten in idyllischen „Flitterwochen". Seit einigen Tagen war die Generalin Martin schon unterwegs von Paris nach Genf, um dort ihr „Heim" einzurichten und nach kurzer Wiedervereinigung wer weiß wie lange als Strohwitwe zu bewohnen, — in einem Landhaus, das ihr der Erste Konsul auf das Fürwort von „Madame" überwiesen hatte. „Madame", — in diesem Worte klang der ganze plötzliche Wandel der Zeiten seit dem „20. Brumaire des Jahres VIII" auf. Vor der Revolution war es der Titel der Gattin von „Monsieur", dem ältesten Bruder des regierenden Königs gewesen; und jetzt führte ihn — offiziös, fast offiziell — die Gattin des regierenden Konsuls. Noch nicht „Sa Majesté", aber doch beinah. Die Häutung zur Monarchie versprach sich sehr schnell und schmerzlos zu vollziehen. Einstweilen hieß das Ding noch Republik, der „neue" Kalender galt noch und zeigte heut auf den „13. Germinal", der Freiheitsbaum auf dem Bonner Markte stand noch, völlig kahl und nadellos, und von den Kirchtürmen klangen die Glocken noch

zu republikanischen Festen, — aber auch wieder zum Gottesdienst der Konfessionen, denen sie „wieder“ gehörten.

Diesmal war es ein Abschiedsläuten und sehr beweglich wiederhallend in vielen Herzen; — die „Martinshusaren“ hatten es sichtlich verstanden, auch im Anknüpfen zartester Verhältnisse das Vorbild ihres ersten Kommandeurs zu befolgen. Es gab unter der Volksmenge vor dem Koblenzer Thor erstaunlich viel Scheidescenen und hübsche Bürgermädchen und Mägde, die sich in großer Rührung die Augen mit dem Tuche trockneten, — auch wohl einmal in der Zerstreutheit mit dem Paket, das eine letzte schmackhafte Liebesgabe umschloß. Aber die weibliche Wehmut stieg auch in „prominentere“ Kreise. Auch die Bürgerin Judith führte ihr Thränentüchlein heute nicht umsonst im Gürtel.

Sie stand auf dem Platz vor dem „alten Zoll“, der für die Behörden und deren Angehörigen reserviert war, — der Bürger Manasse hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er jetzt auch, unter dem Vorsitz seines Geschäftsfreundes Eichel, die Gemeinderatsschärpe trug. Neben ihr stand der junge Levi aus Wien, der die Zeichen der Zeit und die winterliche Waffenruhe wahrgenommen hatte, um nach Abwickelung seiner Wiener Geschäfte in das heimische Haus zurückzukehren. Ein durchaus annehmbarer junger Geschäftsmann war's, der die Modetracht eines „vernünftigen Liberalen von Stande“ mit Kniehosen, gestreifter Weste, blauem Leibrock und Cylinderhut mit vielem Anstand trug und sich in jeder Beziehung zu benehmen wußte. Klug blickend und lebhaft gestikulierend redete er Vergleichungen seiner Wiener Truppenschau-Erfahrungen mit der heutigen. „Es sind tüchtige und starke Leute, die kaiserlichen Kürassiere, aber alles so steif und eingeschnürt, und man sieht es ihnen am Gesicht an, daß der Stock noch bei ihnen regiert. Und die Offiziere! So sehr viel alte Herren dabei, mit dem goldknöpfigen Rohrstock in der Hand, gepudert und gichtbrüchig. Hier ist in allem ein andrer Schick. Es ist alles jugendlicher.“ Der junge Levi war noch sehr für das jugendliche. Aber auch der Bürger Schmitz neben ihm nickte beifällig: „Vorige Woche ist ja das andre Regiment von der Brigade hier durchgekommen, die Karabiniers. Schöne Leute, alles was wahr ist, in blauen Waffenröcken und Stahlhelmen mit langen Roßschweifen dran. Aber unsre netten kleinen Husaren sind mir doch noch lieber. Schade, daß sie nach dem Krieg nicht wieder hierher kommen. Nun haben wir künftig nur noch das Infanterie-Bataillon hier, und das Bezirkskommando nach der neuen Manier, was Ihr zu leiten habt. Ihr bleibt jetzt der erste, Oberstleutnant.“ Der Oberstleutnant Hahnebein nickte gemütlich. In dem Militärstaate des neuen Kriegsherrn war auch Verwendung für Offiziere seinesgleichen, — unblutige Bureauposten mit regelmäßiger Arbeit, pünktlich ausgezahlter Gage und stillen Abendschoppen. So etwas hatte er sich eigentlich schon lange gewünscht, und er hatte es nun.

Der Bürger Manasse blinzelte nach dem Gitterthor des Alten Zolls hinauf, wo zwei große Nationalflaggen im Frühlingswinde flatterten. Die eine trug im Mittelfelde das Schlagwort der Republik: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ Auf der andern stand: „Ehrlichkeit, Thätigkeit, Sicherheit.“ — „Das ist Euer Einfall, Bürger Eichel,“ sagte er. „Man kann nichts dagegen sagen. Wenn der Erste Konsul uns will wahr machen diese Worte, werden sich die drei andern verstehen von selber.“

„Ich meine immer,“ sagte der Bürger Schmitz nachdenklich, „wenn er uns jetzt durch einen letzten tüchtigen Krieg den Frieden schaffte, der Bonaparte, und dann stürbe — ich will es gewiß nicht wünschen, aber ich meine immer, das wäre das größte Glück für ihn. Dann könnten sich unsre Kindeskinder keinen schöneren Engel im Himmel denken. Wer weiß, wie er sich später hält.“

Auf diese ausnehmend philosophische Betrachtung des Kollegen Schmitz konnte der Bürger Manasse nur noch mit einem ernsthaften Nicken antworten, denn die Schwadronen standen jetzt parademäßig, durch die Zuschauermenge ging ein Ruck nach links, dem Thore zu, und dann ein großes Hochrufen. Der General Martin kam durch das Thor geritten, im Schritt an der Spitze des Stabes. Er trug statt der neuen, schon etwas philisterhaft-höfischen Generalsuniform kraft besonderer Verleihung die Tracht „seiner“ Husaren. An der Magistratstribüne machte er Halt und verabschiedete sich freundlich-kurz von jedem; zuletzt von Judith. Sie reichte ihm weinend die Hand. „Grüßen Sie Godleva . . . Und bitte, nehmen Sie ihr dies mit. Ich habe es gestern selbst geholt . . . ein Reislein Immerschön aus dem Wald bei Herzogsfreude. Numa und Pompilia lassen grüßen. — Gott schütze Sie!“

Er lächelte ihr dankbar zu. Dann sprengte er zu dem Regiment . . . Schmetternder Parademarsch; ein Grüßen, kurz wie ein Kommando, von vielhundertstimmigem Chor erwidert; und wieder Kommandorufe . . . . langsam schwenkten die Geschwader in die Landstraße ein, eine bunte, im Frühlingssonnenschein schillernde Riesenschlange. Die Regimentsmusik spielte die Marseillaise, in einem seltsam verlangsamten, feierlichen Tempo, wie es die Etikette beim Auszug auf immer aus einer Garnison vorschrieb. Wundersam, erschütternd und hinreißend, klang die eherne Hymne durch das Geläut der Glocken und die Abschiedsrufe der Menge hin. Der General Martin ritt an der Spitze des Regiments neben dem neuen Oberst, stumm dankend, die Hand an der Schläfe, und auf dem ernsten Antlitz das stille, gefaßte Lächeln, das in trübsten Wintertagen die Herzen der Unterdrückten erquickt und befriedet hatte. Die Bürger längs der Straße schwenkten die Hüte, die Mädchen und Frauen ließen ihre Tüchlein flattern und warfen den Reitern Veilchen und Frühlingsreiser zu. So sind sie hinausgezogen aus der kleinen Stadt in die wilde Welt, — in den ersten Krieg eines „neuen Jahrhunderts“.



